ILLUSTRIRTE ZEITUNG

LEIPZIG
VERLAG J·J·WEBER

NR·4386 ★ 4·APRIL·1929

A. A.

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4386. 172. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 4. April 1929.

Allgemeine Notizen.

Bayreuther Bühnenfestspiele. Für die Spielzeit 1930/31 ist laut Beschluß der Verwaltung der Bühnenfestspiele neben der Neueinstudierung des Tannhäuser die Wiederaufnahme des Tristan vorgesehen worden. Das nächstjährige Programm wird sonach 2 Ringzyklen, 5 Tannhäuser-, 5 Parsifal- und 3 Tristanaufführungen umschließen. Die Mitwirkung Toscaninis ist zugesagt worden.

Deutsche Grönland-Expedition. Eine deutsche Grönland-Expedition wird unter Leitung von Prof. Dr. Alfred Wegener, Graz, für die Jahre 1930/31 vorbereitet. Die Finanzierung ist von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft übernommen worden. Um die Stärke des Inlandeises festzustellen, soll auf Schlittenreisen der 71. Breitegrad verfolgt werden. Eine weitere Aufgabe gilt der Bestimmung der Seehöhen und Schweremessungen. Eine Vorexpedition wird die Vorbereitung dieser Aufgaben treffen und auf der erwähnten Reiseroute drei Winterlager errichten, in denen 1930/31 eine größere Anzahl von Wissenschaftlern überwintern wird.

Internationale Medizinkongresse. In diesen Tagen findet in Lyon die vierte Zusammenkunft der ständigen internationalen Kommission für Berufskrankheiten statt. Hierauf folgt vom 11. bis 13. April der internationale Ärztinnenkongreß in Paris. In diesem Monat tritt außerdem in Washington der erste internationale Kongreß für geistige Hygiene zusammen. Vom 13. bis 15. Juni tagt in Atlantic City der erste internationale Krankenhauskongreß. Im Juli hält die Internationale Gesellschaft für Chirurgie ihren achten Kongreß in Warschau, im September die Internationale Vereinigung für Mikrobiologie in Paris ihren ersten Kongreß ab.

Besuchen Sie Dänemark. Von altersher bildet das Reich der grünen Inseln ein lohnendes und äußerst interessantes Reiseziel. Zahlreiche Badeorte mit ihrer balsamischen Seeluft und rauschenden Wäldern, die vielen großen und kleinen Inseln, Naturschönheiten und -Wunder, sagenumwobene historische Stätten, die Residenz Kopenhagen und andere sehenswerte Städte laden zum Besuche und längerem Verweilen ein. Allen Reiselustigen und Erholungsuchenden sei deshalb die mit Streubildern reichlich ausgeschmückte Broschüre empfohlen, die vom Reisebüro Norden, Berlin W 8, Unter den Linden 30, kostenlos versandt wird. Das

Heftchen gibt in knapper Form eine Schilderung wichtiger Sehenswürdigkeiten. Eine Karte über die kürzesten Reisewege sowie Pläne für zwei vierzehntägige Reisen durch Dänemark sind der Broschüre beigegeben.

Gedenktafel für Savigny. Vielfach ist der Wunsch geäußert worden, die Geburtsstätte des großen Juristen Friedrich Karl von Savigny durch ein äußeres Zeichen kenntlich zu machen. Der Magistrat der Stadt Frankfurt a. M. kam diesem Wunsche nach und ließ an dem Hause Allerheiligenstraße 52 eine Gedenktafel anbringen, die anläßlich des 150. Geburtstages Savignys, im Februar d. J., enthüllt wurde. Allerdings steht das Geburtshaus, das sich an dieser Stelle befand, nicht mehr. Es war eines der Stammhäuser der den Savignys befreundeten alten Patrizierfamilie von Holzhausen.

Bad Hersfeld. Den Namen Hersfeld hat in deutschen Landen schon ein jeder gehört. Wildenbruchs Hexenlied klingt auf: „Zu Hersfeld, im Kloster, der Prior sprach . . . “. Oder Gustav Freytags romantisches Gemälde aus dem „Nest der Zaunkönige“, das von Hersfeld erzählt, tritt wieder vor die Seele. Der Geschichtskundige kennt Hersfeld als eine der ältesten christlichen Kulturstätten Deutschlands. Wie schön ist das Städtchen. Aber schöner noch ist die umgebende Natur. Berg reiht sich an Berg, Wald an Wald. Wunderliebliche Täler öffnen sich den Blicken, weite Bergwiesen und sonnige Halden zeigen ihre Herrlichkeiten. Seit dem 30jährigen Kriege ist Hersfeld als Bad bekannt. Die heilkräftigen Wasser hatten einen Zulauf aus ganz Deutschland, wie ein zeitgenössischer Chronist schrieb. Trink- und Badekuren an der „Lullusquelle“ haben für Magen-, Darm-, Leber- und Zuckerleidende ganz überraschende Wirkungen zum Bessern gehabt. Bad Hersfeld ist das reichsdeutsche Karlsbad, denn die chemische Zusammensetzung der Bestandteile seines Brunnens ist die gleiche. Die gesunde Höhenlage des Ortes, die ozonreiche Waldluft und die schöne, zu angenehmen Spaziergängen lockende Umgebung tun ein übriges. Bad Hersfeld ist kein Luxusbad. Hier waltet der Frieden ländlicher Natur. Daneben bieten die täglichen Konzerte der Kurkapelle und mannigfache Veranstaltungen der Kurverwaltung eine willkommene Abwechslung. Bad Hersfeld bietet nach vielen Richtungen hin dem Heilungsuchenden eine Gewähr für eine erfolgreiche Kur und nachhaltige Wirkung. Die Kurverwaltung ist zu allen weiteren Auskünften jederzeit bereit.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

FESSELNDE LEKTÜRE

GEMÄLDE VON IMRE GOTH

Von der Hochzeit des Kronprinzen Olaf von Norwegen und der schwedischen Prinzessin Martha in Oslo (Norwegen): Der Brautzug mit der von Vorreitern eskortierten Galakarosse des Brautpaars auf dem Wege durch die Carl-Johann-Straße zur Trauungsfeier.

HOCHZEIT IN OSLO

Dem Tag der Trauung des norwegischen Kronprinzen Olaf und der Prinzessin Martha von Schweden, Tochter des Prinzen Carl, eines Bruders König Gustavs von Schweden, und der Prinzessin Ingeborg, galt eine besondere Bedeutung. Für die Norweger war es ein wirkliches Volksfest, genießen doch das norwegische Herrscherhaus und besonders Kronprinz Olaf, auch als Skiläufer sehr populär, bei der Bevölkerung außerordentliche Beliebtheit. Dann trug das Fest aber noch eine symbolische Note im Sinne einer Wiederannäherung der beiden Staa-

Begrüßung bei der Ankunft der Braut auf dem Bahnhof in Oslo.

Links: Die Trauung in der Erlöserkirche. Vor dem Altar Bischof Lunde und das Brautpaar.

Das Brautpaar, Kronprinz Olaf von Norwegen und Prinzessin Martha von Schweden, und der Herzog von York, zweiter Sohn des Königs von England, mit den Brautjungfern. (Von links nach rechts) Damen der norwegischen Gesellschaft: Fräulein Broch, Wedel-Jarlsberg, Nanson und Fearnley; das Brautpaar: Herzog von York; Prinzessin Ingrid, Tochter des schwedischen Kronprinzen Gustav Adolf, und Damen der schwedischen Gesellschaft: Fräulein Carleson, Ekelund und Steuch. — (Aufnahmen: Wilse, Oslo.)

ten, die früher lange durch Personalunion vereint waren; im Jahre 1905 hatte aber Norwegen sich von Schweden losgelöst und Prinz Carl von Dänemark als Hakon VII. zum König gewählt. Außerdem feierte das selbständige Norwegen zum erstenmal seit über 600 Jahren wieder eine Fürstenhochzeit.

Am Vorabend der Hochzeit wurde im Osloer Nationaltheater eine Galavorstelluug veranstaltet, an der das junge Paar und eine große Anzahl fürstlicher Gäste teilnahmen. Am 21. März fand dann in der Erlöserkirche die Trauung statt, vollzogen von Bischof Lunde. Zu dieser Feier waren außer den fürstlichen Gästen 1600 Personen geladen. Kronprinz Olaf trug die norwegische Leutnantsuniform und Prinzessin Martha ein Silberlamé-Brautkleid mit einer vier Meter langen Spitzenschleppe, die von zwei kleinen dänischen Prinzen getragen wurde. Während des Spruchs des Jaworts wurden auf der Festung Akershus die Geschütze zum 42-schüssigen doppelten Königssalut gelöst. Nach der Feier in der Erlöserkirche begaben sich die Hochzeitsgäste ins Schloß zum Festmahl, an dem 600 Gäste teilnahmen. Darauf trat das Paar seine Hochzeitsreise nach dem Süden an.

Die zur Hochzeit versammelten Fürstlichkeiten.
Hinter dem Brautpaar (in der Mitte) König Hakon von Norwegen, Vater des Bräutigams: links vom Brautpaar Prinzessin Ingeborg, die Brautmutter; hinter ihr der Herzog von York; links von ihm Kronprinz Gustav Adolf von Schweden. Rechts vom Brautpaar Königin Maud, die Mutter des Bräutigams; dahinter schräg rechts Prinz Carl von Schweden, der Brautvater.

JULIUS HART

ZUM 70. GEBURTSTAG DES VORKÄMPFERS DER NATURALISTISCHEN LITERATUREPOCHE IN DEUTSCHLAND

Unsere schnellebige Zeit vergißt leicht die Persönlichkeiten, denen sie für ihren geistigen Aufbau dankbar sein sollte, zumal wenn diese so wenig um ihren Ruhm besorgt sind wie Julius Hart, dessen siebzigsten Geburtstag wir am 9. April feiern. Er ist der Überlebende eines Bruderpaares, das Jahrzehnte hindurch immer in einem Atem genannt wurde, nachdem es in den Jahren 1882—1884 gemeinsam die „Kritischen Waffengänge“ herausgegeben hatte, jene Folge von sechs Flugschriften, in denen, an den jungen Goethe und seine Zeit anknüpfend, die Überwindung der Antike durch die moderne Poesie als These aufgestellt und die Notwendigkeit einer echt nationalen Dichtung, nicht dem Stoffe, sondern dem Geiste nach, verkündet wurde. Man brauche keine weitere Formenglätte, sondern mehr Tiefe, mehr Glut, mehr Größe. Dieser Kampf um das Epigonentum, der unter den Zeitgenossen die erregtesten Diskussionen hervorrief, wurde in den zwei Heften des „Kritischen Jahrbuchs“ (1889 bis 1890) fortgesetzt. Es war ein Kampf gegen alle anmaßende Mittelmäßigkeit, Kleinlichkeit und Gemeinheit und für alles Große, Echte und Tiefe. „Niemals“, so heißt es im Vorwort, „hat es in Deutschland so viele Kritiker und Kritiken gegeben, wie in der Gegenwart, und niemals so wenig Kritik.“ Mit vollem Verantwortungsgefühl hat Julius Hart dieses Kritikeramt bis zum heutigen Tage ausgeübt. „Ich habe“, so schrieb R. M. Meyer in seiner Literaturgeschichte, „nie eine Rezension von Julius Hart gelesen, aus der nichts zu lernen gewesen wäre.“ Darüber sind seine dichterischen Werke gänzlich in den Hintergrund getreten. Das starke Ethos und die ideale Gesinnung der Brüder Hart zeigen sich auch in der Gründung der „Neuen Gemeinschaft“, die in Schlachtensee bei Berlin ihre Verwirklichung fand, aber an den harten Tatsachen des Lebens bald zugrunde ging. Den hohen Sinn für das Ideale allen Trübungen zum Trotz nie verleugnet zu haben, ist der Ruhmeskranz, der heute den Siebzigjährigen schmückt.

DER DICHTER ÜBER SICH SELBST

Am 9. April dieses Jahres 1929 blicke ich auf ein siebzigjähriges Leben zurück. Die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung“ in Leipzig hat mir nun den ehrenden Auftrag gegeben, von mir und über mich selber, „auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens“, zu schreiben und Beichte und Rechenschaft darüber abzulegen, wie ich meine Tage verbracht habe.

Wie wohl die meisten, schaue ich eigentlich auf die Jugendjahre als auf ein goldenes und paradiesisches Zeitalter zurück, und das Glück, die Stille und den Frieden des elterlichen Heimes habe ich mein ganzes Leben lang als eine Quelle ewiger Jugend empfunden: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Bescheiden und kleinbürgerlich ging es daheim schon zu, und Frau Sorge war ständiger Gast am Herde. Der Vater war Regierungsbeamter, der nach zwölfjähriger Militärdienstzeit als Supernumerar ein schmales Gehalt vierteljährlich bezog und davon bereits drei Jungen ernähren mußte, von denen ich selber der dritte war. Vier andere Kinder, darunter drei Mädchen, folgten noch nach. Alle Sorge und Liebe der gütigen Eltern gehörte diesem Nachwuchs an, aufs innigste fühlten wir uns alle miteinander verbunden, und von Zank und Streit haben wir niemals etwas verspürt.

Frühzeitig, mit dreieinhalb Jahren schon, kam ich zur Schule, zunächst für ein Jahr auf die Kleinkinderschule meiner Vaterstadt Münster (Westfalen), wo ich zuerst auch in die Geheimnisse des Abc eingeweiht wurde und auf der Schiefertafel schreiben lernte. Zu Weihnachten fand mein erstes Auftreten „in der Öffentlichkeit“ statt, und ich wurde damit ausgezeichnet, daß ich das Begrüßungsgedicht:

> „Seht ihr den Christbaum strahlen
> in seiner hellen Pracht?“

vortragen durfte, was mir als Honorar ein Lebkuchenherz und einen stolzen Blechsäbel einbrachte. Dann ging's zur Elementar- und Rektoratschule, sieben Jahre lang, wo ich ein fleißiger und stiller Schüler war und unter anderm auch mit meinem ältesten Bruder Heinrich den Versuch unternahm, die ganze Bibel auswendig zu lernen. Es blieb aber bei einem recht kümmerlichen Versuch. Das Pendel schlug zurück: Neun Jahre alt, wurde ich von meinem Bruder zum Freigeist bekehrt. In recht kurzer Zeit! Seine in lateinischer Sprache mir vorgelegte Gewissensfrage „Quem amas tu magis, me vel deum?“ („Wen magst du mehr leiden, mich oder Gott?“) wehrte ich ein Viertelstündchen verzweifelt als gottlos ab und erklärte mich dann allerdings zuerst für Gott. Aber seine Drohung: „Dann kannst du ja auch mit deinem Gott spielen gehn, ich spiele nie mehr mit dir!“ war doch zu fürchterlich, und ich erklärte mich für ihn. Vierzehn Tage lang lebte ich dann noch unter Furcht und Schrecken, es könne ein Feuer im Hause aufkommen, Krankheit oder gar der Tod über die Familie hereinbrechen, aber als weiter gar nichts geschah, war es mir, als wäre mir eine Last von der Seele gefallen.

Schon früh als Kind war ich ein rechter Bücherwurm geworden. Das Erscheinen der ersten Bändchen von „Reclams Universalbibliothek“ erweckte einen Freudenrausch in meinem Bruder und mir, und als ich im Herbst des Kriegsjahres 1870 als Elfjähriger aufs Gymnasium kam, in die Quarta, lag die Periode der Indianer- und Seeräubergeschichten bereits überwunden hinter mir. Wohl brachte es mir in der Schule einen Tadel ein, daß ich in einem Schulaufsatz über das Thema, was wir uns zu Weihnachten wünschten, das Verlangen nach Shakespeares Werken ausgesprochen hatte. Das sei noch eine verbotene Lektüre für mich, meinte der Lehrer. Aber ich bekam sie doch. Und als mir auf der Untertertia unser Deutschlehrer prophezeite, ich würde gewiß später Bücher schreiben und Schriftsteller werden, überraschte mich das keineswegs. Es war ja meine Hoffnung! Seit meinem achten Jahre dichtete ich schon mit meinem Bruder um die Wette, und das Dichterbündchen, das wir 1871 zuerst gründeten, tagte dann während unserer Gymnasialzeit dauernd auf unserer Bude. Peter Hille kam nach Münster und wurde 1873 unser bester und innigster Freund — und unser erster Verführer ins Wirtshaus. Als Untersekundaner schrieb ich einen Roman, „Die Mühle im Spessart“, den die „Westfälische Provinzial-Zeitung“ in meiner Vaterstadt umgehend veröffentlichte, und der zwanzig Nummern füllte. Wilde Hoffnungen erfüllten mich. Ich träumte sogar von einem Honorar von zehn Mark. Aber als ich deswegen schüchtern anklopfte, blieb die Redaktion stumm. Ein neuer Roman, den ich schickte, kam umgehend mit gedrucktem Formular zurück. Die Schriftleitung hatte inzwischen erfahren, daß ihr ein Vierzehnjähriger ein Kuckucksei ins Nest gelegt hatte. Zwei Jahre später stellte mir dann Ernst Eckstein in der „Deutschen Dichterhalle“ das mich beseligende Zeugnis aus, ich besäße ein glänzendes Talent, und veröffentlichte mein erstes Gedicht „Klinsors Nachtlied“. Mein Bruder hatte inzwischen die Universität bezogen, in meinen letzten Gymnasialjahren war ich der Schule recht fremd geworden. Die Nächte pflegte ich mehr mit den Schauspielern zu durchkneipen, und bevor ich noch mein Abiturientenexamen machte, hatte ich mit meinem Bruder und unserem Freunde Albert Gierse die Vierteljahrsschrift „Deutsche Dichtung“ gegründet, bei der ich natürlich ein eifriger Mitarbeiter war.

Aus der Jugendzeit: Julius Hart als Zwanzigjähriger.

Heinrich Hart, Julius Harts Bruder und Schaffensgenosse (um 1880, † 1906).

Der 70jährige Julius Hart in seinem Heim in Berlin-Zehlendorf. (Aufnahme von seiner Tochter Grete Hart.)

Gertrud Prellwitz,
Schriftstellerin, besonders durch ihren Jugendbewegungsroman „Drude“ bekannt geworden, Verfasserin von Gedichten und Dramen, wird am 5. April 60 Jahre alt.

Begräbnis des vor kurzem verstorbenen Metropoliten (oberster Geistlicher) von Griechenland, Neophitos, in Athen: Der Tote wird nach der Sitte des griechischen Klerus in vollem Ornat, sitzend zu Grabe getragen und beigesetzt.

Der 46000-Tonnen-Lloyd-Dampfer „Europa“ auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg ausgebrannt.

Oben: Der in Flammen gehüllte Schiffsneubau während der Löscharbeiten am 26. März.

Unten: Spuren des Brandes auf der „Europa“: Die Eisenwände auf dem Vorderschiff, die infolge der großen Hitze sich stark verbogen haben und teilweise gesprungen sind.

Die feierliche Beisetzung des Marschalls Foch, des Generalissimus der Alliierten in der letzten Kriegsphase, am 26. März: Der Sarg auf der Lafette unter dem „Arc de Triomphe“ in Paris. Davor die Angehörigen des Verstorbenen.

Nikolaus Graf zu Dohna-Schlodien,
als Korvettenkapitän Kommandant des Hilfskreuzers „Möwe“ auf ihren beiden berühmten Kaperfahrten während des Weltkriegs, feiert am 5. April seinen 50. Geburtstag.

Wiederauferstandene Renaissance: Paul Wegener in der Titelrolle des Schauspiels „Pietro Aretino“ von H. J. Rehfisch.
Dieses am 24. März im Schillertheater, Berlin, uraufgeführte Stück spielt im Venedig der Renaissancezeit; in seinem Mittelpunkt steht der lebensfrohe, einflußreiche Pamphletist Pietro Aretino.

Im Winter 1877 kam ich dann mit meinem Bruder zum erstenmal nach Berlin. Eigentlich sollte ich Jura studieren. Doch daraus wurde freilich nichts. All unser Sehnen ging dahin, freier Schriftsteller zu werden. Wir gründeten den Deutschen Literaturkalender, den wir einige Jahre später an Joseph Kürschner verkauften, und eine literarische Monatszeitschrift: „Deutsche Monatshefte“, und schlossen warme Freundschaft mit Ernst v. Wildenbruch, dessen erste Dramen wir darin veröffentlichten. Im Winter darauf ging ich als Theater- und Kunstkritiker nach Bremen, veröffentlichte meine erste Gedichtsammlung „Sansara“, und es begann dann für uns auf ein paar Jahre die Zeit der Wanderung, auch durch verschiedene politische Redaktionen, bis wir 1882 unseren dauernden Wohnsitz in Berlin nahmen und die „Kritischen Waffengänge“ schrieben, die als der erste Hornstoß galten, der die neue Literaturbewegung in Deutschland weckte. Aus den Kreisen der Jüngsten, Werdenden kamen Rufe der Zustimmung. Unsere Stube wurde Sammelpunkt der neuen Geister. Karl Henckell, Otto Erich Hartleben, Hermann Conradi, Paul Ernst waren die ersten. Viele folgten. Diese Zeiten bedeuteten auch ein paar Jahre künstlerischen Zigeunerlebens und der Boheme bei schmaler Kost und wenig Geld. Im Jahre 1887 übernahmen wir dann die Theaterkritik der „Täglichen Rundschau“, der wir 13 Jahre lang treu blieben, bis wir in gleicher Eigenschaft an den neugegründeten „Tag“ übergingen, an dem ich noch heute tätig bin.

Prof. Anton Beer-Wallbrunn, bekannter Münchener Komponist, † am 22. März im 65. Lebensjahre. Er schuf erfolgreiche Opern und Orchesterwerke und war seit 1901 Professor an der Staatlichen Akademie der Tonkunst in München.

Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre hatte sich die neue Bewegung in Kunst und Literatur durchgesetzt. Herzliche Freundschaft verband uns vor allem mit Willi Boelsche und Bruno Wille, und ihrem Beispiel folgend, siedelten wir dann nach Friedrichshagen bei Berlin über. In der Nachbarschaft, in Erkner, wohnte Gerhart Hauptmann. Friedrichshagen wurde für einige Jahre lang ein beliebter Sammelpunkt der jungen Geister, und die lichten Tage, die frohen Nächte, die wir dort verlebten, gehören zu meinen schönsten Lebenserinnerungen. Beteiligt war ich an der Gründung der „Freien Bühne“, die, unter der Leitung Otto Brahms, den Naturalismus zum Siege führte, der „Volksbühne“, zu der Bruno Wille den ersten Anstoß gab, und all der vielen Bühnen- und literarischen Vereine, des „Durch“, der „Kommenden“, der „Freien literarischen Gesellschaft“ usw., die damals wie Pilze aus der Erde schossen. Ein Gedichtbuch von mir: „Triumph des Lebens“, erschien, ferner eine Sammlung von visionären Novellen „Stimmen der Nacht“, dessen kritisch-ästhetische Einleitung zum ersten Male das Programm der späteren expressionistischen Bewegung entwarf. Meine Bücher „Der neue Gott“, „Neue Welterkenntnis“, „Reich der Erfüllung“ gaben Anstoß zur Gründung der „Neuen Gemeinschaft“, die freilich nur einige Jahre dauerte. Das neue Jahrhundert brachte mir schwere Schicksalsschläge, die auch lähmend auf meine Arbeits- und Schaffenskräfte fielen. Im Jahre 1906 starb mein Bruder an einer tückischen Krankheit, meines Lebens treuester Gefährte, zu gleicher Zeit wurde meine Frau in der Blüte ihrer Jahre aufs Siechenbett geworfen, von dem sie fünf Jahre später der Tod erlöste; dann kam die Zeit der schweren Kriegsnot und raubte mir noch zwei liebe Kinder. Gar zu wenig habe ich an Büchern in diesen langen Jahren veröffentlicht: eine Essay-Sammlung „Träume der Mittsommernacht“, ein Kleist-Buch, eine „Revolution der Ästhetik“. An meinem 70. Geburtstag habe ich nur den einen Wunsch, das eine Verlangen, Zeit und Muße zu finden, einige poetische und kritische Werke zu vollenden, an denen ich seit Jahr und Tag arbeite, vor allem ein Buch, „Die Vernunft als Quelle des Übels“, das ich selbst als mein kritisches Hauptwerk ansehe, und in dem ich unsere dreitausendjährige Vernunftlehre, auf der unsere Religionen, Philosophien, Wissenschaften, unser staatliches, wissenschaftliches Leben aufgebaut sind, als eine Lehre von lauter Fiktionen und falschen Ideen, als eine bloße Herrschafts-, Macht- und Vergewaltigungslehre nachweisen will, und ich will damit den Angriff zu Ende führen, den zuerst Francis Bacon einleitete. Immer wieder hat man mich auch aufgefordert, ein Buch Lebenserinnerungen zu veröffentlichen.

Der erfolgreichste deutsche Autor der Gegenwart: Erich Maria Remarque, der Verfasser des Kriegsromans „Im Westen nichts Neues“, welcher zur Zeit zu den meistgelesenen Büchern in Deutschland gehört.

Belebung einer von dem russischen Komponisten Modest Moussorgsky unvollendet hinterlassenen heiteren Volksoper „Der Jahrmarkt von Sorotschintzi“: Szenenbild aus der Erstaufführung am Opernhaus in Frankfurt a. M. mit dem Bauern Tscherewik (Robert Scheidt) und dem um seine Liebe kämpfenden jungen Paar Paraßja (Elis. Kandt) und Gritzko (Maris Vetra).
Das Textbuch der in der Ukraine spielenden Oper hat der Komponist nach einer Erzählung von Gogol selbst geschaffen; der hinterlassene Torso des Werkes ist von Tscherepnin, einem Schüler Rimsky-Korssakoffs, bearbeitet und ergänzt worden.

ALT-BERLIN

TEMPERAGEMÄLDE VON ERICH KUX

Das unbekannte Paraguay

VON FRIEDRICH FRANZ HESSE, BERLIN.

Mandioka-Markt in Villa-Rica.

Das Regierungsgebäude in Asuncion, der Hauptstadt Paraguays.

Wassertragende Kinder in Asuncion.

Ein werdendes und doch so unbekanntes Land ist das im Herzen von Südamerika gelegene Paraguay, das vor kurzem durch die Grenzstreitigkeiten mit Bolivien die Augen auch der nicht sehr geographisch Orientierten wieder auf sich lenkte.

„Paraguay es un paraiso“ (Paraguay ist ein Paradies), sagen spanische Kenner des Landes, und sie dürften nicht so ganz unrecht damit haben. Ewig blauer Himmel wölbt sich über Stadt und Land. Heiter und lebensfroh ist auch die Grundstimmung des Volkes, und auf dem Lande sieht man viele der Ärmsten unter den Armen mit der Gitarre vor ihrer erbärmlichen Hütte sitzen, sich die Zeit mit Singen vertreibend.

In der Hauptstadt Asuncion findet man jedoch prächtige Gebäude, die fast ausschließlich aus den Zeiten des prachtliebenden Diktators Lopez stammen. Besonders der Regierungs- und der Parlamentspalast sind von hervorragender Schönheit. Wenn sich auch das Leben in der Hauptstadt ganz in modernen Formen abspielt, so ist keineswegs der exotische Charakter verlorengegangen. Frauen und Mädchen niederer Stände balancieren ihre Lasten sicher und graziös auf dem Kopfe.

Auch die Frachtanlegestelle im Zollhafen, wo die Carreteros ihre mit vier und sechs Mulas bespannten Karreten tief in den Fluß hineintreiben, um sie direkt an den Kähnen und kleinen Dampfern zu beladen bzw. umgekehrt, ist für den Europäer nicht ohne Reiz.

Man muß aber die Hauptstadt mit ihren modernen Bequemlichkeiten verlassen, wenn man Land und Leute wirklich kennenlernen will. Schon das Marktleben in Villa-Rica, der zweitgrößten Stadt des Landes, bietet ein ganz anderes Bild. In hockender Stellung kauern die Verkäuferinnen vor ihren Warenbeständen, die sie, hoch aufgestapelt, vor sich auf der Erde liegen haben. Zu den täglichen Genußmitteln gehört die Mandioka. Es ist dies die Wurzel eines 2 bis 3 m hohen, schnell-

Fähre im Urwald auf dem Wege Trinidad—Hohenau.

wachsenden Strauches. Die Mandioka ersetzt vollkommen die dort nicht gut gedeihende Kartoffel und ist ihr auch im Geschmack nicht unähnlich. In der Zubereitung als Bratkartoffel ist überhaupt kein Unterschied wahrzunehmen.

Kommt man nun auf das flache Land, so fällt einem sofort die Raumverschwendung angenehm auf, die allgemein bei Anlegung der kleinen Campstädte vorherrscht. Im Mittelpunkt der Stadt, deren Straßenlinien stets quadratisch, 100 zu 100 m, geviertelt sind, befindet sich die Kirche auf einem außerordentlich großen freien Platz, der auch zugleich Sportzwecken dient. Das Fußballspiel erfreut sich besonderer Beliebtheit. Neben der Kirche, also baulich mit ihr gar nicht verbunden, befindet sich der Glockenstuhl. Die Glocken in Paraguay können jedoch nicht geläutet werden wie bei uns, sondern sie werden von den Chorknaben in bestimmten Rhythmen, meistens im Dreitakt, zu genau festgesetzten Zeiten mehreremal am Tage geschlagen. Manche dieser Glockenschläger haben es direkt zu einer Virtuosität gebracht, aber für unsere Ohren ist es nicht wohltuend, wenn wir vergleichend an unser herrliches Glockenläuten in Deutschland denken.

Kirche mit Glockenstuhl in Caazapa auf dem Camp.

Nach diesen Campstädten pilgern in oft tagelangen Ritten die Kolonisten, die sich im Urwald oder an dessen Rand niedergelassen haben, wenn sie ihre Produkte gegen Bedarfsgegenstände eintauschen wollen.

In welch primitiven Urzuständen solch ein Kolonist besonders anfänglich zu leben gezwungen ist, davon kann man sich in Europa nur schwer einen Begriff machen. Schon das bloße Niederschlagen des Urwaldes ist eine Arbeit, die das Können der frisch ins Land gekommenen Europäer meistens übersteigt, während es dem Eingeborenen oder auch dem schon im Lande geborenen Deutschen flott von der Hand geht. Der Baumbestand wird in Meterhöhe über dem Erdboden abgeschlagen, weil dort der Baum naturgemäß schon viel dünner ist als unmittelbar über der Erde. Mit dem Ausroden und Vernichten der Wurzeln befaßt sich kein Mensch; dies besorgt Mutter Natur in wenigen Jahren. Nachdem das umgeschlagene Holz verbrannt ist, eine Kunst, die auch erst gelernt werden muß, wird unmittelbar zwischen den Baumstümpfen mit der Pflanzung von Mais, Baumwolle, Mandioka usw. begonnen.

Frachtanlegestelle im Zollhafen von Asuncion am Rio Paraguay.

Es existieren in Paraguay blühende deutsche Kolonien, die zum Teil ihren Reichtum der Anpflanzung von Yerba-Mate verdanken, einem strauchartigen Baum, dessen Blätter, geröstet und gemahlen, das Nationalgetränk bilden. Ein Paraguayer ohne seinen Mate ist undenkbar, aber auch der Europäer gewöhnt sich sehr schnell an ihn und kann ihn speziell bei anstrengenden Ritten nicht entbehren.

Reiten ist zwingende Notwendigkeit, da das Land durch Bahnen noch wenig erschlossen ist, aber der Flußreichtum des Landes bereitet dem Reisenden große Schwierigkeiten, weil er häufig mehrmals am Tage gezwungen ist, einen Fluß mit seinem Pferde zu durchschwimmen. Freudig begrüßt man es daher, mitten im Urwald einer Fähre zu begegnen, die eine Verbindung „trockenen Fußes" zur Kolonie Hohenau herstellt. Hohenau ist von Deutschen bevölkert, die aber Deutschland nie gesehen haben, sondern aus den deutschsprachigen südbrasilianischen Kolonien nach Paraguay abgewandert sind. Sie nennen sich selbst „Deutsche", während sie jeden in Deutschland geborenen als „Deutschländer" bezeichnen.

Indianerin vom Stamme der Tobas.

Die Urbevölkerung des Landes, die Indianer, wird naturgemäß auch in Paraguay immer mehr und mehr zurückgedrängt, aber das so außerordentlich dünn bevölkerte Land bietet ihnen immer noch Gelegenheit, nach Urvätersitte ihr Jagd- und Sammelleben weiterzuführen. Die dortigen Indianer sind noch nicht zur Karikatur ihrer Vorväter geworden, wie es in Nordamerika der Fall ist. Sie besitzen auch heute noch Jagdgründe, die eines weißen Mannes Fuß wohl kaum betreten hat.

Beginn einer Siedlung im Urwald.

Was wird aus Ellen?

Roman von Sophie Hoechstetter.

(16. Fortsetzung.)

Ja, weiß der Himmel, Ellen, ich bin beurlaubt vom Chef, das heißt, beauftragt vom Chef, Frau von Weingarten nach Italien und Ägypten zu bringen. Ist das nicht eine kolossale Chance für den Neffen eines Weltreisenden? Du glaubst es wohl nicht? Ich selbst bin noch ganz benommen. Denk dir, Italien, das Mittelmeer, der Nil, Ägypten! Und das alles geht schon in zwei, drei Tagen an."

Ihr Lächeln mißlang. Ihre Hände wurden kalt. „Mit Frau von Weingarten?" Sie sagte es kurz, gepreßt. Fred steigerte sich in Lebhaftigkeit. Er sah Ellens Erstarrtsein, dachte: Das rede ich ihr weg.

„Ja, selbstredend mit einer Patientin. Meinst du, der gute Geheimrat bietet seinen Ärzten dergleichen so aus leeren Lüften an? Frau von Weingarten muß einen ärztlichen Begleiter haben, und der Chef schlug mich vor, denn es ist gerade ein Kollege zur Hand, der mich vertritt, der sich sozusagen darum reißt, weil ihm noch kurze Zeit zum Facharzt fehlt. Ist das nicht eine unerhörte Sache? Ich habe mich schon auf deine Mitfreude gefreut, Ellen."

Sie, die sonst Geduldige, Bescheidene, fand es nicht der Mühe wert, die Konvention zu wahren. „Wundervoll", sagte sie, ohne ihre Ironie zu verbergen. „Dein Chef verfügt also sogar, **wo** du deinen Urlaub verbringst?"

Sie sah, daß Fred errötete, ihr gegenüber unsicher war und zugleich ungeduldig. Sie sah auch, in seine Haltung war etwas Freieres, Selbstbewußtes gekommen.

Der Onkel, die Spannung im Raum fühlend, erklärte laut, diese Angelegenheit heische Wein. Ob Fred ihn aus dem Keller holen wolle? Aber nein, er ginge lieber selbst.

Ellen stand steif. Sie fühlte sich auf eine unfaßliche Weise beleidigt. Und sie unterdrückte eine leise Stimme der Klugheit in sich, die sie warnte vor dem, was sie aussprechen mußte: „Du fragtest mich um Schlipse und Handschuhe, die du kaufen wolltest, Fred. Du fragtest mich um sehr kleine Kleinigkeiten. Und einen solchen Entschluß teilst du mir als fertige Tatsache mit?"

Er kam näher, ein Zug von Pein prägte sich um seinen Mund. „Aber, liebes Herz, ich bin ebenso überrascht wie du! Ich mußte mich sofort entscheiden."

Ihre Finger irrten über ihr Kleid. Sie fühlte sich halb bewußtlos vor Enttäuschung. Kälte redete aus ihr. „Also doch noch entscheiden? Ich dachte, du seist beauftragt. Sagtest du nicht so? Aber es ist ja gleich, wie du es darstellst. Du bringst also deine Freizeit damit zu, einer Dame, die du vor noch nicht langer Zeit für sehr oberflächlich und deiner Wesensart ganz fremd erklärt hast, Gesellschaft zu leisten?"

Er fühlte Unbehagen, wurde gereizt. „Meines Wissens habe ich dies erste Urteil längst zurückgenommen. Man lernt eben nicht jeden Charakter nach dem ersten Gespräch kennen. Du selbst weißt recht gut, wieviel Beistand Frau von Weingarten der Malerin geleistet hat. Wie dem aber auch sei, ich fahre nicht als Gesellschafter, sondern als Arzt mit. Und ich habe nicht den Charakter, sondern die Krankheit zu behandeln."

Er griff mit nervösen Händen nach seinem Zigarettenetui, rauchte, ohne Ellen anzubieten.

„Die Krankheit Frau von Weingartens kommt doch aus ihrem Charakter. Oder willst du mir sagen, daß ihre Nikotin- und Morphiumvergiftungen nicht aus Haltlosigkeit, sondern aus Schicksalsfügung stammen?"

Sie stritten sich plötzlich, wurden heftig und ausfallend gegeneinander. Fred erinnerte brüsk an Frau von Plantas Aufenthalt im Sanatorium, an die psychoanalytische Behandlung, mit der sie ihm unnützerweise die Zeit gestohlen, und Ellen brachte Äußerungen vor, die er beim ersten Aufenthalt Frau von Weingartens über sie getan hatte. Er schnitt ihr das Wort ab und stieß heraus, sie wolle ihm wohl die Freude verderben. Die Möglichkeit, ein Stück Welt zu sehen, ließe doch nur ein Narr fahren. Er gehöre nicht zu den Menschen, die fünfundzwanzig Jahre davon träumen, daß sie ihre Silberhochzeitsreise an den Bodensee oder gar bis Innsbruck machten. Knabenhaft zornig stand er da, so jung wirkend, so hübsch in seiner Erregung. Eine Sekunde lang fühlte Ellen die Komik dieses empörten Wortes von den ausschweifenden Plänen zu einer silbernen Hochzeitsreise.

„Das sollst du ja auch nicht", begann sie, und etwas ihrer natürlichen Zutraulichkeit schwang im Ton. Er aber war verärgert, gereizt, schob geräuschvoll einen Stuhl gegen den Tisch, um freien Weg zu bekommen, rannte mit langen Schritten durchs Zimmer, ereiferte sich: „Du sollst nicht — gräßliches Wort! Du sollst nicht töten, nicht stehlen, nicht lachen, nicht reisen. Bin ich nicht alt genug, zu tun, was ich will? Nein, weiß der Himmel, was für Pedanterien bringst du vor! In meinem Beruf gibt es eben Überraschungen. Wenn mich der Chef heute nach Stockholm schickt, einen Patienten abzuholen, tue ich es auch. Und den Urlaub muß ich dann nehmen, wenn der Chef richtige Vertretung für mich hat. Siehst du denn das nicht ein?"

„Nein, ich sehe es nicht ein, daß du deinen Urlaub einer Dame widmen mußt, die Gesellschaft und Bedienung genug um sich hat. Ich fahre morgen mit der erkrankten Frau Lenter im Oettingenschen Auto in die Gegend von Rostock, weil niemand sonst da ist, und weil es sich um einen oder zwei Tage nur handelt. Aber ich würde ganz gewiß nicht mit einem meiner Professoren eine Reise nach Ägypten abmachen, ohne mich vorher mit dir und dem Onkel besprochen zu haben."

Sie hatte ganz anderes sagen wollen. Es brannte ihr auf der Seele, zu fragen: Nicht wahr, du würdest die Reise auch mit der alten Frau Lenter oder einem Herrn, der schwer krank ist, machen? Du fährst nicht mit, weil es die Laune einer mondänen Dame will, sondern weil die Reise dich lockt? Aber sie brachte das Einfache nicht zustande. Eifersucht loderte in ihr hoch, beraubte sie aller Herzensklugheit. „Man lacht doch über dich, wenn du dich so ins Schlepptau einer eingebildeten Kranken begibst!"

Er stand steif und kalt. „Schluß!" sagte er brüsk. „Ich dachte, du würdest dich freuen, daß ich mal herauskomme. Ich hatte berechnet, ob ich dir anbieten könnte und dann anbieten dürfte: Komm bis Arco mit. Aber wenn der Plan dir so überaus lächerlich erscheint —"

Was sie besänftigen sollte, empörte sie noch mehr. „Du hast wohl für Frau von Weingarten ein ganzes Gefolge zu bestellen? Ein Gefolge, das sie viertelstündlich anfleht: ‚Gnädigste Frau, warten Sie mit dieser Zigarette noch fünf Minuten, die Weltgeschichte hängt davon ab.'"

Fred war mit zwei Schritten an der Tür.

„Gute Nacht, Ellen," sagte er kurz, „du wirst morgen freundlicher mit dir reden lassen."

Sie hörte seine Schritte auf der Flur, hörte, wie er sich am Kleiderständer zu schaffen machte, hörte ihn das Haus verlassen. Sie horchte betreten. Halb schon eine Beute der Reue. Und nun mußte sie sich auch noch zusammennehmen, dem Onkel vorsagen, Fred sei abgerufen worden.

Der Onkel war längst aus dem Keller zurück und beschäftigte sich in der Küche überlang mit der Entkorkung seiner Flasche. Die Wände des Hauses waren nicht die einer Burg. Man hörte laute Gespräche bis in andere Räume. Die kleine Ellen ist heute wie meine gute Melitta, dachte der Weltreisende. Ich muß ihr sagen, daß meine gute Melitta vor der Hochzeit manche Wesenszüge mir nicht so zeigte.

Er nahm eine muntere Miene an, kam forsch ins Zimmer, bedauerte, daß Fred wohl antelephoniert worden sei, denn er habe ihn weggehen hören. Nun, Fred sei auch ein wenig nervös vom Dienst, die Reise würde ihm guttun.

Die Freudigkeit des Onkels, von seinen Reiseerlebnissen zu erzählen, war heute für Ellen Erleichterung. Sie trank gehorsam Wein, hörte mit einem erstarrten Lächeln zu, wie der Onkel seine erste Nilfahrt schilderte, und dachte: Fred wird nicht reisen, ehe er mich noch einmal gesprochen hat. Er wird bestimmt nicht reisen — und morgen bin ich fort und bin nicht zu sprechen. Und ich bleibe ein paar Tage. Sie fror, ihre Hände zitterten. Morgen, in aller Frühe würde sie weggehen. Und Fred reiste nicht ab, ehe er sie gesprochen hatte, nein, so sehr konnte er sie nicht kränken.

X.

Fred hatte den nächsten Tag noch Dienst, er sollte den Vertreter einführen. In der Nacht war sein Zorn auf Ellen halb verflogen. Er begriff, es mußte sie gekränkt haben, daß er mit dem fertigen Reiseentschluß kam. Wenn er ihr alles richtig erklärte, würde sie auch die Sachlage anders beurteilen. Wäre er nur gestern nicht so feig gewesen, dem Onkel die erste Mitteilung zu überlassen!

Fred hatte es verschlafen; es waren schon lebhafte Geräusche im Haus. Er hörte, wie die Türen geöffnet und geschlossen wurden, wie die Haustür ihr bestimmtes Knarren von sich gab, und dachte, während er sich rasierte, das wird wohl Auguste sein, die nach der Milch läuft.

VOGELMARKT IN PARIS / FARBIGE RADIERUNG VON MAX POLLAK

Frisch, versöhnlich gestimmt, kam er ins Eßzimmer. Dort saß der Onkel, schon in Zigarettenrauch gehüllt.

„Morgen, Kollege", rief er ihm entgegen und nahm die Mütze von der Kaffeekanne. „Du hast aber einen großartigen Schlaf! Du bist wohl heute dienstfrei, lieber Afrikareisender?"

Nein, er war es noch nicht und hatte Eile. „Ist Ellen schon ausgegangen?"

Ja, sie war fort. Sie betreute doch heute Frau Lenter auf der Autofahrt. Morgen würde sie wohl wiederkommen.

Fred machte die Morgenvisiten, besprach mit dem Vertreter die einzelnen Fälle, übergab ihm die Krankenjournale, verabschiedete sich von den Patienten, vom Chef, von den Kollegen.

Bei Frau von Weingarten erfuhr er dann, daß die Reise am nächsten Tag mit dem D-Zug Berlin—Rom beginnen sollte. Fräulein von Giese hatte schon am Vormittag die Fahrkarten besorgt und noch einiges Nötige eingekauft. Es gab gar keine Probleme mehr, alles war festgelegt. Man fuhr etwa vierundzwanzig Stunden lang, Berlin—München—Innsbruck—Brenner—Mori; dort würde ein Auto sein, die Reisenden hinüber nach Arco, dem ersten Aufenthaltsort, zu bringen. Sogar die Paßangelegenheit war schon vorbereitet. Frau von Weingarten und Fräulein von Giese hatten sich das Visum längst besorgt, für sich und je eine Begleitung. Wenn Fred sogleich mit diesen Papieren und seinem Paß zu der betreffenden Stelle fuhr, würde er sein Visum sofort erhalten.

Er rannte nach Hause, holte seinen Paß, suchte sich ein Auto, fuhr in die Stadt. Der Verlauf war aber doch nicht ganz so rasch und einfach. Er mußte warten, mußte die Dringlichkeit des Falles beweisen, und es wurde Abend, bis er die Zusicherung erhielt, daß er am nächsten Tag die erledigten Papiere abholen könne.

Erregt und ermüdet ging er durch hellerleuchtete Straßen, sah frühlingsmäßig gekleidete Menschen, sah hinter Schaufenstern Aufgebote von eleganter Herrenkleidung. Und es fiel ihm ein, er mußte sich morgen einen hellen Frühlingsanzug und einen leichten Mantel besorgen.

Der nächste Tag verlief mit diesen Geschäften. Der Onkel leistete Rat und Hilfe beim Kofferpacken, riet ab von allzuviel Ballast, Wäsche könne man doch überall kaufen. Der Neffe vernahm viele Belehrungen, hörte höflich zu und dachte, alles wird ein wenig veraltet sein.

Aufbruchsstimmung überflutete Fred. Er lief ein paarmal nach der Villa Elfriede, sich noch Instruktionen zu holen. Frau von Weingartens Gepäck stand fertig bereit. Sie selbst sah wohl und frisch aus und behandelte Fred schon wie einen Hausgenossen. Er aß mit den Damen zu Mittag, fühlte sich ein wenig verwöhnt und war, ohne es zu wissen, völlig im Bann der schönen Frau. Ihre Eleganz, ihre gute Laune, ihre Souveränität, mit der sie ohne Rücksicht auf die Geldfrage alle Bequemlichkeiten für die Fahrt besprach, schufen ein Gefühl in ihm, als atme er leichtere Luft. Fräulein von Giese hatte ihm eine beträchtliche Summe in deutschen und italienischen Noten ausgehändigt, mit der Bitte, alles Geldliche unterwegs zu begleichen.

Es war Nachmittag geworden. Fred ging unruhig im Eßzimmer des roten Hauses auf und ab. Ellen mußte jetzt doch aus Rostock zurückkommen. Er blätterte im Kursbuch und fand, der erste Zug war schon lange eingelaufen, der nächste kam erst in Stunden. Ratlos starrte er vor sich hin. Er mußte sie doch noch sprechen; es war ihm peinvoll, eine Verstimmung hinter sich zurückzulassen. Über all dem Warten fiel ihm ein, vielleicht gab es ein Telephon in dem Haus, wohin sie Frau Lenter gebracht hatte, und er konnte anrufen. Doch die Adresse mußte er erst bei Oettingens erfahren. Frau Oettingen war selbst am Apparat und berichtete, Ellen habe telephonisch gemeldet, es sei alles gut gegangen, und sie selbst führe heute nach Warnemünde, so wie es ihr Frau Oettingen anempfohlen hatte.

„Nach Warnemünde? Kommt sie denn mit dem Nachtschnellzug?"

„Aber warum denn? Sie wird sich doch die See ein bißchen länger betrachten!"

Fred war so konsterniert, daß er vergaß, sich bei Frau Oettingen zu verabschieden. Ellen blieb in Warnemünde und wußte doch, morgen mußte er reisen. Zorn stieg in ihm hoch. Nun, dann würde er ihr einen Brief hinterlassen. Er rannte auf sein Zimmer und warf einige vorwurfsvolle Zeilen auf ein Blatt. Dann, in besserer Einsicht, zerriß er es in kleine Stücke und formulierte ein paar freundliche Worte: da sie ihm nicht adieu habe sagen mögen, müßte er ihr „auf Wiedersehen" schreiben, und er erwarte recht bald gute Nachricht von ihr in die Hotelpension Trentino in Arco. Herr von Herrfurth unterbrach ihn, und so wurde die Mitteilung kürzer, als er beabsichtigt hatte. Der gute Onkel kam mit einer Freudenbotschaft, die ihn sichtlich betreten machte: Tante Melitta kehrte morgen zum Osterfest heim und brachte den Erbvetter aus Thüringen mit. Der alte Herr sollte nun auch das Heimwesen der ihm jetzt so nahe getretenen Verwandten und den jungen Sohn des Hauses kennenlernen.

„Tante Melitta schreibt, ob du wohl dem alten Herrn dein Zimmer abtreten und so lange mit unserm Jungen schlafen wolltest", erzählte der Onkel. „Nun macht sich dies ja gut. Nicht wahr, du versperrst noch deine Bücher und so weiter in Schubladen?"

Fred faßte Mitleid für den guten Onkel. Der alte Weltreisende war so gar nicht geeignet, um mutmaßlicher Vorteile willen sich auf einen schrulligen Verwandten einzustellen.

„Da wollen wir noch einen fröhlichen Weltreisendenabend machen, Onkel Willy", schlug Fred vor, verließ das Haus, eilte durch die Alleen bis zum Reichskanzlerplatz und eroberte Sekt in einem Restaurant.

Der Onkel betrachtete die beiden Flaschen mit liebevollen Blicken und begann die Wasserleitung über sie fließen zu lassen, da kein Eis im Hause war. Fred ging in Ellens Zimmer, legte den Brief auf den Schreibtisch. Er war ein wenig gerührt. Ellen mußte sich gestern sehr hastig fertiggemacht haben, denn es lagen noch mehrere Kleidungsstücke auf Stühlen. Die gute Auguste hatte nicht aufgeräumt. Er nahm Ellens alten kleinen Hut in die Hand, betrachtete ihn. Wenn sie doch da wäre, er würde ihr so gern noch ein liebes Wort sagen. — — —

Dann trank er mit dem Onkel Sekt. Hörte vom Nil, von den Pyramiden, von dem unbeschreiblichen Pathos der schweigenden Steinmassen. Fred trank wenig, er mußte morgen frisch sein. Doch ein Glas Sekt genügte schon, ihm alles so heiter und leicht scheinen zu lassen. Er verhinderte dem Onkel nicht die Aussicht auf einen kleinen Kater. Denn es brach ja Tante Melittas sparsames Regime herein.

Plötzlich sagte Herr von Herrfurth: „Ich gönne dir die Reise von Herzen, mein guter Bursche. Du hast dich ja schon trefflich herausgemacht, ich habe keine Sorge mehr um dich. Weißt du" — er zwinkerte Fred zu — „als du kamst, da warst du eigentlich wie ein Vikar aus älteren Zeiten."

„Was?" rief Fred und sprang auf. „Onkel Willy, dafür mußt du mir Satisfaktion geben! Die Theologie hoch in Ehren. Aber es beleidigt die ärztliche Wissenschaft, wenn man sagt, sie bediene sich derselben Heilmittel wie die Kirche."

Der Onkel lachte laut und herzlich. „Du hattest das liebe Wesen eines sanften Vikars aus verschollenen Romanen, und es ist ein wahres Glück, daß eine Weltdame —" Er brach ab, verschluckte unter Gelächter den Nachsatz: daß eine Weltdame dich jetzt über ihre Launen belehren wird und sich der Chance beraubt, ein ewiges Ereignis zu werden.

„Was ist mit einer Weltdame, Onkel?"

„Gott segne sie. Sie wird dich das Gute und Liebe zu schätzen lehren."

„Ist das ein Friedensschluß, Herr Oberkirchenrat?"

„Jawohl, Herr Vikar im Ruhestand." — — —

Der Onkel fand sich am Anhalter Bahnhof mit Veilchensträußen für die beiden Damen ein. Er war gern bei Reisenden, die sich so prächtig erster Klasse etablierten. Und er mußte sowieso zum Bahnhof, denn seine gute Melitta hatte einen billigen Frühzug ermittelt, mit dem sie nebst dem Vetter im Laufe des Vormittags einlief. Nachdenklich sah Herr von Herrfurth den D-Zug aus der Halle gleiten. Für Ellen war es besser, Fred entwickelte sich jetzt als später. Ein junger Mensch kann doch nicht bloß arbeiten und treu und brav sein...

Herr von Herrfurth wanderte in der rußigen Halle umher. Er vergaß nie, daß sie von Heinrich Seidel, dem Verfasser des „Leberecht Hühnchen", erbaut wurde. So hohe Bogen hatte dieser Mann gespannt, ein technisches Wunder seiner Zeit errichtet, und seine wahre Seele galt doch Leberecht Hühnchen?

Hühnchen, Seidel! Herr von Herrfurth bekam Lust auf das Konkrete seiner Vorstellung und sah nach der Uhr, ob noch Zeit fürs Restaurant war, ehe Melitta kam. — — —

Im roten Hause fielen Auguste alle Sünden ein, welche die Ankunft der gnädigen Frau ans Licht ziehen würde. Dazu gehörte auch das unaufgeräumte Zimmer von Fräulein Amberg.

Sie eilte mit einem Scheuereimer die Treppe hinauf. Und im Übereifer geschah es, daß ein Brief vom Schreibtisch in den Scheuereimer fiel und ein Hut auf rätselhafte Weise denselben Weg ging. Der Hut ließ sich auswringen. Der Brief nicht. Der Brief war ganz zerweicht. So machte Auguste einen Knäuel daraus, warf ihn auf die Kehrichtschaufel und beschloß, daß sie nie einen Brief gesehen hätte, falls jemand sie fragen sollte. — — —

Um dieselbe Zeit ging Ellen am Strand von Warnemünde, ging durch hellen, leichten Flugsand, der mit kleinen, bläulichen Muschelschalen gemustert war. Sie hörte auf den Rhythmus der in ewiger Geduld an- und abklingenden Wellen und sah hinaus über grünblaue, schaumgekrönte Wogen, die sich in einer ihr nicht zu ermessenden Ferne zum blauen Band am Horizont verdichteten. Sie war schon gestern abend hier gewesen, verwirrt von dem langersehnten Anblick des Meeres. Betroffen, weil ihr erster Eindruck war: Das ist alles? Wie eine Enttäuschte hatte sie, empfindungslos fast, über eine Eintönigkeit hingeblickt. Eine Wasserwüste schien ihr sich auszubreiten, trüb und grau unter verhangenem Himmel. Bis dann aufsteigender Wind die Wellen hob, Wolken verschob und für Minuten das Gold der sinkenden Sonne die Wasser entbrennen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Helle Mäntel, dunkle Kleider

Mattgrünes Complet, dessen Mantelkragen mit Mufflon besetzt ist. Apart wirkt der Eckchenschnitt des Ärmels. Dazu kleine dunkle Toque aus Grosgrain.

Gerade geschnittenes dunkelblaues Georgettekleid mit den modernen flachen Volants.

Oben links:
Nachmittagskleid aus dunkelblauem Crêpe Georgette mit glockenförmigem Rock, den reiche Plisseevolants zieren.

Unten links:
Zum eleganten Anzug gehört die elegante Handtasche: Tasche mit Klappe. Den Schildpattbügel ziert graviertes Metall.

Unten rechts:
Hildegard Maybaum trägt ein elegantes Frühjahrscomplet. Das Kleid aus rotem Crêpe „Thonon" zeigt feinste Volantarbeit. Farblich übereinstimmend mit dem Kleid ist das rote Crêpe-de-Chine-Futter des beigefarbenen Mantels und der mit demselben Stoff unterlegte Kragen. Der rote Filzhut mit schwarzer Innenkrempe bildet eine geschmackvolle Ergänzung.

Alle Modelle: Schostal & Laderer (Kleider, Mäntel); Berteaux (Hüte), Wien. Photos: Kitty Hoffmann, Wien. Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Harmonika-Spieler

VARIATIONEN ÜBER EIN THEMA

Wenn auch die Frage nach der gegenständlichen Darstellung eines Kunstwerks durchaus nicht schon von vornherein eine Frage rein künstlerischer Natur zu sein braucht, so ist es doch selbst für die künstlerische Erkenntnis nicht völlig belanglos, von Zeit zu Zeit sich einmal Rechenschaft über solche Motive zu geben, die gewisse Stilepochen in erster Linie bevorzugt haben. Insofern kann auch die Kunstgeschichte höchst wertvolle Beispiele und Erläuterungen zur allgemeinen Kulturpsychologie und Soziologie bieten. Man denke nur an die fast unzähligen phantasievollen Auffassungen und Gestaltungen, die z. B. die christliche Ikonographie angeregt hat. — Die von uns hier abgebildeten Darstellungen eines und desselben Vorwurfs, die sämtlich in den letzten Jahren und wohl auch fast alle an einem Ort entstanden sein mögen, beleuchten dieses kunstpsychologische Phänomen in sehr aktueller und anschaulicher Weise. Denn der Harmonikaspieler ist überhaupt erst durch die neue Musik des Jazz ein wesentliches und vollwertiges Mitglied des modernen kleinen Konzertorchesters geworden und hat eine Rolle übernommen, wie sie erst vor wenigen Jahrzehnten dem Harmonium in der sog. kleinen Pariser Orchesterzusammenstellung eingeräumt worden war. Wir haben also hier einen Beleg dafür, wie Erscheinungen der allgemeinen Kultur sich sofort auch in dem Bereich der künstlerischen Gestaltung mit besonderem Nachdruck zur Geltung bringen. Auf der einen Seite mag das Bestreben, eine aktuelle Erscheinung unseres Lebens festzuhalten, der Anlaß für die Wahl ebendieses Themas gewesen sein. Im übrigen aber ist es durchaus verständlich, wenn gerade die merkwürdige Form der Harmonika auch einmal einen Künstler zur Darstellung reizt. Dieses Instrument mußte vor allem der plastischen Formgesinnung des „kubistischen Bildhauers“ verlockend erscheinen und gab ihm einmal einen willkommenen Anlaß, dieses halbstarre Volumen in eine organische Beziehung zu dem menschlichen Körper zu setzen. Der Maler oder der Zeichner konnte wieder die Harmonika zum kompositorischen Bildaufbau mit besonderem Glück verwenden. Zu welch unterschiedlicher formaler Lösung nun bei einigen verschiedenen Künstlern ein solches gleiches Bemühen führt, das mögen die hier abgebildeten „Variationen über ein Thema“ selbst dartun.

GEMÄLDE VON L. BUNATTIAN-BENATOW

STEINPLASTIK VON J. UND J. MARTEL

HOLZPLASTIK VON OSSIP ZADKIN

ZEICHNUNG VON TOURNON

PORTRÄTPLASTIK (PER KROGH) IN KUNSTSTEIN VON CHANA ORLOWA

CHRISTA TORDY, DIE GATTIN HARRY LIEDTKES

OLGA TSCHECHOWA

WIE SIE LÄCHELN

UNSERE FILMSTARS BEI GUTER LAUNE

DIE TÄNZERIN LENI RIEFENSTAHL

CAMILLA HORN, DAS FAUSTFILM-„GRETCHEN“

JENNY JUGO

VOLKSLEBEN IM SÜDLICHEN WALLIS (SCHWEIZ):
NACH DER KIRCHE IN EVOLÈNE

TEMPERAGEMÄLDE VON ADOLF DAHLE

Leonor Schmiegel und die Gefahren des Reisens

Novelle von Georg Hirschfeld

Er mußte sich unbedingt erholen. Es war eine Notwendigkeit geworden. Die ganze Bank sprach schon davon. Er selbst freilich, Leonor Schmiegel, stellte ihr keine gute Prognose für die Zeit seiner Abwesenheit. Sie würden ihn schon vermissen, die unnahbaren Herren Direktoren, die ihn noch immer an der zweiten Kassiererstelle beließen, ihn, der, wenn auch nicht die Seele, so doch sicherlich eine Seele des Instituts war.

Als Mann, der sich selbst genügte, hieß er die Erholungsreise doppelt willkommen. Er wollte sich einmal ganz frei machen, die Schönheit der Welt genießen, in vollen Zügen, wie man zu sagen pflegt; er wollte reisen als ein vornehmer, überall geachteter Mann. Freilich, in vierzehn Tagen — das war herzlich wenig. Er mußte in der Wahl seiner „Route" — Leonor Schmiegel drückte sich trotz höherer Bildung doch oft wie sein Vater, der alte Weinreisende, aus — sehr vorsichtig sein. Er durfte wirklich nur „ein delikates Fleckchen auf Gottes Erde" wählen, das die Reisekosten bis auf den Pfennig lohnte.

Aber allein reisen — das brachte er in seinem leidenden Zustand nicht fertig. Für zwei bezahlen war freilich auch kein angenehmer Gedanke. Nach reiflicher Überlegung entschloß er sich zur Mitnahme seiner Schwester. Emilie war Lehrerin für rhythmische Körperkultur, ein selbständiger Mensch, der mindestens die Fahrtkosten beisteuern konnte. Außerdem tat sie, was er wollte, denn sie war ihm in einer Liebe ergeben, die an Anbetung grenzte. Leonor hatte seit dem Tode der Eltern die gemeinsamen Entschlüsse gefaßt — dafür war Emilie nun auch ein welkes, sechsunddreißigjähriges Mädchen, dem Weltanschauung den Glücksmangel ersetzte.

Sie saßen unter der Hängelampe und entwickelten ihren Reiseplan. Emilie wußte außerordentlich viele Vorschläge zu machen. Das meiste war ihm zu anstrengend. Paris zum Beispiel. Er dachte an Montmartre, wo es ihm einst recht schlecht ergangen — Emilie paßte noch weniger in diesen Rahmen. Für Italien war die Zeit zu knapp. Dort stand man vor der ganzen Kunstgeschichte. Etwas Deutsches? Harz, Nordsee, Riesengebirge, Oberbayern? Das war zu alltäglich — das stand nicht auf der Delikatessenliste des Kursbuches. Es mußte etwas ganz Apartes sein. Plötzlich rief Emilie: „Schweden!" Leonor erschrak. Zu diesem Lande hatte sie allerdings berufliche Beziehungen, außerdem las sie ihm eben „Gösta Berling" vor. Er liebte die guten marinierten Sachen, die von da oben kamen.

„Schweden ist das Richtige", erklärte Emilie nochmals. „Ich bin überzeugt, daß man es in vierzehn Tagen vollständig kennenlernen kann. Man wird auch sicher noch Kopenhagen und Helsingör mit Hamlets Schloßterrasse mitnehmen können."

Leonor gab seiner Schwester ausnahmsweise recht. Schweden lockte auch ihn. Ein bißchen eintönig konnte die Reise freilich für die Geschwister werden. Zwei schlichte Deutsche, der Sprache unkundig, in einem wildfremden nordischen Lande. Aber sprach denn Leonor nicht fließend Englisch, Emilie nicht übel Französisch? Engländer und Franzosen, die sie in Berlin getroffen hatten, verstanden sie zwar nicht, aber das schreckte sie nicht zurück. Außerdem — ein Leonor Schmiegel fand Anschluß und Verkehr, wo er sich zeigte. Das war ja der Hauptzweck seiner Erholungsreise: neue, bedeutende Menschen wollte er finden, Gedankenaustausch, geistige Interessen. Daraus bestand die Erholung für einen Mann wie ihn. Die noch unbekannten Reisegefährten in Schweden konnten sich freuen. Emilie hatte diesen schelmisch stolzen Gedanken und sprach ihn trotz Leonors Abwehr fröhlich aus. Sie mußte an des Bruders Erfolge im Beamtenverein und in der Sangesbrüderschaft „Zephyr" denken. Dort gab es wohl keine Dame, die noch nicht in ihn verliebt war. Ein stattlicher Junggeselle, kaum vierzig, der starke Schnurrbart glich den Mangel an Kopfhaar aus. Ein ehrenfester Beamter in gesicherter Position, kein Stäubchen am dunklen Kammgarnanzug, immer frisch rasiert, dazu musikalisch. Emilie fühlte sich nicht nur als Pflegerin auf dieser Reise — sie hatte ein Impresariogefühl, sie führte den Wilden draußen ein Musterbeispiel kultivierter Männlichkeit vor. —

Endlich war man unterwegs. Sechs Gepäckstücke — zwei Rohrplattenkoffer, zwei Handtaschen, eine aus Segeltuch, eine aus imitiertem Krokodilleder, eine Hutschachtel, ein Plaid — im ganzen sechs, ja sechs, Leonor und Emilie repetierten es abwechselnd. Auch wurde immer wieder festgestellt, ob Leonor seine Brieftasche, Emilie ihren Beutel noch besaß. Sie vergaßen durch diese Sorgen die Fahrt über die Ostsee zu genießen, Emilie wurde auch leider seekrank, und ihr Bruder kam gerade noch heil nach Schweden hinüber. Es war nicht sehr schön. In Schweden aber, auf festem Boden, wurde es besser. Wunderbar, durch dieses fremde, farbige und immer vergnügte Land zu fahren. Man spürte die Riesenstrecke in dem eleganten Wagen kaum. Und zu essen gab es! Oh, zu essen — immerfort.

Die Hauptstadt Stockholm hatte den Stil, der Leonor Schmiegels Ansprüchen entgegenkam. Nach drei Tagen, die so anregend waren, daß man nicht einmal Bekanntschaften zu machen brauchte, traten sie die Fahrt durch den Götakanal an.

Jetzt handelte es sich vor allem um die Reisegesellschaft. Prüfend hielt Emilie Umschau, als man an Bord war. Leonor verhandelte noch mit dem Kapitän, den er nicht eher losließ, als bis ihm der verlegene Schwede sämtliche Stationen der Kanalfahrt genannt hatte. Emilie beobachtete den Bruder. Die dunkelblaue Tellermütze mit dem zu engen Riemen um das Kinn herum gab ihm das Aussehen eines Schulknaben, der sich einen Schnurrbart angeklebt hatte. Sie war fast lächerlich. Emilie wollte sie ihm noch ausreden. Der arme Kapitän. Er verstand Leonors Schwedisch nicht und war doch zu höflich, um sich von dem gesprächigen Reisenden abzuwenden. Gewiß, es war gut, sich die Landessprache anzueignen, aber vor jedem Satz erst in der Grammatik zu blättern und den anderen so lange warten zu lassen, das war gesellschaftlich nicht möglich, sogar in der Reisefreiheit nicht.

Sehr angenehm empfand Emilie ein junges dänisches Ehepaar, das zärtlich aneinandergeschmiegt im Bug des Schiffes saß. Das war eine schweigsame Seligkeit, ein Anschmachten, das nichts von der Welt verlangte, als ungeschoren zu bleiben. Die Leutchen waren sicherlich auf der Hochzeitsreise. Hübsch und elegant die Frau, der Mann von kindlicher Gutmütigkeit. Na, das waren schon zwei, mit denen es sich auf diesem Schiffe leben ließ.

Der einsame Herr dagegen, der in seinem langen, englischen Mantel beständig an ihr vorüberwanderte und mit philosophischer Fassung die verspätete Abfahrt des Schiffes erwartete, gefiel Emilie weniger. Er hatte ein recht galliges, sarkastisches Gesicht, dabei verwöhnt und zurückweisend. Kein Reisegefährte schien bis jetzt für ihn zu existieren. Freilich, ein kluges Gesicht hatte der Mann, und seine Kleidung verriet trotz der Einfachheit soliden Wohlstand. Wer mochte der geheimnisvolle Eigenbrötler sein?

Durchaus sympathisch dagegen waren die beiden jungen Herren, die bereits eine Flasche Whisky beim Wickel hatten und recht ungeniert auf einem Rettungsboot hockten. Hübsche, saubere Gesichter, aber leider Engländer. Doch halt — sie sprachen auch Deutsch! Jetzt hörte es Emilie, denn ihr Bruder, dem der Kapitän endlich entschlüpft war, hatte sich eben an die jungen Männer um eine Auskunft gewandt. Dieser Leonor war doch ein Teufelskerl. Es vergingen nicht zwei Minuten, so befand er sich schon mit den Engländern in angeregter Konversation.

Jetzt rasselte der Anker — endlich — die Glocke tönte. Ade, Stockholm! Die jungen Herren winkten mit ihren Taschentüchern fremden Mädchen zu. Es war etwas töricht von Leonor, sich an diesem Scherz sofort zu beteiligen — er zog ebenfalls das Taschentuch und winkte mit.

Kaum war das Schiff in Bewegung, als Leonor sich den Engländern schon vorstellte. Dann ging er vergnügt zu Emilie, um sie ebenfalls mit den Reisegefährten bekannt zu machen. Sie aber hatte gar keine Lust, aufzustehen, wollte ihren sicheren Platz in der Mitte des Schiffes nicht verlassen, es wurde ihr ohnehin immer etwas übel auf dem Wasser, und gähnend schüttelte sie den Kopf.

„Ist dir kalt?" fragte Leonor. — „Nein." — „Ist dir schlecht?" — „Frage mich doch so etwas nicht." — „Das sind reizende Leute. Zwei englische Schauspieler aus London." — „Schauspieler?"

„Das können doch auch sehr anständige Leute sein. Jetzt weiß ich übrigens über die ganze Route Bescheid." Er zog den „Führer" aus der Tasche. „Hör' mal zu."

„Ach, Leonor — muß das jetzt sein?"

„Geduld — wir werden es gleich haben. Also —" Er blätterte. „Stockholm, die Königin des Nordens — nein, da waren wir ja eben. Hasselbacken, Mosebacke... Halt, jetzt kommt es! Götakanal..."

„Wann sind wir am Trollhättafall?"

„Gähne doch nicht immer, Emilie. Trollhätta kommt erst Dienstag. Da steht es: ‚Dienstag besuchen wir die weltberühmten Trollhättafälle, auf die wir drei Stunden verwenden. Übrigens haben wir bereits beim Frühstück von der Veranda unseres Hotels aus einen vollständigen Überblick über die Fälle genossen.'"

„Das ist ja Blödsinn. Das gilt doch für uns nicht. Unsere Tour ist ganz anders. Was steht über Göteborg?"

„Einen Moment — Sie werden gleich rasiert. Schwedische Sommernächte... ‚Die hellen schwedischen Sommernächte verfehlen nicht, einen tiefen Eindruck auf uns zu machen.'"

„Leonor, ich will wissen, was über Göteborg steht!"

„Warte doch, zum Donnerwetter. Göteborg, Gotenburg, das kommerzielle Zentrum Schwedens —"

Leonor rückte plötzlich dicht an Emilie heran. Eben war der geheimnisvolle Eigenbrötler wieder an ihnen vorübergeschritten. „Sieh dir mal den an", flüsterte Leonor. „Wofür hältst du diesen Mann?"

„Jedenfalls für einen Ekel", erwiderte Emilie.

„Ein Landsmann von uns — denke dir, ein Berliner. Ich habe ihm vorhin über die Schulter gesehen, wie er seine Briefe las. Ich vermute, er ist —"

„Was denn?" —

„Bankdirektor."

Emilie sah dem Fremden jetzt freundlicher nach.

„Übrigens ein impertinenter Kerl", fuhr Leonor fort. „Ich stand vorhin dabei, wie er sich bei dem Kapitän nach der Entstehung des Kanals erkundigte, und da gab ich ihm natürlich Auskunft, weil ich doch eben im Führer darüber gelesen hatte. Glaubst du, er hat zugehört? Kaum gedankt hat er mir. Das wollen Landsleute sein!"

„Ich glaube, er ist kein Bankdirektor."

Leonor lief wieder fort. Es gab etwas zu sehen — eben war das Schiff in den Hafen von Södertelje eingelaufen. Die englischen Schauspieler lehnten behaglich über Bord und verhandelten mit einer alten Brezelverkäuferin. Leonor kaufte ebenfalls Brezeln. Er tat überhaupt, was die lustigen Komödianten taten, und wurde ihr dankbarstes Publikum. Schön war dieser bunte schwedische Hafen, und am schönsten wurde es, nach dem Abschied von ihm auf hohem Schiff zu stehen und langsam durch den engen Kanal in das innere Land zu gleiten. Breite Baumwipfel neigten sich schattenspendend über die heiße Sommerstraße. Es war ganz still, und auf dem Uferweg, dicht dabei, das Schiff gleichsam begleitend, schritt ein blondes schwedisches Mädchen. Rüstig wanderte es. Wie ernst und wie freundlich zugleich es die fremden Reisenden musterte. Der einsame Herr im englischen Mantel war endlich stehen geblieben. Mit Absicht an einer menschenleeren Stelle des Verdecks und sehr weit weg von Leonor Schmiegel, dessen Wesensart er wohl erkannt hatte. Sinnend sah er auf das Mädchen und die Landschaft. Nicht eigentlich wie ein Bankdirektor. Er war ein feiner Beobachter sicherlich. Leonor Schmiegel nicht. Der summte etwas aus der Operette „Paganini": „Gern hab' ich die Frau'n geküßt..." Dabei streifte er das Mädchen mit einem kecken, flüchtigen Blick.

„Schöne Utsigten!" rief er den Schauspielern in seinem Berliner Schwedisch zu. Die lachten. Dann bot er seinen neuen Freunden Zigaretten an. Der einsame Herr wanderte wieder. Dieser Mensch machte Leonor nervös. „Was halten Sie eigentlich von dem Moltke?" fragte er anzüglich die Schauspieler. Die Engländer aber waren zurückhaltend und zuckten die Achseln.

„Ich begreife solchen Duckmäuser nicht", fuhr Leonor lauter werdend fort. „Man muß doch auf Reisen ein bißchen liebenswürdig sein! Ich für meine Person schließe mich kolossal leicht an!" Er pfiff und summte wieder „Paganini" und sah seinem vorüberwandernden „Feinde" herausfordernd nach.

Die Engländer schwiegen.

Dann kam das Mittagessen. Neben den dänischen Hochzeitsreisenden saßen die Geschwister Schmiegel, ihnen gegenüber die Schauspieler, und der kleine Speisesaal des Schiffes hallte bald von lautem Sprechen und Gelächter wider. Der einsame Herr hatte sich möglichst weit ab in eine große amerikanische Familie gerettet. Dort ließ man ihn ungeschoren. Seine Reisetechnik besaßen die jungen Dänen noch nicht. Die fielen sofort auf Leonor Schmiegel herein, von zarter Höflichkeit erfüllt, und traurig blickte Sigrid, die Neuvermählte, vor sich hin. Sie hatte sich die Mittagsstunden mit dem Gatten anders vorgestellt. Herr Schmiegel ließ den armen Axel nicht ruhig essen, er erzählte ihm hundert Geschichten, recht dumme Geschichten, die Axel nur halb verstand und beim besten Willen nicht interessant finden konnte.

Auch die junge Frau wurde ganz schweigsam, aß und trank nicht mehr, während ihr Gatte schon vor Aufregung schwitzte und, um dem geschwätzigen Nachbar standzuhalten, viel zu viel trank. Leonor Schmiegel dagegen fühlte sich — es war nicht anders zu bezeichnen — sauwohl. Jetzt erholte er sich. Das Essen schmeckte famos, und die beiden Schauspieler, nein, das waren doch entzückende Kameraden. Abends wollte er mit ihnen Schwedenpunsch trinken. Emilie brauchte das nicht zu wissen, die wurde um zehn ins Bett geschickt.

Während Leonor immer wieder zum Büfett wanderte, um sich neue Delikatessen von allen Schüsseln auf den Teller zu packen, streifte er den „Bankdirektor" mit einem fast mitleidigen Blick. Heute wollte er den Sauertopf noch stellen. Heute gab er ihm die letzte Gelegenheit, „sich anzuschließen".

Es wurde Abend. Man näherte sich einer neuen Station.

„Wie heißt dieses Nest?" fragte Leonor den Kapitän. Die Antwort aber bekam er plötzlich von dem einsamen „Bankdirektor", der eben vorüberwanderte.

„Ochselösund", sagte dieser mit undurchdringlicher Miene.

Leonor vergaß sich zu bedanken und sah ihm betroffen nach. Wurde die schwedische Stadt nicht anders geschrieben, als der Sauertopf sie aussprach? Leonor glaubte sich bestimmt an ein scharfes x zu erinnern. Jedenfalls verschob er es noch, ein Gespräch mit dem Fremden zu erzwingen.

Abends jedoch, als man im Hafen von Arkösund rastete, entging der Eigenbrötler seinem Schicksal nicht. Er hatte eben eine nachdenkliche Traumstunde gesucht, nur zehn Schritt weit von Leonor Schmiegel — das rächte sich. Friedlich saß Geheimrat Distelkamp, die etwas gichtischen Beine in ein Plaid gehüllt, auf der Kommandobrücke und blickte in das tiefblaue Wasser, das die goldgelbe Mondsichel spiegelte. Leise knarrte es in der Takelung, geisterhaft schwankten die Maste der ankernden Schiffe im Hafen. Der Berliner Museumsdirektor, denn das war der Geheimrat, konnte einmal fern vom Getriebe über sein Leben nachdenken. Endlich fand der Nervenleidende die Stunde, die das Gemüt in Schlaf sang. Er ruhte wie ein Kind in den Armen der Sommernacht.

Da plötzlich nahte das Schicksal. Er hatte es nicht für möglich gehalten — jetzt gerade, jetzt mußte dieser Mensch ihn entdecken. Das Unsinnige und Unverschämte geschah: ein Schwätzer, der ihn nicht das mindeste anging, wagte es, ihn aufzustören. Es gab keine Polizei dagegen. Das einzige, was der Entrüstete tun konnte, war, ziemlich deutlich „Kaffer" zu murmeln. Doch Leonor hörte nur, was er hören wollte, und lüftete verbindlich die Tellermütze.

„Wir haben uns bis jetzt so konsequent angeschwiegen", schnarrte er. „Gestatten, daß ich mich Ihnen als Landsmann vorstelle. Mein Name ist Schmiegel."

Mit großen Augen sah Geheimrat Distelkamp sein Schicksal an. Dann erhob er sich seufzend, legte sein Plaid zusammen, lüftete den Hut, aber nur so weit, daß er sich in der kühlen Nachtluft nicht den Kopf erkälten konnte, und schritt dann an dem erstarrenden Leonor wortlos vorüber. Bald sah dieser ihn die Treppe zu den Kabinen hinunterklettern. Der Sauertopf war verschwunden. Leonor stand unbeweglich auf dem menschenleeren Deck. Dann aber stieg plötzlich eine furchtbare Zorneswelle in ihm auf. Seine gekränkte Eitelkeit übermannte ihn. Mit wildem, stöhnendem Lachen, indem er fortwährend „Na denn nich, na denn nich!" murmelte, stampfte er in den Speisesaal hinunter. Zu Emilie wollte er, zu der treuen Schwester und Reisegefährtin. Er war ja beleidigt worden, er, Leonor Schmiegel! Wer durfte ihn ungestraft beleidigen? Aber Emilie — natürlich — die schlief schon. Unempfindliches Frauenzimmer. Er vergaß ganz, daß er selbst sie so früh zu Bett geschickt hatte, um noch mit den Schauspielern kneipen zu können.

„Na morgen, morgen! Da mache ich einfach Krach mit dem Kerl! Da stelle ich ihn zur Rede! Seinen Namen muß er mir nennen! Unbedingt!"

Ein Bankdirektor war er übrigens nicht, der Affe. Diese Beruhigung gab Leonor die Passagierliste, die er im Speisesaal fand. Man konnte sich also nicht schaden. Das brachte ihn bald auf andere, mildere Gedanken. Die Schauspieler saßen schon beim Schwedenpunsch und luden ihn lebhaft dazu ein. Gott sei Dank — hier wurde doch harmlose Liebenswürdigkeit noch gewürdigt. Der junge Däne freilich, der eine nächtliche Lumperei herannahen sah, erhob sich von der Tafel und wollte dem bittenden Blick seiner Gattin folgen. Vergebens redeten die halb bezechten Engländer auf ihn ein. Da erschien Leonor Schmiegel im rechten Augenblick. Er riß den Ehekrüppel unter allgemeiner Heiterkeit von seiner Tyrannin los und drückte ihn auf den Stuhl nieder. Sigrid hatte Tränen schmerzlichen Zornes in den Augen. Aber sie faßte sich mit Würde und drehte geschickt den Spieß um. Sie tat, als ob es das selbstverständliche Recht ihres Gatten wäre, sie heute allein zu lassen, und verließ mit kühlem Gruß den Speisesaal. Leonor Schmiegel aber hatte nun seine Kneipgesellschaft beisammen. Der junge Däne blieb trotzig, und die Engländer zechten mit ihnen bis weit nach Mitternacht. —

Am nächsten Tag erschienen die Unsoliden sehr spät auf Deck. Verkatert waren sie alle. Mit ironischem Lächeln sah Geheimrat Distelkamp, der schon den Sonnenaufgang miterlebt hatte, die bleichen Gestalten allmählich erscheinen. Die Schauspieler wußten freilich mit einem Punschkater umzugehen, doch Leonor Schmiegel war ganz gebrochen und ließ, demütig auf einem Verdeckstuhl hockend, den Schwall von Emilies Vorwürfen über sich ergehen. Schlimmer noch ging es bei den dänischen Hochzeitsreisenden zu. Da hatte es fast ein Zerwürfnis gegeben. Stumm, mit zitternden Lippen und verweint saßen die beiden einander gegenüber, warfen aber einander seltsamerweise nicht so vernichtende Blicke zu wie Leonor Schmiegel...

Man kam nach Motala. Eine willkommene große Station. Man konnte aussteigen, sich recken, auf bessere Gedanken kommen. Während der Dampfer Stunden hindurch die zahlreichen Schleusen des Kanals hinunterschwamm, wanderten die Passagiere ihm voraus zur Stadt, um ihn dort wiederzutreffen. Es war ein wundervoller Sommertag. Verdrießlich aber gingen die Geschwister Schmiegel den Uferweg entlang, denn sie konnten sich nicht einigen, welchem Teil der Gesellschaft sie sich „anschließen" sollten. Vor ihnen gingen die

DIE BRÜCKE

FARBIGE ZEICHNUNG VON CARL GADAU

beleidigten Dänen — hinter ihnen, o Schrecken, die netten Schauspieler mit dem greulichen Museumsdirektor. Daß die nun auch noch Bekanntschaft schließen mußten! Leonor war persönlich gekränkt, aber Emilies Gesellschaft war ihm zu langweilig, denn die Tatsache, daß sie seine Schwester war, genügte ihm nicht. Wütend marschierte er schließlich, mit dem Krimstecher rechts und links blickend, an der Spitze. Emilie keuchte unter der heißen Sonne hinterdrein. Mein Gott, was wurde das nur? Ihr armer Bruder! Jetzt war er ja plötzlich von der Gesellschaft losgelöst! Und gestern noch ihr allbeliebter Mittelpunkt! Emilie wollte Frieden stiften, Leonor zur Vernunft bringen. Während die Geschwister sich aber, vorauseilend, erregt stritten, bemerkten sie nicht, daß die Dänen sich plötzlich ebenfalls an die Engländer und ihren neuen Bekannten angeschlossen hatten. Sie übersahen, daß in dem geschlossenen Trupp, der nun hinter ihnen marschierte, eine leise, feindselige Beratung stattfand, eine Beratung, die sich gegen niemand anders als gegen Leonor Schmiegel richtete. Man konnte es fast schon eine Verschwörung nennen. Die englischen Schauspieler hatten irgendeine niederträchtige Idee ausgeheckt. Wie listig tuschelten sie und kopierten Leonor, den Ahnungslosen! Einer von ihnen drückte sogar seine Mütze zurecht und befestigte sie mit einem Bindfaden unter dem Kinn, so daß sie Leonors Tellermütze ähnelte. Man fand ein dankbares Publikum. Das dänische Ehepaar vergaß plötzlich seinen Gram und lachte mit hellen Augen vor sich hin. Sogar der einsame Sonderling schmunzelte. Sie waren alle wie erlöst, als sie Partei gegen Leonor Schmiegel bilden konnten. Doch sobald dieser sich in Motala nach ihnen umdrehte, gingen sie mit zusammengekniffenen Lippen auseinander und machten harmlose Gesichter.

An Bord bemerkte Leonor zu seiner Überraschung, daß aus den zwei englischen Schauspielern plötzlich drei geworden waren. Man hatte sich offenbar in Motala verabredet, aber der Dritte im Bunde unterschied sich wesentlich von Leonors Kneipfreunden. Er sah mehr wie ein Clown als ein Schauspieler aus. Rothaarig, klein und überaus beweglich — ein häßlicher Mensch, aber wohl sehr witzig, denn die Gesellschaft lachte unaufhörlich über ihn. Sogar der Museumsdirektor, dem man das gewiß nicht zugetraut hatte, brach soeben in eine trompetenartige Lache aus. Auf Leonor Schmiegel war der Neuangekommene natürlich schon hingewiesen worden — das bemerkte dieser, als der Rothaarige zwinkernde Blicke mit seinen lustigen Kollegen austauschte und dann zu ihm hinsah. Merkwürdig guter Laune waren plötzlich alle. Sogar die jungen Dänen. Sollte man kurz entschlossen zu ihnen hingehen? Aber der Museumsdirektor saß dabei, das Greuel. Emilie war dagegen. Trotzdem machte Leonor, der bis zum Trollhätta wieder eine beherrschende Stellung in der Reisegesellschaft erobern wollte, ein paar Schritte auf sie zu. Kaum aber hatte er sich in Bewegung gesetzt, als schon der Rothaarige mit geschwungenem Strohhütchen ihm entgegeneilte. Er sprudelte ihn sofort in einem drolligen Englisch-Deutsch an.

„Mister Schmiegel, o Mister Schmiegel, nicht wahr, Sie sein Mister Schmiegel! Mein Name ist Nickelby, Tom Nickelby! Verstehe Sie? Nickelby! Habe Sie gewiß schon von mir gehört auf Kontinent? Jongleur, Exzentrik, Dresseur von die berühmte Seehunde! Tobby, Ella, George und Sam! Könne singe, Whist und Klavier spiele, mit die Füß' spreche und rauche durch die Nas!"

So ging es weiter. Dabei grinste den Verdutzten ein mit Warzen besätes, breitmäuliges Affengesicht an. Sie standen auf einem Teil des Verdecks, der keinen Schutz gegen die Sonne hatte und in der Gluthitze der Mittagsstunde lag. Leonor hätte seinen neuen Bekannten gern auf ein schattiges Plätzchen gezogen, dorthin, wo die lächelnden Beobachter es sich bequem gemacht hatten. Aber das war unmöglich. Mister Nickelby blieb stehen, wo er stand, kam vom Hundertsten ins Tausendste und hielt Leonor beständig an einem Knopf seines Mantels fest. Der Schwitzende konnte sich das heiße Ding nicht einmal ausziehen. Am meisten fürchtete sein Ordnungsgeist, daß der Knopf abgedreht werden könnte.

O dieser lästige Mensch, der katastrophenartig auf dem friedlichen Schiff erschienen, er war Leonor Schmiegel wirklich gewachsen! Der blendende Gesellschafter aus der Beuthstraße, Ecke Spittelmarkt, war stumm geworden. Vergebliche Versuche, Mister Nickelby zu unterbrechen, gab er schließlich auf. Nach Nikotin roch der eklige Kerl — es war kaum auszuhalten. Leonor empfand eine wachsende Übelkeit. Nur fort aus der Hitze...

„Kenne Sie Bollnäs? Kenne Sie Kinnekulle? Kenne Sie Mölle? Kinnekulle kenne Sie nicht?"

„Entschuldigen Sie!"

Ganz grün im Gesicht riß Leonor sich plötzlich los und kletterte eiligst die Treppe zu den Kabinen hinunter.

„Netter Mensch! Sehr netter Mensch!" Mit diesen Worten, die er mit der harmlosesten Miene der Welt ausrief, kehrte Mister Nickelby zu seinen Freunden zurück. „Nur etwas schüchtern! Er sagt ja kaum ein Wort! Er schließt sich wohl niemals an?"

Ein schallendes Gelächter, das wie spontaner Beifall klang, empfing ihn. —

Emilie war ratlos. Was hatte der Bruder? Warum blieb er mit nervöser, zorniger Miene im Schiffsraum, wo die schlechteste Luft war? Was brauchte er sich vor einem Schwätzer zu fürchten, den die Schauspieler in Motala getroffen hatten? Ein Leonor Schmiegel schüttelte doch einfach ab, was ihm lästig wurde. Freilich, dieser widerwärtige Clown, der auch Emilie ganz dumm redete, hatte eine dämonische Macht. Alle andern ließ er in Ruhe, nur ihren Bruder nicht. Sobald Leonor es riskierte, sich auf Deck zu zeigen, heftete sich auch schon Mister Nickelby an ihn, ließ ihn zu keinem stillen Genuß der Landschaft kommen, verschraubte ihm sein kostbares Fernglas und erzählte von der Seekrankheit, wenn ihm eben besser wurde. An die reizenden Dänen, an die lustigen Engländer und an den Museumsdirektor, der auch ganz nett zu werden schien, ließ er ihn überhaupt nicht mehr heran. Fatal, fatal. Man hatte nichts von den schönen Ufern des Vättersees, man gehörte in Töreboda, wo der Dampfer am Abend Station machte und ein fideles Leben mit Musik und Tanz einsetzte, kaum noch zur Gesellschaft. Alles durch den verdammten Nickelby. Der war einfach unerträglich. Namentlich für einen so feinnervigen und diskreten Menschen wie Leonor Schmiegel. Nun, hoffentlich wurde es am Trollhätta besser. Mit dieser Tröstung gingen die Geschwister schlafen.

Aber am Trollhätta!... Endlich standen sie vor dem brausenden Weltwunder, das sie soviel Geld gekostet hatte. Auf einer schmalen Eisenbrücke standen sie, Emilie ängstlich an ihren Bruder geklammert. „Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt, als ob Wasser und Feuer sich menget!" deklamierte Leonor, der im Beamtenverein Schillers Balladen häufiger vortrug, als den Kollegen lieb war. Er übertönte das Element und Mister Nickelby. Er wollte jetzt noch einmal zur Geltung kommen. Aber wie ein hüpfender Affe war der Engländer wieder um ihn herum — was nützte da die schönste Deklamation? Doch nein — er mußte sich des Schmarotzers entledigen. Da konnte ein Lamm die Fassung verlieren. Dieser fürchterliche Kerl. Am liebsten hätte Leonor ihn am Kragen gepackt und in die brodelnde Tiefe spediert. Doch das wäre strafbar gewesen. Plötzlich entschloß er sich: er lief seinem Peiniger einfach davon. Während die anderen, auch Herr Geheimrat Distelkamp, mit recht unfeiner Heiterkeit den Vorgang beobachteten, der sie fast noch mehr als der grandiose Wasserfall interessierte, entschlüpfte Leonor Schmiegel seinem Verfolger. Es wurde freilich eine tragikomische Hetzjagd. Wenn Mister Nickelby neben ihm auftauchte und ihm irgendeine Erklärung der geräuschvollen Umgebung zuschrie, eilte Leonor sofort zu den Dänen oder zu den Schauspielern hinüber und erklärte ihnen, noch lauter schreiend, etwas anderes. Er wollte sich keinesfalls unterkriegen lassen. Er war der Mittelpunkt der Reisegesellschaft — nur er! Wie durfte das kleine Scheusal es wagen, ihn zu verdrängen? Emilie war empört. Wo blieb da die schöne Erholung ihres Bruders? Wie verkannte man ihn! Nein, mit so ungebildeten Leuten konnte man nicht länger zusammenbleiben. Als sie sich wieder dem Schiff näherten, nahm sie Leonor beiseite und flüsterte ihm heftig zu: „Du, das sage ich dir gleich, ich bleibe im Trollhättahotel! Bis Göteborg fahre ich mit der Bande nicht!"

Der Bruder, von der seltsamen Hetzjagd ganz erschöpft, wischte sich die Stirn und sah sie mit großen Augen an: „Bande? Warum denn Bande?"

„Na, ich habe meine Beobachtungen gemacht! Du bist viel zu vornehm geartet — du merkst so etwas nicht. Frage mich nicht weiter. Besonders den Schauspielern ist nicht zu trauen. Das ist ein treuloses Pack. Dagegen ist der Geheimrat noch ein Engel. Bleiben wir also im Trollhätta!"

Leonor fügte sich. Er hatte auch genug. Das war ja wirklich keine Erholungsreise mehr. Sie näherten sich aber als vollendete Formmenschen den Reisegefährten und teilten ihnen ihren Entschluß mit. Was für sonderbare Gesichter die schnitten! Fast beleidigend war das Entzücken, mit dem man ihre Mitteilung aufnahm.

„Da sind Sie vorzüglich aufgehoben!" rief Geheimrat Distelkamp. So lebhaft konnte der trockene Träumer werden?

Man verabschiedete sich. Jetzt kam der erste Augenblick, der Mister Nickelby wortkarg machte. Als die Geschwister sich zu ihren sechs Gepäckstücken begaben, lachten die Verschwörer behutsam, aber herzlich. Dem Clown wurden die großen Hände geschüttelt.

„Er tut mir eigentlich leid", sagte Frau Sigrid aus Kopenhagen.

„Aber, Kind!" rief ihr Gatte. „Das ist ja ein ganz gefährlicher Mensch! Er hat uns den ersten Streit gebracht!"

„Sie brauchen ihn nicht zu bedauern, gnädige Frau", sagte der Museumsdirektor. „Die Schmiegels sind immer glücklich. Aber die Nichtschmiegels, die müssen sich ihrer Haut wehren."

Da lachten die Engländer. —

Inzwischen verließen Leonor und Emilie das Schiff.

„Sei vergnügt, Milchen — es war ja doch eine nette Fahrt."

„Wenn nur die fremden Leute nicht wären."

„Da oben stehen sie!" Leonor winkte mit dem Taschentuch. „Gott, sei doch nicht so! Winke doch mit!"

„Nein — keinesfalls!"

„Na, ich — ich habe mich ausgezeichnet amüsiert!"

Er rief es so laut, daß die Menschen auf dem Schiff es hören mußten. Sie hörten es, aber man konnte ihre Gesichter nicht mehr erkennen.

Christian Friedrich Graf zu Stolberg-Wernigerode, der den Tod seines Vaters verschuldet hat.

Die Beisetzung des Grafen Eberhard in Jannowitz am 23. März: Der Leichenzug mit dem Sarge, den der Kürassierhelm des Grafen schmückt, auf dem Wege zum Friedhof. Auf dem jenseitigen Ufer das Schloß.

Links: Graf Eberhard, der bisherige Senior des Zweiges Jannowitz, der am 18. März getötet wurde.

Im Oval: Die Witwe des Verstorbenen mit ihren Söhnen Theodor und Konrad im Trauerzuge.

Die Tragödie im Hause des Grafen Stolberg-Wernigerode auf Jannowitz (Schlesien).

Edwin Graf Henckel v. Donnersmarck, bekannter Vollblutzüchter und Rennstallbesitzer, einer der Führer des Deutschen Volksbundes in Polnisch-Schlesien, † am 23. März auf seinem Schloß Naklo bei Tarnowitz.

E. Graf Hallwyl, hervorragende Persönlichkeit des Pferderennsports, langjähriger Richter des Union-Clubs, † am 24. März in Dresden.

Ein neuer Ozeanflug Europa-Südamerika geglückt: Die beiden spanischen Flieger Kapitän Francisco Jimenez (rechts) und Kapitän Francesco Iglesias, die am 24. März Sevilla mit dem Flugzeug „Jesus del Gran Poder" verließen und am 26. März in Bahia (Brasilien) wohlbehalten landeten.

Links: Von den Unruhen in Mexiko: Der gefangene Rebellengeneral Jesus Palomera Lopez (×), der frühere Chef der Militärpolizei in der Stadt Mexiko, vor dem Kriegsgericht. Er wurde zum Tode verurteilt und sofort standrechtlich erschossen.

Eine Laune der Schöpfung, FLIEGENDE FISCHE.

Flughahn (Dactylopterus volitans L.).

Das Mittelmeer ist mißgelaunt. Wie weißlohende Hügel stürmen seine grünblauen Wogen in immer neuen Staffeln gegen die Schiffswand her und lassen blasige Gischtsträhne als Wegzeichen zurück. — War das nicht ein silberner Pfeil, der sich eben aus der schneeigen Schaumkrone löste und in den rückwärtigen Wellenberg schoß? Da wieder einer; nun sind es fünf, dann vier, hernach ein ganzes Dutzend und dort drüben ein voller Schwarm! Stählerne Vögel oder glitzernde Libellen? Nein, jetzt erkennen wir es: fliegende Fische! Deutlich sieht man zuweilen die breiten, heuschreckenartigen Flügel in schwirrender Bewegung. Eine halbe Stunde lang ist keiner mehr zu erblicken. Als jedoch die kleinen blitzenden Segelflugzeuge wieder starten, ziehe ich meine Stoppuhr, um zu sehen, wie lange sie sich schwebend halten können: Die meisten nur 2, manche 7 und gar 10 Sekunden. Zuweilen sollen an die 20 Sekunden festgestellt worden sein. So verschieden lang sind natürlich auch die zurückgelegten Wegstrecken: 5, 30, selbst 200 m wurden geschätzt. Körpergröße, Windrichtung, Windstärke u. a. sprechen hier mit. Besondere Atmungsvorrichtungen, wie sie etwa Kletterfische haben, stehen jenen seltsamen Schwärmern nicht zur Verfügung.

Flügelrößchen (Pegasus volitans L.).

Schwalbenfisch (Exocoetus bahiensis Ranz.).

Schwalbenfisch (Exocoetus spilopterus Bleck.).

Was treibt sie wohl aus ihrem feuchten Reich ins dünne, luftige Medium? Hier sichtlich die Angst vor dem dampfenden, stampfenden Riesentier, dessen Schraubenflosse die rollende Flut zu glasig-heller Masse verquirlt. Also meist die Furcht vorm Hai, Thunfisch oder Delphin. Besonders fatal, wenn man auf der Flucht gerade einer hungrigen Möwe in den Schnabel eilt! Aber auch ohne daß einer jener Piraten der Fliegergesellschaft auf die Nähte rückt, stürmt diese zuweilen zum Streckenflug ins Luftmeer; spielerisch, im Ausleben einer der merkwürdigsten Kräfte. Bei manchen mag ein solcher „Weitsprung mit verzögertem Rückfall" auch einer vorüberziehenden Mücke gelten.

Welcher Sippe überdies das fliegende Volk angehört? Eigenartigerweise entstammt es den verschiedensten Knochenfischfamilien — fliegende Tintenfische scheiden ja hier aus — tritt im See- und Süßwasser, als Oberflächen- und Grundfisch, als Hochsee- und Küstenbewohner auf und ist fast über die ganze wärmere Zone verbreitet. Da sind die schmalbrüstigen Beilfische aus dem Amazonenstromgebiet und die ostindische Flugbarbe mit ihren fallschirmähnlichen Brustflossen, welche sich, ähnlich springenden Fischen, ein Stück über die Oberfläche hinschnellen kann. Diesen Karpfenartigen reiht sich der seltsam befloßte Schmetterlingsfisch an, ein „Hering" aus den Flüssen des tropischen Westafrikas: sein Name verrät schon vieles. Ähnlich klein wie die bisher aufgezählten „Flieger" ist ein niedlicher gepanzerter Stichling, dessen Gattung, im Gegensatz zu den erwähnten Arten, die See, und zwar den Stillen Ozan, bewohnt: das Flügelrößchen. Ihm fehlt die Schwimmblase, doch die gespreizten Brustflossen machen den winzigen „Drachen" zum Eindecker. Zum gleichen „Typ" läßt sich der „Flughahn" stellen. Die mächtige Brustflosse ist zweigeteilt: das Vorderstück ist zu ein paar Kratzfüßchen geworden, das Hinterteil, blaugetupft und gebändert wie ein Falter, soll sich zu einem tragfähigen Fächer entfalten können. Der rosig glänzende „flying gurnard" — sein Rumpf erreicht ein halb Meter Länge — spaziert am Küstengrund des Mittelmeers und begnügt sich zum Mahl mit Würmern, Krebschen und Muscheln. (Schluß des Beitrags auf S. 500.)

Schwalbenfisch (Exocoetus spilopterus Bleck.).

Schmetterlingsfisch (Pantodon buchholzi Ptrs.).

Das Rennen der Stürze

MOMENTBILDER VON DER „GRAND NATIONAL“ IN LIVERPOOL

Start zur „Grand National Steeplechase“, dem schwersten Hindernisrennen der Welt, in Liverpool am 22. März. Von der Rekordzahl der 66 startenden Pferde erreichten nur sieben das Ziel. Überraschungssieger — vor über 300000 Zuschauern — wurde der siebenjährige „Gregalach“.

Die Angst vorm Sprung: An einem Hindernis ausbrechende Pferde.

Ein grandioser Anblick: Das Feld hinter dem schwersten Hindernis.

Gefährliche Situation zwischen galoppierenden Pferden: Der gestürzte, platt auf dem Boden liegende Jockei des aussichtsreichen Pferdes „Ardoon's Pride“.

Sensationelles Schauspiel für die zahlreichen Zuschauer: Schöne Sprünge und ein seltsamer Sturz am großen Hindernis.

UM DAS BLAUE BAND DES AUTOMOBILISMUS

DER KAMPF UM DEN SCHNELLIGKEITSREKORD

VON INGENIEUR BOTHO v. RÖMER. MIT ZEICHNUNGEN VON H. u. B. v. RÖMER

1. Major Segrave, der mit seinem Über-Auto „Golden Arrow" (s. Abbild. 4 und 5) am 12. März in Daytona (Florida) Weltrekord fuhr. Er erreichte eine Stundengeschwindigkeit von 371 km.

3. Von der Todesfahrt des Amerikaners Bible in Daytona am 13. März: Bible in seinem „Triplex"-Wagen in voller Fahrt bei dem Versuch, die Höchstleistung des Engländers Segrave zu überbieten.

3. Lee Bible, der den Auto-Rekord Segraves brechen wollte und dabei tödlich verunglückte. (Vgl. Abbild. 3).

Während Deutschland in seinem Automobilprogramm in erster Linie Touren- und Zuverlässigkeitsfahrten vorsieht, schenkt man in Amerika und England neuerdings wieder dem reinen Geschwindigkeitsrennen viel Beachtung. Über den praktischen Wert derartiger Rennen läßt sich natürlich streiten. Das eine jedoch steht fest, daß sie eine Gewaltprüfung für Mensch und Material darstellen und die Erfahrungen, die bei solchen Fahrten gemacht werden, für den Automobil- und Motorenkonstrukteur und für die Werkstatt von größtem Werte sind. Für den Rennfahrer ist das Gefühl, eine leistungsfähige Maschine zu besitzen und sie ganz zu beherrschen, von hohem sportlichen Reiz und steigert die Freude des Erlebens ins Ungemessene.

Der Kampf um das „Blaue Band" des Automobilismus ist jetzt wieder neu entbrannt, da die Vorbereitungen dafür sowohl in Amerika als auch in England beendet sind.

Wir sind in der Lage, unseren Lesern sämtliche Spezialrennwagen, die sich bisher an diesem Kampfe beteiligten, und die neuesten Konstruktionen, die nunmehr am Start erschienen sind, im Bilde zu zeigen und einiges über den konstruktiven Aufbau zu berichten. Die Gesichtspunkte, die beim Entwurf all dieser Rennwagen in die Erscheinung treten, sind die möglichst geschickte Unterbringung einer hohen Antriebsleistung, ferner die zweckmäßige Verteilung der Gewichte zur Erzielung einer tiefen Schwerpunktlage und die weitest gehende Verringerung des Fahrt- und Luftwiderstandes durch eine windschnittige Linienführung. Von weiterer ausschlaggebender Bedeutung ist die Güte der Bereifung dieser Fahrzeuge. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Räder bei diesen kolossalen Geschwindigkeiten fast hundert Meter in der Sekunde zurücklegen müssen, so ist es klar, daß für solche abnorme Beanspruchungen nur das allerbeste Reifenmaterial in Frage kommt. Wie verhängnisvoll ein Reifendefekt bei einem Rennen werden kann, zeigte seinerzeit der Todessturz des aussichtsreichsten amerikanischen Fahrers Frank Lockhart. Lockhart steuerte den berühmten „Schwarzen Falken" der Stutz-Werke in Indianapolis. Der außerordentlich schnittige 1,5-Liter-Stutzwagen hat auf Lockharts letzter Fahrt, wie Fachleute einwandfrei festgestellt haben, die fabelhafte Geschwindigkeit von 370 km pro Stunde erreicht, die allerdings wegen des tragischen Ausgangs nicht als Weltrekord anerkannt werden konnte.

Der zweite amerikanische Rennwagen, der auch heuer wohl die stärkste Konkurrenz der englischen Wagen darstellte, war der Triplex-Liberty-Wagen (Abbild. 8). Auf diesem Wagen hielt bisher Ray Keech (Philadelphia) den Weltrekord, da er am 22. April 1928 334 km Stundengeschwindigkeit erreicht hatte. In diesem interessanten Wagen waren drei 12-Zylinder-Liberty-Flugmotoren des Typs 12 A eingebaut. Es war dies das erste Mal, daß ein Automobil mit drei Motoren ausgerüstet wurde. Jeder Motor, dessen Zylinderreihen 45 Grad V-Stellung einnehmen, leistet 400 PS. Die 36 Zylinder ergeben also eine Gesamtleistung von 1200 PS. Die Anordnung der Motoren im Chassis ist in der Weise gelöst, daß ein Motor knapp hinter der Vorderachse, die beiden anderen Motoren dicht vor der

(Fortsetzung auf Seite 496.)

4 (oben) u. 5. Major Segraves „Goldener Pfeil" („Golden Arrow") mit Zielfernrohr vor dem Führersitz (Detailskizze im Kreis) und den neuartigen Kühlern zwischen Vorder- und Hinterrädern.

6. Skizze eines Dreadnought-Autos: Längsschnitt durch den 1000 PS Rennwagen der Sunbeam-Werke.
B Benzintank. M_1 u. M_2 die beiden 500 PS Matabele-Flugmotoren. K_1 u. K_2 Wasserkühler. Q Querwelle. Ke Kettenantrieb. St Steuersäule. W Wechselgetriebe. K Kuppelung. Fv Vorderradfederung. Fh Hinterradfederung. L Lenkgestänge. R Stahlblechrahmen.

Hinterachse nebeneinander angeordnet sind. Der Sitz des Fahrers befindet sich links hinter dem ersten Motor.

Die englischen Farben sind wieder durch Major H. O. D. Segrave und Hauptmann Malcolm Campbell würdig vertreten. Beide Rennfahrer haben sich ganz neue Spezialtypen für den Angriff auf den Weltrekord von den bekannten Napier-Werken in Acton bei London herstellen lassen.

7. Die Rennwagen des englischen Hauptmanns Malcolm Campbell im Kampfe um das „Blaue Band" des Automobilismus: 1. Der 900 PS „Blue-Bird-Spezial" (Blauer Vogel) aus dem Jahre 1928. — 2. Der neue Napier-„Arrolaster", der aus dem „Blauen Vogel" entwickelt wurde.

Campbells Wagen, der 900—1000 PS Napier-„Arrolaster" (Abbild. 7), stellt eine Weiterentwicklung des „Blue-Bird-Spezial" von 1928 dar. In der äußeren Form mehr verfeinert und noch schnittiger konstruiert, zeigt der „Arrolaster" an Stelle der früheren rückwärtigen Seitenkühler vorn einen zentralen Stirnkühler. Die Luftabführungskappen an den Rädern sind in vergrößerter Form beibehalten. Ganz besonders robust sind die Achsen und die Lenkung ausgeführt. Die Vierrad-Bremstrommeln sind aus einem hochwertigen Spezialstahl gefertigt, die Federn des Wagens, vier starke Halb-Elliptikfedern, liegen vollständig verkleidet.

Segraves Wagen, der „Goldene Pfeil" (Abbild. 4 u. 5), wurde von dem bekannten Automobilfachmann Hauptmann Irving entworfen und ebenfalls bei den Napier-Werken gebaut. Irving hat sich schon früher durch die Konstruktion des 2-Motoren-Super-Sunbeam-Rennwagens (Abbild. 6) einen Namen gemacht. Der „Goldene Pfeil" ist mit demselben Motor wie Campbells Wagen, mit einem 900—1000 PS Napier-„Racing Lion"-Motor, ausgerüstet, doch unterscheidet sich die gesamte Linienführung wesentlich von der des „Arrolaster". Auffallend sind die geringe Bauhöhe und die Länge des Wagens. Die Verkleidungen der drei Zylinderreihen des W-förmigen Motors verlaufen rückwärts harmonisch in die Karosserie, während sie vorn stark heruntergezogen sind und in der wagerechten Schneide des Chassisrahmens enden. An Stelle von Radverkleidungen ist der Raum zwischen den Vorder- und Hinterrädern, um schädliche Luftwirbel zu vermeiden, in genialer Weise als Kühlfläche ausgenutzt. Die Kühler sind an besonderen Zapfen am Chassisrahmen verschraubt. Der rückwärtige Teil der Karosserie läuft in eine fischschwanzähnliche Stabilisierungsflosse aus, die den Zweck hat, den Wagen bei rasender Fahrt in der Geraden zu halten und eventuellen Schleuderbewegungen entgegenzuwirken. Das interessanteste Detail des „Goldenen Pfeils" ist das vor dem Führersitz aufgebaute Zielfernrohr (Abbild. 4) mit dem an der Rumpfspitze befindlichen Fadenkreuz. Dieses Instrument, das bisher eigentlich nur bei Jagdflugzeugen üblich war, dient hier zum genauen Avisieren eines Zielpunktes auf der Rennstrecke.

Major Segrave (Abbild. 1), der, in Florida angelangt, sofort seine Versuche aufnahm, gelang es schon bei seiner zweiten Fahrt auf dem „Goldenen Pfeil", einen neuen Weltrekord mit 371 km/Std. aufzustellen. Der amerikanische Rennfahrer Bible, der auf dem „Triplex"-Wagen (Abbild. 3) diesen Rekord sofort überbieten wollte, verunglückte leider dabei tödlich, indem die Vorderräder seines Wagens bei einer Stundengeschwindigkeit von 360 km auf eine nasse Stelle gerieten, so daß der Rennwagen haltlos ins Schleudern kam.

8. Einbau der drei Liberty-Flugmotoren in den amerikanischen Triplex-Rennwagen, mit dem Ray Keech am 12. April 1928 334 km Stundengeschwindigkeit erzielte.

Man darf gespannt sein, ob es Hauptmann Campbell nunmehr noch möglich sein wird, die Leistung seines Landsmanns Segrave zu verbessern. Campbell hat für seine Versuche eine besondere Rennstrecke in Südafrika erkundet und hofft, auf dem dortigen rauhen Lehmboden seine Maschine noch besser ausfahren zu können.

WISSEN UND LEBEN

Lichtanalyse mit der Quarzlampe.

Seit der Erkenntnis, daß Quecksilberdämpfe ein an ultravioletten Strahlen reiches Licht aussenden, hat sich die Quecksilberdampflampe ein weites Anwendungsgebiet erobert. Diese Lampen sind röhrenförmige Gefäße aus geschmolzenem Quarz, die mit Quecksilber gefüllt werden; durch den elektrischen Strom wird das Quecksilber verdampft und der Quecksilberdampf zu einer intensiven Strahlung veranlaßt, in der das Ultraviolett vorherrschend ist. Durch besondere Gläser (meist Schwarzgläser) gelingt es, aus der gesamten Lichtfülle des Quarzbrenners die sichtbaren Strahlen herauszufiltrieren, so daß die Lampe nur noch das dem Auge unsichtbare Ultraviolettlicht ausstrahlt. Unter der Einwirkung dieses gefilterten Lichtes der Quarzlampe zeigen nun die meisten Stoffe die Erscheinung der Fluoreszenz. Die Eigenschaft zu fluoreszieren besitzt eine ganze Reihe von Körpern: Petroleum etwa schimmert im auffallenden Licht amethyst- bis pflaumenblau, im durchfallenden Licht grün, der grüne Pflanzenfarbstoff Chlorophyll leuchtet im durchfallenden Licht rot, Eosinlösungen (rote Tinte) zeigen grünliche Fluoreszenz. Außer den hier genannten und einigen wenigen anderen Stoffen gibt es eine noch viel größere Zahl von Körpern, die bei starker Bestrahlung eine ihnen eigene Fluoreszenz besitzen, meist jedoch von so geringer Stärke, daß ihr Selbstleuchten während der Bestrahlung mit einer gewöhnlichen Lichtquelle nicht wahrnehmbar ist. Benutzt man dagegen zur Erregung der Fluoreszenz die dem Auge unsichtbaren Strahlen des Quecksilberbrenners, so werden durch dieses „Dunkellicht" die Erscheinungen der Fluoreszenz offenbar. Stoffe, die im Tages- oder elektrischen Licht völlig gleiches Aussehen zeigen, weisen im ultravioletten Licht deutliche Farbenunterschiede auf, so daß es möglich ist, aus der Ultraviolettfluoreszenz auf die Eigenschaften der bestrahlten Stoffe zu schließen, also mit dem Quarzbrenner eine Art Lichtanalyse auszuführen. Die Ultraviolettanalyse kann in sehr einfacher Weise ausgeführt werden. In dem oberen, kastenförmigen Aufbau der Analysenlampe ist der Quarzbrenner untergebracht; seine Strahlung geht durch das an der Bodenöffnung der Lichtkammer befindliche Filterglas und wird auf den in der unteren Beobachtungskammer bereitgelegten Gegenstand gerichtet. Durch die seitlichen Vorhänge kann das Tageslicht abgeschlossen werden. Die seltsamsten Farbeffekte werden in dem Strahlungsbereich der Lampe sichtbar: die Haut und die Nägel der bedienenden Hand leuchten in einem bläulich-weißen Licht auf, aus der Zigarrenasche blitzen rote und blaue Punkte auf, rosa Wollfäden, die mit Rhodamin gefärbt sind, leuchten unter anders gefärbten Fäden heraus wie rotglühende Drähte. — Der Nachweis von Banknoten-, Briefmarken- und Wechselmarkenfälschungen beruht auf der Tatsache, daß jede Papiersorte eine ihr eigene Ultraviolettfluoreszenz zeigt. Ergeben sich also beim Vergleich einer echten und einer verdächtigen Banknote auch nur die geringsten Farbenunterschiede, so deutet dies auf eine andere Zusammensetzung des Papiers hin und beweist damit die Fälschung. Auch bei der Beweisführung von Postdelikten leistet die Quarzlampe wertvolle Dienste. So fand man in der Tasche eines Beschuldigten Lacksplitterchen, die im selben Licht leuchteten wie der Lack des nachträglichen Briefverschlusses, während sich der ursprünglich verwendete Lack andersartig verfärbte. Ebenso verschieden ist das Verhalten der einzelnen Klebstoffe; man kann daher bei unbefugterweise geöffneten und nachher wieder zugeklebten Briefen diesen Umstand mit Sicherheit erkennen. Zu Reinheitsprüfungen, vor allem in der Nahrungsmittelchemie, ist die Quarzlampe ein ausgezeichnetes Hilfsmittel. So ist z. B. noch 1 Proz. Azeton in Alkohol durch deutliche Fluoreszenz nachweisbar; von Chinin kann man sogar noch ein Teil in 100 Millionen Teilen Wasser erkennen. Margarinezusatz zu Butter verrät sich bei 25 Proz. durch bläuliche Fluoreszenz, das gelbliche Leuchten der Kakaobutter geht durch Strecken mit Kokosfett verloren. Wasserteigwaren werden leicht von Eierteigwaren unterschieden, indem letztere nicht die blaue Fluoreszenz des Mehles zeigen (Eimasse leuchtet nämlich nicht). Während natürliche Fruchtsäfte und Marmeladen sich im Ultralicht unbeeinflußt verhalten, verrät sich der Zusatz künstlicher Farbstoffe durch eine ent-

VOM OCTOB. 1739 — WEIL LIEB VND ANDACHT SICH IN KAELT VND EYS VERKEHRT

BIS IN MAY 1740 — HAT HART VND LANGER FROST DAS ARME LAND BESCHWERT

Die Denkmünze auf den strengen Dauerwinter 1739/40.
Diese Medaille wurde in diesen Tagen bei einer alteingesessenen Bauernfamilie des Kreises Leobschütz (Oberschlesien) gefunden.

sprechende Farbtönung unter der Analysenlampe. Die Kriminalistik ist durch die Quarzlampe in die Lage versetzt, Blutspuren, Fingerabdrücke und Absonderungen (Sperma) von verschiedener Herkunft sicher nachzuweisen und damit manches Verbrechen leicht zu entlarven. Hausdiebe kann man überführen, wenn man die Waren, von denen man Diebstahl vermutet (z. B. Getreidevorräte), mit Spuren eines Salzes bestäubt, das im gewöhnlichen Licht durchaus unbemerkt bleibt, etwa mit salizylsaurem Natron. Jedes Staubkörnchen dieses Salzes leuchtet im Lampenlicht wie ein kleines blaues Sternchen. Ein weiteres Gebiet, auf dem das Ultraviolettlicht erfolgreich angewandt wurde, ist die Urkundenforschung. Es gelingt, die verwaschenen oder verschabten Schriftzüge auf alten Pergamenten, selbst wenn sie mehrmals überschrieben sind, wieder sichtbar zu machen. Dem Biologen ist die Möglichkeit gegeben, kranke Zuchttiere von gesunden zu unterscheiden. Man kann etwa in der Seidenraupenzucht Tiere mit schlechter Blutzusammensetzung, die sich durch eine eigentümliche Fluoreszenz kundgibt, von der Zucht ausschließen. — Es darf dann noch gesagt werden, daß bei der Untersuchung von künstlichen Seiden, Perlen und Edelsteinen das Arbeiten mit der Quarzlampe wertvolle Ergebnisse zeitigt. Ob ein echter Edelstein vorliegt oder nur ein gefärbter Achat, ob es sich um Natur-, Zucht- oder unechte Perlen handelt, welcher Brillant als besser zu bewerten ist, alles das vermag das Auge des „Ultra-Detektivs" aus dem Fluoreszenzlicht abzulesen. Die bunte Reihe der Anwendungsmöglichkeiten ließe sich noch beliebig vermehren. Wie einst die Röntgenröhre, so erobert sich die Quarzlampe von Tag zu Tag mehr die Untersuchungsräume der Wissenschaft und Technik. Theo Kühlein.

Frostschäden an Holzgewächsen und ihre Heilung.

Neben dem völligen Erfrieren vieler Gewächse hat der strenge Frost des letzten Winters besonders durch drei Schädigungen an Holzpflanzen verderblich gewirkt, deren Folgen jetzt meistenteils noch gar nicht zu übersehen sind, da sie sich erst später, mitunter erst nach Jahren, voll auswirken. Nur dort, wo Frostspalten oder Frostrisse entstanden sind, kann der Schaden schon einigermaßen überschlagen werden. Diese Frostrisse bilden klaffende Längsspalten, die zum Glück selten so breit sind wie der auf unserem Bilde. Der Grund für solche Risse liegt in der ungleichen Zusammenziehung des Stammkörpers bei starker Kälte. Bei Eintritt wärmerer Witterung schließen sich schwächere Spalten, und in der folgenden Vegetationsperiode sucht ein derart beschädigter Baum diese Wunde zu überwallen und zu überwachsen. Dieses Überwucherungsgewebe legt sich wallartig über so einen Spalt, und es entstehen herablaufende Längsleisten, die sog. Frostleisten. Sie sind stets das Zeichen dafür, daß solche beschädigte Bäume kaum ein brauchbares Nutzholz liefern. — Die zweite, nicht minder gefährliche Schädigung sind die sog. Frostplatten, die dadurch entstehen, daß unter der Einwirkung der Mittagssonne der Saft der Bäume in Tätigkeit gesetzt worden ist und durch darauffolgende starke Nachtkälte krankhaft umgeändert wird. Solche Stellen erscheinen im Frühjahr plattenartig eingesunken und hemmen den Zutritt des Saftes zu den darüberliegenden Partien des Stammes. Zur Heilung dieser Schäden schneidet man die erfrorene Stelle sorgfältig aus und bedeckt die Wunde mit einer Mischung von Lehm und Kuhdung. Auch die vorher erwähnten Frostspalten behandelt man so, wenn sie sich nicht von selbst schließen. — Die dritte Frostschädigung, die sog. Frostlappen oder Korkloden, die gewöhnlich sich zuletzt bemerkbar macht, oft erst im Mai/Juni, entsteht durch tief eindringende Rindenschädigung. Die äußerste Rindenlage mit ihrem Korkmantel wird zunächst blasig aufgetrieben. Später reißen diese Blasen durch einen Längsriß auf, und ihre Decke rollt sich beim Vertrocknen lodenartig nach außen. Das fleischige Rindengewebe darunter trocknet unter Schwarzfärbung zusammen, und der Pflanzenteil stirbt ab. Auch hier ist eine Heilung, falls die Schädigung klein ist, nur durch das erwähnte Mittel möglich. Auch ein Bestreichen solcher Stellen mit gutem Baumwachs hilft etwas. Große Störungen sind aber nicht heilbar. Die letzten beiden Schädigungen treten besonders bei Obstgehölzen auf, die erste aber vor allem bei hartholzigen Nutzholz-Laubbäumen (Eichen, Eschen, Ahorn, Platanen). Unser Bild zeigt eine außergewöhnlich starke Schädigung dieser Art an einem Platanenstamm (11—12 cm Breite bei nur 50—55 cm Durchmesser), zu deren Heilung infolge der Größe wohl jede Mühe umsonst ist. B. Voigtländer.

Eine Folge des strengen Winters: Breiter Frostriß im Stamm einer Platane. (Phot. J. Brelover, Hildesheim.)

Christian Huyghens, der Vater der Pendeluhr.

(Hierzu die Abbildungen auf nebenstehender Seite.)

Wenn wir heute über genau gehende Uhren verfügen, so verdanken wir dies nicht zum wenigsten dem berühmten Physiker Christian Huyghens, der sich um die Durchgestaltung der Zeitmesser außerordentliche Verdienste erworben hat. Christian Huyghens, der am 14. April 1629 im Haag geboren wurde, war der

Christian Huyghens, der Vater der Pendeluhr, wurde am 14. April 1629 geboren.

Ein 300-Jahr-Gedenktag der Pendeluhr.

Sohn des Dichters und Staatsmannes Constantin Huyghens, der ihm eine sorgfältige Erziehung angedeihen ließ. Schon früh wurde Christian Huyghens in Mathematik und Mechanik unterrichtet. Als er im Alter von 16 Jahren die Universität bezog, widmete er sich erst dem Studium der Rechte. Aber bereits damals scheinen ihn mathematische Fragen mehr angezogen zu haben, denn mit 22 Jahren veröffentlichte er Abhandlungen, die sich auf schwierige mathematische Fragen bezogen und sogleich die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf ihn lenkten. Huyghens beschäftigte sich jedoch nicht nur mit theoretischen Aufgaben. Bei seinen astronomischen Studien behinderte ihn die Unvollkommenheit der Fernrohre. Es gelang ihm, an ihnen verschiedene wirkungsvolle Verbesserungen anzubringen. Er erfand, unterstützt von seinem Bruder Constantin, ein Verfahren, sehr große Linsen zu schleifen. Mit diesen stellte er dann Fernrohre von bedeutenden Abmessungen her. Vor allem aber ist der Name Huyghens mit der Einführung der Pendeluhr verknüpft. Bereits vor ihm wurden Pendelschwingungen für wissenschaftliche Messungen verwendet. Schon Galilei hatte den Plan erwogen, ein Pendel mit einem Zählwerk zu verbinden, das die Zahl der Pendelschwingungen anzeigen sollte. Er hat aber niemals eine solche Vorrichtung ausgeführt. Huyghens vereinigte ein Pendel so mit einem Uhrwerk, daß durch die regelmäßigen Pendelschwingungen ein gleichmäßiger Gang der Uhren erzielt wurde. Am 16. Juni 1657 erhielt er ein Patent auf diese Pendeluhr. Er ist damit zum Vater aller unserer heute noch überall verwendeten Pendeluhren geworden. Aber auch mit der Verbesserung der Taschenuhren beschäftigte er sich. Einem Briefe, den er im Februar des Jahres 1675 an Gallois, den Pariser Herausgeber des „Journal des Savants" schrieb, fügte er eine genaue Zeichnung seiner Erfindung bei und gab eine bis in alle Einzelheiten gehende Beschreibung. Es handelte sich dabei um die Einführung der Spiralfeder in das Uhrwerk. Auch auf dem Gebiete der theoretischen Physik leistete Huyghens ganz Hervorragendes. Vor allem trat er der Annahme entgegen, daß die Fortpflanzung des Lichts durch kleine körperliche Teile bewirkt wird, die vom leuchtenden Körper aus in den Raum strömen. Die von ihm aufgestellte „Undulationstheorie" gründet sich darauf, daß das Licht eine Wellenbewegung sei, und daß die Fortpflanzung durch Schwingungen eines feinen, leichten, das ganze Weltall erfüllenden Stoffes, des Äthers, erfolge. Des weiteren führte er zahlreiche Untersuchungen über das Pendel, vor allem über die Länge des Sekundenpendels aus, von denen er zu Grundsätzen über die Schwerkraft kam. Jahre seines Lebens verbrachte Huyghens in Paris, wo er Mitglied der neu gegründeten Akademie der Wissenschaften wurde. Später kehrte er in sein Vaterland zurück. Dort starb er am 8. Juni 1695 im Haag.

Dr. Albert Neuburger.

Zeichnung Christian Huyghens' zu einer Pendeluhr.

Schwalben und Fledermäuse in Symbiose.

Es mag wenigen bekannt sein, daß Fledermäuse und Schwalben in treuer Lebensgemeinschaft hoch in den Lüften nach Insekten jagen und im Herbst als Reisekameraden auf dem Zuge nach Westen die Heimat verlassen. Otto Hepp in Neuendorf a. M. verdankt die Wissenschaft diese Entdeckung im Jahre 1890. Seitdem ist die überraschende Bereicherung der Biologie von mehreren Forschern: F. W. Eckhard, Kolenati, A. E. Jäckel und Stadler, bestätigt worden. Die Mehlschwalbe (Chelidonaria urbica) und die Frühfliegende Fledermaus (Vesperugo noctula) haben sich zusammengefunden im hellen Sonnenschein auf gleichem Jagdgebiet. So mag es gekommen sein, daß sie auch Wandergenossen wurden, wenn sich im Herbst in der Heimat Nahrungsmangel einstellte. Im Tale des Mains, von Osten nach Westen ziehen sie gemeinsam, der Vogel und das Säugetier, in die fernen Winterquartiere. Aber eine große Anzahl der in Europa und Asien weitverbreiteten Frühfliegenden Fledermäuse bleibt auch wie ihre Artgenossen im Winter in der Heimat. In dichten Haufen eng aneinandergedrängt in Türmen, auf Kirchenböden und in Schloßruinen schlummern sie in den späten Frühling hinein.

R. Schiffel.

FLIEGENDE FISCHE

(Schluß von Seite 492.)

So bliebe, wohl allen Genannten weit überlegen, noch eine Gruppe scheinbarer Doppeldecker vorzustellen. Sie sind die meist beobachteten, großäugigen, eigentlichen Hochflugfische, vertreten die Trug-Hechte und seien hier „Schwalbenfische“ genannt. Sie werden etwa 30 cm lang, haben eine ungewöhnlich große Schwimmblase und fressen kleines Getier. Ihre Herden durchziehen die obere Schicht der wärmeren Hochsee, auch des Mittelmeers. Die Schwanzflosse ist tief gespalten, der Unterlappen auffallend größer. Sie dient als Propeller. Mit kräftigen Seitenschlägen treibt sie den Fisch in kurzem Anlauf jach über die Flut, ob sie bewegt oder spiegelglatt; gleich einer Rakete schießt er im Winkel von etwa 45 Grad bis zu 2 m hoch, spannt dabei seine lichtblauen Brust- und Bauchflossen weit aus, so daß sie alle vier in eine Ebene zu liegen kommen, gleitet von da aus in geneigter Haltung, bei niedergedrücktem Körperende, über das Wogenrelief, die Fahrt mit den verstellbaren Tragflächen vielleicht ein wenig steuernd, und versinkt allmählich wieder in die tosende See. Oft beginnt der Schwanz beim „Landen“ seine Ruderarbeit von neuem und treibt das neu benetzte Luftboot, noch ehe es die Segelchen reffte, auf eine zweite, dritte, vielleicht, wie Abel beobachtete, eine sechzehnte Reise. Nachts können die kleinen Aeroplane im schimmernden Schuppenkleid sogar bis zu 5 m aus dem Wasser steigen, sei es, daß sie von Böen, die sich am Schiffsrumpf stauen, mitgerissen werden, sei es, daß sie der zugebrochene Lichtschein einer Laterne verleitet und auf Deck führt, wo sie bei ihrem Wohlgeschmack den Matrosen willkommene Abwechslung im Speisezettel bringen. Übrigens hat sich das Zittern der Flossen nur als ein zeitweises Beben der elastischen Gleitflächen im heftigen Wind erwiesen. Der Muskelbau sprach in dem Streit, ob sich die Flugfische kraft ihrer Flossenschläge über Wasser halten oder nur wie Papierdrachen, Flugechsen oder Flughörnchen schweben, von vornherein zugunsten der letzteren Ansicht. Und doch kommt, wie neuere Forscher fanden, bei gewissen Fischen auch ein Flattern vor!

Sind landläufige Begriffe, wie „fliegen“ und „schwimmen“, bei bestimmter Betrachtung ohnehin nicht immer leicht auseinanderzuhalten, so noch weniger in dem labilen Grenzgebiet von Luft- und Wassermeer. Jedenfalls hat es die Natur recht gut verstanden, das Mittelreich von Wind und Welle auch von unten her, dem einen zu lieb, dem andern zu leid, so oder so, dem Leben zu erschließen.

Karl Max Schneider.

ZUM NACHDENKEN

Silbenwahl.

Melodie — Fischreuse — Ebene — Hoboist — Paderborn — Mailand — Sudermann — Mantua — Argentinien — Hebriden

Jedem der vorstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen. Aneinandergereiht, ergeben die richtig gewählten Silben ein Sprichwort aus dem Chinesischen.

Magische Quadrate.

Die Buchstaben a a a a b b b b b b d d d e e e e e e e e e e i i i i m m n n n n n n n n o r r r r r r r s t t t u sind so in die leeren Felder der Quadrate einzustellen, daß die wagerechten und senkrechten Buchstabenreihen gleiche Wörter von folgender Bedeutung ergeben: I. Quadrat. 1 Stadt an der Mosel, 2 Flossenfüßer, 3 norwegischer Dichter, 4 deutscher Dichter, 5 feste Einnahme. II. Quadrat. 1 Schauspiel, 2 Edelstein, 3 Zeitabschnitt, 4 mittelalterlicher Ausdruck für Liebe, 5 Gebirge in Südamerika.

I. II.

1
2
3
4
5

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Lasttier, 4 Werkzeug, 7 Klosterniederlassung, 8 Befehl, 9 Gaststätte, 12 altisländische Liedersammlung, 13 Gedanke, 14 weiblicher Vorname, 15 Astrologe Wallensteins, 17 Regel, 20 deutscher Fluß, 23 Treppenteil, 24 italienischer Opernkomponist, 25 griechischer Gesetzgeber, 26 Baumgang; **senkrecht:** 1 Kopfbedeckung, 2 Tageszeit, 3 Badestrand bei Venedig, 4 Hausangestellte, 5 Gebärde, 6 Einbringung der Feldfrüchte, 9 persischer Dichter, 10 jüdische Gesetzrolle, 11 Schlingpflanze, 15 Scherz, 16 Muse, 18 Wachenkontrolle, 19 weiblicher Vorname, 21 englische Flottenstation in Arabien, 22 feuerflüssige Masse.

Silbenrätsel.

an — an — ber — da — da — dier — dro — el — fan — gra — gre — ka — kat — ke — ker — kle — klei — kopf — me — mez — mik — mo — mus — na — na — ni — pel — po — ra — ra — rap — ri — spa — stand — statt — strich — te — ti — zo sind zu 14 Wörtern zu ordnen, deren dritte und letzte Buchstaben, abwechselnd (von oben nach unten) gelesen, ein Sprichwort ergeben: 1 Griechische Sagengestalt, 2 Senf, 3 Geistlicher, 4 italienischer Linguist, 5 Gewürz, 6 Stadt in Baden, 7 Geschoß, 8 Töpferkunst, 9 Specht, 10 Wachtelhund, 11 Jagdausdruck, 12 Soldat, 13 musikalischer Begriff, 14 Bezeichnung für einen unvernünftigen Menschen.

Opernrätsel.

Es ist je eine Gestalt aus der nebenstehenden Oper zu suchen. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben den Namen einer Wagner-Oper.

Oper	
Martha	....
Norma	....
Alceste	....
Carmen	....
Tiefland	....
Parsifal	....
Aida	....
Idomeneus	....
Salome	....

Silbenergänzung.

— ni — ; — qua — ; — se — ; — ke — ; — der — ; — pig — ; — pu — ; — ga — ; — see — ; — kü — ; — mer —

An Stelle der Striche sind die untenstehenden Silben derart einzusetzen, daß bekannte dreisilbige Wörter entstehen. Deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, nennen ein geflügeltes Wort aus einem Gedichte Uhlands. (ch = 1 Buchstabe.)

a, bäk, buch, da, din, el, en, grün, har, im, keit, land, lie, mann, ne, neu, re, rei, rell, stre, üp, wal.

Schüttelrätsel.

Wes Wesen ohne Halt und Grund,
Den plagt es immer sehr,
Geschüttelt steht's zur nächt'gen Stund'
Am Himmel hoch und her.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4387.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4385.

Silbenproblem: 1 Veronese, 2 Minnesota, 3 Tarantella, 4 Salamanca, 5 Micaela, 6 Hemisphäre, 7 Koreaner, 8 Semikolon.

Kreuzworträtsel: 1—3 Elle, 2—3 Lampe, 2—4 Luna, 2—1 Lade, 4—3 Affe, 5—2 Bier, 5—10 Ball, 2—6 Rahm, 10—6 Lamm, 2—10 Rodel, 7—3 Juno, 7—11 Iran, 3—11 Orkan, 3—8 Oder, 11—8 Narr, 10—9 Hull, 10—12 Hase, 10—11 Hader, 9—11 Lear, 12—11 Emir, 4—9 Aal, 6—7 Mai.

Silbenrätsel: 1 Adebar, 2 Sinologe, 3 Medikament, 4 Ananas, 5 Harakiri, 6 Strapaze, 7 Rubidium, 8 Artur, 9 Wilde, 10 Assistent, 11 Stanislaus, 12 Kadi, 13 Altheide, 14 Altersheim, 15 Reaumur. — Die Natur ist aller Meister Meister.

Merkrätsel: Besser spät als gar nicht.

Gegensätze: Osten, Klugheit, Tag, Offenheit, Betrug, Ebbe, Reichtum, Tal, Abend, Gast. — Oktobertag.

Logogriph: Gemse — Ems.

Suchrätsel: Kiel.

Umstellrätsel: Tor, Helm, Ebro, Ostern, Delta, Oran, Rinde, Seni, Ton, Otter, Rose, Mahl. — Theodor Storm.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolgt ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen. Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) Leipzig C 1.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Lipus

LEIPZIG
VERLAG I · I · WEBER

NR · 4387 ★ 11 · APRIL · 1929 A. A.

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4387. 172. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 11. April 1929.

Allgemeine Notizen.

Neue seelische Wege in der Persönlichkeits-Beratung zeigt der bekannte Psycho-Graphologe P. P. Liebe, indem er Psycho-Analyse und Graphologie verbindet und aus großer Tiefe charakterologische Beurteilungen nach Briefen ausführt, die von der allgemeinen Schriftdeutung weit entfernt sind. Aus den Gutachten von Autoritäten auf dem Gebiete der Psychologie geht hervor, daß die Liebe'schen Beurteilungen geeignet sind, eine große Anziehungskraft auf das beste Streben eines Menschen auszuüben und die Persönlichkeit wirklich zu fördern. Eine ganze Reihe von Aufsätzen ist in der Weltpresse über die Bedeutung der Liebe'schen Ausarbeitungen seit 30 Jahren erschienen. Neben seiner brieflichen Praxis ist Liebe auch mit einer langen Reihe von psycho-analytischen Werken hervorgetreten, die heute zum größten Teile vergriffen sind. In bekannten schwierigen Fällen ist P. P. Liebe mit Schriftvergleichungen großen Stiles vor Behörden zur Geltung gelangt. Wer in der Richtung einer tiefernsten Charakterbeurteilung nach Briefen oder einer wichtigen Schriftenvergleichung Interesse an dieser durchaus seriösen Tätigkeit hat, wolle an den Psycho-Graphologen P. P. Liebe, München 12, Postamt 12, Pschorr-Ring zunächst das Ersuchen um einen Prospekt richten. Es sind geistig anspruchsvolle Menschen, die mit Gefühlen des Dankes Ausarbeitungen über Charakter und Seelenleben immer wieder aufs Neue erbitten.

Badenweiler. Der Thermalkurort Badenweiler, im südlichen badischen Schwarzwald — die südlichst gelegene Frühjahrsstation Deutschlands — eröffnete mit dem 1. April die diesjährige Saison. Badenweiler gehört in die Klasse der subalpinen Kurorte. Das Klima ist eines der mildesten Deutschlands und eignet sich vorzüglich zur Durchführung von Frühjahrskuren für Herz- und Nervenkranke, für Rheumatiker, für leichte Erkrankungen der oberen Atmungswege und ganz besonders für eine Nachkur und Rekonvaleszenz nach Grippe. Die Heilung von Katarrhen der oberen Luftwege, wie sie bei der Grippe so häufig sind, wird in Badenweiler äußerst günstig beeinflußt. Der Ort ist gegen rauhe Winde von allen Seiten geschützt und hat schon frühzeitig schöne warme, sonnige Tage aufzuweisen. Schon jetzt bieten sich vielfache Unterhaltungsmöglichkeiten und die Kurmittel Badenweilers stehen zum regelmäßigen Gebrauch zur Verfü-

gung. Das Inhalatorium ist täglich geöffnet. Sämtliche Hotels und Pensionen haben ihren Betrieb eröffnet und zahlreiche Neueinrichtungen aufzuweisen. Ein in deutscher, englischer und holländischer Sprache erschienener Prospekt gibt alles Nähere über Badenweiler, über die Hotels, Pensions- und Bäderpreise bekannt und ist kostenfrei durch die Kurverwaltung Badenweiler erhältlich.

Bad-Nauheim. Die steigenden Besuchsziffern und zahlreiche Anfragen lassen erkennen, daß auch in diesem Jahr wieder viele Gäste eine Frühjahrskur in Bad-Nauheim bevorzugen, die durch das milde Klima sehr begünstigt ist. Die Kurabgabe stuft sich für die bis zum 1. Mai eintreffenden Gäste sehr günstig ab. Die Sprudel VII und XIV wurden in diesen Tagen aus ihrer Winterruhe erweckt. Durch kurzes Ansaugen wurden sie aus dem Innern der Erde zurückgerufen und dienen zur Unterstützung des Hauptsprudels XII, der neben anderen Mineralquellen (für die Kurbrunnenbäder) während der Winterkurzeit für die Herstellung der Bäder genügt.

Franzensbad bietet jedem, was er von einem Weltkurorte erwarten und verlangen darf. Wer Ruhe sucht, der findet sie; denn kein tosender Lärm, kein Rattern des Motors dringt an sein Ohr, wenn er sich in den herrlichen Anlagen Franzensbads ergeht. Wer Zerstreuung und Unterhaltung wünscht, wird in den vielen Bars bei Nachmittags- und Abendkonzerten und auch in den zahlreichen übrigen Vergnügungsstätten des Kurortes auf seine Rechnung kommen. Seit mehr als einen Jahrhundert steht Franzensbad mit Recht in dem Rufe eines der besten Frauenheilbäder. Wenn auch das schöne Geschlecht in großer Zahl vertreten ist, so beteiligen sich jetzt auch Männer in demselben Maße an allen Kuren. Die vielseitigen Heilmittel des Kurortes erstrecken sich auf Leiden beiderlei Geschlechts. Gicht, Rheumatismus, Herzleiden, mangelhafte Tätigkeit des Verdauungsapparates und nervöse Abspannung durch Überreizung der Nerven führen alljährlich Scharen Heilungsuchender nach Franzensbad. Die steigende Frequenz ist der beste Beweis für die erzielten Wirkungen. Unter den Heilmitteln verdienen das weltbekannte Eisenmineralmoor, die an natürlicher Kohlensäure so reichen Quellen und die Glaubersalzquellen, deren eine als die stärkste aller bisher bekannten Quellen der Welt gilt, hervorgehoben zu werden. Die Kureinrichtungen sind in letzter Zeit ständig ausgebaut worden. Zahlreiche Neu- und Umbauten wurden ausgeführt.

Illustrirte Zeitung

»WENN DER FRÜHLING SICH ERNEUT«
BLÜHENDER MAGNOLIENBAUM

ABRÜSTUNG? AUFRÜSTUNG!

In diesem Frühjahr soll die vorbereitende Abrüstungskonferenz von neuem zusammentreten. Man scheint sich auch von dieser Tagung nach dem, was bisher darüber in der Öffentlichkeit verlautbart ist, nicht viel zu versprechen. In den Siegerstaaten spricht man nicht selten davon, daß man schon von selbst, ohne erst den Zwang eines Völkerbundabschlusses abzuwarten, mit der Abrüstung begonnen und die Heeresstärken erheblich herabgesetzt habe. Die Behauptung wird zum Beispiel öfters in Pariser Blättern für Frankreich aufgestellt. Sie trifft aber nicht zu; sie berücksichtigt nur den Friedensstand des Heeres. Eine Herabsetzung der Friedensstärke bedeutet noch keine Herabsetzung der Kriegsstärke, sondern bloß eine Verkürzung der Dienstzeit im Frieden. Man hält nur weniger Mannschaften gleichzeitig unter den Fahnen; bildet aber nach wie vor jeden Franzosen im Mutterland und hunderttausende Eingeborene in den Kolonien aus, so daß das mobile Heer bei ausbrechendem Kriege nicht schwächer zu sein braucht als 1914.

Am besten wird die Rüstungspolitik durch die Zahl gekennzeichnet, die angibt, wieviel auf den Kopf der Bevölkerung für die Rüstungen ausgegeben wird.

Sie betrug in den Jahren 1914 und 1928 jeweils in Deutschland 23,18 : 11,3 Mk.; in Frankreich 33,30 : 29,9 Mk. und in England 33,10 : 48,6 Mk. Setzt man die Rüstungsausgaben in Vergleich zu den Gesamtausgaben des Haushaltes, so geben aus: Deutschland 7 %, Frankreich 24 %, England 15 % und Rußland 14 %. Sensationell wirkt die polnische Quote, die mit 31,5 % weitaus an der Spitze sämtlicher Staaten der Erde steht. Dabei erhält in Deutschland jeder Reichswehrsoldat mindestens 1,6 Mk. täglich, während z. B. Frankreich nur 4 Goldpfennig seinem Poilu gibt.

Das zweite wichtige Kennzeichen ist der Stand der Materialausrüstung. Allerdings kennt man nur die Materialausrüstung der aktiven Regimenter; was in den Arsenalen ruht, wird streng geheimgehalten und auch dem Völkerbund nicht mitgeteilt. Wie sich das Verhältnis der Maschinengewehre, der bespannten und der schweren Ge-

1914		1928
3330		288
2728	FRANKREICH	1328
3572	RUSSLAND	2382
606	ENGLAND	1700
300		588

Bespannte Geschütze 1914 und 1928.

DEUTSCHLAND	FRANKREICH	RUSSLAND	ENGLAND	BELGIEN	POLEN
0	2274	1000-1400	1334	234	1000

Anzahl der Kriegsflugzeuge im Friedensdienst.

1914		1928
1134	DEUTSCHLAND	1926
2156	FRANKREICH	37000
3192	RUSSLAND	22100
722	ENGLAND	13000
104	BELGIEN	4073

Bestand der Truppen an Maschinengewehren.

1914		1928
540	DEUTSCHLAND	0
84	FRANKREICH	1174
60	RUSSLAND	576
24	ENGLAND	400
12	BELGIEN	271

Schwere Geschütze außerhalb der Festungen.

DEUTSCHLAND	FRANKREICH	RUSSLAND	ENGLAND	BELGIEN	POLEN
0	75	27	16	3	9

Was die anderen an Kampfwagenkompanien besitzen.

Waldecks Vereinigung mit Preußen Hissen der preußischen Flagge vor dem Regierungsgebäude i. der La

Der ehemalige Freistaat (früher Fürstentum) Waldeck war mit 1055 qkm und 55750 Einwohnern der zweitkleinste deutsche Staat. Die Vereinigung des Landes mit Preußen ist bereits seit langer Zeit angestrebt worden. So kam 1867 ein Vertrag zustande, durch den Waldeck schon einen Teil seiner Selbständigkeit abtrat. Auf Grund einer Volksabstimmung schloß dann im vorigen Jahre Waldeck mit Preußen den Staatsvertrag, dessen Vollzug nun erfolgt ist.

schütze außerhab der Festungen im Jahre 1914 und 1928 geändert hat, lassen unsere Zeichnungen deutlich erkennen.

Ganz besonders augenfällig ist hierbei die Aufrüstung bei der schweren Artillerie des Feldheeres, vor allem die Vermehrung der schweren Geschütze bei der Truppe in Frankreich. Ihre Zahl hat sich von 84 auf 1174 erhöht; also etwa vervierzehnfacht.

Vergessen wir nicht, daß die Kriegsstärke der französischen Armee etwa sechsmal so groß ist wie die Friedensstärke, daß also — abgesehen von dem Reservematerial für die zu erwartenden Ausfälle — mindestens sechsmal so viele Kanonen in den Arsenalen stehen, wie der Truppe zur Ausbildung überwiesen sind, so kommt man zu der betrübenden Feststellung, daß das französische Feldheer über rund 6000 Geschützriesen verfügen wird. Ein abgerüstetes Land wie Deutschland hat keine schweren Geschütze; die 22 vorhandenen stehen auf festen Lafetten in Königsberg und fallen für den Feldgebrauch aus.

Die Zahl der Flugzeuge war vor dem Großen Krieg überall verschwindend gering. Wie viele heute in einzelnen Ländern für den Friedensdienst startbereit stehen, zeigt eine der Zeichnungen. Deutschland verfügt — auf Grund der Versailler Bestimmungen — über kein Kriegsflugzeug, wie es auch keine Kampfwagen in seiner Reichswehr führen darf. K. v. Oertzen, Oberst a. D.

Prozeß Langkopp in Berlin: Blick in den Gerich

Vorn links auf der Bank der wegen Beihilfe angeklagte Ka der Verteidiger Dr. Frey. Der infolge der Abtretung der d Entschädigung unzufriedene Farmer Langkopp drohte im M Geheimrat Bach, mit einem Attentat und wurde

DIE 50. JAHRES-AUSSTELLUNG IM KÜNSTLERHAUS ZU WIEN

Rudolf Böttger: Zimmermannsplatz.

Die erste Jahresausstellung der Wiener Künstlergenossenschaft wurde am 15. April des Jahres 1869 in dem damals eben erst ein paar Monate alten „Künstlerhaus" am Karlsplatz — es bekam um 1882 noch zwei Seitentrakte — eröffnet, und es fällt darum die Feier der 50. Jahresausstellung von 1929 mit einer Feier des 60jährigen Bestehens dieses Hauses zusammen, das im Kunstleben Wiens in allen diesen Dezennien eine sehr bedeutende Rolle gespielt hat. Das Beste und Feinste, was österreichische „bildende" Künstler — Maler, Bildhauer, Medailleure, Graphiker — seit 1869 schufen, erschien alljährlich auf den Ausstellungen der Genossenschaft, und die hervorragendsten Namen der österreichischen und Wiener Kunst sind mit der Geschichte des Hauses am Karlsplatz für immer verbunden. Waldmüller, Rahl, Amerling, Rudolf Alt, Makart, Canon, Schindler, Eugen Jettel, Angeli, Carl Leopold Müller, Ribarz, Romako, Rumpler, Hörmann, die Plastiker Tilgner, Weyr, Zumbusch, Kundmann und wie sie alle heißen mögen, die nun längst abgeschieden sind: sie waren mit ihren Werken die Zierden der Ausstellungen im Künstlerhaus des dereinst kaiserlichen Wiens. Aber neben den Werken der österreichischen Künstler erschienen dann immer auch die großen Malereien der ausländischen und besonders der reichsdeutschen Künstler in Wien. Schon an der Eröffnungsausstellung beteiligten sich die Größen der deutschen Malkunst von damals. Wilhelm v. Kaulbach zeigte seine „Schlacht bei Salamis", Piloty „Die Ermordung Julius Cäsars", Knaus ein Genrebild „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen", Feuerbach, Spitzweg, Ludwig Richter, Steffeck, Paul Meyerheim, Achenbach waren vertreten. Später erschienen Werke der berühmtesten Maler und Plastiker aller Länder im Wiener Künstlerhaus.

Ferdinand Opitz: Kriegerdenkmal für Groß-Schönau in Böhmen.

Karl Sterrer: Transfiguration. (Ausschnitt.)

Leo Frank: Blumenstück.

Othmar Ružička: In der Kirche.

Munkacsy, Hans Thoma, Corot, Daubigny, Menzel, Cabanel, Lenbach, Leibl, Grützner, Puvis de Chavannes, Bonnat, Kröyer, Pettenkofen, Rodin, Böcklin, Klinger: sie alle und viele andere hatten die Ausstellungen im Künstlerhaus beschickt und waren in Wien vielbewunderte Gäste. Auch durch die Gründung der „Sezession", die eine Schar von Künstlern unter der Führung Klimts vollzog, wurde das als konservativ gewertete Künstlerhaus nicht wesentlich getroffen. Die Genossenschaft umschloß große Talente, gediegene Könner, Meister des Porträts und der Landschaft, von denen sich manche im Ausland großen Ruhm erwarben, und sie umschließt noch heute eine Reihe sehr bedeutender Künstler, die in ihrem Genre von Hochklasse sind. Es war darum gerade von der Wiener Genossenschaft eine urbane Geste neuzeitlichen Kunstwillens, zur 50. Jahresausstellung den Alt- und Großmeister der deutschen Kunst, Max Liebermann, als Gast zu laden und ihn in den drei schönsten Räumen des Hauses mit nicht weniger als 117 Werken — worunter einige seiner Hauptwerke — repräsentativ zu zeigen. Neben dem deutschen Meister sind die prominentesten Mitglieder der Genossenschaft auf der Ausstellung mit ausgezeichneten Werken vertreten, vor allem Professor Karl Sterrer, dessen Kollektion einige Bildnisse umschließt, die Gipfelleistungen moderner Bildniskunst genannt werden können. Neben ihm zeigen sich Karlinsky, Krauß, Larwin, Gsur, Pippich, Schachinger, Zerritsch, Egge Sturm-Skrla, Brunner, die Brüder Frank und viele andere mit gewohnter Meisterschaft. Auch neue, junge Plastiker sind da, die viel versprechen. Die Ausstellung wurde am 21. März durch den österreichischen Bundespräsidenten Miklas nach besonderen Feierlichkeiten und Ansprachen eröffnet und bildet ein großes gesellschaftliches Ereignis. Max Hayek.

Hans Schachinger: Mädchenbildnis.

Fritz Zerritsch: Der Hohlweg.

Was wird aus Ellen?

Roman von Sophie Hoechstetter.

(17. Fortsetzung.)

Nun war Ellen heute noch einmal da, eine Ahnung von Freiheit und Größe umfing sie; in ihren Blick kam Begreifen für die Weite, für die Ungeheuerlichkeit des Elements.

Wie mochten sich Menschen wieder in engen Heimaten zurechtfinden, wenn sie über Meere gezogen waren? Wie konnte der gute Onkel nach so vielen Fahrten durch Ozeane und fremde Länder sich in die Häuslichkeit mit der sparsam kühlen Melitta finden?

Ellen saß an einer Dünenböschung, wie hingeweht, ein Fremdling, eine Erregte, Verwirrte. Sie begriff jählings das große Fernweh der Menschen, begriff, daß von fernen Ländern ein unwiderstehlich lockender Ruf ausgehen kann. Und es fiel ihr wie eine Last auf die Seele, wie kleinlich sie zu Fred gewesen war, als er in seinem Glück, das alte Kultur- und Wunderland eines fremden Erdteils sehen zu können, nicht zuerst an sie und an ihre Empfindungen gedacht hatte. Zorn auf sich selbst kam ihr. Warum hatte sie einen unschönen Verdacht nicht bemeistert, ihn sogar in Worten ausgesprochen? Hatte Fred es verdient, daß sie seine gute Kameradschaft, seine unverkennbare Neigung plötzlich zur Forderung erhob, als sei sie eine eifersüchtige Ehefrau?

Tränen kamen ihr, so flehentlich dachte sie an ihn.

All seine Freundlichkeit, sein Zartgefühl, sein Wohltuendes war ihr gegenwärtig, sie dachte an sein mühevolles Tagewerk, seine entbehrungsreiche Jugend. Nun kam ihm jäh die Erfüllung alter Reisewünsche. Mußte er nicht da erregt, kopflos sein vor Staunen? Er, gerade er, in dem so viel Knabenhaftes noch lag, wenn er einmal in kargen Stunden nicht Arzt, nicht Überlegener sein mußte, sondern sich gehen lassen konnte?

Beschämung überfiel sie. Ihr Benehmen hatte Ungesprochenes angetastet, sie hatte sich wie eine gekränkte Verlobte benommen, und zwischen ihr und Fred war doch erst das Zueinanderfinden.

Sie starrte auf das Meer im Morgenglanz. Sie kam sich selbst unerträglich ungeschickt und töricht vor, überheblich und allzu bürgerlich. Freds Wesenheit und Erscheinung stand vor ihr, umflossen von der unwägbaren, freien Schönheit und Jugend des Mannes. Umflossen vom Widerschein kühnerer Lebensauffassung, größerer Kraft und zugleich jenem Rührenden der Hilflosigkeit, das jede sehr weibliche Frau im Manne fühlt und schweigend achtet, schweigend liebt. Eine gewisse Hilflosigkeit der Seele ist wohl in jedem edleren Mann, den nicht ein großes künstlerisches Talent über sein Geschlecht hebt. Wie oft hatte sie diese Hilflosigkeit an Fred gespürt, wenn er von Kranken redete, deren Schicksal ihm naheging! Und nun, da er einmal eine große, sein Lebensgefühl steigernde Freude vor sich sah, war sie als eine Beleidigte aufgetreten, die Vorwürfe machte?

Sie lief plötzlich wie eine Fliehende über den Strand zurück. Sie mußte den nächstbesten Zug nach Berlin erreichen. Fred konnte ja nicht abreisen, ehe sie einander gesprochen hatten!

Doch nun, da sie so eilig fort wollte, gab es noch Aufenthalte und Warten. Erst in später Abendstunde erreichte sie Berlin, im Mondlicht wanderte sie durch die Alleen.

Das rote Haus lag ganz dunkel. Und Ellen hatte ihre Hausschlüssel nicht mitgenommen, sie mußte klingeln. Klopfenden Herzens wartete sie, wer ihr wohl öffnen mochte.

Es war die Tante Melitta!

Sie trug einen wohlbekannten Morgenrock und flüsterte die Bitte um Stille. Denn der liebe Vetter aus Thüringen schliefe schon. Er wäre in Freds Zimmer untergebracht. Es mache sich dies gut, da Fred ja in Urlaub abgereist sei. —

Ellen erreichte ihr Zimmer. Sie hatte noch die Hoffnung, es müsse wenigstens ein Brief von ihm daliegen.

Mit zitternden Fingern und die Enttäuschung schon vorfühlend, nahm sie ein paar Postsachen auf. Es war Nachricht von zu Hause, eine Karte von Walter Oettingen und zwei Briefe von Frau von Planta.

Ellen dachte nicht mehr daran, daß sie sich besonders ruhig verhalten sollte. Zorn überfiel sie. Am liebsten hätte sie etwas zerbrochen, Dinge zur Erde geschleudert. Er konnte fortgehen, ohne ihr wenigstens zu schreiben? Er war der Dame, mit der er fuhr, so verpflichtet, daß er nicht einmal gewagt hatte, um Aufschub zu ersuchen, bis seine eigenen Angelegenheiten geregelt waren! Das Gefühl der Kränkung schlug wie eine böse Flamme in ihr hoch.

Halb angekleidet warf sie sich auf ihr Bett und bedachte, was sie tun solle. Nach Hause reisen? Sie verwarf den Gedanken sofort. Man rechnete nicht mit ihrem Osterbesuch, und sie konnte nicht als eine fröhliche Überraschung kommen. Hierbleiben wollte sie aber auf keinen Fall. Tante Melitta war immer eine Prüfung, und in dieser Lage und Stimmung würde ihr pedantisches Wesen ganz unerträglich sein.

Da fielen Ellen die Briefe von Anne von Planta ein. Sie brauchte sie ja gar nicht zu öffnen, um ihren Inhalt zu kennen. Anne steckte nichtssagende Ansichtskarten in Umschläge. Aber diese schweren Büttenumschläge mit österreichischen Marken waren Tante Melittas Blicken sicher nicht entgangen, und Ellen konnte ihr morgen erzählen, sie sei von Frau von Planta gebeten, die Wohnung in Wannsee zu hüten.

Nach einer schlaflosen Nacht packte Ellen sich zwei Handkoffer, überzählte ihre Barschaft, bedachte, daß sie noch Frau Oettingen berichten und Onkel Willy sprechen müsse. —

Der Onkel schien betrübt, daß sie hinaus nach Wannsee ging. Von Fred war noch keine Nachricht da. Aber er hatte viele, viele Grüße an Ellen aufgetragen.

O wirklich, dachte sie spöttisch, viele Grüße. Wie aufmerksam, daß er sie noch grüßen ließ! — — —

Fred kletterte über Geröll und Gestein der steilen Hänge zum Kastell von Arco. Es lockte ihn die Fernsicht, die man da oben wohl haben würde; es lockte ihn, die wunderlichen Zypressen um das alte Mauerwerk in der Nähe zu sehen. Denn diese Zypressen standen wie schwarze Nadeln oder wie eingerollte schwarze Fahnen gegen den sonderbar blauen Himmel, und Fred hatte noch nie dergleichen gesehen. So wanderte er, unter einer strahlenden Sonne, im Lichtgeflimmer des Morgens, selig über seine Freiheit, hingerissen von dem neuen Reiz der Landschaftsbilder, und genoß den Augenblick und die Stunde.

Heimwärts lief er noch in die Stadt, sich Briefmarken zu holen, kam über einen weiten Markt, sah zum erstenmal italienische Verkäuferinnen, alte Frauen von großartiger Haltung, junge, braune Mädchen. Auf dem Turm der grauen Kirche, die gegenüber dem Rathaus den Markt begrenzte, blühte rotes Löwenmaul aus dem Gemäuer wie eine Fanfare der Freude.

Fred war von allem Neuen wie bezaubert. Das Gefühl der Freiheit, ja lediglich das Gefühl des Lebens machte ihn beschwingt, froh, glücklich.

Er kam kurz vor dem Mittagessen in die Pension zurück, hatte nur noch Zeit, die Kleider zu wechseln.

Frau von Weingarten wohnte in einem ihr bekannten Hause, dessen Inhaber Schweizer waren. Man aß vorerst für sich in Frau von Weingartens Wohnraum; sie hatte noch keine Lust, zur Mittagstafel des Hauses zu gehen. Alles war bequem und elegant, gut bedient, fast wie eine Privatwohnung.

Fred erzählte bei Tisch seine Erlebnisse auf dem Kastell von Arco. Sie bestanden in Begegnungen mit Scharen von Eidechsen, die in den löcherigen Mauern ihre Gemächer hatten und ihre Spaziergänge auf den besonnten Steinen machten. Er erzählte wie ein Verliebter von den schwarzen, steilen Zypressen, von dem Blick über das weite Land.

„Und morgen geht es an den Gardasee", lächelte Maud von Weingarten. „Und übermorgen sind wir ausgeruht und kommen mit. Sie müssen morgen einen schönen jungen Fährmann ausfindig machen. Ich mag nie mit alten Männern in einem Kahn fahren. Man denkt dann immer, es sei der Fährmann vom Styx."

Er bedachte, daß sie so kurz erst Witwe war, antwortete: „Weiß man es denn, ob die Fahrt zum Styx nicht die wundervollste Reise ist? Wir haben nur ein Vorurteil gegen die Entschleierung letzter Geheimnisse bekommen. Wenn es Zeit ist, wird man die Enthüllungen auch tragen können."

Er war gegen Abend allein mit ihr auf dem geräumigen Balkon. Fräulein von Giese hatte sich zurückgezogen, sie schrieb Briefe. Maud von Weingarten lag auf einem geflochtenen Sofa, der bequemsten Art von Liegestuhl. Sie hatte eine leichte Seidendecke über den Knien und viele Kissen um sich.

„Rauchen Sie doch, Doktor. Es stört mich gar nicht, und es lockt mich auch nicht."

Er verneinte lächelnd. „Diese wundervolle Luft darf man nicht vergiften." Er stand am Rande des Balkons, sah über die Laubengänge von Wein, die sich weit hinter dem Hause dehnten. Junge Leute waren beschäftigt, Ranken und Blätter abzuschneiden, damit die Blüten mehr Sonne hatten. Der frische Geruch der Reben, vermischt mit dem sublimen Duft von Marschall-Niel-Rosen, wirkte süß und aufreizend.

„Ich fühle mich außerordentlich wohl, Doktor. Arco hat mir immer so wohl getan. Es ist vielleicht, daß die Atmosphäre des

R. Duschek

URWALD IN BERLIN: AM KROKODILBECKEN IM AQUARIUM

ZEICHNUNG VON R. DUSCHEK

Gardasees durch einen Filter von Weinblättern kommt und dadurch die Luft so besonders wohltätig ist. Aber schließen Sie, bitte, die Balkontür. Sonst bekommen wir Sanfaren ins Zimmer."

Er kannte die schlimmen Stechfliegen schon, beeilte sich, auch die Fenster des Zimmers zu schließen.

„Nun erzählen Sie mir etwas", begann sie. „Und heute abend müssen Sie ins Restaurant irgendeines Hotels, irgendwohin zu Musik oder Tanz. Erstens, um sich zu unterhalten, zweitens, um zu ermitteln, wer hier ist. Die neue Fremdenliste kommt erst zum Abend."

Er tat, als interessiere ihn die Fremdenliste, und wußte doch, niemand, den er kannte, würde hier zu finden sein.

„Was soll ich erzählen", begann er, saß vorgebeugt in einem Korbstuhl und war bedacht, sich ruhig zu verhalten, damit das Möbel nicht knarre. „Manche Menschen erfreut es, das Neueste von Ozeanfliegern zu hören, oder wie weit man mit der Gewinnung von Benzol und dergleichen aus flüssiger Kohle gekommen ist. Anderen ist die Mitteilung neu und symbolisch, daß man Aurikelsamen auf Schnee säen kann. Vielleicht aber, Gnädigste, gestatten Sie eine Anekdote von Ludwig dem Fünfzehnten. Er sagte einst zu Madame de Pompadour: ‚Man langweilt mich am meisten, wenn man glaubt, mich nicht zu langweilen.' Worauf sie antwortete: ‚Entzückend, Sire. Damit ist der Roi de Prusse ein für allemal erledigt. Denn er bemüht sich, Eure Majestät mit seinen Schlesischen Kriegen zu interessieren."

Frau von Weingarten lachte. „Komisch! Wo steht denn das?"

„In einem verbrannten Memoirenwerk."

„Und woher kennen Sie es?"

„Keine Ahnung, Gnädigste. Aber warum sollen Louis quinze und die Pompadour nicht so miteinander gesprochen haben? Niemand kann das Gegenteil beweisen. Anekdoten lassen sich so leicht erfinden. Ich habe während meiner Studentenzeit den Anekdotenteil eines süddeutschen Blattes besorgt. Eigentlich hatte diese Pfründe an Honorar ein Kamerad von mir inne. Aber er kam nicht damit zustande. So mußte ich mich jede Woche hinsetzen und fernen Berühmtheiten zündende Worte in den Mund legen. Einmal schrieb ich: ‚Swedenborg wollte so gern Fürst-Pückler-Eis essen. Er war auf einem schwedischen Schloß zu Gast und forderte es dringlich. Aber niemand hatte noch davon gehört, und so brachten sie ihm endlich einen Bücking in Gelee. Da wurde der sonst so sanfte Swedenborg sehr zornig und sagte: ‚Eure Bückinge habt Ihr wirklich auf Eis gelegt, die Courtoisie dieses Hauses ist eingefroren.'" Kaum erschien dieses schöne Produkt des Witzes in der Zeitung, so regnete es Briefe. Denn Fürst Pückler und Swedenborg waren nicht Zeitgenossen, und das berühmte Eis wurde erst nach Swedenborgs Tod erfunden."

Maud von Weingarten rief: „Soll ich Eis bestellen, wollen Sie noch getröstet werden? Und wie halfen Sie sich aus der Affäre? Lassen Sie mich mal besinnen!"

Sie zog Falten über der Nasenwurzel, und Fred amüsierte dies Zeichen des Nachdenkens. Plötzlich lachte sie: „Ich werde doch um eine Zigarette bitten. Weil ich das Rätsel gelöst habe: Sie schrieben in die Zeitung, da Swedenborg doch Hellseher war, hat er das Fürst-Pückler-Eis vorausgewußt."

„Alle Hochachtung, Gnädigste, daß Sie sich so in die Lage eines gequälten Redakteurs versetzen können. Aber Verzeihung für den kindlichen Scherz. Ich war damals neunzehn Jahre alt, kam aus dem Krieg und begann Medizin zu studieren. Ein bißchen Ulk mußten wir Bettelstudenten von damals uns doch vergönnen."

In Frau von Weingartens Augen kam ein sanfter Schein. „Ich mag es nicht, wenn Sie sich Bettelstudent nennen. Das heißt nein, ich finde es sehr rührend. Aber zu Fremden müssen Sie so etwas nicht sagen. Die wenigsten Menschen sind der Selbstironie fähig und verstehen sie darum bei anderen nicht, sondern nehmen alles wörtlich. Doch ich möchte mehr von Ihnen wissen. Ich kenne eigentlich von deutschen Herren nur solche, die nach dem Krieg sich grollend auf ihre Güter zurückzogen und dort, unter Einschränkungen zwar, unter viel Schikane und Ärger, doch einigermaßen dasselbe Leben weiterführten, wie es eben Sitte ist."

Er stand auf, bot ihr eine Zigarette. Sie kämpfte einen kleinen Kampf, lächelte und lehnte ab.

„Swedenborg bekam doch auch nicht das Fürst-Pückler-Eis!"

Fred war von der kleinen Anmut dieser Wendung entzückt. Überhaupt das Zusammensein mit Frau von Weingarten wurde ihm täglich lieber. Ihre Eleganz, ihre Leichtigkeit, äußere Dinge, sei es auch mal eine kleine Lästigkeit, hinzunehmen, war ihm ein Ungewohntes, das er bewunderte. Zugleich imponierte es ihm, daß sie die, allerdings sehr kurze Morphiumepoche mit aller Energie Vergangenheit sein ließ. Er wußte, welchen Aufwand an Haltung das bedeutete.

Es wurde abendlich über dem schönen Land. Die Burschen rafften das Weinlaub in Körbe, verließen die Laubengänge. Fred mahnte: „Die Sonne geht unter. Sie müssen ins Zimmer, gnädige Frau."

Sie zögerte keinen Augenblick, wechselte den Liegeplatz. Dann aber kam ein wenig Unruhe über sie. Sie bat, er möchte ihr vorlesen, während sie auf dem weichen Teppich des Raumes fast lautlosen Schrittes umherging. Es war ihm ein vertrauter Text, den er las, und so konnte er wohl seine schöne Zuhörerin dabei beobachten. Er legte in den Glanz und die Melancholie beseelter Worte den Schwung seines Lebensgefühls, war dem Augenblick hingegeben, ganz frei von Sorge und ein wenig im Fieber der Freude.

Frau von Weingarten blieb hinter seinem Stuhl stehen, er fühlte sonderbar sanft einen Augenblick lang ihre Hand sein Haar streichen, fühlte den sinnlichen Zauber, der von ihr ausging, stammelte ein verwirrtes Wort. Sie aber sagte herzlich: „Und nun gehen Sie, Manfred, ich will, Sie sollen den Abend tanzen oder wenigstens Musik hören." — — —

Ellen saß in der Giebelstube des Hauses am Kleinen Wannsee. Tagelang schon. Sie bereute die Übersiedlung ein wenig. Denn wenn nun Post von Fred kam, erhielt sie diese verspätet. Sie wartete auf Nachricht, ohne es sich einzugestehen. Ja, sie war entschlossen, den Brief gar nicht zu lesen, den er aus Anstandsgefühl doch schreiben mußte, und der ihre Gedanken durchaus nicht beschäftigen sollte. Sie vergrub sich in ihre Bücher. Die unerfreuliche Zeit nach den Befreiungskriegen bis zu 1870, auf die ein Prüfungsprofessor besonderen Wert legte, würde sich ihr vielleicht hier in der Einsamkeit besonders einprägen. Die Sprachen und die Erdkunde fremder Länder, mit ihre Hauptfächer, waren ihr im Augenblick verhaßt. Sie wollte nicht an Reisende denken und nicht an ihre zertrümmerten Hoffnungen. Arbeit, bis man todmüde wird, ist das einzige Hilfsmittel, sagte sie sich.

Auf dem Wannsee blähten sich die Segel lustiger Boote im Aprilwind. Ellen mochte kaum hinsehen, das alles tat ihr weh. Nur des Abends ging sie aus, wanderte über Waldstraßen rasche, melancholische Wege, sah Landhäuser in blühende Gärten gebettet und spürte den Geruch jungen Laubes wie einen Schmerz. Sie kam sich vor wie eine Versteinerte, Zeitlose und hatte gar keine Vorstellungskraft, wie das Leben denn nun weitergehen sollte. Alles, was ihre Natur zu äußern vermochte, hatte sie Fred entgegengebracht. Freilich, nicht alles, was sie fühlte. Wie sollte sie das gekonnt haben? Es wäre ihr erschienen, als böte sie ihre Neigung aus. Nun aber dankte sie es ihrer Erziehung, ihrer Gewöhnung von zu Hause, daß sie sich nicht hatte gehen lassen. Denn dann wäre ja alles noch entsetzlicher, dachte sie im Bann ihrer Zaghaftigkeit. Ein paar Schmeicheleien, einige wirkliche und gewiß sehr viele geheuchelte Leiden einer fremden Dame hatten genügt, daß Fred alle Rücksicht auf sie vergaß. Sie weinte vor Zorn, wenn sie es nicht mehr vermochte, diese Gedanken zu verscheuchen.

Sie wurde irritiert, gereizt und von überheblicher Mißachtung erfüllt, wenn sie irgendwo am Seeufer oder in offenen Autos vorbeifahrende elegante Damen in Herrenbegleitung sah. So fuhr vielleicht jetzt Fred durchs Trentino, durch Toskana, lachend, der ergebene Diener einer reichen malade imaginaire, war um jedes kleine Symptom von Mißbefinden angelegentlich besorgt, suchte gute Laune zu verschaffen, überbot sich in Teilnahme und Fürsorge.

Zornig lief sie auf einer breiten Landstraße weiter. Es war kein ruhiger Fußweg zu seiten des Fahrdamms. Radler klingelten, man mußte immerfort ausweichen. Doch sie hatte heute ein Mitgefühl für Radler. Sie plagten sich und waren keine reichen Leute.

„Gnädiges Fräulein, drüben, auf der linken Seite, ist der Weg für Fußgänger", hörte sie sich angerufen, sah in ein freundliches Gymnasiastengesicht und fühlte ihre arme Verlassenheit an der Rührung, die der Anruf in ihr auslöste.

Sie wechselte über den Fahrdamm. Die Villen hörten nun auf, Wald umgab von beiden Seiten die Straße. Wäre ich doch nach Hause gefahren, dachte sie plötzlich. Sie vergaß, daß die jüngeren Brüder zuweilen fragten, ob sie ihnen nicht bald die Freude machen würde, ein Hochzeitsfest mitzumachen; sie vergaß, daß der Vater vom Frauenstudium sagte, es führe zwar zu einem Beruf, aber nicht zu einer Versorgung und Stellung im natürlichen Gebiet der Frau.

Sie wanderte weiter, sah das fanfarenhafte Grün des Frühlings um sich — und sah es nicht. Denn sie war so weit fort von allem Frohen, sie trug eine dumpfe Last in sich und wußte sich nicht Rat.

Da tauchte hinter einem Park ein großes Gebäude auf. Im Näherkommen sah sie einen gepflegten Vorgarten, sah Krankenschwestern mit Patienten gehen. Von unbestimmter Neugier erfüllt, fragte sie eine Passantin, was für ein Krankenhaus dies sei, und erfuhr, es wäre eine Nervenheilanstalt.

Da überflutete sie der Gedanke an Fred wie ein Jammer. Sie wandte sich und rannte den Weg zurück. Als sie nach Hause kam, lag auf dem Tisch eine Ansichtskarte mit dem Kastell von Arco: „Warum höre ich gar nichts? Alles Gute und herzliche Grüße".

Warum höre ich gar nichts? Wie, er dachte, sie solle ihm schreiben? Sie wurde so zornig über das Bild mit dem dunkelblauen Himmel und den schwarzen Zypressen, daß sie es in kleine Stücke riß und die armen Fetzchen in den Ofen warf.

Und dann war der lange, bange, einsame Abend. Vom Wasser herauf drang Lachen und Rufen der Segler. Und ein zum Restaurant an einem Weg verankertes Schiff warf seine Lichter aus. Eine Musikkapelle spielte, und das Getön verstärkte Ellens Einsamkeitsgefühl. Alles schien ihr so sinnlos und leer. — (Fortsetzung folgt.)

Der Saal für Sport, Gymnastik und Turnen.

Für die kleinen Passagiere: Das lichtvolle Kinderzimmer mit allerlei Spielgeräten.

EINRICHTUNGEN FÜR GESUNDHEIT UND UNTERHALTUNG AUF DEN OZEANRIESEN VON HEUTE

Solotanz Gruppentanz Revue

Ein Kapitel vom Kunstwillen der Gegenwart. Von Rudolf Lämmel.

Die Tänzerin Yvonne Georgi, die kürzlich auf einer Tanztournee mit ihrem Partner Harald Kreutzberg in Amerika große Erfolge erzielte. (Phot. Baruch.)

Mary Wigman, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der deutschen Tanzbewegung, in ihrer Tanz-Vision „Traumgestalt". (Phot. Ch. Rudolph.)

Die Tänzerin Berthe Trümpy in ihrem Tanz „Altes Schweizer Lied". (Phot. Suse Byk.)

Die Tänzerin Vera Skoronel in einer originellen Tanzpose. (Phot. Hänse Herrmann.)

Tanz und tänzerische Gymnastik hat alle Kreise ergriffen. Es ist ein wichtiges Zeichen der Zeit, daß neben dem überaus großzügig entwickelten Sportwesen der Gegenwart sich eine Tanzkultur entfaltet hat, wie sie die Menschheit seit der griechischen Hochkulturzeit nicht mehr erlebte. Im Gesellschaftstanz wie im Kunsttanz zeigt sich diese Erscheinung, die schließlich zu einer kulturwendenden Wirkung dadurch gelangt, daß sie Geist und Form der Erziehung unserer Kinder zu beeinflussen, bestrebt ist. Es liegt ein eigenartiges menschliches Schicksal darin, daß unsere Technik immer komplizierter wird, während wir selber offenbar auf dem Wege sind, wieder einfacher und ungezwungener, immer naturnäher zu werden.

Alles, was Menschen tun und denken, fließt aus der ewigen Verbundenheit mit dem Kosmos, die den einzelnen Menschen zum Spiegel der Welt, zum Resonanzgeist der ganzen Menschheit macht. Und nichts kündet jene kosmische Bindung unmittelbarer als die freie Bewegung des beseelten Leibes, wobei der menschliche Körper als die Quellstelle kosmischer Kräfte erscheint, wo in Raum und Zeit mündende unbekannte Gesetze sichtbar werden.

Der Tänzer ist als Solotänzer ein ganz anderer als im Tanz zu zweien, dreien oder mehr. Schon der Tanz zu zweien wirkt durch die Rücksicht des einen Partners auf den anderen grundsätzlich beherrscht. Das ist nicht mehr das freie Erklingen einer menschlichen Körperseele, nicht mehr die freie Einstellung einer Magnetnadel in den Fluß der kosmischen Kräfte, sondern der Tanz zu zweien erfordert die Einstellung des einen auf den anderen und gleicht der Beziehung zweier Magnetnadeln, die nahe beieinander schwingen und den kosmischen wie den benachbarten Kräften Ausdruck verleihen. Nur, wo der Partner reine Staffage ist, bleibt der andere reiner Solist, der seine körpereigenen Bahnen und Rhythmen tanzt. Dementsprechend wird im ähnlich gelagerten Fall auch ein Gruppentanz zur solistischen Produktion, wie dies zum Beispiel bei den „lebenden Kulissen" der Vera Skoronel deutlich wird. Dort sind 12 oder 18 Mitglieder einer Tanzgruppe nichts anderes als lebendige schwankende Wände, gleich den Wänden eines Zimmers. Darin tanzt Vera Skoronel, und die Wände ihres Tanzraums dehnen sich oder schrumpfen zusammen, je nach der gebieterischen Kraft der Künstlerin, je nachdem, ob sie in sich zusammensinkt oder herrisch aus sich heraus die Kraft nach außen strahlt.

Wesentlich anders ist das Kunstwerk des echten Gruppentanzes, das jedem Mitwirkenden eine besondere Rolle zuweist. Hier verblaßt die überragende Führung des Solisten, wennschon die berühmten Werke der Wigman und der Skoronel auch in den ausgesprochenen Gruppentänzen immer noch dem führenden Solisten überragende Stellung einräumen. Wieder anders ist die mehr ins Soziale gerichtete Gruppentanzkunst nach Laban: Hier verschwindet der Führer oft vollständig. An seine Stelle tritt eine deutliche Zweiteilung oder auch mehrfache Gliederung

der tanzenden Gruppe. Obgleich auch hier bei der Konstruktion des Kunstwerks und bei der Einübung des Tanzes der führende Wille und seine suggestive Kraft unentbehrlich sind, entspricht der Labansche Gruppentanz doch dem Kunstempfinden der Gegenwart. Offenbar kommt aber die stärkste künstlerische Wirkung durch den Bau solcher Kunstwerke zustande, bei denen sowohl die solistische Kraft als auch in passender Abwechslung die Wirkung von Gruppen verwendet wird. Damit ist der Weg angedeutet, auf dem der moderne Kunsttanz die Fühlung sucht mit großen Kunstgebieten anderer Prägungsart: Musik und Schauspiel. Namentlich in bezug auf das Schauspiel ist klar, daß es im Tanz eine wichtige Erweiterung seiner Darstellungsmöglichkeiten findet.

Ist also der echte Gruppentanz einerseits vom Solotanz und andererseits vom Kulissentanz wohl zu unterscheiden, so wächst die tanzende Gruppe bei einer bestimmten Art der leitenden Idee in die eigenartige moderne Kunstform der Revue hinein. Was ist eine Revue? Ursprünglich eine parodistische Lokalschau über Zeitgenossen und Zeitgenössisches. Später und gegenwärtig stellt sie, soweit sie sich tanzender Menschen als ihres Ausdrucksmittels bedient, den Versuch vor, den Rhythmus der Zeit durch besondere Mittel den Zeitgenossen aufzuzeigen und einzuhämmern. Die besonderen Mittel sind vor allem die militärische Dressur und die barocke Gestaltung der Bewegungen. Dazu kommt als weiteres Mittel die Verwendung einer möglichst großen Anzahl von Girls.

Auch wenn wir der Revue nur beschränkten Kunstwert zubilligen, ganz unkünstlerisch ist sie gewiß nicht und uns auf alle Fälle als Zeiterscheinung bedeutsam. Der Rhythmus unseres Lebens, namentlich des Lebens der großen Städte, in denen mehr und mehr sich die Epoche konzentriert, dieser Rhythmus hat im Tanz seinen passenden Ausdruck gefunden, genau so wie er die Musik beeinflußt hat, die Malerei und das Schauspiel, nicht zuletzt die Architektur. Man muß hier keine professorale Betrachtung anstellen, wie es in der Kunstgeschichte allzu beliebt ist: **Nein, jeder Mensch fühlt diesen Takt der Epoche in allen Erscheinungsformen des heutigen Lebens. Dieser Rhythmus der Epoche ist eine starke Realität, die im Tanz scharf zum Ausdruck kommt, die aber eben auch sonst alles künstlerische und gesellschaftliche Leben durchströmt.**

Die Gruppe als „lebende Kulisse" — Bewegungsstudie der Tanzgruppe Trümpy-Skoronel. (Phot. Suse Byk.)

Ornamentale Tanzfigur. Tanzgruppe der Städtischen Oper, Berlin, unter Leitung von Lizzi Maudrik. (Phot. Suse Byk.)

Revuebild der Anne-Grünert-Theatergruppe, Duisburg. (Phot. G. Hesse.)

Im gelobten Lande

Eindrücke von einer Palästina-Reise

BILDER UND TEXT VON
PROF. FRANZ KIENMAYER

Aus dem Gebiete des Drusenstammes, im Norden Palästinas: Blick auf Jerka mit den Dachwohnungen für die heiße Zeit.

Beduinin von Tiberias.

Eseltreiber aus Nazareth.

Nharack Said“ (Dein Tag sei glücklich) — so empfing uns der Häuptling des Drusenstammes, Mhemad Maadi, in Jerka, einer Ortschaft an der Nordgrenze Palästinas.

Öd und ausgestorben ist ringsum die bräunlich dunkle Landschaft, nur ein dünner Streifen dunkelblauen Meeres liegt zitternd am Horizont.

Aus dieser Armut ward der Geist und das Heil geboren. Palästina, du heiliges Land des Lebens am Rande des Todes, Berge von Juda, die ihr das Kreuz der Erlösung tragt . . . wir stehen auf eurem heiligen Grunde!

Jeder Fuß breit Land kann hier von den Kreuzfahrern, die 1191 ihren Einzug in Akko hielten, erzählen. Das Land seufzte auf bei der Befreiung vom harten Druck der türkischen Eroberer. Nachdenklich stimmen die Festungsmauern, die soviel Schicksal sahen. In der Gegenwart schmachten die Schwerverbrecher im Castell der größten Strafanstalt Palästinas.

Hier leben die Nachkommen der Zöllner und Pharisäer, der Kreuzritter und Türken — Gut und Glauben verbissener Gegner im Handel und Wandel sind da beisammen, die Kindeskinder der Streiter ums Heilige Grab von Jerusalem.

In großen Serpentinen geht die Fahrt durch die Schlachtenebene von Jesreel, durch ein farben- und wunderreiches Land, den fruchtbarsten Teil Palästinas. Bald langen wir in dem 400 m hoch gelegenen Nazareth an, von wo aus das Christentum seinen Weg nahm, und wo heute die Kirchen stehen, gebaut von den vielen Spenden der Gläubigen unserer Erde. Die heutigen Nazarener, von den zur byzantinischen Zeit eingewanderten anatolischen Christen und den Kreuzfahrern abstammend, sind zum überwiegenden Teil Christen. —

Im Norden erhebt sich der doppelte Felsen des Karn-Hattin, die biblische Stätte der Bergpredigt; hier schlug 1187 Sultan Saladin vernichtend das Kreuzfahrerheer. — Endlos zieht sich der Weg über braunes, dürres Weideland, das im Winter blumige Wiesen trägt. Bei jeder absteigenden Serpentine glauben wir dem heißen Rand der Hölle immer näher zu kommen. Bald sind wir in Tiberias am See

Beduinenzelte am Tiberiassee (See Genezareth), 210 m unter dem Meeresspiegel.

Ein Meer von Sand: Die Wüste Juda.

Genezareth, der nach der Ebene Genezar seinen Namen erhielt. Aus dem Schimmer aufgehender Sterne leuchten die Kuppeln der Moschee und die schlanken Minarette im Mondlicht. Die Straße des Morgenlandes erwacht jetzt im Dunkel der Nacht. Das Lärmen der Eis- und Wasserverkäufer, der Eseltreiber, der Budenbesitzer, die ihre Lebensmittel feilbieten, und das Völkergemisch von Arabern, Juden, Derwischen, Beduinen, Mohammedanerinnen und Jüdinnen, all dies drängt sich in seinem Durcheinander zusammen zu einem Chaos echt orientalischen Gepräges.

Noch ein kurzes Schauspiel alten Nomadentums: Beduinenzelte am See Tiberias — dahinter stehen die Eukalyptusbäume von Kapernaum — und wir gelangen nach Bethsaida, der Heimat Petri. —

Vom Meromsee her fließt der Jordan in den See Genezareth, vorbei an Magdala, der Heimat Maria Magdalenas. Fast 200 km lang ist sein Lauf durch Galiläa, Samaria und Judäa, bis er, der Strom Johannis des Täufers, einmündet in das fast 400 m tief gelegene salzreiche Tote Meer.

Kamele in der Schwemme vor der alten Kreuzfahrerstadt Akko.

Bauer aus der Jesreel-Ebene.

Die Originale der Abbildungen befinden sich im Besitze des Museums für Länderkunde im Neuen Grassi-Museum zu Leipzig.

VOM HAMBURG-ALTONAER FISCHMARKT

GESCHAUTES UND ERLAUSCHTES

Ganz früh am Morgen ist es, und schon herrscht Leben und Treiben an den Stegen und am Strom. Die Fischer sind von See und der Unterelbe heraufgekommen mit frischem Fang, dem glitzernden Getier des Meeres.

Hier liegt das Deck voll blanker Schollen und Butts, zwischen denen die Seebären in langen Schäften umherwaten. Die Fische werden nach Art und Größe gesondert. „Scheune Schullen, scheune Schullen, springlabundige Schullen! Tein Stück man eene Mark! Sie leben und lachen! Noch ist Zeit und Gelegenheit!“ Die Menschen drängen sich, Frauen mit Körben, Taschen und Netzen, denn einszweidrei ist ausverkauft. „Ob hier noch dschemand mol will? Rode Kiemen!“

Wieder an anderer Stelle werden die Fische auf Eis gepackt für die Reise ins Inland auf schnellstem Wege.

An der Binnenseite der Stege liegen Süßwasserfischer mit Aalen, Bleien und Rotfedern. Sie kommen in kleinen Booten, zeigen ihren Fang in Keschern und preisen ihn an.

Allmählich wird es stiller am Kai. Die Boote stoßen ab, die Kutter setzen Segel und kehren heim. Nur einige liegen noch da. Die Netze trocknen und schaukeln im Winde, die Sonne blinkt auf dem Wasser, drüben im Dunst hämmert es von den Werften herüber. Jetzt kommt „Mudder“ mit ihren Einkäufen zurück: einem neuen Kochkessel, einem großen Brot, einer Kanne Petroleum und sonstigen Dingen — und der letzte Fischer geht langsam vor dem Winde elbabwärts. (Sämtliche Aufnahmen: A. Gutschow.)

Oben links: Vom Einkauf zurück.

Links: Elbkutter mit trocknenden Netzen.

Rechts: Die „Seebären“ bei der Unterhaltung.

Unten rechts: Seekutter am Kai.

LÄNDLICHE ARBEIT / RADIERUNG VON ERICH GRUNER
(Bavaria-Verlag, München.)

MIT „GRAF ZEPPELIN“ AUF DER ORIENTREISE

Oben links: Über Napoleons Heimat: Blick aus der Kabine des Luftschiffes auf das Vorland der Insel Korsika. Oben rechts: Im Laufgang des Luftschiffes. (Die englische Journalistin Lady Drummond-Hay.) Unten links: Dr. Eckener mit Gräfin Brandenstein-Zeppelin (Tochter Graf Zeppelins) während der Fahrt. Unten rechts: Vorbereitung zum Mittagsmahl: Koch und Steward bei der Arbeit.

Zusammenstoß zwischen Flugzeug und Eisenbahn.

Das durch den Zusammenstoß mit einem Güterzug am 18. März zerstörte Flugzeug auf den Geleisen in Newark bei Neuyork. Versagen des Motors verursachte das Unglück, bei dem von den 16 Insassen 14 getötet wurden.

Karikatur in Draht.

Eine von dem amerikanischen Bildhauer Alexander Calder geschaffene originelle Drahtfigur „Die Madame“, die gegenwärtig mit anderen in der Galerie Neumann & Nierendorf in Berlin ausgestellt ist.

Falsch verbunden

SKIZZE VON REINHOLD ZENZ

Dreimal hatte sie die Anweisung zum Gebrauch des Telephonapparats in der Fernsprechzelle genau durchgelesen, bevor sie ihr Zehnerl in den Schlitz steckte. Den Brief mit der Nummer der Tante hatte sie sechsmal angesehen, ehe sie anrief. Sie nannte das Amt und verlangte 1522. Ein Gongschlag hallte ihr in die Ohren, und nach diesem erklang eine volltönende männliche Stimme:

„Hier Gottlieb Schulze — wer dort?"

„Verzeihung, ich möchte Frau Christine Baubkus sprechen."

„Wer ist denn dort?"

„Hier ist Friedel Kwast. Ich bin eben angekommen, und Christine soll mir erklären, wie ich am besten zu ihr komme."

„Zu mir?"

„Nein doch, zu Christine."

„Die ist leider nicht hier, liebe Friedel Kwast. Sie müssen schon mit mir fürliebnehmen. Wie Sie zu mir herkommen? Sie nehmen einfach eine Taxe, sagen Kaiserallee 26 und klingeln bei Gottlieb Schulze. Ich werde mich sehr freuen, Sie zu begrüßen, denn ich nehme an, daß Sie jung, allerliebst und —"

„Das ist ja unerhört. Ich werde mich bei Christine beschweren."

„Aber, liebes Fräulein Friedel. So gern ich Sie kennenlernen möchte, Christine Baubkus ist mir unbekannt."

„Aber so was, ist denn da nicht 1522?"

„Nein, liebes Fräulein Friedel, hier ist 1523."

„Falsch verbunden."

Rums! hing sie den Hörer ab. So ein Frechdachs. Unglaublich! Aber Spaß hatte er ihr schließlich doch gemacht. Sie hätte eigentlich nicht so schnell abhängen und noch etwas plaudern sollen, mit dem erregenden Reiz des Gesprächs von Unbekannt zu Unbekannt. Aber Christine wartete auf den Anruf. Schnell ein neuer Zehner, neuer Anruf.

„Hier Gottlieb Schulze — wer dort?"

„Großer Gott, sind Sie schon wieder in der Leitung?"

„Ach siehe da, Fräulein Friedel Kwast. Das ist aber nett von Ihnen, daß Sie wieder anrufen. Ich war schon so enttäuscht, daß Sie abgehängt hatten."

„Entschuldigen Sie, das Amt hat schon wieder falsch verbunden."

„Nein, sagen Sie das nicht. Das ist mehr als Zufall, das ist eine Fügung, das ist Bestimmung. Hallo, sind Sie noch da? Gott sei Dank. Jetzt seien Sie einmal lieb, lachen Sie noch einmal so goldig! Bitte, bitte. Ach, das war nett von Ihnen. Sie haben eine Stimme, stundenlang könnte ich zuhören."

„Danke sehr, ich habe aber keine Zeit, ich muß zu meiner Tante."

„Wenn du deine Tante siehst, sag', ich lass' sie grüßen. Aber ich möchte Sie auch sehen. Wann und wo?"

„Sehr freundlich, aber ich habe keine Zeit."

„Schade, schade. Schön, dann rufen Sie mich an, wenn Sie Zeit haben. Bitte, versprechen Sie mir das."

„Gut, ich werde mir's überlegen. Wenn ich Sie sehen möchte, werde ich Sie anrufen."

„Also, wenn Sie mich wieder anrufen, wollen Sie mich sehen. Abgemacht, ich freue mich auf Ihren Anruf."

„Auf Wiederhören denn."

„Auf Wiedersehen, Fräulein Friedel."

Diesmal hing sie den Hörer nicht sofort ab, sondern lauschte erst noch einen Augenblick, ob Gottlieb Schulze mit seiner einschmeichelnden Stimme und mit einem neuen Einfall sie festhalten würde. Dann erst meldete sich bei ihr die selbstverständliche Empörung auf das Fräulein vom Amt. Neuer Groschen: „Fräulein, Sie haben mich zweimal falsch verbunden. Hören Sie doch genau hin, fünfzehn — zweiundzwanzig."

„Hier Gottlieb Schulze — wer dort?"

„Hier Friedel Kwast. Ich bin ratlos, Herr Schulze. Die dumme Gans hat mich jetzt das drittemal falsch verbunden."

„Nein, Sie! Famos! Aber keine Beamtenbeleidigung! Was Sie da dumme Gans zu nennen belieben, war bestimmt die weise Hand des Schicksals, die uns zusammengekoppelt hat. Jetzt, da Sie mich wieder angerufen haben, müssen Sie mir auch sagen, wo wir uns sehen können. Das haben Sie mir eben versprochen."

„Nein, nein, ich wollte Sie ja nicht anrufen, das war nur ein Zufall."

„Ebendeshalb, es soll also sein."

„Na, meinetwegen, wenn es sein soll, morgen nachmittag."

„Endlich ein Wort. Und wo?"

„Ich weiß ja nicht."

„Gut denn, zum Fünfuhrtee im Utopia. Ihre Tante wird schon wissen, wo das ist. Treffen wir uns vorn im ersten Raum, wo es nicht so voll ist."

„Aber ich kenne Sie ja gar nicht!"

„Ich habe mich doch schon vorgestellt, Gottlieb Schulze."

„Nein, wie Sie aussehen."

„Die Bescheidenheit verbietet mir, Ihnen ein schmeichelhaftes Bild von mir selbst zu entwerfen. Schildern Sie mir Ihre reizende Persönlichkeit."

„Besondere Kennzeichen keine, steht in meinem Paß."

„Dann kommen wir so nicht weiter. Ich werde mir also vorher die mit Recht so beliebte Nelke erstehen. Daran werden Sie mich erkennen, und wie erkenne ich Sie?"

„Ich werde mich dann schon irgendwie bemerkbar machen. Aber jetzt verraten Sie mir um Gottes willen, wie ich die Nummer meiner Tante bekomme. So oft ich fünfzehn—zweiundzwanzig verlange, bekomme ich Ihre Nummer fünfzehn—dreiundzwanzig."

„Das ist sehr einfach, liebes Fräulein Friedel. Das Amt ist es gewohnt, daß zweiundzwanzig nur zwoundzwanzig ausgesprochen wird. Wenn Sie zweiundzwanzig verlangen, versteht das Fräulein vom Amt dreiundzwanzig."

„Ach so ist das! Ich danke auch schön für die Aufklärung. Auf Wiedersehen, Herr Schulze."

„Bis morgen, Fräulein Kwast, bis morgen, auf Wiedersehen!"

Uff, kaum zwei Minuten in der Stadt und schon ein Erlebnis und schon eine Verabredung. Na, das konnte gut werden! Man konnte ja Herrn Gottlieb Schulze versetzen, aber schließlich ist es eine berechtigte Neugier, festzustellen, wie so eine „Telephonverbindung" aussieht, und ob sie nun falsch oder doch richtig ist. Die Tante braucht ja vorerst von der ganzen Sache nichts zu erfahren. Jetzt meldete sich auch gleich die Tante Christine Baubkus auf Nummer fünfzen—zwoundzwanzig.

Friedel Kwast saß am anderen Tage schon um $^1/_25$ im Café Utopia. Nein, es war nicht Neugier oder Ungeduld, daß sie so früh gekommen war, bewahre, sie wollte nur zuerst dasitzen, um sich Herrn Gottlieb Schulze beim Eintreten genau anzusehen, ob es auch lohnte, sich zu erkennen zu geben. Dumm war es nur, daß sie in dem angegebenen vorderen Raum nicht nur zuerst, sondern auch ganz allein saß, während alle Besucher sich in die weiteren Räume begaben, wo sie der Musik und dem Tanz näher waren. Sie freute sich daher, als etwas später eine ebenfalls einzelne Dame wenige Tische von ihr Platz nahm. Sie war in ihrem Alter, auffallender gekleidet als sie selbst, aber sie sah sehr niedlich aus, so daß Herr Schulze sicher in Verlegenheit kam, welche von beiden... Die kleine Verlegenheit von ihm sollte eine kleine Strafe für seine Frechheit werden.

Gerade als Friedel Kwast vor Ungeduld nervös zu werden begann, erschien ein Herr in der Tür, der nachlässig eine rote Nelke in der Hand trug und sich mit einem überlegenen Lächeln umblickte. Das war also der Frechdachs Gottlieb Schulze. Friedel mußte sich eingestehen, er sah gut aus. Genau so fesch, wie sie sich ihn vorgestellt hatte. Um ihn irrezuführen, rührte sie mit unnahbarer Miene in ihrer Schokolade. Da die andere Dame ihn genau so fremd ansah, wurde Herr Schulze ein wenig unsicher und setzte sich zunächst allein an einen Tisch.

Und nun begab sich etwas Überraschendes. Während Herr Schulze zunächst zu beiden Damen hin kokettierte und Friedel sich zunächst noch Reserve auferlegte, fing die fremde Dame auf sein Lächeln zu reagieren an. Ehe Friedel dieser Gefahr recht innegeworden war und ein Stoßgebet an das Schicksal gerichtet hatte, das eben wieder im Begriff war, und zwar diesmal ohne Fräulein vom Amt, eine falsche Verbindung herzustellen, stand Herr Schulze schon auf und nahm am Tisch der fremden Dame Platz. Obendrein setzte er sich noch so, daß er der armen Friedel den Rücken zukehrte. Sie war restlos empört, zahlte dem Ober, der gerade vorbeikam, ihre Schokolade und ging. Mit einem letzten Blick auf die Nebenbuhlerin sah sie, daß diese kokett an der roten Nelke roch, und hörte die ihr vom Telephon her so vertraute sonore Stimme Gottlieb Schulzes sagen: „Das ist mehr als ein Zufall, das ist eine Fügung, das ist eine Bestimmung."

Friedel Kwast aber zog ein schadenfrohes Gesicht, und mit dem Gefühl der Überlegenheit, das allen Frauen eigen ist, meinte sie bei sich selbst: Warte, alter Freund, du wirst noch zu der Erkenntnis kommen, wie falsch du dich selbst verbunden hast! Woraus man schließen muß, daß sie die Verbindung von Herrn Gottlieb Schulze mit ihrem eigenen werten Persönchen doch für die richtige gehalten hätte.

L'HOMBRE

GEMÄLDE VON DANIEL CHODOWIECKI (1726—1801)

(Hierzu die Plauderei über das L'hombre unter „Wissen und Leben".)

Novelle am Strande

VON HANS BETHGE

Es war auf Westerland-Sylt, der letzte Tag vor meiner Abreise. Ich schritt noch einmal den Strand entlang und sah dem schaumgekrönten Wasser zu. Die Wellen der Brandung gingen gelb von aufgewühltem Sand. Die Sonne stand an einem wolkenlosen Himmel. Es war sinkender Nachmittag.

Ich schritt südwärts, der Halbinsel Hörnum zu. Die lustig beflaggten Sandburgen der Badegäste lagen schon hinter mir, es wurde immer menschenstiller. Nur ein paar Kinder mit nackten Füßen wateten noch vor mir durch das flache Wasser der heranschießenden Wellen und zogen sich jubelnd zurück, wenn ein größerer Wogenschwall auf sie eindrang. Und dann einige klagende Möwen in der Luft und eine Schar pfeilgeschwinder Seeschwalben, die elegantesten Flieger, die man sich denken kann.

Meine Schritte knirschten auf bunten Muschelschalen, die das Meer ausgespien hatte. Hin und wieder bückte ich mich, um eine besonders schöne aufzunehmen und in die Tasche zu stecken oder irgendein Seegewächs zu betrachten, das zu meinen Füßen lag. An einer der ins Meer hinausgebauten Steinbollwerke, Buhnen genannt, suchte ich nach einem Seestern, konnte aber keinen entdecken. Als ich von dem Bollwerk auf den Strand zurücksprang, sah ich etwas am Fuße der Dünen liegen. Es war ohne Bewegung und schien ein Mensch zu sein, der dort der Ruhe pflegte. Langsam kam ich näher. Es war eine schlanke weibliche Gestalt, die auf einem grünen Tuch ausgestreckt lag. —

Nun stand ich vor ihr. Sie hatte den einen Arm unter das blauschwarze Haar gelegt und die Augen, die von auffallend dichten Wimpern beschattet waren, geschlossen.

Sie war schlank. Die Haut des Armes, den sie unter dem Kopfe hielt, und dessen Spitzenbekleidung bis zum Ellbogen hinaufgeglitten war, glänzte blütenweiß und hatte einen Ton wie Atlas. Ein paar lichtblaue Adern durchliefen ihn und erhöhten seine Bläße.

Sie trug eine dunkelblaue Robe, den Rock schmuck- und faltenlos, den Hals bis oben hinauf bedeckt. An ihren Füßen saßen weiße Schuhe, über ihnen bis zum Saum des Kleides schimmerten silberne Seidenstrümpfe.

Neben ihr lag ein großer roter Schlapphut. Die eine Hand ruhte, nach der Seite hin ausgestreckt, im Sande, mit den Knöcheln nach oben, während sich die Finger ein wenig in den Sand gegraben hatten.

Ich kann dies alles noch so eingehend beschreiben, denn ich hatte Zeit, sie aufs genaueste zu betrachten, und das reizvolle Bild ist mir klar in der Erinnerung geblieben. Ich stand, da ich langsam, von dem lautlosen Sand begünstigt, dicht an sie herangeschlichen war, ich weiß nicht, wie lange, neben ihr, entzückt, hingerissen. —

Ich rührte mich nicht, ja, ich atmete kaum. Aber plötzlich, während sie sonst ganz reglos blieb, taten sich ihre Augen auf. Sie richteten sich voll auf mich, sehr groß, ohne Verwunderung, schwarz und kühl. Sie paßten nicht in dieses Gesicht. Geschlossen, mit den langen Wimpern — wundervoll. Aber in dieser ruhigen, weltlichen Offenheit — nein. Es waren schöne Augen, aber sie waren leichtfertig, voll Überlegenheit, und es lag eine Welt von Erfahrungen darin.

„Nun?" fragte das Mädchen gedehnt, indem es seine Lage beibehielt.

Auch ihre Stimme war schön. Aber sie paßte zu den Augen. Als sie sprach, ließ sie durch die Finger der seitwärts gestreckten Hand langsam Sandkörnchen rinnen.

„Ich kam hier vorüber, sah Sie liegen und betrachtete Sie. Durfte ich das nicht?"

„Ich kann es Ihnen nicht verbieten."

„Ich gestehe offen: fände ich Sie noch einmal so — ich täte es wieder."

Nach einer kleinen Pause sagte sie mit verändertem Ton:

„Aber jetzt will ich Sie erst einmal begrüßen."

Sie reichte mir lächelnd die Hand, die eben noch mit dem Sand gespielt hatte. Ich bückte mich, nahm sie und führte sie an die Lippen. Dann nannte ich meinen Namen.

„Nun wollen Sie auch meinen Namen wissen — nicht wahr?" fragte sie.

Ich nickte.

Sie sah mich einen Augenblick lustig von der Seite an, dann legte sie beide Hände übereinander auf die Stelle der Brust, wo sich das Herz befindet, sah schmachtend zum Himmel und hauchte mit übertriebenem Pathos:

„Martina!"

Ich hätte diese reizende Komik gar nicht bei ihr vermutet. Sie bestrickte mich damit. Und sonderbar, auch ihre Augen nahmen mich jetzt gefangen. Ich sah nichts mehr an ihnen von dem, was mich vorhin daran verstimmt hatte. Sie waren schön, hinreißend schön. Wie hatte ich nur erst so philisterhaft philosophieren können! Und dann der Mund, dieser zarte, weiche, üppige Mund.

„Ich will jetzt aufstehen," sagte sie, „wir wollen ein wenig gehen."

Und dann:

„Helfen Sie mir!"

Ich gab ihr die Hände, und sie richtete sich auf. Sie war fast so groß wie ich. Ich legte ihr grünes Tuch zusammen, das noch von ihrem Körper warm war, und warf es über die Schultern. Dann reichte ich ihr den Hut, den sie mit einer langen Nadel im Haar befestigte.

„Dort hinunter", sagte sie, indem sie nach Süden zeigte, also dem Bade und den Menschen abgekehrt.

Ich bot ihr den Arm. Sie legte den ihrigen ohne Zögern hinein. Dann gingen wir, in einem sonderbaren Schweigen, unter dem sich unsere Empfindungen verbargen wie die Glut unter der Asche. Wenn wir zuweilen einiges sprachen, galten unsere Worte den silbernen Möwen, die über uns sich tummelten und schrien. Wir lockten sie und streckten die Hände nach ihnen aus, indem wir mit den Fingern schnalzten. Es war ein übertriebenes Interesse, das wir an ihnen nahmen, und das bald ein Ende finden mußte. Ich war mir dessen auch wohlbewußt, und während ich noch daran dachte, spürte ich plötzlich mit zwiefacher Gefühlsstärke den fremden, warmen Arm in dem meinigen. Ich sah die törichten Möwen nicht mehr und fühlte ein feines Prickeln auf der Haut, an der Stelle, wo der Arm lag, dessen alabasterne Weiße mich so entzückt hatte. Es schoß mir verwirrend durch den Sinn, und ich begann diesen Arm zu drücken. Erst schien sie es nicht zu bemerken. Dann wurde sie ganz still.

„Sie tun mir weh", sagte sie endlich, und ich bemerkte, daß sie ein wenig fröstelte.

„Es wird kühl," entgegnete ich, „der Abend kommt. Soll ich Ihnen das Tuch umlegen?"

Sie nickte und benutzte die Gelegenheit, den Arm schnell aus dem meinigen fortzuziehen.

Ich faltete das Tuch, trat hinter sie und legte es ihr um die Schultern. Aber da ich es ihr umgetan hatte, ließen es meine Hände noch nicht los. Ich bog ihren Körper sanft hintenüber, so daß ihr Kopf mit dem vollen Haar an meiner Schulter zu liegen kam, und küßte sie.

Die Sonne ging unter, orangerot. Das Mädchen machte sich los, zog das Tuch fester um die Schultern und sagte, ohne mich anzusehen:

„Kommen Sie, es ist unerträglich einsam hier. Ich sehne mich nach Menschen. Wir wollen gehen."

Sie eilte, nachdem sie meinen Arm abgewiesen hatte, nach Norden zu, mit Schritten, daß ich ihr kaum zu folgen vermochte.

„Wir wollen doch langsamer gehen," warf ich einmal ein, „wir sind doch keine Verfolgten."

„Kommen Sie," flüsterte sie wieder, „ich muß unter Menschen. Ich komme um so."

Sie flog weiter. Ich, in der seltsamsten Stimmung hinter ihr, immer die weiche, elastische Gestalt vor Augen, das scharfe Profil und das schwarze, starke Haar, das sich im Wind bewegte.

Als der an Menschen noch immer reiche Strand von Westerland vor uns lag, wurden ihre Schritte langsamer. Da wir uns dann unter die ersten Leute mischten, machte sie halt.

„Ich bin wieder ruhig", sagte sie, mehr für sich als für mich. Dann, lauter, indem sie mir die Hand unter dem grünen Tuch hervorgab (und wieder entzückte mich die Bläße des unvergleichlichen Armes):

„Wir wollen uns trennen. Haben Sie Dank. Und denken Sie nicht mehr an mich — hören Sie?"

Sie blickte mich nicht an, indem sie dies sagte.

Ich zog ihre Hand noch einmal an die Lippen. Auch den Arm küßte ich, unbekümmert um die Menschen, die um uns waren.

Dann hatte sie mir den Arm entzogen. Sie wandte sich und schritt eine der Treppen zu den Dünen hinauf, langsam, Stufe für Stufe, indem ihre Hand sich müde auf das Geländer stützte. Sie sah sich nicht um. Ich stand und blickte ihr nach, bis sie verschwunden war. Dann begab ich mich zu Bekannten.

An diesem Abend war ich der letzte, der den Strand verließ. Der Mond stand schon lange, fast gefüllt, hinter mir über der Heide, die Lichter in den Strandhallen waren ausgelöscht und keine menschliche Stimme mehr zu vernehmen. Ich saß immer noch auf meinem

Die „Plaza de España“ (Spanischer Platz), der Eingang zur Weltausstellung in Barcelona.

Schemel, sah auf die dunkelgrüne Flut und lauschte den geheimnisvollen Klängen des Wassers, das durch die Nacht ging, steigend und fallend, raunend und verklingend, unaufhaltsam. — — —

Ich verschob meine Abreise.

Am nächsten Tag, gegen Mittag, begab ich mich, während der Wind aus dem Pavillon der Kurkapelle abgerissene Klänge durch die Luft verwehte, zum Strand, in der Hoffnung, dem schönen Mädchen wieder zu begegnen.

Nach längerem Suchen sah ich sie, über ein Buch geneigt, in einem Strandkorb sitzen. Sie trug die Toilette von gestern, nur einen anderen Hut. Das grüne Tuch lag neben ihr. Ich näherte mich ihr, ohne daß sie es merkte.

„Guten Morgen“, sagte ich, als ich vor ihr stand.

Sie blickte überrascht auf, nachdem sie die rechte Hand auf die Stelle des Buches gelegt hatte, wo sie gerade las.

„Guten Morgen“, entgegnete sie. „Ah — Sie sind es? Ich habe es mir gedacht, daß sie zu mir kommen würden. (Da lachte sie.) Aber ich frage Sie: Was wünschen Sie von mir? Können Sie sich mit gestern nicht begnügen? Und dann: Heute abend kommt mein Baron. Ich bitte sie inständig, mich in Zukunft nicht mehr zu kennen. Um Unannehmlichkeiten zu vermeiden.“

Ich stand wie angedonnert. Da machte sie eine flinke, ungeduldige Handbewegung:

„Bitte, gehen Sie.“

Es lag ein Klang in ihrer Stimme, der heraufkommenden Groll verkündete.

Nun war ich gefaßt und stieß, wie sie zuvor, ein stilles Lachen aus. Dann ging ich. Über mir machten zwei Möwen einen zänkischen Lärm. Die eine suchte der andern einen Brotbrocken abzujagen. Ich sah den Tieren, deren glänzend weißes Gefieder entzückend gegen den hellblauen Himmel abstach, eine Weile zu. Dann schritt ich weiter, hart am Wasser entlang, und ließ mir die Schuhe vom Schaum der zerfließenden Wellen netzen.

Am folgenden Tage reiste ich ab.

Der National-Palast, das Hauptgebäude der Ausstellung, der den historischen Teil der Abteilung „Kunst in Spanien“ enthalten wird.

DIE WELTAUSSTELLUNG IN BARCELONA

In dem betriebsamen spanischen Industrie-Zentrum Barcelona, der Hauptstadt Kataloniens, wird am 7. Mai eine unter dem Protektorat des Königs Alfons stehende Weltausstellung eröffnet werden. Die Länder der Erde sollen hier zum erstenmal nach dem Kriege wieder Zeugnis über ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit ablegen. Industrie und Landwirtschaft, Handel und Verkehr wollen ihre Fortschritte vorführen; auch Kunst und Sport werden einen breiten Raum einnehmen. Alle Ausstellungsbauten liegen in dem herrlichen, über 1 Mill. qm großen Montjuich-Park. Außer dem Pavillon des spanischen Staates wird er die Pavillons Deutschlands, Frankreichs, Italiens, Belgiens, Dänemarks, Norwegens und Rumäniens beherbergen.

Die Ausstellung wird sicherlich einen bedeutsamen Antrieb für das internatiouale Wirtschaftsleben bringen. Die Stadt selbst und mit ihr das ganze spanische Land rüsten sich, die Besucher aus allen Ländern der Welt würdig zu empfangen.

Blick in die Halle des Palastes Viktoria Eugenia, der nachträglich noch zu Ausstellungszwecken zur Verfügung gestellt wurde.

IM BANNREICH DER JUSTIZ: VOR DER VERHANDLUNG / ZEICHNUNG VON RUDOLF LIPUS

Gericht — ein garstig Wort! Selbst Leute, die sich eines als sanftes Ruhekissen bewährten Gewissens erfreuen, empfinden bei der Vorstellung „Gerichtsverhandlung" eine Art leisen Grauens. Daher wahrscheinlich die Beliebtheit von Gerichtsszenen in modernen Kino- und Theaterstücken. — Etwas von der Hochspannung, die den Gerichtssaal beherrscht, schwingt schon in dessen Vorraum, vor und während der Verhandlungen. Zeugen schildern ihren Leidensgenossen anschaulich den Hergang des vor Gericht gezogenen Geschehnisses; Angeklagte beweisen vor völlig unkompetenten Zuhörern ihre Unschuld. Mitunter wird auch der Versuch unternommen, einen kleinen Meineid zu fabrizieren. Eine Mischung von Aufgeregtheit, gequälter Angst, verbissener Entschlossenheit und Peinlich-Berührtsein— das ist die Stimmung des Vorhofs zur Verhandlung.

Immer noch keine Ruhe in Mexiko.
Oben links: In Naco an der mexikanischen Nordgrenze räumten die mexikanischen Truppen alle Spielbanken und verbrannten die Einrichtungsgegenstände auf der Straße. Oben rechts: Soldaten indianischer Abstammung, die mit ihrem Führer, dem Rebellengeneral Augustin Cladrea, zu den Regierungstruppen übergetreten sind, in ihrer Stellung bei Naco.

Links nebenstehend:
Von Wilkins' Antarktis-Expedition.
Vor dem Start zu einem Flug über die Südpolar-Regionen. In der Mitte Kapitän Wilkins, rechts Leutnant Eielson. Die Expedition ist vor kurzem wohlbehalten zurückgekehrt.

Im Kreis:
Staatssekretär a. D. Ernst v. Simson,
Vorsitzender der Handelspolitischen Kommission des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, der an Stelle von Dr. Sorge in die Internationale Handelskammer zu Paris berufen wurde.

Dr. Max Pohl,
langjähriges Mitglied des Berliner Staatstheaters, kann am 14. April sein 50jähriges Bühnenjubiläum feiern.

Dr. A. Th. Sonnleitner,
bekannter Wiener Pädagoge, Verfasser pädagogischer und kulturgeschichtlicher Werke, wird am 25. April 60 Jahre alt.

Dr. Dr.-Ing. e. h. Alex. Meißner,
Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, dem die für die Radiotechnik bedeutsame Erfindung der Rückkoppelung gelang, erhielt den von der Carl-Zeiß-Stiftung begründeten Ernst-Abbe-Gedächtnispreis und die Abbe-Medaille.

Bernard Shaw dreht sein Haus nach der Sonne.
Der bekannte irische Dichter hat sich in der Nähe Londons ein drehbares Gartenhäuschen bauen lassen, das jederzeit nach der Sonne gerichtet werden kann.

Der König von Bulgarien in Berlin.
König Boris während seines inoffiziellen Aufenthalts in Deutschland, bei dem er unlängst seine Verwandten besuchte.

DIE SEITE DES AUTOMOBILISTEN

Signaleinrichtungen für Eisenbahnübergänge.
Ein vom Allg. Deutschen Automobil-Club versuchsweise errichtetes Warnungssignal an einem der gefährlichen ungesicherten Bahnübergänge. — Der Mast trägt ein Licht reflektierendes Warnkreuz, darunter zwei Blinklampen, von denen die untere als automatische Reservelampe dient. Die Lampen werden von dem sich nähernden Zug mittels Schienenkontakts betätigt.

Autobusse statt Straßenbahn.
Moderne Auto-Omnibusse vor dem Bahnhof in Wiesbaden, die seit dem 1. April die Straßenbahn ersetzen.

Eine moderne Nonne.
Eine Schwester des Franziskanerordens am Steuer ihres Wagens in den Straßen von Nizza.

Deutsche Motorfahrer in Holland.
An dem alten Amsterdamer Tor in Haarlem auf der dreitägigen Hollandfahrt des Deutschen Motorfahrer-Verbands in Düsseldorf.

Zum Tode von Karl Benz, dem bahnbrechenden deutschen Automobilkonstrukteur.
Oben: Ein wahres Museumsstück: Benz-Motorwagen aus dem Jahre 1893. Links: Ein anderer Ahne des heutigen Automobils: Im Jahre 1894 erbauter Viersitzer, der 22 km Stundengeschwindigkeit erzielte.

Im Kreis: Dr. Karl Benz,
Ingenieur, Gründer der Firma Benz & Co. in Mannheim, Erbauer des ersten modernen Automobils, geboren am 25. November 1844, † am 3. April.
(Phot. E. Bieber, Berlin.)

Kleider und Hüte

Links: Elegantes schwarzes Abendkleid aus Crêpe Satin in modernstem Schnitt mit vorn eingereihter Taille und Glockenrock. Rechts: Rückansicht des links stehenden Kleides. Typisch für die diesjährige Mode ist die weiche, verlängerte Rückenlinie. Trägerin: Die Operettensängerin Lea Seidl. Modell: Schostal & Laderer, Wien.

Der schicke, große Hochsommerhut mit Strohspitzenmotiven auf blauem Filz. Originell ist das einseitig angebrachte Ohrenteil. Modell: Johanna Löw, Wien.

Nebenstehend: Die Wiener Schauspielerin Maria v. Wymetal in einem wundervollen Morgenkleid aus maisgelbem Crêpe Satin mit bunter Stickerei. Modell: Richard Rosenfeld, Wien.

Breitrandiger Exotenstrohhut mit korallenfarbener Stickerei. Trägerin: Die Filmschauspielerin Hella Steels. Modell: Johanna Löw, Wien.

Alle Photos: Kitty Hoffmann, Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Wissen und Leben

Vom Plattensee und seinen Reihern.

Ungarn besitzt seit dem Jahre 1926 ein biologisches Forschungsinstitut, das von dem tatkräftigen und weitsichtigen Kultusminister Graf Kuno Klebelsberg gegründet und mit allen der Neuzeit entsprechenden Erfordernissen eingerichtet wurde. Es besitzt außer den Laboratorien der Direktoren, dem chemischen Laboratorium und den Laboratorien für einzelne Forscher 26 Arbeitsplätze. Das architektonisch äußerst gefällige und zweckmäßig erbaute Institut liegt zu Füßen der tausendjährigen Benediktinerabtei auf der Halbinsel Tihany und direkt am Plattensee. Ganz nebenbei bemerkt, ist dieser größte aller mittel- und südeuropäischen Seen, der bei einer Länge von 82 km und einer Breite von 15 km den Boden- und Genfer See sowie die oberitalienischen Seen an Größe übertrifft, im allgemeinen recht wenig bekannt. Er gehört keineswegs zu den romantischen Seen. Was uns an ihm fesselt und ihn unvergeßlich macht, was das Auge stundenlang über seine Flächen schweifen läßt, ist der unerhörte Reichtum seiner Farben, die in ihrer unglaublichen Zartheit als duftigstes Pastell erscheinen. Freilich kann sich ein solches Bild ganz plötzlich ändern. Wind und Sturm können den im Durchschnitt nur 2 bis 4 m tiefen See bis zum Grund aufwühlen und die hochgehenden Wogen mit Schlamm und feinkörnigen Teilchen des vulkanischen Grundes vermengen. — Der Anlaß für mich, nach Tihany zu gehen, war die Vogelwelt des Plattensees und seiner Umgebung. Ich wollte vor allem die Nestlinge des sogenannten Kis Balaton, des kleinen Plattensees, kennenlernen, einen Beitrag zu ihrer Psychologie liefern, ihre Sprache hören, diese mit geeigneten Apparaten aufnehmen und einige Tiere zwecks weiterer Beobachtung mit nach Hause nehmen; letzteres, um meine Studien fortzusetzen und außerdem zu dem Zwecke, ihre Sprache auch optisch zu erfassen. Dieser Teil des Plattensees ist ein Ursumpf von unglaublicher Lebensfülle, dessen Betreten selbst dem Wissenschaftler nur in seltenen Fällen gestattet ist. Unsere Expedition nach diesem etwa 40 qkm großen Gebiet erfolgte unter Leitung von Dr. Schenk von der Ornithologischen Zentrale in Budapest und bestand außer dem erwähnten Herrn aus zwei Engländern, einem Holländer und mir. Wir wollten zu der Reiherkolonie vordringen, die im Jahre 1835 der berühmte deutsche Ornithologe J. F. Naumann besuchte, der sich an ihr so sehr begeisterte, daß sie von da ab Weltruf gewann. Allerdings ist das Ziel nicht gerade einfach zu erreichen. Wenn man vom Südende des Sees aus im Hauptzufluß des Balaton (Zala) mit dem Kahn gegen zwei Stunden lang aufwärts gerudert und in dessen Seitenkanäle vorgedrungen ist, dann heißt es, den pfadlosen Weg des Sumpfes — ungeachtet von Schilf, Rohrstoppeln und zahlreichen Blutegeln — antreten und, bis zu den Knien, mitunter bis zu den Hüften im Wasser stehend, sich fortschleppen. Immer deutlicher werden Warn- und Lockrufe der alten Reiher, allerlei Freß- und Angstlaute der Jungen dringen an unser Ohr. Da lichtet es sich. Ein fauler Geruch nach verdorbenen Fischen, vermischt mit jenem nach Vogelkot, zieht in die Nase, und schon erhebt sich brausend ein Riesenschwarm von schweren Vögeln

Seidenreiher (Garzetta garzetta).

Der Löffler (Platalea leucerodia).

in die Luft. Noch ein paar Schritte, und ich stehe vor einer Kolonie, die etwa einen Durchmesser von 30 bis 40 m haben dürfte. In der Luft kreisen Hunderte von alten Reihern, und in den zahlreichen Nestern wimmelt es durcheinander. Wie ich sehe, wird überall genistet, auf Weiden wie auf geknicktem Röhricht und auf dem Boden, je nach der Artzugehörigkeit und auch manchmal nach Bedarf und Raummöglichkeit. Auf einem der Bäume sehe ich in Augenhöhe die Nester vom Löffler und Nachtreiher. Auch der Sichler (Ibis) wohnt nicht weit entfernt. Schopf-, Purpur- und Fischreiherneſter werden sichtbar, und wenn man noch tiefer in den Sumpf eindringt, hat man das seltene Glück, des geradezu königlichen Reihers, des herrlichen Silberreihers, ansichtig zu werden. Zu Füßen der Nester fand sich nicht selten eine große Anzahl kleiner Fische, welche die Alten ihren halbflüggen Jungen fürsorglich hingelegt hatten. — Die von mir zur Station gebrachten Jungen waren des Nachts noch stark wärmebedürftig und mußten daher in den Thermostat gesetzt werden. Sie legten sehr bald den letzten Rest von Scheu gegen mich ab und saßen später, da sie flügge waren, gar oft auf meiner Schulter oder flogen mir auf den Rücken, wenn ich mich bückte. Auch ließen sie es sich ruhig gefallen, wenn sie zur Gewichtsbestimmung auf die Wage mußten. Stellte ich doch täglich Gewicht und Gewichtszunahme der Vögel sowie das Gewicht der für den einzelnen Reiher bestimmten Fischmenge fest, das einen erheblichen Bruchteil des Gesamtgewichts pro Kopf ausmachte und schließlich innerhalb des Vierundzwanzigstundentags das Verhältnis von 1 : 1 (bei mancher Art) annahm, d. h. der Vogel fraß so viel, wie sein eigenes Körpergewicht betrug. Es war mir interessant, festzustellen, wie selbst solche Reiher, die allgemein als scheu gelten, zwar langsam, aber doch schon nach acht Tagen sich so vollständig an mich gewöhnten, daß sie jegliche Nahrung nur von mir erwarteten und mich bei deren Verteilung wie kleine Hühnerküken umstanden. Gegen Fremde blieben die Reiher dauernd scheu, und selbst heute noch ergreifen sie vor diesen die Flucht. Von ihren Sinnesorganen sind Auge und Ohr besonders entwickelt. Sie vernehmen leiseste Geräusche, wie meine Prüfungen an ihnen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ergeben, und können im Dunklen (Stall) meine Stimme von jener anderer Personen unterscheiden. Auch antworten sie auf meinen Zuruf in ihrer Sprache. Geringste Bewegungen von kriechenden oder laufenden Tieren werden unmittelbar wahrgenommen und verfolgt, Gestalten von bekannten und unbekannten Personen werden auf größere Entfernung unterschieden. — Daß speziell der Löffler, von dem in den Büchern allgemein behauptet wird, seine Stimme würde „bloß auf geringe Entfernung hin vernommen", ein richtiger Schreihals ist — man hört ihn von meinem Garten aus bis zu 300 bis 400 m weit — sei nur nebenbei erwähnt. Zudem hat er drei verschiedene Töne, von denen er zur Zeit einen gern und oft anwendet. Auch der Seidenreiher läßt sich häufig vernehmen, hingegen ist der Rallenreiher außerordentlich zurückhaltend. Sichler und Löffelreiher haben tonlich große Verwandtschaft, und es ist eigentümlich, wie ihr artverwandtschaftliches Verhältnis sich selbst stimmlich äußert. — Es würde zu weit führen, noch andere psychologische und biologische Eigenarten und vor allem fachwissenschaftliche Forschungsergebnisse anzuführen. Lediglich sei noch auf den starken Spieltrieb des Seidenreihers verwiesen, der sich vor allem im Erfassen, Herumtragen und Fortwerfen von kleinen Stäbchen, Strohhalmen und ähnlichen Gegenständen äußert.

Prof. Dr. Bastian Schmid.

Das L'hombre.

(Zu dem Gemälde von Daniel Chodowiecki auf Seite 526.)

Kartenspiele sind ebenso dem Wechsel der Mode unterworfen wie die Kleidung. Jedes Zeitalter hat sein beliebtes Kartenspiel. So wie sich heute im Bridge die Spielleidenschaft austobt, so war vor einem Menschenalter das Whist, noch früher das Tarock, in der Ära des Roi-Soleil das Landsquenet (von „Landsknecht" abgeleitet) und zur Zeit des Rokokos das L'hombre die Modeerscheinung. Spanien gilt zwar als die Heimat dieses Spiels, aber erst die Zusätze und Veränderungen, die es in Frankreich erfuhr, haben es dem Geschmack der Nationen angenehm gemacht. Man spielt es mit 40 Karten (ohne 10, 9 und 8), und zwar meist zu dreien, obwohl es auch zu vieren, ja sogar zu fünfen geht. Die charakteristischen Bezeichnungen sind spanischen Ursprungs. So heißt der höchste Trumpf — das Pik-As — „Spadille", der dritte — Treff-As — „Basta" und der zweite je nach der Trumpfkarte — bei Schwarz die 2, bei Rot die 7 — „Manille". Die drei höchsten Trümpfe sind die „Matadors", derjenige, der den Trumpf ausgibt, der „hombre" (Mensch). Die Spielregeln haben eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Tarock und der Preference. Das „königliche" L'hombre — wie es genannt wurde — erfreute sich eines besonderen Wohlwollens in der Gesellschaft des Rokokos. Auf unzähligen Stichen sehen wir abgebildet, wie sich Damen und Herren an dieser Unterhaltung ergötzen. Ob in Paris oder in Wien, ob in Berlin oder Weimar, die Vorliebe für ein solches Amüsement blieb sich überall gleich. Es gehörte zu den unbedingten Gewohnheiten des Tages. Jenes Nachmittagsstündchen geistiger Leere und gesellschaftlicher Ermattung, das sich in einem an Zerstreuungen und Vergnügungen abwechslungsreich dahinrollenden Dasein unweigerlich einstellt, wurde dem L'hombre gewidmet. Das war in den geistreichen Pariser Salons nicht anders als an den deutschen Fürstenhöfen und in den besseren bürgerlichen Kreisen. Anna Amalia konnte ihre L'hombrepartie nicht entbehren. Dagegen war es — „der Abgott schwacher Sinnen" — im Salon der Gottschedin streng verpönt. Es gab also kluge Männer und Frauen, die der Spielleidenschaft nicht ohne weiteres huldigten. Goethe ist ihnen ebenfalls beizuzählen. Im allgemeinen waren die Damen dem Spiel mehr ergeben als die Herren. Das war schon zu Beginn jenes spielwütigen Jahrhunderts der Fall. Wie sehr die Damen am Hofe Ludwigs XIV. darauf hielten, daß das andere Geschlecht mittat, zeigt sich in der verbreiteten Ansicht: ein Kavalier, der sich vom Spiel ausschlösse, sei ein unnützes „meuble". Eigentlich durfte sich niemand davon fernhalten. Die Hofherren taten es auch schon deswegen nicht, weil der König die Verluste des Abends großmütig ersetzte, ja, ihnen sogar Spielgeld anwies, damit sie überhaupt in der Lage wären, sich diese Passion zu leisten. Kein Wunder, daß die Summen unter solchen Umständen zuweilen recht hoch waren, und daß die Spielwut keine Grenzen kannte. „Das Spielen ist hier greulich hoch, und sind die Leute worden wie tolle Menschen, wenn sie spielen", schreibt Liselotte an die Raugräfin Luise, die zweite Gemahlin ihres Vaters. „Eines heult, das andere schlägt mit der Faust auf die Tafel, daß die ganze Kammer drüben zittert; der dritte lästert Gott, daß einem die Haare zu Berge stehen — kurz, alle sind wie verzweifelte Menschen, welche einem bang machen, sie nur anzusehen." Aber auch in Berlin war es nicht viel anders. „Mädchen von 10—12 Jahren", schreibt ein Zeitgenosse gegen Ende des Jahrhunderts, „spielen schon mit einer Begierde nach Gewinn, mit einer Rührung beim Verluste, mit einer Fertigkeit, Intrige und Genußsucht des Geistes, daß ich darüber in Erstaunen geraten bin. Und das steigert sich mit dem Alter." Namentlich die Wienerinnen galten als leidenschaftliche Kartenspielerinnen. Es gab kaum einen Damenempfang, bei dem man sich nicht an den Kartentisch zum L'hombre setzte. Und man spielte sehr hoch. So verlor z. B. die Gräfin Sintzendorff in einem Winter 20 000 Gulden, die Fürstin Auersperg verspielte sogar an einem Abend ihre ganze Mitgift von 12 000 Dukaten. Das Rokoko hatte nicht umsonst den Ruf eines galanten Zeitalters. Die Galanterie der Herren ging so weit, daß sie die Damen gewinnen ließen, wenn sie sie in Verlust sahen. So erzählt die Markgräfin Wilhelmine von einem Kartenspiel beim Besuch Augusts des Starken in Berlin: „Nach Tisch kamen sie (die Könige) zur Königin, wo der König von Polen eine Partie L'hombre vorschlug, bei der ich die dritte Karte erhielt. Das ganze Spiel hindurch sagte er mir die schönsten Sachen, welche ich alle auf die Wirkung des Rausches setzte. Er gab

sich alle Mühe, mich einige hundert Dukaten gewinnen zu lassen, die mir recht wohl zustatten kamen, denn ich besaß keinen Heller und war nicht imstande, meinen Freunden eine Freude zu machen." Dr. Valerian Tornius.

Abenteuerliches aus Vergangenheit und Gegenwart.

Abenteuerreiches Erleben in Erzählungen, mögen sie nun von längst vergangenen Zeiten oder von der Gegenwart berichten, übt immer einen besonderen Reiz auf alt und jung aus und sichert solchen Werken einen großen Leserkreis. Das dürfte auch den nachstehend kurz skizzierten beschieden sein, und nicht mit Unrecht! So dem 1870 erstmalig erschienenen Roman des Westfalen Levin Schücking „Luther in Rom", den der Verlag Paul Müller in München jetzt zu neuem Leben erweckt hat. Wird doch in diesem fesselnd, anmutig und lehrreich geschriebenen Werk ein farbenreiches Gemälde von dem weltlichen, kirchlichen und künstlerischen Leben Roms im Anfang des 16. Jahrhunderts entworfen, in das der junge Mönch Luther hineingeriet, und durch dessen intrigen- und lasterreiches Getriebe er ganz besonders mit zu seinem großen Reformationswerk bestimmt wurde. — Zwei Jahrhunderte später, am preußischen Hofe, spielt Sophie Hoechstetters neues Werk „Königskinder" (Verlag K. F. Koehler, Leipzig), das in enger Anlehnung an die Überlieferung, mit scharfer Herausarbeitung der Charaktere, die qualvolle Jugendzeit des Kronprinzen Friedrich und seiner Schwester Wilhelmine erzählt, die das Geschwisterpaar unter dem tyrannischen Vater durchleben mußte, die aber auch die dauernde, vertraute Freundschaft beider begründet hat. — Walter Bloem führt uns in seinem Roman „Sohn seines Landes" (im selben Verlag erschienen) nach Amerika und erzählt die an romantischen Abenteuern so reiche Jugendgeschichte George Washingtons, des nachmaligen großen Schöpfers des amerikanischen Staates, das anfängliche unsichere Tasten des erst so unbedeutend erscheinenden, flirtenden Jünglings und dann das schneidige Draufgängertum des jungen Offiziers zur Befreiung Amerikas, aber auch seine schweren Hemmungen und Enttäuschungen in diesen Kämpfen. Ganz besonders ein Werk für die reifere Jugend. — Und ein solches ist auch der Roman des deutschen Frontsoldaten „Fahnenjunker Volkenborn" (Koehler & Amelang, Leipzig) von Georg Grabenhorst, worin der Verfasser mit stark pulsierendem Herzblut noch einmal die schweren Kriegsjahre mit all ihren Mühen und Leiden, den Kämpfen und Entbehrungen der heldenmütigen Frontsoldaten fesselnd an unserm Auge vorüberziehen läßt. — Ein Buch anderer Art, nicht minder abenteuerreich, aber mehr mit gemütlichem Humor erzählt, ist Claus v. Waldows „Ein moderner Robinson" (Schlieffen-Verlag, Berlin). Es handelt von den Schicksalen, die ein ehemaliger Fliegeroffizier jahrelang auf einer einsamen australischen Insel erlebt, wo er von den zwergenhaften Wilden für einen Gott gehalten wird, und mit denen er sich so anfreundet, daß er später sogar mit seiner Frau wieder zu ihnen zurückkehrt. — Ein Buch tiefernster Art ist Hellmuth Ungers Polarroman „Eisland" (Verlag Carl Schünemann, Bremen), der die furchtbaren Erlebnisse, das jammervolle Leben und Sterben der meisten Teilnehmer der Expedition des Polarforschers Greely darstellt und dabei ergreifende Bilder von der Schönheit wie von den Gefahren der Zone des ewigen Eises entrollt. — In ganz ähnliche Gegenden führt Jon Svensson in seinen neuen Islandgeschichten „Auf Skipalon" (Verlag Herder, Freiburg i. Br.) den Leser und bietet dabei in lustigem Plauderton wundervolle Naturschilderungen wie heitere und gefahrdrohende Erlebnisse des jungen Helden und seiner Freunde. — Ernster und schwermütiger wieder ist dagegen die aus dem Dänischen übersetzte Geschichte „Der Goldgräber-Peter" (Verlag Georg Westermann, Braunschweig) von Marie Bregendahl, die das Leben und Sterben eines Södalers erzählt, der nach Amerika ging, um dort Gold zu graben, nach seiner Rückkehr in die Heimat trotz seiner Menschenliebe und Wohltaten nur verspottet und verachtet wurde und schließlich darüber zugrunde ging. — Und zum Schluß sei noch ein Buch erwähnt, von dem wieder echte Lebensfreude und Frohsinn ausgeht: „Die sieben Geier" (Bergstadtverlag, Breslau) von Anna Hilaria von Eckhel. Es ist der Roman wilder Wiener Lausbuben, die, verwaist, von einer kleinen Modistin zu tüchtigen, brauchbaren Menschen erzogen werden. Dr. Max Mendheim.

Neues vom Radium.

Man liest jetzt, daß von einem Deutschen die Entdeckung gemacht wurde, eine zehnfache Strahlenmenge durch eine Legierung von Radium mit Platin zu erzielen. Das würde für Deutschland eine segensreiche Erfindung werden, obgleich bei uns die Mesothorium- und Radiumthoriumindustrie sich gut entwickelt hat. Trotzdem ist das Radium sehr knapp. Augenblicklich kostet ein Gramm Radium 260 000 Mark. Das meiste Radium erzeugt Belgien mit etwa 83 Proz. der Weltproduktion. In der belgischen Radiumfabrik Oolen in Flandern gewann man 1925 20 Gramm, 1926 20 Gramm, 1927 26 Gramm Radium. Man verarbeitet dort die Erze vom Schinkolobwe-Bergwerk in Belgisch-Kongo. Vorübergehend war dieses Bergwerk geschlossen. Heute ist es wieder in Betrieb. Die Konkurrenz von Belgisch-Kongo ist so groß, daß sich schwer andere Radiumfundorte rentieren. Man hatte in Südaustralien am Mount Painter mit Abbauarbeiten begonnen. Die Australian-Radium-Corporation wollte die Erze in ihren Anlagen Dry-Creek bei Adelaide auf Radium bearbeiten. Vier Gramm sollte der monatliche Gewinn sein. Schon 1926 stellte man den Betrieb ein, und nun führte man von Katanga für 2 Millionen Reichsmark ein. Auch über die Ausbeutung der Pechblendelagerstätte in Harliburton County in Ontario (Kanada) hat man bisher keine Nachricht erhalten. Bessere Erfolge hat die in Pretoria (Südafrika) tätige South African Radium Co. Die bearbeiteten Uranerze stammen vom Hordonia in der Kapprovinz. R. H.

ZUM NACHDENKEN

Ergänzung.

*	*	*	*	*	*	*	*	*
e	u	k	a	r	o	m	a	e
e	t	a	g	a	d	o	i	i
*	*	*	*	*	*	*	*	*

Für die Sternchen sollen Buchstaben gesetzt werden und in den senkrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1 Streitmacht, 2 Verkehrsmittel, 3 kaiserlicher Befehl, 4 Diener, 5 Gangart, 6 Geschmacksrichtung, 7 Liebesgott, 8 biblischer Ort, 9 schlechte Charaktereigenschaft. Die obere Sternreihe nennt einen deutschen Dichter, die untere eins seiner Werke.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — ab — blü — by — chen — cher — da — de — del — der — der — di — die — die — fa — fe — freu — ge — ge — gi — hau — heit — in — isth — keit — ker — kin — lan — leh — lich — litz — lom — mo — mus — ne — ne — nen — nen — nenn — ner — ner — ner — oog — or — re — reg — ren — rif — sa — sam — schä — schaff — schaft — seins — sel — sen — stein — te — ten — tisch — tor — träg — wert — wisch — zelt sind 21 Wörter zu bilden. Es ist ein Zitat von 21 Silben aus „Levana" von Jean Paul zu finden. Jedes der 21 Wörter des Rätsels beginnt mit einer dieser Zitatsilben. (Wort- und Zitatsilben stimmen nicht immer überein.) Die Wörter bedeuten: 1 Stadt in der Schweiz, 2 angebeteter Zaubergegenstand, 3 Hauspersonal, 4 schlechte Eigenschaft, 5 rechnerischer Begriff, 6 englische Sportveranstaltung, 7 Nichtigkeiten, 8 mohammedanischer Ordensangehöriger 9 biblische Gestalt, 10 Folge von Lebensbejahung, 11 deutsche Nordseeinsel, 12 Blume, 13 gute Eigenschaft (Gegensatz von 4), 14 Börsenbegriff, 15 Traum vieler Jungen, 16 Antriebmaschine, 17 Feldmarschall, 18 eine der Kanarischen Inseln, 19 Landenge, 20 anatomische Wissenschaft, 21 Roman von Hauff.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Geschichtschreiber, 4 Gipsmischung für Wandbekleidung, 8 japanischer Urbewohner, 9 Stadt in Algier, 12 Musikinstrument, 13 Stern im Sternbild des Perseus, 14 Teufel, 16 Sagenwesen, 20 deutscher Strom, 22 See in Finnland, 24 Laubbaum, 25 Stadt in Italienisch-Südtirol, 26 Körperorgan, 27 Seepolyp; senkrecht: 1 Vergeltung, 2 Oper von Verdi, 3 Insel bei Griechenland, 5 Haarbüschel, 6 Sittenrichter der Römer, 7 Detonation, 10 französischer Maler, 11 italienischer Maler, 15 norwegischer Komponist, 17 westdeutsches Gebirge, 18 Europäer, 19 Autor des „Robinson", 21 griechische Göttin, 23 Kleidungsstück.

Vom Fels zum Meer.

F E L S
. . . .
. . . .
M E E R

Der geschüttelte „Fels" gibt bei gleichzeitiger Anderung eines Buchstabens einen weiblichen Vornamen, dieser in gleicher Weise einen Baum, aus dem dann „Meer" entsteht.

Rösselsprung.

ne	heit	dich	kann	re	dir
in	es	eh	sel	was	die
hebt	kei	wahr	eh	in	die
ben	re	welt	hält	ber	ben
dir	und	le	ge	ser	muß

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4388.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4386.

Silbenwahl: Melo**die**, Fisch**reu**se, **E**bene, Hobo**ist**, Pa**der**born, **Mai**land, Su**der**mann, Man**tu**a, Ar**gen**tinien, Hebri**den**. — Die Reue ist der Mai der Tugenden.

Magische Quadrate: I. 1 Trier, 2 Robbe, 3 Ibsen, 4 Ebert, 5 Rente, II. 1 Drama, 2 Rubin, 3 Abend, 4 Minne, 5 Anden.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Kamel, 4 Zange, 7 Abtei, 8 Order, 9 Hotel, 12 Edda, 13 Idee, 14 Flora, 15 Seni, 17 Norm, 20 Saale, 23 Stufe, 24 Verdi, 25 Solon, 26 Allee; senkrecht: 1 Kappe, 2 Abend, 3 Lido, 4 Zofe, 5 Geste, 6 Ernte, 9 Hafis, 10 Thora, 11 Liane, 15 Spaß, 16 Erato, 18 Ronde, 19 Marie, 21 Aden, 22 Lava.

Silbenrätsel: 1 Andromeda, 2 Mostrich, 3 Kleriker, 4 Mezzofanti, 5 Muskat, 6 Rastatt, 7 Granate, 8 Keramik, 9 Kleiber, 10 Spaniel, 11 Anstand, 12 Grenadier, 13 Dakapo, 14 Rappelkopf. — Das Herz ist stärker als der Kopf.

Opernrätsel: Lyonel, Drovist, Herakles, Escamillo, Nuri, Gurnemanz, Radames, Ilia, Narraboth. — Lohengrin.

Silbenergänzung: Daniel, Aquarell, Stresemann, Bäckerei, Liederbuch, Üppigkeit, Harpune, Engadin, Neuseeland, Walküre, Immergrün. — Das Blühen will nicht enden.

Schüttelrätsel: Unrast — Saturn.

Haben Sie schon ein Automobil?

Kennen Sie die Vorteile des deutschen Kraftwagens?

Beachten Sie, was von maßgeblicher Seite über den deutschen Automobilbau gesagt worden ist:

Der Automobilclub von Deutschland hält es für seine Pflicht, seine Mitglieder auf das eindringlichste zu bitten, bei Neubeschaffung von Kraftfahrzeugen die Erzeugnisse der deutschen Automobilindustrie in erster Linie zu berücksichtigen.

Der Ankauf ausländischer Kraftfahrzeuge liegt nicht im Interesse der deutschen Wirtschaft.

Die Frage, ob in Deutschland ein Bedürfnis nach ausländischen Wagen vorhanden sei, ist **zu verneinen.** Sowohl die Konstruktion der deutschen Automobile als auch ihre äußere Ausstattung haben einen Stand erreicht, **der jeden Vergleich mit ausländischen Fabrikaten aushält.** Der beste Beweis hierfür ist die Anerkennung, die deutsche Fahrzeuge auf den Ausstellungen in Genf, Paris, London u. a. m. gefunden haben. Überall hob man die außerordentlichen technischen Leistungen des deutschen Kraftfahrzeugbaues als führend hervor. Auf die letzte und größte Motorfahrzeugschau des Kontinents, die Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung, Berlin 1928, darf aber noch besonders hingewiesen werden, da sie **mit voller Überlegenheit die Leistungsfähigkeit, Qualität und Preiswürdigkeit der deutschen Fabrikate zeigte.** Es kann also auch die Preisstellung der deutschen Wagen heute keinen Grund mehr bilden, ausländischen Fabrikaten den Vorzug zu geben.

Auch die sportlichen Erfolge auf der Internationalen Alpenfahrt und bei den Prüfungen des Nürburgringes sprechen für die Güte der deutschen Wagen, während die auf den internationalen Schönheitskonkurrenzen errungenen Triumphe ihre geschmackvolle Ausstattung bezeugen.

Automobilclub von Deutschland
Das Präsidium: Graf v. Arnim-Muskau, Präsident.

Ehren Sie die deutsche Arbeit!

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8 e., 44/bis, Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

K. ST.

APRIL

LEIPZIG

VERLAG I·I·WEBER

NR·4388 ★ 18·APRIL·1929 A. A.

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4388. 172. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 18. April 1929.

Allgemeine Notizen.

Das Neue Testament in plattdeutscher Sprache. Seither waren nur einzelne Teile des Neuen Testaments, so die Evangelien und die kleinen Paulinischen Briefe, in die plattdeutsche Sprache übertragen worden. Pastor E. Voß vollendete jetzt die erste vollständige Übersetzung, die unter dem Titel „Dat Ni Testament für plattdütsche Lüd in ehr Muddersprak äwerdragen“ erscheint.

Das VII. Deutsche Brahms-Fest der Deutschen Brahms-Gesellschaft findet unter Furtwänglers Leitung mit dem Berliner Philharmonischen Orchester im kommenden Monat, und zwar vom 29. Mai bis 2. Juni 1929 in Jena statt.

Karlsbad. In diesem Frühjahr werden in Karlsbad u. a. folgende Veranstaltungen stattfinden: 30. April: Studienexkursion der Hochschule für Welthandel in Wien; 4. und 5. Mai: Städtetagung des deutschen Hauptausschusses für Leibesübungen; 19., 20. und 21. Mai: II. Internationales Reitturnier; 27. Mai: Exkursion des Leipziger Gynäkologenkongresses unter Führung des Geh. Rat Professor Dr. Sellheim. — Karlsbad ist für die bevorstehende Saison wohlgerüstet. Die Hotels und Pensionen arbeiteten mit Hochdruck an der Neugestaltung der Inneneinrichtung; fast alle Häuser prangen im neuen Kleide. Viele Neubauten stehen unmittelbar vor der Vollendung. Durch die rege Bautätigkeit des vergangenen Winters sind über 500 neue Kurgastwohnungen geschaffen. Brunnen und Quellen zeigen das gewohnte Bild der Vorsaison. — Ein namhafter Karlsbader Badearzt, der während der Wintermonate in Wien ordiniert, hatte vor zwei Jahren einem amerikanischen Milliardär in Karlsbad durch richtige Diagnosestellung das Leben gerettet. Aus Dankbarkeit widmete Sir Canning Childs einen Betrag von 100 000 Dollars für die Errichtung eines Wiener Krankenhauses für innere Krankheiten und einer Anstalt zur Erforschung der Krebskrankheit.

25 Jahre Garantol-Werk. Die allen Hausfrauen wohlbekannte Herstellerin des vortrefflichen Eierkonservierungsmittels Garantol, die Garantol-Gesellschaft m. b. H. in Heidenau-Dresden, kann in diesem Jahre auf ihr 25jähriges Bestehen zurückblicken. Aus kleinen Anfängen heraus hat sich das Werk trotz aller Nöte und Stürme unserer Zeit, trotz des Weltkrieges, der Revolution und der anschließenden Inflation seine heutige Weltgeltung verschafft. Das im Jahre 1917 vollendete

neue Fabrikgebäude wirkt durch seine wuchtige Geschlossenheit. Die zweckmäßigen Anlagen bürgen für einen modernen, rationellen Großbetrieb. Hohe, sonnen- und luftdurchflossene Räume dienen zur Herstellung des Garantol und umschließen außerdem große Büro- und Lagerräume, eine selbständige Abteilung für Kartonnagenherstellung und eine guteingerichtete Hausdruckerei. Garantol wird in alle Erdteile versandt. In etwa dreißig verschiedenen Sprachen, darunter selbst Malayisch und Japanisch, müssen die Packungen, Gebrauchsanweisungen, Werbeprospekte usw. zur Versendung kommen, um mit den ausländischen Freunden des Garantol in enger Fühlung zu bleiben. Eine vollkommen gleichmäßige Beschaffenheit der Ware wird durch erprobte Fabrikationsmethoden gewährleistet und jede Hausfrau erhält auch in den kleinsten Packungen stets die genau bemessene und die berechnete Menge in bester Beschaffenheit. Das feste Vertrauen auf weiteres Gelingen und auf eine gute Zukunft der gesamten deutschen Volkswirtschaft drückt der über dem Haupteingang des Werkes in künstlerischen Marmorlettern befindliche Sinnspruch aus:

Erbaut in den schwersten Tagen,
Da Deutschland um die Zukunft stritt,
Soll dieses Haus Euch sagen,
Wir hielten durch, wir kämpften mit,
Wir überwanden Not und Leid,
Vertrauend auf die bessere Zeit.

Ländliche Haushaltpflegerinnen. Im Maria-Martha-Stift, staatlich anerkannte haus- und landwirtschaftliche Lehranstalten zu Lindau im Bodensee, der altbewährten und rühmlichst bekannten evangelischen Erziehungsstätte, bestanden zum erstenmal 6 Mädchen die Prüfung als ländliche Haushaltpflegerin. Hauptprüfungsfächer waren Kochen, Hausarbeit, Wäschebehandlung, Handarbeit, Milchwirtschaft, Schweine- und Geflügelzucht, Gartenbau. In allen Zweigen erzielten die Prüflinge sehr erfreuliche Erfolge und alle treten sofort in bezahlter Stellung in die zweijährige Berufspraxis über, die zur staatlichen Anerkennung als ländliche Haushaltpflegerin Bedingung ist. Anerkannte Haushaltpflegerinnen haben die Berechtigung für leitende Stellungen in allen größeren wirtschaftlichen Betrieben wie beispielsweise in Gutshaushaltungen, Sanatorien, Krankenhäusern, Kinderheimen. Die Leitung der Anstalt in Lindau, Bodensee, gibt Interessenten gern alle weiteren Aufschlüsse.

Illustrirte Zeitung

DIE MONDÄNE TÄNZERIN

EINE DER DOLLY SISTERS
GEMÄLDE VON J. G. DOMERGUE

VOM CHAOS ZUR ORGANISATION

FÜNF JAHRZEHNTE DEUTSCHER SPORTGESCHICHTE

Wenn heutzutage einen Sportverein der berühmte Schuh drückt (und wie oft ist das der Fall!), dann hat er es leicht: er wendet sich an seinen Verband, oder er geht sogleich noch einen Schritt weiter und wendet sich unmittelbar an den Deutschen Reichs-Ausschuß für Leibesübungen, bringt sein Anliegen vor und findet, wenn irgend angängig, die erbetene Unterstützung. Wie ganz anders war das früher! Da gab es niemand, an den sich die Vereine in ihrer Not hätten wenden können; niemand, der ihnen half, der ihnen mit Rat und Tat zur Seite sprang. Da pochten sie überall an verschlossene Türen. Und wenn man ja einmal solch eine hohe Pforte öffnete, da höchstens nur, um den Bittsteller, verständnislos den Kopf schüttelnd, abzuweisen. Nun — diese Zeiten sind vorüber! Um so freudiger wird man daher den Weg aus der trüben, wenig angenehmen Vergangenheit in die heutige lichtere Gegenwart im Geiste noch einmal durcheilen als einen Weg stetigen Fortschritts auf dem so wichtigen Gebiete der Körperkultur.

Als nach dem Deutsch-Französischen Kriege die ersten Sportvereine in Deutschlands Gauen aus der Taufe gehoben wurden, da hatten die jungen Leute, die sich dieser Bewegung mit Haut und Haar verschrieben, nur ein einziges Pfund, mit dem sie wuchern konnten und auch wirklich wucherten: ihren Idealismus. Dieser half ihnen über all die Schwierigkeiten hinweg, die sich bergehoch vor ihnen auftürmten. Schule und Elternhaus waren einmütig — dagegen! Feindlich gesinnt auch die Behörden — mit einer einzigen Ausnahme: verhältnismäßig frühzeitig hatte man in militärischen Kreisen die Bedeutung der Sportbewegung erkannt und durch Überlassung der Exerzierplätze vornehmlich die Entwicklung des Fußballspiels gefördert. Leider blieb aber das Militär mit seiner Einstellung zum Sport lange Zeit allein auf weiter Flur; denn selbst den Schulbehörden fehlte der Blick für das schreiende Mißverhältnis zwischen der geistigen und der körperlichen Ausbildung der Jugend! Statt dessen gingen sie mit Verboten gegen den Sport vor, erreichten jedoch — da es nun einmal das Verbotene ist, das besonders reizt! — das Gegenteil: das zarte Pflänzlein gedieh immer mehr. Zwar zunächst weit abseits des Weges, auf dem damals einzig und allein die um ein halbes Jahrhundert ältere Turnbewegung marschierte, dafür aber um so prächtiger! Wie Pilze schossen neue Sportvereine aus dem Boden. Bald folgten die ersten Zusammenschlüsse. Anfangs rein lokaler Natur, dann jedoch zu immer größeren Verbänden, bis schließlich in den einzelnen Lagern des vielverzweigten Sportgebietes der Boden zur Gründung der das ganze Reichsgebiet umfassenden Spitzenorganisationen geebnet war. So entstand der Deutsche Fußball-Bund (noch heute der größte Sportverband der Welt!) im Jahre 1900, die Deutsche Sport-Behörde für Leichtathletik (1897), der Deutsche Hockey-Bund (1909), der Deutsche Tennis-Bund (1902), der Deutsche Ruder-Verband (1883), der Bund Deutscher Radfahrer (1884), der Deutsche Schwimm-Verband (1886) und wie die übrigen Verbände alle heißen mögen, deren wir gegenwärtig etwa drei Dutzend im deutschen Vaterland aufweisen. Diese sportlichen Organisationen sind zusammen mit den turnerischen Verbänden, an deren Spitze die Deutsche Turnerschaft (gegründet 1860) marschiert, zusammengeschlossen im „Deutschen Reichs-Ausschuß für Leibesübungen", der aus dem im Jahre 1895 gegründeten „Komitee für die Beteiligung Deutschlands an den Olympischen Spielen" (die bekanntlich im Jahre 1896 in Athen ihre Auferstehung erlebten) hervorgegangen ist. Dieses Komitee hatte sich, wie es in dem Sitzungsprotokoll heißt, als „Deutscher Reichs-Ausschuß für Olympische Spiele" im Jahre 1904 „in Permanenz" erklärt und nach Annahme seines jetzigen Namens am 25. Januar 1917 das Feld seiner Betätigung wesentlich erweitert. Während die Aufgaben der Fachverbände darin bestehen, den Sport- und Turnbetrieb innerhalb ihrer eigenen Reihen zu organisieren und durchzuführen, hat der Reichs-Ausschuß Fragen von allgemeiner Bedeutung zu lösen. Aus dem reichen Arbeitsgebiet des Reichs-Ausschusses seien zunächst seine Bemühungen um den weiteren Ausbau des Schulturnens (tägliche Turnstunde!) hervorgehoben, mit denen die Einführung des freien Spielnachmittags und der Wandertage eng verknüpft ist. Die vom Reichs-Ausschuß angestrebte Verbesserung der Turnlehrer-Ausbildung dürfte ihre wahrscheinliche Regelung voraussichtlich in der Form finden, daß ein akademischer Turnlehrer unter den geforderten $2^1/_2$ Fächern das Turnen als ganze Fakultas nehmen kann. Große Erfolge erzielte der D. R. A. auch hinsichtlich der Fahrpreisermäßigung für Jugendliche sowie in bezug auf die von ihm erstrebten Steuererleichterungen für die Turn- und Sportbewegung. Ganz besonders hinzuweisen ist jedoch auf die Erfolge, die der D. R. A. in der Frage der Übungsstätten-Beschaffung durch die Gemeinden bisher errungen hat. Nicht allein dadurch, daß seine Forderung von 3 qm Spielplatzfläche (als Mindestmaß, 5 qm als anzustrebendes Normalmaß) und $^1/_{10}$ qm Turnhallenfläche auf den Einwohner und weiter auf je 30000 Einwohner ein Hallenschwimmbad grundsätzlich anerkannt worden ist, sondern weit mehr dadurch, daß die deutschen Gemeinden bereits begonnen haben, diese Forderungen in die Tat umzusetzen. Betrug im Jahre 1913 in Städten über 50000 Einwohner die Spielfläche auf den Kopf der Bevölkerung nur 1 qm, so war sie im Jahre 1925 schon auf 1,86 qm gestiegen und belief sich bereits auf 2,44 qm im Jahre 1927! Zweifellos Erfolge, auf die der D. R. A. mit Recht stolz sein kann, die aber in der Schaffung der Deutschen Hochschule für Leibesübungen und des Sportforums eine besondere Krönung erfahren haben. Als Veranstalter von Wettkämpfen tritt der D. R. A. lediglich bei den „Deutschen Kampfspielen" auf, die bisher in Berlin (1922) und Köln (1926) abgehalten worden sind und im kommenden Jahre in Breslau zum dritten Male durchgeführt werden sollen. Schließlich regelt der D. R. A. noch die verwaltungstechnische Seite der deutschen Olympia-Expeditionen, insbesondere sorgt er für die Bereitstellung der erforderlichen Mittel. Daß er

Theodor Lewald, Staatssekretär a. D., Präsident des Deutschen Reichs-Ausschusses für Leibesübungen.

Dr. h. c. Carl Diem, Generalsekretär des Deutschen Reichs-Ausschusses für Leibesübungen.

Bankier und Rechtsanwalt F. P. Lang, München, Vorsitzender der Deutschen Sport-Behörde für Leichtathletik.

Oberstudiendirektor Prof. Dr. Oskar Berger, Berlin, Vorsitzender der Deutschen Turnerschaft.

Felix Linnemann, Berlin, Erster Vorsitzender des Deutschen Fußball-Bundes.

Rechtsanwalt Dr. G. Weber, Hamburg, Präsident des Deutschen Tennis-Bundes.

Redakteur Georg Ewers, Berlin, Präsident des Deutschen Hockey-Bundes.

Regierungspräsident z. D. H. Pauli, Potsdam, Vorsitzender des Deutschen Ruder-Verbandes.

Dr. Hans Geisow, Frankfurt a. M., Vorsitzender des Deutschen Schwimm-Verbandes.

Carl Moshagen, Berlin, Erster Vorsitzender des Bundes Deutscher Radfahrer.

FÜHRENDE KÖPFE IM DEUTSCHEN TURNEN UND SPORT

Der Papst segnet die Pilger.
Tausende von Pilgern empfingen vor kurzem im Hofe des Vatikans in Rom den Segen von Papst Pius XI.

im „Internationalen Olympischen Komitee" mit Sitz und Stimme vertreten ist, ist selbstverständlich! Auf alle Fälle hat sich sein Wirken für die deutsche Sport- und Turnbewegung als äußerst segensreich erwiesen, was vielleicht am besten aus der Tatsache hervorgeht, daß sich Turner und Sportler in mehr als 400 Städten zu Arbeitsgemeinschaften zusammengeschlossen haben, um nach dem Vorbild des D. R. A. bereits im kleinen Kreise gemeinsame Fragen gemeinsam zu regeln.

Die zweifellos berechtigte Freude über die offensichtlichen Fortschritte der Leibesübungen in Deutschland ist leider nicht ungetrübt. Und zwar deshalb nicht, weil Turner und Sportler noch immer nicht so Hand in Hand arbeiten, wie es eigentlich sein müßte. Wenn seinerzeit die Führer der Deutschen Turnerschaft den Sport nicht abgelehnt, ja, bekämpft hätten, weil sie in ihm etwas Fremdländisches erblicken zu müssen meinten, sondern wenn sie ihm in den eigenen Reihen eine Pflegstätte bereitet haben würden, dann wäre der unheilvolle Bruderzwist zwischen Turnen und Sport niemals ausgebrochen, der selbst heute noch in der sogenannten „reinlichen Scheidung" der Wettkämpfe und Wettkämpfer seinen äußeren Niederschlag findet. Indes: man ist einander in der letzten Zeit in beiden Lagern erfreulicherweise merklich nähergekommen, so daß begründete Hoffnung vorhanden ist, daß Turnen und Sport in absehbarer Zeit nicht nur vereint schlagen, sondern auch vereint marschieren, zumal da doch beide mit der gleichen Liebe und mit der gleichen Hingabe für die gleiche Sache kämpfen: für die körperliche Ertüchtigung des deutschen Volkes!

Nieder mit dem Winter, es lebe der Frühling!
Verbrennung einer den Winter versinnbildlichenden Strohpuppe in Eisenach am 7. April, eine alljährlich abgehaltene symbolische Austreibung der kalten Jahreszeit, der sogenannte Sommergewinn.

Bedauerlich in der Entwicklung der Leibesübungen in Deutschland ist weiter, daß in das so gänzlich unpolitische Gebiet der Körperkultur die Politik hineingetragen worden ist. Denn neben dem politisch und konfessionell neutralen Reichs-Ausschuß für Leibesübungen, der gegen sechs Millionen Mitglieder umfaßt, besteht noch die „Zentral-Kommission für Arbeitersport und Körperpflege" mit etwa $1^1/_4$ Millionen Angehörigen des Arbeiterstandes als Mitgliedern. Zwar arbeiten D. R. A. und Z. K. in großen Fragen zusammen; im übrigen aber schließt die Zentral-Kommission ihre Leute hermetisch ab von den sogenannten „bürgerlichen" — richtiger: unpolitischen — Sport- und Turnvereinen, wodurch die Leibesübungen als Mittel zur Überbrückung der Klassengegensätze leider systematisch ausgeschaltet werden! Ebenso bedauerlich wie unlogisch; denn wie es keine evangelische Kippe oder keinen katholischen Weitsprung gibt, genau so gibt es keinen deutschnationalen Ruderwettkampf, keinen sozialdemokratischen Speerwurf, keinen kommunistischen Boxkampf. Immerhin besteht die Tatsache der völligen Trennung, an der sich in allernächster Zeit wohl auch kaum etwas ändern wird.

Dennoch wird man zusammenfassend sagen dürfen, daß sich neben dem Turnen auch die deutsche Sportbewegung in wenig mehr als einem halben Jahrhundert gewaltig entwickelt hat. Und sie wird sich, wenn erst die Bedeutung der Körperkultur von allen Schichten des Volkes erkannt sein wird, noch weiter entwickeln — ohne daß man etwa das Schreckgespenst einer „Aristokratie des Bizeps" zu fürchten braucht . . .

Erich Chemnitz.

Großreinemachen!
Die prominentesten Mitglieder der bekannten Zirkustruppe Barnum & Bailey werden für das bevorstehende Gastspiel in Neuyork sorgfältig gesäubert — anscheinend eine bei den Tieren nicht unbeliebte Abwechslung.

GESPRENGTE HAREMSTÜREN

DIE TÜRKIN VON HEUTE

Schwarze Zerberusse vor festverschlossener, mit edlen Hölzern, Perlmutter und Schildpatt eingelegter Tür, dahinter eine Unzahl schöner glutäugiger Frauen in malerischer, mehr oder weniger leichter, vielleicht auch ganz fehlender Gewandung, liegend auf schwellendem Diwan, einen Pariser Sittenroman in der Hand oder melancholische Lieder zur dreisaitigen Laute singend; Unmassen geknabberter Süßigkeiten, geschlürften Kaffees oder Sorbets, schwüle Sinnlichkeit in allen Winkeln; und diese ganze Herrlichkeit ständig wartend auf den Herrn und Gebieter, immer zu seiner Verfügung, einzige Sorge, wer die glückliche Auserwählte sein werde für den Abend! — So stellte sich früher der Mitteleuropäer ungefähr das Leben der türkischen Frauen vor. Tatsächlich sind die Zeiten, da ein Großer des Reichs neben seinen vier legitimen Frauen noch ein oder zwei Dutzend Nebenfrauen und Tscherkessensklavinnen besaß, schon seit einigen Dezennien dahin, die wirtschaftliche Notwendigkeit erzwang die Einschränkung; geblieben war die Rechtlosigkeit der Türkin. Dann aber kam die Revolution Mustafa Kemal Paschas, und mit einem Schlag fegte sie die schon visionär gewordenen Schwarzen hinweg, riß die Tür zum Haremlik, dem Frauengemach, weit auf, verbot den verhüllenden Schleier und gab der Frau die Gleichberechtigung mit dem Manne. Ungeheuerlich diese Umwälzung! Des alleinigen Herrn eben noch gefürchtete und zur Scheidung genügende Zauberformel: „Du bist verstoßen!“ sollte wirkungslos geworden sein, und mehr noch, die Frau sollte Ansprüche an den Mann und seine Treue haben, selbst auf Scheidung klagen können? Unerhört! Aber wie schnell hatte die Türkin begriffen, und wie schnell schieden sich die Geister! Die Frauen der einfacheren Stände sahen in der neuen Freiheit zunächst die Erwerbsmöglichkeit und packten die Arbeit mit tapferen Händen an, wo sie zu finden war. Hier entsteht eine primitive Garküche, dort tut sich inmitten des Mauerwerks abgebrannter Gebäude eine kleine Wollwäscherei auf, in die Reihen der Männer zieht die Frau als Verkäuferin auf dem Markt ein, die Straßenkehrerin in Hosen handhabt den Besen, hinter dem einfachen Stand verkauft man Zigaretten oder das Nationalgebäck, die Simid. Die geistig regsamen bilden sich aus, erscheinen bald am Postschalter, in der Bank, als Verkäuferin, im Krankenhaus, im Laboratorium. Brodelnder, glühender Eifer allüberall.

Die verschleierte türkische Frau um die Jahrhundertwende.
Zeitgenössischer Farbstich aus der Sammlung Achmed Mehdi Agha, Konstantinopel.

Währenddessen hatte auch die Türkin der Gesellschaft die Freiheit erfaßt, aber anders; ihr ist sie mit wenigen Ausnahmen das Recht auf „Leben“, und das ist hier gleichbedeutend mit Vergnügen. Erst zaghaft, dann immer häufiger erscheint sie im Theater, in der Hotelhalle zum Nachmittagstee, tanzt, flirtet, amüsiert sich nach Herzenslust. Die so reiche Zeichensprache des Orients stellt mit einem Augenaufschlag, einer Handbewegung die drahtlose Verbindung mit dem Freund in der anderen Ecke des Saales her, trotz aller glühenden Eifersucht des Gatten, dem solcherart Freiheit nicht behagt. Die Hanum gibt ihre Empfänge, ihre Gesellschaften mit einer intuitiven Sicherheit, einer Grazie und eigenem Scharm, als hätte sie zeit ihres Lebens

Eine gewisse Tradition hat sich bei den Frauen der einfachen Stände auch heute noch erhalten: Selbst während der heißesten Sommerszeit tragen sie den überkommenen schwarzen Mantel.

nichts anderes getan. Doch die Vergnügungen erschöpfen sich — allzu zahlreich sind sie ohnehin nicht in der Stadt am Bosporus — und übrig bleibt ein schaler, bitterlicher Rest des Unbefriedigtseins. Es folgt die große Tragödie der Frauenwelt, die man erweckt aus dem ruhig umfriedeten, gedankenlosen Dahinleben, und die ihr wahres Ich, die innerliche Stärkung der Seele, noch nicht fand: Selbstmorde über Selbstmorde, resignierendes Aufgehen ins Nichts, da das Diesseits wertlos geworden erschien. Und nun fand die warnende Stimme der Führerinnen willigeres Gehör: Freiheit ist Verantwortung, Freiheit ist peinliches Ehrgefühl, Freiheit ist Arbeit.

In all diesem buntschillernden Trubel ward inzwischen planvolle Arbeit geleistet an dem Besten, was eine Nation besitzt, der Jugend. Mädchenschulen, noch vor zehn Jahren unbekannt, entstanden allenthalben, zunächst geleitet von behelfsmäßigen Lehrkräften, bis der stets wachsende Stamm ausgebildeter Lehrerinnen genügend erstarkt ist. Vorbild die seit langem bestehenden fremden Institute, so das American Women College, die englische High School for Girls u. a. Sorgsam wird die Jugend geformt, gestählt fürs Leben, und mit heiligem Eifer ist sie selbst an der Arbeit. Das neue Geschlecht der Mütter entsteht hier, zur Entfaltung gelangen nun die vielerlei vorzüglichen, bisher verschütteten Eigenschaften der türkischen Frau, welche die kommende Generation heranbilden, veredeln wird und so eine Aufgabe erfüllen kann, die früher der Türkin verschlossen war. Die Haremstüren sprangen weit auf, das helle Licht flutet hinein in eben noch halbdunkle Räume; zunächst blendet es, aber dann gibt es ein neues, frisches Leben. Dr. v. Engelmann, Konstantinopel.

Die schöne Türkin von heute — natürlich ohne Schleier! (Phot. E. P. Reves.)

Die gleichberechtigte türkische Frau: Weibliche Kräfte im chemischen Laboratorium.

Althergebrachte und westeuropäische Frauentracht nebeneinander auf der Straße.

Links: Ein Fortschritt im Frauenschulwesen: Hörerinnen der neueröffneten Frauen-Hochschule in Konstantinopel.

In einer Frauenklasse der Akademie der Schönen Künste, Konstantinopel.

Turnstunde in einer Mädchenschule — und noch vor zehn Jahren gab es in der ganzen Türkei keine eigenen Mädchenschulen.

AN DER STAATSOPER IN WIEN

FARBIGE RADIERUNG VON MAX POLLAK

Was wird aus Ellen?

Roman von Sophie Hoechstetter.

(18. Fortsetzung.)

Am andern Mittag — Ellen saß gerade auf der Veranda und aß hastig, was man ihr vorsetzte — klang ein forscher Schritt im Nebenraum, eine frische Stimme rief: „Guten Tag, da habe ich Glück", und Walter Oettingen stand vor Ellen.

Sie merkte an ihrer Freude, wie allein und verlassen sie sich gefühlt hatte, und begrüßte den Ankömmling wie den Boten einer versunkenen Welt.

Schlank, elegant, spielerisch schien er ihr. Er lachte sie an und erzählte, Mama habe Ellens Aufenthaltsort verraten. Er sei hier draußen, ein paar Tage auf dem Wasser zu liegen. Auch erwarte er eine Nachricht. Sie sah sein frohes Gesicht und dachte, er wird der Nachricht sicher sein, und sie besteht gewiß nicht in einer Ansichtskarte.

Er hatte sich kaum gesetzt, als er wieder vom Stuhl hochsprang. „Und nun rasch, Ellen! Ich warte unten mit dem Boot. Wir wollen uns aufs Wasser legen und in den blauen Himmel starren. Was soll denn das ewige Studieren, jetzt sind doch Ferien!"

War es sein Wesen, seine unbekümmerte Art, daß man sich ihm gegenüber so frei, vielleicht auch so bereit zu einer kleinen Extravaganz fühlte? Sie sagte: „Ich wollte schon lange gern auf die Pfaueninsel. Kann man das machen, oder ist es zu weit? Und dann — erst sollen Sie ein wenig erzählen."

Es tat ihr wohl, seine Stimme zu hören. Denn Walter Oettingens Lebenslust hatte immer etwas Ansteckendes.

Es war auch dann schön, mit ihm über das flimmernde Wasser zu fahren. Da sie aber ungewandt im Steuern oder Rudern war, zogen sie es vor, heute nur in nächster Nähe zu bleiben.

Ob er von Freds Reise wußte, fragte sich Ellen, als sie des Abends mit Walter in einem Restaurant saß. Doch er erwähnte Freds Namen nicht. Erst bildeten Plantas das Gespräch, dann redete Walter Oettingen von seinen eigenen Angelegenheiten. Dies geschah auf eine so zutrauliche, nette Weise, daß sie erheitert wurde und sich selbst ein wenig vergaß. Er ließ Sekt kommen und sagte, sie müsse mit ihm ein heimliches Fest feiern. Er habe nämlich von der Technischen Hochschule den Dozenten in der Tasche. Denn sein Vater solle was zum Lachen haben. Doch da Papa auch sehr für das Rationelle sei und vermutlich nicht Lust zeigen würde, das Portemonnaie eines Privatdozenten zu spielen, sollte er diese Nachricht erst mit einer anderen erhalten.

„Ja, was denn noch, Walter?" fragte sie.

„Nun," lächelte er, „natürlich eine Stellung. Meine Blicke sind auf ein großes Elektrizitätswerk am Rhein gerichtet, wo ich ja all die Wochen lang war. Wenn es gut geht, habe ich in vierundzwanzig Stunden ein Telegramm. Denn morgen ist die entscheidende Sitzung. Ich will meinem Vater Spaß machen und ihm zeigen, daß er seine Energien vererbt hat."

Er trank ihr zu, ein wenig Verliebtheit im Blick. Sie wußte, es wäre ihm sehr unhöflich erschienen, einer jüngeren Dame nicht mit den Augen zu schmeicheln. Aber es war doch angenehm.

„Und dann, Ellen, besuchen Sie mich am Rhein. Sie müssen es mir bestimmt zusagen, daß Sie kommen. Denn ich bin ja so glücklich, wenn ich mal etwas bieten kann!"

Eine leichte, freie Heiterkeit brachte sie für die Stunden von ihren eigenen Gedanken fort. Sie fand die Kraft, dem Gegenwärtigen offen zu sein, und sie freute sich auf den Ausflug nach der Pfaueninsel. Walter Oettingens heftiges Tempo riß sie mit. —

Als sie den Boden der Pfaueninsel betrat, war ihr Herz bei Luise, Preußens schöner Königin. Und sie mußte an ihr Leben, an ihren außerordentlichen Charakter denken, außerordentlich, weil er so großer Entwicklung und Steigerung fähig gewesen.

Sie gingen über alte Wege, besahen pietätvoll die wunderlichen Gebäude, fanden endlich einen Rasenplatz am Ufer, um zu lagern. Es war so still da, nur das leise Anschlagen des Wassers und ab und zu ein Vogelruf durchbrachen die Stille.

Da fing Walter Oettingen plötzlich an, die Geschichte aus Baden-Baden zu erzählen. Er verschwieg die Namen seiner Partner, doch Ellen konnte wohl erraten, daß Planta dabeigewesen sei. Und Anne hatte das richtig geahnt — und war dann, ohne eine große Affäre daraus zu machen, Plantas Frau geworden?

„Ja, kleine Ellen," lächelte Walter, „alle Zivilisation und alle Sachlichkeit des Daseins haben das Schweifende im Mann nicht aufgehoben. Eine kluge Frau weiß, daß die Treue des Mannes in der Rückkehr besteht." Er beugte sich plötzlich zu ihr herüber, küßte sie mit warmen, heftigen Lippen aufs Haar und sagte ernsthaft: „Höre, du, ich bin immer da, wenn du mich brauchst."

Sein Tun forderte weder Abwehr noch Antwort. Doch sie fühlte die Unruhe seines Wesens. Sie bekam ein fast zärtliches Gefühl für ihn und sagte: „Wollen wir nicht den früheren Dampfer nehmen? Die Nachricht, auf die du wartest, könnte schon da sein." — — —

Sie fuhren unter vielen Menschen zurück. Ellen sah auf das graue Wasser mit dem Unterton von Indigo, sah, wie der sinkende Tag Purpurstreifen über die Fläche warf, sonderbare, aufreizende, geheimnisvolle Töne. Nein, nein, sie wollte nicht an Fred denken. —

Eine halbe Stunde, nachdem Walter sie in ihre Wohnung gebracht, klopfte er wieder an ihre Tür. Er schwenkte eine Depesche, er hatte die Bestätigung seiner Anstellung, und er mußte den Abend noch den Eltern die Nachricht bringen. Doch wie wunderlich zartfühlend er war: in aller Eile zog er noch aus seinen Taschen ein Buch, Zigaretten, Schokolade, Unterhaltung für sie beim abendlichen Ausruhen. Sie fühlte sich fast glücklich, denn die Mitfreude überflutete sie als warme Welle. — — —

Fred Steinlein entlohnte einen Kutscher. Der Mann brachte ihm Koffer und Handtasche herein in das Stationsgebäude. Man hätte nicht solche Eile nötig gehabt, der Herr müsse nun selbst auf sein Gepäck aufpassen, denn die Schalter seien noch geschlossen. Die Schnellzüge passierten die Station erst in ungefähr zwei Stunden.

In zwei Stunden? Fred sah den Mann entgeistert an. Zwei Stunden sollte er hier warten? Hier auf dem elenden, staubigen Bahnhof von Mori, und als Hüter seines Gepäcks genötigt, da im Sonnenbrand auf einer Bank zu sitzen?

Ja gewiß, die großen Expreßzüge passierten doch nur am Morgen und am Abend die Station. Dort stünde es doch gedruckt, wenn der Herr lesen wolle. Der alte Italiener wies mit feurigen Gebärden nach einem an die Wand des Durchgangs gehefteten Fahrplan. Fred überzeugte sich von der Richtigkeit der Angaben, sah seufzend über das verödete, kleine Bahnhofsgebäude hin und entschloß sich, die Stunden zu erdulden. Es blieb ja auch keine andere Wahl. Er schenkte dem Mann Zigaretten, legte Energie in die Verabschiedung, denn er wollte das grinsende Gesicht des Italieners nicht mehr sehen. Der Mann winkte noch Grüße zu, und nun saß Fred allein mit seinem Gepäck und mit seinen Gedanken.

Er nahm den Hut ab, strich sich übers Haar, dachte, wenn mich nur niemand hier sieht, und setzte dann mit einer fast ängstlichen Gebärde den Hut wieder auf, drückte ihn tief in die Stirn.

Es war doch eine verwünschte Geschichte! Nun saß er hier auf dem Bahnhof von Mori und konnte nach Rom, wohl auch nach Neapel fahren — aber allein! Nicht mehr als der Arzt seiner Patientin, sondern allein!

In allen Ehren verabschiedet — aber doch verabschiedet! Wenn das der Chef, die Kollegen wüßten! Er sah ihr Lächeln wie greifbar vor sich. Er dachte an Dr. Heilwigs sarkastische Züge, und dann fiel ihm ein, wenn Heilwig dergleichen passierte, würde er wohl sagen: Es ging alles tadellos, eine ganz kurze, intensive Behandlung brachte die Patientin so weit, daß ich sie ruhig der Freiheitsprobe überlassen konnte. Denn solange ein Psychopath sich nur unter ärztlicher Aufsicht hält, kann ja ein Beweis für die bekanntlich immer relative Gesundung nicht erbracht werden.

Fred zündete sich eine Zigarette an, rauchte heftig. Nun, Gottlob, er trat ja nicht heute dem Chef und den Kollegen entgegen. Er hatte noch drei Wochen Urlaub. Fräulein von Giese war sehr freundlich, fast mütterlich gewesen, als er sich weigerte, Honorar und Reisegeld anzunehmen. Wie sollte er dazu kommen, weitere Aufenthalte und die Heimfahrt auf eigene Kosten zu machen, hatte sie geantwortet. Er würde doch begreifen, Frau von Weingarten wäre in einer Lage, daß sie nicht gern dokumentiere, so krank zu sein, daß sie einen Arzt als ständigen Begleiter bei sich habe! O gewiß, dergleichen tut eine kluge Frau nicht, wenn ihr ein allerwichtigster Freund aus Mädchentagen, unerreichbar einst, nunmehr verwitwet, entgegentritt. Das mußte sogar ein weltunerfahrener Tagewerker aus Heilanstalten einsehen.

Nicht, daß Fräulein von Giese dies alles so ganz deutlich gesagt hätte. Es war selbst den Augen eines Toren sichtbar, daß Frau von Weingarten keinen Arzt mehr zur Unterhaltung brauchte, seit Graf Holms, früherer Gardereiter, Witwer, kinderlos, schön, gesund, einige dreißig Jahre alt, aufgetaucht war. Frau von Weingarten hatte sich herabgelassen, eine Erklärung abzugeben: Sie war vor ihrer Verheiratung mit der Gräfin Holms in einem Badeort bekannt und befreundet geworden. Erst später lernte sie den Grafen kennen. Dann starb nach Jahren die Gräfin, und er war seither auf Reisen gewesen, hatte zufällig Frau von Weingartens Namen in der Fremdenliste von Arco gelesen.

Welche Himmelsfügung! Die Einstgeliebten, die nicht zueinander kommen konnten, sahen einander als freie Menschen wieder!

Ein paar Tage lang war Fred von seiner Patientin auf weite Tagestouren gesandt worden. Er kannte den Gardasee jetzt genauer als den Wannsee. Harmlos war er auch abends zum Tanzen gegangen, da die gnädige Kranke dies so wünschte.

Und nun saß er hier auf dem Bahnhof von Mori und war verabschiedet! Nein, man hat nicht einen Arzt als Reisebegleiter, wenn man, trotz schwarzer Witwengewänder, mit vollen Segeln zu seiner ersten Amour zurückkehrt. So dachte Fred, erinnerte sich zornig einiger etwas peinvoller Augenblicke, Begegnungen mit dem Grafen. „Sie waren so freundlich, Frau von Weingarten bis Arco zu begleiten. Sie machen eine Urlaubsreise?" hatte er obenhin gesagt. Und ihm dann später mit großer Höflichkeit erzählt, daß er zufällig die gleichen Reisepläne habe wie Frau von Weingarten. Die Ausgezeichnete überließ der „Sklavin von Giese", wie Fred zornig dachte, das weitere und befahl ihren Arzt zu einer Abschiedsaudienz. So, als sei nichts geschehen, als wäre die Trennung in Arco der festgelegte Reiseplan, hatte sie ihn empfangen. Und er ging automatisch auf diese Version ein. Denn Maud von Weingarten war sehr schön, der Psychiater nimmt vieles hin, ohne ein Aufhebens darum zu machen, und alles Äußerliche wollte ja die Sklavin Giese in höchst liberaler Weise erledigen.

Als Arzt konnte Fred keine Einwände machen. Es gab ja auch hier in Arco Fachärzte.

Er war sogar bei dieser Abschiedsaudienz wieder dem Zauber ihres Lächelns verfallen; ja, er hatte es für Sekunden als schön empfunden, daß sie ihm übers Haar strich und ihm sagte, er müsse sie in Seefelden besuchen, wenn sie wieder zurück sei. —

Und nun saß er hier auf dem verwünschten Bahnhof, wie ein Händler, der sein Gepäck hütet, und wartete, daß sich die Schalter auftun würden zum Fahrkartenverkauf, zur Kofferbesorgung.

Wohin sollte er fahren?

Er hatte keine Zeile von Ellen auf seinen Brief hin erhalten und war darüber verstimmt geworden. Nun dachte er ein wenig anders. War sie wirklich so klug gewesen, Frau von Weingartens Charakter zu durchschauen? Um so schlimmer. Psychopathen gegenüber behalten noch mehr als sonst die Pessimisten recht. Würde nun auch Ellen, wenn er zurückkam, ihm sagen, sie habe im voraus gewußt, daß er Unannehmlichkeiten auf dieser Reise haben würde?

Fred blickte nach der Uhr. Eine Stunde war noch Zeit, zu überlegen, wohin er das Billett nahm.

Rom oder Berlin? — Berlin oder Rom?

Er starrte vor sich hin. Auf dem Bahnsteig waren nur ein paar Menschen. Ein kleiner Nahzug wurde signalisiert. Sollte er ihn benutzen? Vielleicht nach Bozen oder Meran? Doch er ließ den Zug vorübergehen.

War es nicht seine Pflicht, Ellen möglichst bald zu versöhnen? Würde sie nicht vielleicht sehr sanft und sehr lieb sein und gar nicht mehr von Frau von Weingarten sprechen? Könnten sie nicht zusammen eine Wanderfahrt machen? Es waren doch für Ellen noch Ferien! Sie war in Wannsee, hatte der Onkel geschrieben. Ach, da fühlte sie sich wohl ziemlich allein!

Aber dann fiel ihm wieder ein, sie hätte auf seinen Brief antworten müssen, auch die Karte konnte sie längst erreicht haben. Und sie war sehr ungerecht gegen ihn gewesen. Man gönnt doch einem Menschen, dem man gut ist, die Erfüllung eines Wunsches.

Und jählings tauchten in seiner Einbildungskraft die schweigenden Kolosse der Pyramiden auf und die heiligen Wasser des Nils. Er saß hier an der Eingangspforte nach Italien. Den nächsten Morgen oder Mittag konnte er in Rom sein.

Es blieb noch eine halbe Stunde Zeit, den Entschluß zu fassen: Rom—Berlin? — Berlin—Rom?

XI.

Ellen hatte, ermüdet von dem belebten, abwechslungsreichen Tag mit Walter Oettingen, sehr lange geschlafen. Als man sie gegen zehn Uhr ans Telephon rief, war sie noch nicht völlig angekleidet. Und da ihre Garderobe noch immer ein wenig karg war, nahm sie statt des fehlenden Morgenrocks ihren Regenmantel um und eilte zu der Hauptmannswitwe hinunter.

Am Apparat sprach Walter Oettingen. „Wir sollen Frau Lenter im Auto abholen. Ich chauffiere, und du mußt sie betreuen! Du bist doch einverstanden? Mama läßt sehr bitten! Komm, so schnell du kannst, an den Auslauf der Avus. Ich hole dich dort ab. Wir sind um halb zwei Uhr in Rostock und heute abend wieder in Berlin. Abgemacht?"

Sie war belebt, erfreut, sagte ohne Besinnen zu. Ein paar hundert Kilometer mit dem Auto zu machen, führte von den eigenen Gedanken fort. Und sie wollte sich befreien von dem ewigen quälenden Denken an Fred. Sie dachte: Wenn ich selbst unterwegs bin, verstehe ich besser, wie es ihn drängt, zu reisen.

Sie machte sich rasch fertig und eilte den Weg hinüber zu dem Tosen der großen Rennstraße, in der Gegend des Berliner Funkturms beginnend, zwischen Nikolassee und Wannsee endigend.

Walter war schon da, begrüßte sie strahlend. „Du bist wundervoll pünktlich, Ellen. Also denke dir, Mafalda, die Teuere, fegt und putzt die Gemächer, denn Gräfin Benek und Lilienstjerne kommen. Und darum will Frau Lenter abgeholt werden. Sie scheint sich vor der Bahn zu fürchten, sie vertraut sich lieber uns an."

„Und sind die Eltern außer sich vor Freude über die Erfolge des Sohnes?"

„Maßlos beglückt, eine Rührung ohne Beispiel. Und Papa hat so guten Sekt spendiert, daß ich nicht mal einen Kater habe."

Mit einer knapp anliegenden Lederkappe, dem weiten Fahrmantel sah er aus wie ein Kreuzritter, fand Ellen.

„Setze dich doch neben mich", bat er. Und er holte Mantel und Kappe aus dem Wagen. „Mamas Sachen. Sie läßt sehr grüßen. Und Papa rühmt deine Arbeitskraft. Du hättest so rasch alles gemacht, daß mindestens drei Wochen Ferien für dich sind."

Das „Du" von gestern mutete sie ein wenig fremd an. Wollte er ihr vielleicht eine Vertraulichkeit geben, ein Gefühl von Wärme, weil sie so allein wohnte? Oder wußte er von der Entfremdung mit Fred?

Trotz stieg in ihr auf. Niemand sollte sie bemitleiden! Und so gab sie sich allen Anschein der Heiterkeit, plauderte, lachte. Dies blieb nicht lange erkünstelt. Es war so herrlich, durch den sonnenschönen Tag zu fahren, weite Landstrecken, Dörfer, Städte zu durchrasen. Mecklenburgs Seengebiete kamen, Walter nahm ein immer rascheres Tempo.

„Ich spare uns eine kleine Stunde heraus, Ellen, und wir essen zusammen im ‚Fürsten Blücher' zu Rostock ein nettes kleines Diner."

Sie näherten sich der Stadt. „Nun wollen wir Aufsehen erregen, soweit man das mit dem Auto noch kann", sagte er, und sein bräunliches Gesicht überflog ein Zug von knabenhafter Härte. „Die Beginen hier, die Studenten und die alten Obotriten sollen mal sehen, was Eile heißt." Und er ließ die Hupe aufschrillen, durchfuhr brausend die wellenförmigen Straßen. Ellen zitterte ein wenig, er könne einen Unfall anrichten. Doch es ging alles glatt, und aus dem Hotel Fürst Blücher stürzte ein Boy, das Auto zu empfangen. Walter warf ihm Ellens Mantel zu, befahl ein Zimmer für Ellen, gebot dem Jungen Eile.

„Ich hole dich in zehn Minuten ab. Du wirst dich ein bißchen zurechtmachen wollen."

Ach, es war doch hübsch, umsorgt zu sein. Und sie freute sich, daß sie ein vorteilhaft wirkendes Kleid anhatte. Sie kam sich wie eine große Dame vor in dem minutenlangen Besitz eines Zimmers mit Warmwasser, Spiegeln und einer Chaiselongue.

Dann, als sie, ein wenig abgesondert, in einer Fensternische des Speisezimmers Walter gegenübersaß, berichtete er, daß er telephoniert habe, das Auto würde in einer Stunde bei Frau Lenters Freunden vorfahren. Und er lachte: „Die guten Menschen haben uns zum Mittagessen eingeladen. Aber da wurde ich energisch. Ich glaube, es ist ein Damenstift oder eine Beginenpflege. Wolltest du in einem Damenstift vor Höflichkeit hungern? Ich nicht! Ich habe uns ein nettes, gründliches Essen bestellt. Dieses Mittagessen ist ein Markstein in meinem Leben. Ich führe zum erstenmal eine Dame zu Tisch, seit ich weder Student noch Haussohn mehr bin, sondern ein Herr in selbständiger Stellung."

Und diese Ehre widerfährt gerade mir, dachte Ellen. Es durchzitterte sie einen Augenblick lang: Andere würden aus dieser Situation die Chance ergreifen. Ja, wäre es nicht schön, lieb, sich näher mit diesem frohen, energischen, herzlichen Menschen zu binden? Eine kleine Erregung kam ihr. Sollte sie nicht wenigstens einmal den Freimut haben, Walter Oettingen zu sagen, wie wohl ihr seine Lebensenergie, seine Ritterlichkeit tat? Und wie groß für sie der Reiz seines glücklichen Elternhauses war? Doch das kam ihr sentimental vor, und sie hatte Furcht, er möchte glauben, sie verkenne seine Art zu ihr, lege ihr ein großes Gewicht bei.

So antwortete sie: „Und wenn es nicht ein zu verzweifeltes Unternehmen wäre, Walter, würde ich versuchen, unsere Talente vom ‚Konzert in Stockholm' hervorzuholen und unsere teuerste Maria Benek vorzustellen."

Der Kellner brachte eben das Vorgericht, so blieb Walters Antwort nur ein herzlicher Blick.

Als sie bei Mokka und Zigaretten waren, kam Walter auf das „Konzert in Stockholm" zurück. Er stützte flüchtig die Stirn auf die kluge Hand mit dem Wappenring seines Korps, ein dunkler Schein kam in seine Augen, die Stimme nahm einen nachdenklichen Klang an: „Weißt du noch, wie dein Onkel in seiner Tischrede uns damals alle Weltreisende nannte? Erst dachte ich, nun ja, wovon soll ein Weltreisender sonst sprechen als von Weltreisenden? Auch war ich doch ganz verzaubert von Maria von Schweden, wie nicht weiter zu beweisen ist. Doch man nimmt so vieles mit dem Unterbewußtsein auf, und die Rede deines Onkels ist mir hinterher oft ins Gedächtnis gekommen. Er nannte uns Weltreisende, weil wir alle durch die weite, schöne, tragische und unermeßlich reiche Welt fahren. Die äußere Welt schilderte er erst, erschlossen durch neue Verkehrsmittel, in ihrer Weite, die fremden Länder, Meere, Horizonte. Es kam einem das Fernweh, das Reisefieber."

(Schluß folgt.)

In der Rue Royale.

Das berühmte Café de la Paix am Boulevard des Capucines.

IM HERZEN VON PARIS / ZEICHNUNGEN VON RICHARD DUSCHEK

NEUES AUS DEM ALTEN LEPTIS

VON MAX NENTWICH

MIT FÜNF ABBILDUNGEN NACH AUFNAHMEN DES VERFASSERS

Von den drei altrömischen Kolonialstädten, die als „Tripoli" dem ganzen Lande den Namen gaben, wurde Sabratta als erste von den Sanddünen zugeweht. Oëa, die Karawanenpforte, übernahm den alten Namen „Tripolis" und blieb die Handelszentrale des mittleren Nordafrikas. Leptis magna aber, die Kaiserstadt, die dem alten Römerreich zwei Herrscher gegeben, Septimius Severus und Alexander Severus, die an Pracht die protzigen Städte Numidiens übertroffen haben dürfte, teilte das Schicksal der anderen Orte Tripolitaniens, wo die Sahara bis ans Meer heranreicht: der Samum fegt den rötlich-gelben Sand in die Fluten hinüber, und diese geben ihn, schön rein gewaschen, als Wanderdünen wieder zurück — unter ihnen ruht die alte Kaiserstadt. Seit etwa fünf Jahren bemühen sich die Italiener, die neuen Herren des Landes, die anderthalb Jahrtausende verwehte Stadt freizulegen. Der Erfolg ist lohnend. Malerisch ragt der Rest des alten Westtores in den blauen Azur, jenes Tores, durch das einst der Hauptverkehr von Karthago, Sabratta und Oëa her flutete. Auf antikem Pflaster geht es schon recht weit, auch seitlich verzweigt, in die alte Stadt hinein, überall verstreut Baustücke, Kapitelle und Säulentrommeln, im wesentlichen im überreifen Stil der späten Kaiserzeit; ein wahrer Säulenwald das Forum, verschiedene Bäder wurden aufgedeckt, und an der Freilegung der mit zierlicher Steinmetzarbeit geschmückten Basilika des Septimius Severus wird eifrig gearbeitet. Welchen Umfang das Stadtgelände einstmals hatte, läßt auch ein Besuch des Ruinenfeldes noch nicht genau erkennen. Aber selbst wenn es sich als kleiner erweisen sollte als etwa Timgad, Dougga oder Tebessa, so hat Leptis nach den neuesten Ausgrabungsergebnissen allen anderen alten Städten einen ungeahnten Reichtum an Kunstwerken voraus. So zahlreich waren die Funde, daß das allerdings kleine Museum von Tripolis sie nicht alle zu fassen vermochte. Sie wurden dann eben an Ort und Stelle gelassen, und so findet man bei einer Wanderung durch das Ausgrabungsgebiet eine ganze Anzahl hervorragender Kunstwerke an ihrem Fundort aufgestellt. So schöne Stücke wie die etwa lebensgroße Allernährerin, die „Artemis von Ephesos", der zierliche Torso der „Züchtigen Venus", der treffliche „Römische Krieger" usw., die alle erst in letzter Zeit gefunden wurden, geben übrigens der Vermutung Raum, daß die nahe gelegene Griechenkolonie Kyrene auch in künstlerischer Beziehung griechischen Einfluß vermittelte, der in den vorliegenden Werken bereits deutlich zum Ausdruck kommt. Bis jetzt ist erst ein kleiner Teil von Leptis magna aufgedeckt. Man darf gespannt sein, was an Schönem hier noch im Schoße der Dünen ruht.

Freilegung der Reste und Trümmer um das alte Hauptstadttor (Westtor nach Oëa).

Die „Züchtige Venus". (Weißer Marmor.) Die schützende linke Hand ist verschollen; nur die Fingeransätze auf dem rechten Oberschenkel sind vorhanden.

Römischer Krieger in den Bädern von Leptis magna. (Weißer Marmor.)

Die tausendbrüstige Artemis von Ephesos. (Gelber Buntsandstein.)

Griechisch-römische Marmorplastiken in den Bädern von Leptis magna.

Hans Poelzig,
bedeutender Architekt, Professor an der Technischen Hochschule und an der Preußischen Akademie der Künste in Berlin, feiert am 30. April seinen 60. Geburtstag.
(Phot. Rieß, Berlin.)

Rechts:
Riesenbrand in einem Warenhaus-Neubau in Berlin.
Während der Löscharbeiten an dem neu errichteten Karstadt-Warenhaus am Hermannplatz in Neu-Kölln, Berlins größtem Warenhausbau, am 11. April.

Freiherr Oskar v. Watter,
Generalleutnant a. D., Korpskommandeur im Weltkrieg, Führer der Reichswehr bei den Ruhr-Unruhen 1920, zuletzt Befehlshaber im Wehrkreis 6 in Münster, beging am 14. April sein 50 jähriges Militärjubiläum.

Links:
Besuch des Königs von Bulgarien beim Reichspräsidenten.
König Boris (×) vor dem Palais Hindenburgs in Berlin am 9. April.

Siams Verkehrsminister in Berlin.
Der siamesische Verkehrsminister, General Purachatra, ein Prinz von Kambaeng-bejra, mit seinen Kindern vor dem Eden-Hotel nach der Ankunft in der Reichshauptstadt.

Ministerialdirektor
Dr. Menzel,
der neue Leiter der Verfassungsabteilung im Reichsinnenministerium.

Chefredakteur
Karl Vetter,
der neu gewählte Vorsitzende des „Berliner Wochenend-Ausschusses".

Links: Der Bauernprozeß in Itzehoe (Schleswig-Holstein).
Während der Verhandlung im Prozeß gegen 57 Angeklagte, die in Beidenfleth am 19. November vorigen Jahres gegen eine behördliche Vieh-Pfändung demonstrierten. Einer der Hauptangeklagten, Hofbesitzer Kühl, bei der Vernehmung im Rathaus von Itzehoe.

AUS AUSTRALIEN, DEM LANDE DER RIESENWEIDEN: WANDERNDE SCHAFHERDE IN NEU-SÜDWALES

Für die Sicherheit im Eisenbahnverkehr

Die Verfahren der neuzeitlichen Zugüberwachung stellen sich zur Aufgabe, die Beachtung der dem fahrenden Zug gegebenen Signale zu gewährleisten und eine Reaktion auf diese Signale auszulösen.

Zum größten Teil geschieht heute noch die Übertragung der Signale auf den fahrenden Zug indirekt durch Beobachtung; aus der jeweiligen Stellung fester, an der Strecke befindlicher Signalvorrichtungen (Semaphore) erkennt der Lokomotivführer den Zustand der Strecke und weiß, ob er weiterfahren darf oder zu halten hat. Die Tatsache, daß zwischen dem Mechanismus des Signals und dem Mechanismus der Lokomotive der Mensch eingeschaltet ist, ist leider die häufige Ursache von Unglücksfällen; widrige Witterung, wie starkes Schneetreiben und dichter Nebel, sind Momente, denen leider zu oft auch die auf intensivste Wachsamkeit angestrengten menschlichen Sinne nicht erfolgreich begegnen können. Darum versucht man, den Menschen als Zwischenglied auszuschalten und das Signal direkt auf das Triebwerk der Lokomotive zu übertragen.

Nachfolgend seien Verfahren der modernen selbsttätigen Zugsicherung behandelt, deren Wirkung auf mechanischem, elektrischem oder optischem Wege erfolgt.

Unter den Verfahren der selbsttätigen Zugüberwachung erscheint wohl das mechanische Verfahren das einfachste: „Ein Notbremsenhebel, der aus dem Lokomotivprofil herausragt, stößt an einen Anschlag, der sich am Bahnkörper befindet, und bringt so den Zug zum Stillstand." Leider war dieses Problem, insbesondere wegen der vielseitigen Beeinflussung der hier freiliegenden Steuerungsteile durch Witterungsunbilden, wie Schnee und Eis, nicht so einfach zu lösen. Ein gutes Sicherungssystem der mechanischen Beeinflussungsart stellt das in jahrzehntelanger Erprobungszeit von den Vereinigten Eisenbahn-Signalwerken in Bruchsal vervollkommnete System nach van Braam dar. Die Lösung des Zugsicherungsproblems erfolgt hier wie oben bereits angedeutet. An der Maschine ist eine Gruppe von

1. Mechanische Zugbeeinflussung nach van Braam.

2. Zugsicherungsanlage nach elektroinduktivem System (Siemens-Halske).
In der oberen Lokomotive: 1 Generator; 2 Relais; 3 Bremswagen mit Luftventil; 4 Anzeigevorrichtung.

drei beweglichen Schleifhebeln angebracht, die von den im Gleis befestigten Anlaufschienen bei Haltstellung nach rückwärts bewegt werden (Abbild. 1). Die Anschläge selbst sind mit den festen Streckensignalen durch Drahtzug oder elektrisch verbunden und stellen sich bei Haltlage des Semaphors den Schleifhebeln in den Weg oder geben bei der Stellung „Freie Fahrt" die Bahn für die Schleifhebel frei. Die durch Anschlag nach rückwärts bewegten Schleifhebel betätigen eine Anzeigevorrichtung im Führerhaus der Lokomotive, die kenntlich macht, daß ein Haltsignal passiert wurde; es wird gleichzeitig eine Warnungssirene betätigt und schließlich durch Schnellbremsung die Zugbewegung innerhalb kürzester Zeit zum Stillstand gebracht.

Obgleich durch eine sinnreiche Anordnung eines Sperrhebels Vorsorge getroffen wurde, daß eine Schnellbremsung nicht durch Streckenhindernisse wie große Steine usw., eingeleitet werde, liegt doch der schwache Punkt der mechanischen Verfahren der Zugbeeinflussung in der Tatsache, daß Teile des Mechanismus, wie Schleifhebel und Anschläge, allen widrigen Witterungseinflüssen ausgesetzt sind und dadurch (z. B. durch Vereisung) zum Versagen der gesamten Anlage führen können.

Diese Gefahr entfällt zum großen Teil bei den auf elektrischem Wege (Elektroinduktion) funktionierenden Sicherungsanlagen. Abbildung 2 zeigt die wesentlichsten Teile der elektrischen Sicherungsanlagen von Siemens & Halske, und zwar den auf der Strecke eingebauten Gleismagneten (entspricht dem „mechanischen Streckenanschlag") und den (hier auf dem Lokomotivtender) eingebauten Lokomotivmagneten (entspricht dem „Mechanischen Schleifhebel"). Der Lokomotiv(Elektro)-Magnet, der sich auf der Lokomotive befindet, ist durch einen kleinen Generator ständig von Wechselstrom gespeist. Der Gleismagnet ist mit dem Streckensignal derart verbunden, daß bei Haltstellung des Signals seine Wicklung geschlossen ist; die Wicklung ist dagegen unterbrochen, wenn das Signal die Stellung „Freie Fahrt" aufweist. Streicht der unter Strom stehende Lokomotivmagnet über dem Gleismagneten vorüber (Abbild. 3), so tritt, wenn dessen Wicklung unterbrochen ist („Freie Fahrt" Abbild. 2), keine Rückwirkung auf ihn ein. Ist aber die Wicklung des Gleismagneten geschlossen („Halt" Abbild. 2), so tritt infolge induktiver Beeinflussung durch den vom Wechselstrom durchflossenen Lokomotivmagneten im Gleismagneten ein Strom auf. Dieser Strom wirkt wieder auf den Lokomotivmagneten selbst zurück und beeinflußt ein in dessen Stromkreis befindliches Relais (2 in Abbild. 2). Das Relais spricht an und sperrt einerseits die Dampfzufuhr zu den Lokomotivzylindern, andererseits betätigt es die Notbremse und leitet so die Schnellbremsung des Zuges ein. Nach ähnlichen Prinzipien funktioniert auch eine Anlage der Firma Telefunken, die unter Zuhilfenahme drahtloser Wellen eine von Witterungseinflüssen fast unbeeinflußbare und daher verläßliche Art der Zugsicherung gewährleistet.

3. Elektroinduktive Zugsicherung: Triebwagen mit Magnet über dem Gleismagneten. (Vgl. Abbild. 2.)

4. Der Lichtstrahl als Mittel zur Zugsicherung, ein neues Verfahren der Zugbeeinflussung auf optischem Wege nach Dr. Bäseler.

Ein sehr interessantes Verfahren der Zugbeeinflussung auf optischem Wege wurde jüngst auf den Linien der deutschen Reichsbahn in Bayern von Dr. Bäseler erprobt. Im wesentlichen handelt es sich um die Einwirkung eines von einer eigenen optischen Signalanlage des Semaphors reflektierten Lichtstrahls auf ein Empfangsgerät, das auf der Lokomotive untergebracht ist (Abbild. 4). Auf dem Signalmast (Abbild. 5) befindet sich ein Spiegelsystem, das ein von dem Lokomotivscheinwerfer ausgesandtes Strahlenbündel je nach der Signalstellung bzw. Spiegelstellung an verschiedene Stellen des Empfangsgeräts auf der Lokomotive zurückwirft (Abbild. 4). In dem Empfangsgerät befindet sich ein von dem Geschwindigkeitsmesser der Lokomotive bewegter Lichtverschluß, der diesen reflektierten Lichtstrahl auf eine Selenzelle fallen läßt, falls die Lokomotivgeschwindigkeit eine bestimmte Größe überschreitet. Die so belichtete Selenzelle erzeugt einen Stromstoß und wirkt ähnlich wie bei dem vorher beschriebenen elektrischen Verfahren auf ein Relais; die Schnellbremsung wird eingeleitet. Eine besondere Frequenz des Scheinwerferlichts der Lokomotive schützt diese Anlage vor Fehlanzeigen durch Sonnenlicht, Bahnhofsbeleuchtung usw.

5. Signalmast mit optischer Zugsicherungsanlage. (S. Abbild. 4.)

Eine Abart moderner Zugbeeinflussung stellt die Übertragung mündlicher Nachrichten und Befehle auf den fahrenden Zug durch Radio-(Hochfrequenz)-Telephonie dar. Bemerkenswert ist die Anwendung der Radiotelephonie im Rangierdienst (Abbild. 6). Auf der Höhe des Ablaufberges — der bekanntlich zum Rangieren der Zuggarnituren dient — befindet sich ein kleiner Radiosender, von dem aus eine Freileitung als Antenne den Berg hinunterführt. Auf den Rangierlokomotiven befindet sich ein Radioempfangsapparat mit Lautsprecher. Viel einfacher als früher mit dem Megaphon können so die Befehle an die Führer der Rangierlokomotiven übermittelt werden.

Ing. Dr. Günther Bandat, Wien.

6. Erleichterung des Rangierdienstes durch Radiobefehle.

Mit dem Pfeil, dem Bogen . . .
Eine amerikanische Meisterschützin bei der Vorführung ihrer Bogenschieß-Kunst in Ormond Beach (Florida): Sie schoß durch vier getrennt stehende Tonnen nach der Scheibe.

Polo mit dem Besen zu spielen.
Polospiel zwischen Damen und Herren der amerikanischen Gesellschaft, bei dem auf Grund einer Wette Besen als Polostöcke verwendet wurden. Es siegten natürlich die Damen, da die Herren außerdem auf störrischen Maultieren kämpfen mußten!

Rechts: Ein leuchtendes Vorbild für unsere Damen.

Eine in den Straßen Neuyorks sich produzierende Artistin, die einen 8 Zentner schweren jungen Elefanten mittels eines um Hals und Schulter gelegten Gehänges aushebt.

Der verbotene indische Tempelkarren.
Einer der riesigen Tempelkarren, wie sie die Hindus bei ihren religiösen Umzügen mit sich führen. Die englische Regierung verbot diese Wagen, weil sich immer noch phantastische Hindus vor die Räder werfen, um sich zermalmen zu lassen.

Die lebende Granate.
Der Artist Hugo Zacchini bei einer Vorführung in Neuyork, bei der er sich aus einem besonders konstruierten Geschütz in die Luft schießen läßt — für die Zuschauer eine Sensation, für ihn selbst wahrscheinlich ein zweifelhaftes Vergnügen.

Szenenbild (III. Akt) aus der Erstaufführung der Oper „Katja Kabanowa“ von Leos Janacek am Stadttheater in Aachen mit Tiana Gerstung-Lemnitz (vorn kniend) als Katja.
Die Oper ist eines der bezeichnendsten Bühnenwerke des Komponisten; ihr liegt Ostrowskys Drama „Das Gewitter“ zugrunde. Deutsche Übertragung von Max Brod. (Phot. Preim.)

VON DEN BÜHNEN

Die beiden Hauptdarsteller der Erstaufführung des Schauspiels „Olympia“ von Franz Molnar in den Münchener Kammerspielen: Dorothea Wieck als Olympia und Forster Larrinaga als Rittmeister Barna. (Phot. F. Heyden.)

Links: Ein Bühnenbild von imposanter Schlichtheit: Szene aus der Erstaufführung von Grabbes „Napoleon“ am Hessischen Landestheater in Darmstadt. Bühnenbild: Wilhelm Reinking. (Phot. Collmann.)

DIE FRAU DAHEIM

Neue Pyjamas

Die Schauspielerin Fedi Ferard in einem wundervollen Pyjama aus Crêpe Satin in Gelb und Lila mit geschmackvoller Stickerei.

Oben links: Zartrosa Crêpe-de-Chine-Pyjama mit geblümter kurzer Weste und langer, innen ebenfalls geblümter Jacke. Getragen von der Filmschauspielerin Hella Steels.

Rechts nebenstehend: Leuchtend blauer Pyjama aus Crêpe de Chine mit roten Bordüren und reicher Goldstickerei. Trägerin: Die Filmschauspielerin Marion Mill.

Unten rechts: Die Farben Gold, Kirschrot und Schwarz sind in diesem Seiden-Pyjama wirkungsvoll zusammengestellt. Trägerin: Marion Mill.

Flotter gelber Pyjama, der auch als Strandanzug sehr apart wirkt. Dazu trägt Marion Mill einen langen blauen Mantel, in dessen Ärmel gelbe Anker gestickt sind.

Alle Modelle: Richard Rosenfeld, Wien.
Alle Photos: Kitty Hoffmann, Wien.
Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Der Schuster von Haarlem

Eine altniederländische Geschichte. Von Oskar Kubicek.

Im Schankzimmer des Gasthauses „Zum schwarzen Hund“ in der guten alten holländischen Stadt Haarlem webte ein dämmeriges Zwielicht. Draußen lag zwar die Sonne brütend heiß auf den roten Ziegeldächern und zackigen Giebelkrönungen der Häuser, spiegelte sich wohl in den Grachten, deren träge Wasser darin schimmerten gleich geschmolzenem Blei, durch die dicken, kleinen, grünlichen Scheiben der Fenster aber drang sie doch nur mühsam in die Stube und mußte den besten Teil ihrer Wärme draußen lassen. Deshalb war es auch so hübsch kühl darinnen.

Jan Barendse saß an dem großen Mitteltisch, die Ellbogen bequem auf die Tischplatte gestützt, das Kinn zwischen den Fäusten vergraben, und schielte zu Griet hinüber, der blonden Schankdirn, die dem Schuster zwar öfters mit Herz und Hand ihre Zuneigung bewiesen, dem wenig seßhaften Mann aber nicht als Eheweib zu folgen gewagt hatte, obgleich Jan jedesmal bei seiner Heimkehr heftig in sie drang, sich endlich mit ihm „spließen“ zu lassen, wie er seemännisch derb den Trauungsakt zu bezeichnen liebte. Griet aber schüttelte stets den von blonden Haarwucken umrahmten Kopf.

„Du bist ein Plankentreter, Jan. Wenn es nicht Schiffsplanken sind, trittst du die unserer Schankstube. Dein Schusterschemel ist immer leer. Was kann da aus uns werden, Jan!“

„Verdammt sei der Schusterschemel!“ knurrte Jan. „Heißt mich doch alles seefahrende Volk den ‚Lapper‘. Der Name klebt mir an wie Schusterpech. Ich will kein Schuster sein, ich bin ein Seemann und hab' ein Schiff im Gefecht kommandiert. Verdammt sei die Schusterei!“

Griet zog die Schürze an die tränenden Augen. „Was tu' ich mit einem Seemann, Jan? Die Schusterei ist ein ehrsames Handwerk, das seinen Mann nährt. Den Seemann bringt man eines Tages nach Hause, die Füße voran. Der Schuster stirbt selig sanften Todes in seinem Bett.“

„Red' mir nicht vom Sterben, Griet“, sagte Jan. „Ich will noch leben, und Seemannsleben ist lustiger als Schusterei. Soll ich Pechdraht ziehen statt Taue und Sohlen klopfen statt Britenköpfe. Sei gescheit, Griet, zwischen dir und der See teil' ich mein Leben.“

Die Griet aber trotzte. „Jan der Lapper heißt du in Haarlem, nicht Jan der Seefahrer. Bleib' zu Hause bei deiner Schusterei, dann will ich dein Weib werden. Ich teil' meinen Mann nicht mit der See.“

Jan fuhr sich in die buschigen Haare. „So ein Weibskopf ist härter als ein Fallenblock. Wäre ich bei der Schusterei geblieben, kein Mensch in Haarlem würde mich kennen. Auf der See habe ich mir Ehre erworben. Jan Barendse ist bekannt in der Flotte der Generalstaaten. Der alte Tromp selbst, der Admiral, hat mir die Hand gedrückt.“

Da warf die Griete schmollend die Lippen auf. „Laß doch die Possen, Jan! Wenn er es wieder tut, vor meinen Augen, will ich gegen deine Seefahrt nichts mehr reden.“

Damit hatten die beiden ausgeredet für eine Weile. Der Jan grollte, und die Griet schmollte. Sie hatten beide harte Köpfe, und keines wollte nachgeben, um sich nicht in seinem Rechte was zu vergeben.

Der Jan schielte zur Griet hinüber, die aber hatte zu tun mit der Bedienung eintretender Gäste. Es saß sich gut bei Pfeife und Bierkrug in der schattigen Schankstube. So füllte sie sich bald mit allerlei Volk. Behäbige Bürger mit klugen, nachdenklichen Mienen, berechnende Schlauheit hinter unerschütterlichem Gleichmut bergend. Derbe Handwerker mit schwieligen Fäusten, stolz im Bewußtsein ihrer Bedeutung als erhaltender Kraft der vereinigten Generalstaaten. Lärmendes Künstlervolk mit ungestümem Gehaben, jauchzender Lebensfreude in Blick und Wort, denn zu Haarlem gab es Meister der Malerkunst, deren Ruf weit über die Grenzen der Niederlande scholl. Alle aber hatten Gruß und Wort für Jan den Lapper, der mit aufgestütztem Kinn am Mitteltisch saß und in seinen Bierkrug starrte. Jan hatte nicht unrecht mit seiner Behauptung, daß ihn ganz Haarlem kenne. Jan Barendse, der Flickschuster, holländisch vom Lappenflicken, der „Lapper“ geheißen, war seit dem letzten Gefecht, das Tromp dem englischen Admiral Blake im Kanal geliefert hatte, eine volkstümliche Erscheinung geworden.

Nur Griet war mit dem von ihm erworbenen Namen nicht zufrieden. Der seefahrende Schuster zeigte jetzt noch weniger Neigung, sein seßhaftes Handwerk auszuüben, als vordem. Jan beantwortete die Grüße und Fragen mit kurzen, unwirschen Worten; in ihm brannte noch der Groll nach, den der Zwist mit Griet entfacht. Er konnte von dem blonden Mädchen nicht loskommen, trotz der ihm eigenen kurzen, entschlossenen Art. Als er noch in dem Pothause, dem hölzernen Vorbau des Gasthauses „Zum schwarzen Hund“, den Haarlemern die schiefgelaufenen Absätze geradeklopfte und haltbare Lederflecke auf offene Stellen ihres Schuhzeugs setzte, war er leichten Herzens und frohen Sinns gewesen. Wenn die Generalstaaten die Werbetrommeln zum Kriegszuge gegen Spanien oder England rühren ließen, die Admirale de Ruyter oder Martin Tromp ihre Flaggen entfalteten, hatte er wohl Hammer und Kneip in den Winkel geworfen und als guter Niederländer hinter seiner Kanone seinen Mann gestanden. Heimkehrend, hatte er sich des Lebens seiner Mitbürger erfreut und seinen Beinamen „Jan der Lapper“ frohgemut als Ehrentitel getragen. An Arbeit fehlte es ihm nicht, und die guten Haarlemer trugen die Werke seiner Hände mit besonderer Genugtuung an den Füßen. Da war die Griet in das Haus gekommen, die blonde Friesin mit dem schlanken Körper, der ihm anders in die Augen stach als die fülligen Gestalten der gewichtigen Haarlemer Mädchen. — Einmal hatte sie ihre Schuhe seiner Kunstfertigkeit anvertraut, da hatte er mit staunenden Augen die schmalen Dinger gemessen, für die er erst eigene Leisten schnitzen mußte. Seither trug er das Meisje im Herzen, und die Griet war nicht schuldlos daran, daß er jetzt nicht bloß nach Feierabend, sondern auch tagsüber in der Gaststube „Zum schwarzen Hund“ hinter dem Bierkrug hockte. Das war ihr aber nicht recht, und sie lehnte seinen Antrag, sich von dem Domine mit ihm „spließen“ zu lassen, rundweg ab. Der Jan bekam es mit dem Ärger zu tun. Als die Navigationsakte Cromwells einen Sturm durch die Niederlande brausen ließ, der Englands Flagge vom Meer zu reißen drohte, und alles, was Seebeine hatte in den Generalstaaten, zum Dienst drängte und die Orlogschiffe bemannte, hatte auch Jan der Lapper seinen Liebesgram verwunden und unter dem alten Tromp Dienst genommen. Von diesem Zuge nach der Schlacht im Kanal heimkehrend, freute ihn die Schusterei noch weniger, und der Zwist mit der Griet hatte schärfere Formen angenommen. Das landfremde Meisje trug wenig Sorge um Niederlands Ehre, mehr um das leibliche Wohl Jans und wollte nicht, daß er ihr einst heimkehre ohne Bein oder Arm. So kam es, daß Jan jetzt öfter grollend hinter dem Bierkrug, mit aufgestützten Armen das Kinn in den Fäusten vergrabend, saß und Griet schmollend den blonden Kopf zurückgeworfen auf dem schlanken Nacken trug. Es war aber beiden nicht wohl dabei zumute.

Heitere Stimmen, Gesang und Gelächter erfüllten den Flur, und die Tür des Gastzimmers wurde weit aufgerissen. Ein übermütiger Schwarm frischer Gäste drängte herein. Allen voran ein Mann mit lebhaftem Blick, ausdrucksvollen Zügen, im Gehaben rasch und unbekümmert. Beim Eintreten faßte er Griet um den Leib und küßte die sich Sträubende herzhaft auf den roten Mund. Jan aber schlug die derbe Faust auf den Tisch und brüllte mit einer Stimme, der man es anhörte, daß sie gewohnt war, das Brausen des Sturmes und den Donner der Schlacht zu überdröhnen.

„Laßt mir die Griet los, Meister Hals, sonst breche ich euch die Knochen im Leibe.“

„Altes Seepferd!“ lachte der Maler über die Schulter zurück. „Wenn du das Meisje ungeküßt läßt, müssen es andere für dich tun.“

„Laßt die Griet aus euren farbenkleckfigen Händen!“ schrie Jan, ohne seine Stimme zu dämpfen, und schielte drohend zu dem Paar hinüber. Hals schien wenig geneigt zu sein, der zarten Aufforderung Folge zu leisten. Griet selbst befreite sich durch eine kräftige Anstrengung.

Der Maler trat an Jan heran. „Jan der Lapper, seefahrender Schuster, wer wird so ungemütlich mit Freunden werden! Farbenkleckfige Hände sind so gut wie pechfleckige.“

Jan, der sonst wie ganz Haarlem den großen Meister verehrte, war heute zu grimmig geworden, um nicht seinen ganzen Respekt zu vergessen.

„Ich brauche eure Freundschaft nicht, Meister Hals, wenn ihr mein Meisje nicht in Ruh' laßt. Wer mir der Griet nahekommt...“

Er pflanzte zur Vollendung seiner Rede die Fäuste auf den Tisch, deren Umfang auch nicht ängstliche Gemüter zum Nachdenken über die unausgesprochenen Worte veranlassen konnte. Franz Hals war versöhnlicher Natur, er schlug dem grollenden Schuster auf die Schulter und meinte herzlich: „Jan Barendse, schluck' deinen Ärger hinunter.“ Er trank Jan aus dem ihm von Griet gebrachten Krug zu.

„Ich will dein Bild malen und dein Brautführer sein bei deiner Hochzeit mit der Griet.“

Jan seufzte herzhaft bei dieser Vorstellung. „Ihr habt gut reden, Meister Hals. Was hab' ich dem Meisje schon zugesprochen, wie

ein Schiffsprediger einem betrunkenen Matrosen am Sonntag. Sie will sich nicht mit mir spliessen lassen, weil ich ein lustiges Leben führe und nicht den ganzen Tag auf meinem Schemel hocke. Ich trage mein Kreuz mit der Griet."

Franz Hals mußte lächeln über die bewegliche Klage des Schusters, dem die Sehnsucht die Stimme trocken und brüchig machte. Sein Blick flog zur Griet hinüber und kreuzte sich mit ihrem. Unverhohlene Geringschätzung las er darinnen, und ihr Gesicht zeigte einen harten, abweisenden Zug. Der lebensfreudige, ewig verschuldete und gepfändete Meister, der vom Stadtrat eine Gnadengabe erhielt, war ihrem ordnungsliebenden, nüchternen Sinn zuwider. Für den großen Künstler hatte sie geringes Verständnis. Tröstend legte er Jan die Hand auf den Arm.

„Trage dein Kreuz in Geduld. Sie ist schön für das Auge, aber eng ist ihr Herz und klein ihre Seele. Sie ist kein Weib für dich, Jan."

Der Schuster schüttelte den Kopf. „Da hilft mir nichts, Meister. Wenn ich sie sehe, ihre Stimme höre, umspinnt es mein Herz mit tausend Fäden. Ich kann nicht lassen von der Griet."

„Geh zur See, Jan. Auf dem Schiffsdeck ist dein Platz, nicht auf dem Schusterschemel. Laß dein Herz vom Seewind durchlüften! Er wird die Spinnweben hinwegfegen."

„Spinnengeweb? Ankertaue sind es, die mich fesseln. Wenn ich sie kappe, treibe ich hilflos im Gewoge."

„Geh zur See, Jan! Es ist deine ältere Liebe."

„Ich kann nicht, Meister. Als man dem Tromp den Befehl abnahm, schwur ich, unter keinem anderen zu dienen. Gott, wenn der wieder seine Flagge hissen würde. Wie hat er die Englischen im Kanal gepfeffert! Der Blake wird keinen Salut mehr verlangen."

Ein stattlicher Bürger hatte die letzten laut gesprochenen Worte aufgefangen: „Erzählt doch, wie es kam, Jan. Es ist eine ruhmwürdige Historia für die Niederlande."

Jan der Lapper hob den Krug. „Das war es, Mynher! Gott segne den alten Tromp! Uns allen hat es im Herzen gebrannt, als man ihm den Befehl abgenommen. Warum? frage ich. Weil er den englischen Raub der Heringsflotte nicht hindern konnte. Verdammt sei, wer ihm daran Schuld gibt! Mit seinen zerschossenen Schiffen mußte er froh sein, nach Texel zu kommen. Unsere Orlogschiffe sind Backtröge gegen die englischen. Daß den Cromwell und seine Rundköpfe der Teufel hol', aber er weiß, was der Flotte not tut, besser als unsere hochmögenden Generalstaaten."

Er goß den halben Inhalt des Kruges in seine Kehle: „Will es euch sagen, Mynher, wie es kam. Segelte der alte Tromp durch den Kanal. Auf der Höhe von Dover kam uns der Blake entgegen. Er forderte uns auf, zum Salut die Flagge zu streichen. Der Tromp packte ihn dafür wie einen Stier bei den Hörnern. Hui! Was uns die englischen Kanonenkugeln in das Gesicht spuckten. Wir gaben nicht nach, obwohl zwei Engländer auf einen Niederländer kamen.

Bald war das Meer bedeckt mit brennenden Schiffen, Stengen, Rahen, Bootstrümmern, und die Englischen fanden die Arbeit heiß trotz der steifen Brise. — Unser Kapitän war so ein weißlebriger Schuft, der immer hintenherum ging. Sein Patent bekam er, weil er der Sohn eines Staatsschreibers war. — Eine Kugel warf uns die Bramstenge über Bord. Unsere Fregatte ‚Vrow Katharina' flog in den Wind und geriet zwischen zwei Engländer. Kapitän, Leutnant und Schiffsmeister sprangen in das nächste Boot und schrien uns zu, die Flagge zu streichen. Wir ließen die Feiglinge gehen. Ich packte das Sprachrohr und lief auf das Halbdeck. ‚Fest bei den Kanonen, Jungens! Jan der Lapper wird kommandieren. Gebt den Englischen die Hölle!' — ‚Hussa', schrie das ganze Schiffsvolk, und alles lief glatt wie ein Tauende durch einen geschmierten Fallenblock. Wir gaben den Engländern Breitseiten, daß der eine kopfüber tief ging, der andere flügellahm davonzog. Der alte Tromp hatte sich nicht schlecht über unsere Arbeit gewundert. Er war es nicht gewohnt, ‚Vrow Katharina' im Feuer in seiner Nähe zu sehen. In der Nacht segelte der Blake heimwärts. Er hatte von unserem Salut genug. Wir liefen gegen Texel. Der Tromp steckte am Morgen das Signal auf: ‚Kapitäne zum Admiral!'

Als ich mich an Bord rudern ließ, schrie er mich an. ‚Barmherziger Himmel, Jan der Lapper, was willst du von mir. Wo ist dein Kapitän?'

‚Der Kapitän ist zu seiner Großmutter gefahren samt Leutnant und Schiffsmeister, Admiral. Die ‚Vrow Katharina' hab' ich im Gefecht kommandiert. Jetzt erbitte ich weitere Befehle.'

Der alte Tromp zog jetzt, weiß Gott, den Hut vor mir und drückte mir die Hand. ‚Ich gratuliere Euch, Kapitän Barendse, führt die ‚Vrow Katharina' nach Texel, die Generalstaaten sollen Euch danken.'"

„Nun, sie haben Euch doch gedankt, Kapitän Barendse", sprach würdevoll der Mynher.

„Verdammt will ich sein! Jan der Lapper bleib' ich. Der Admiralitätsrat im Haag hat mir eine goldene Kette mit einem Schaupfennig und 250 Gulden verehrt. Zum Kapitän hat er mich nicht gemacht trotz Tromps Ernennung. Schuster soll ich bleiben."

Er hob den frisch gefüllten Krug an den Mund. In Griets Stirn grub sich eine tiefe Falte. Die Gäste lachten und tranken ihm zu. Keiner erkannte den tiefen Zwiespalt in der Seele des Mannes. Nur Hals sagte leise: „Laß den Groll, Jan. Was uns das Leben gibt, müssen wir nehmen. Es ist oft nicht wertvoll, wir aber müssen das Beste daraus machen."

„Das Beste, Meister. Gerade das Beste, was wir wünschen, bleibt uns versagt." Jans Augen suchten die Friesin, die sich mit vielsagendem Achselzucken abwandte. Da schlug er trotzig auf den Tisch. „Wir wollen lustig sein, Meister. Singen und trinken. Fröhlichkeit ist immer das Beste im Leben."

Jan war ein wetterfester Seemann, aber an den Verlauf dieser Fröhlichkeit erinnerte er sich nicht am nächsten Morgen, an dem er mit schmerzendem Schädel auf seinem Schemel im Pothause saß und den Pechdraht durch das Leder zog. Er starrte verwundert aus verquollenen Augen, als die Griet eintrat und einen einfachen silbernen Fingerring wortlos vor ihn hinlegte. Als sie dann gehen wollte, haschte er sie beim Rock. Der ganze Jammer lag in den Worten: „Sei gut, Griet, ich will der Lapper bleiben und den Haarlemern ihr Schuhzeug flicken."

Sie sah ihn halb besänftigt an. „Ist es dein Ernst, Jan? Willst du das Seefahren aufgeben?"

Er nickte. „Ich fahre nur als Kapitän. Entweder Schuster oder Fregattenkapitän. Gehst du darauf ein, Griet?"

Sie lachte. „Als Kapitän magst du fahren, Jan." Sie knickste spöttisch: „Frau Kapitän wär' mir eine hohe Ehre, aber als Schuster wirst du mein Ehemann." Sie duldete, daß er sie herzhaft küßte.

Schon vierzehn Tage später war die Hochzeit, und Meister Franz Hals war der Brautführer. In seinem Tuchkleid, mit der Ehrenkette um den Hals, sah Jan stattlich genug aus; um die blonde Braut beneidete ihn die ganze männliche Jugend Haarlems. Dann hockte er wieder fleißig auf dem Schusterschemel und machte seinem Namen „der Lapper" volle Ehre. Nur Meister Franz Hals mied ihn; ihm schien der Schuster an Geselligkeit viel eingebüßt zu haben.

Noch wob die Rosenzeit der Flitterwochen um Jan Barendse ihren verklärenden Schein, als ihm die Erkenntnis ward, daß jedes Menschenglück sein Tröpfchen Bitterkeit habe. Ein Sturm ging durch die Niederlande. „Holland in Not!" gellte es durch die Provinzen. Die Werbetrommeln rasselten und riefen die Mannheit der Generalstaaten zu den Waffen. Alle zogen zu kühnen Fahrten aus, nur er mußte auf seinem Schusterschemel hocken. Darüber konnte ihn selbst Griets freundliches Lächeln nicht trösten. Was war er doch für ein strammer Geselle gewesen an Bord und Land, lustig und unternehmend, jeder Tag voll Abenteuer und Lebenslust! Jetzt saß er zwischen Haufen schimmeligen Schuhwerks und flickte von früh bis abends. Er seufzte laut auf und blickte dann ängstlich zu Griet hinüber, die am Herd stand und das Essen kochte. Das Prasseln des Herdfeuers hatte seinen Seufzer übertönt. Jetzt ließ er seinen Ingrimm an dem Stück Sohlenleder aus, das er mit dem Hammer bearbeitete, und sah mit stiller Sehnsucht durch das heraufgezogene Fenster auf die Straße. Ein mächtiger Reisewagen rollte gravitätisch heran und hielt vor dem Fenster, weil die Brücke über die nahe Gracht emporgewunden war, um einige Treckschuiten durchzulassen. Im Wagen aber saß, wie Jan mit freudigem Staunen erkannte, Martin Tromp, sein alter Admiral.

„Ahoi ho!" brüllte er, als stünde er auf dem Deck eines Schiffes. „Gott segne meine Augen, Mynher Tromp, daß sie Euch wiedersehen."

Tromp blickte auf und lachte, den Rufer erkennend. „Jan der Lapper, Bursche, was tust du da bei deinem alten Schuhzeug? An Bord mit dir! Leute wie dich können wir jetzt brauchen."

Jan war mit zwei Sätzen an dem Wagen. „Hat sich was mit dem Seedienst. Ich bin nur glücklich, meinen Admiral wiederzusehen."

„Holland in Not, Jan", sagte Tromp ernst. „Hörst du nicht die Trommeln werben? Du warst ein tüchtiger Seemann, du solltest dich nicht dem Dienst deines Landes entziehen."

„Ich kann nicht dienen, Mynher. Ich will nur unter dem Tromp fechten, unter keinem anderen."

„Dann ist es gut. Ich hisse wieder meine Flagge! Der Admiralitätsrat hat mich mit dem Befehl betraut. Ich fahre nach dem Haag, mich zu melden. Komm an Bord meines Schiffes."

Jan blickte etwas verlegen zu Boden. „Es geht doch nicht, Mynher."

Griet war neugierig aus dem Pothause getreten. Tromp sah sie an und zog galant grüßend den Federhut.

„Ich verstehe, Jan. Du hast geheiratet. Ja, gegen das Weib muß das Land zurücktreten. Schade!"

Jetzt sah der Schuster dem Admiral frei ins Gesicht. „Das ist es nicht, Mynher Tromp. Ich habe auf dem Halbdeck gestanden und kann nicht mehr vor dem Mast dienen."

Der Admiral lachte wieder. „Meinst du es so, Jan, dann will ich dich zum Leutnant machen. Ich lasse dich nicht mehr los —"

„Geht nicht, Mynher Tromp. Ihr habt mich schon einmal zum Kapitän ernannt, und Kapitän muß ich werden, oder ich bleibe Schuster."

SCHULARBEITEN

GEMÄLDE VON REINHOLD DIEFFENBACHER

Zum 100jährigen Geburtstag des Chirurgen Th. Billroth.
Links: Die Studentenschaft feiert das Gedächtnis des großen Chirurgen vor seinem Erinnerungsmal bei der Feier im Arkadenhof der Wiener Universität. (Phot. Willinger.) Rechts: Professor Dr. Theodor Billroth, geboren am 26. April 1829 in Bergen auf Rügen, † am 6. Februar 1894 in Abbazia. (Siehe den Artikel auf S. 571.)

Da ergrimmte Tromp. „Du bist ein Starrkopf, Jan. Da geht die verdammte Brücke wieder nieder. Ich muß fort. Ich will für dich tun, was ich kann. Leb' wohl, Kapitän Barendse, auf Wiedersehen."

Er reichte Jan die Hand, grüßte Griet, und der Wagen rollte weiter.

Jan wandte sich glücklich lächelnd seiner Frau zu. „Was sagst du nun, Griet? Der Tromp hat mir die Hand gereicht. Kapitän Barendse! Jetzt darf ich doch wohl wieder auf die See?"

Die Griet seufzte nur; zu sagen wußte sie nichts. Die Frau eines Schiffskapitäns, sie, das frühere Schankmädchen! Ihr schwindelte förmlich, doch schon hatte sie die Ehrsucht in den Klauen. Nur ein bißchen bangte sie noch um den Jan. Der aber pfiff seit Wochen zum erstenmal ein lustiges Matrosenliedchen und warf das alte Schuhgerümpel in die Ecke.

Das Patent des Admiralitätsrats traf wenige Tage später ein. Es ernannte Jan Barendse zum Kapitän auf der Fregatte „De Maarsseveen". Jetzt stolzierte der Schuster mit Federhut und silbernem Bandelier mit dem Wappen der Generalstaaten, den Degen an der Seite, durch die Straßen der Stadt. Die Griet trug Samtroben mit Spitzenkragen, und im Pothause wohnten sie nicht mehr. Die Leute von Haarlem aber waren noch einmal so stolz auf Jan den Lapper, der es vom Flickschuster zum Schiffskapitän gebracht und ein Haarlemer Kind war. Ihre Günstlinge lassen die Götter im Glücke sterben. Jan Barendse hatte den Gipfel seines Lebens erreicht. Er focht in der Schlacht bei Scheveningen, seine Fregatte stets an der Seite des Admiralschiffs haltend, und erlebte den Schmerz, den alten Seehelden Tromp, von einer englischen Kugel getroffen, fallen zu sehen. Er selbst festigte seinen Ruf als Schiffsführer und diente mit Auszeichnung unter dem Admiral de Ruyter, bis er an das Ende seiner Laufbahn gelangte. Als de Ruyters Flotte von Danzig nach Holland zurückkehrte, schlug die „De Maarsseveen" durch ein Versehen des Schiffsmeisters von den Ankern und geriet im „Het Vlie" auf den Grund. In dieser bösen Lage wurde die Fregatte von einem englischen Kriegsschiff überrascht. Trotzdem daß sein Schiff festsaß und gegen den beweglichen Gegner im Nachteil war, nahm Kapitän Barendse den Kampf auf. „De Maarsseveen" feuerte ihre Breitseiten mit solchem Erfolg in die Rippen des Engländers, daß dieser Reißaus nahm, nachdem er vorher Unheil genug angerichtet. Dem Kapitän ward durch eine Kugel der rechte Arm weggerissen. Der furchtbaren Verwundung ungeachtet, ließ sich Barendse nur einen Notverband anlegen und führte das Kommando weiter, bis der englische Angriff abgeschlagen war. Dann brach er zusammen. So kam es, daß er, wie Griet vorausgesehen, ihr mit den Füßen voran ins Haus gebracht wurde. Die letzten Lebensfunken flatterten auf, als Griet schluchzend am Bett des Sterbenden kniete.

„Griet, meine Griet! Wir waren glücklich, Griet. Jan der Lapper, Schiffskapitän — Griet! Ich möchte — noch leben — glücklich, Griet —"

Der Name des geliebten Weibes war sein letztes Wort.

„O Gott, o Gott," jammerte die Griet, „wäre er doch nur bei der Schusterei geblieben!"

„Nein," sagte Franz Hals ernst, der gekommen war, von dem Freunde den letzten Abschied zu nehmen, und schloß dem Toten die Augen, „Mynfrau Barendse, nein. Er hätte wohl länger gelebt als Schuster, aber glücklich wäre er nicht gewesen. Das Leben ist nur das wert, was es bietet. Eure Schönheit und sein Ruhm gaben ihm Wert. Er ist im Glück gestorben. Jan Barendse, der Schuster von Haarlem."

Japanisches Heiratszeremoniell.
Im Hause des japanischen Arztes Prof. Kimura in Neuyork fand kürzlich eine Doppelhochzeit ganz nach altem heimatlichen Brauch statt. Beim Hochzeitsmahl trinken zuerst, am Boden hockend, die Bräute (rechts) Tee, danach aus denselben Gefäßen die künftigen Gatten. — Im Hintergrund Prof. Kimura mit seiner Gattin.

75jähriges Jubiläum der Litfaß-Säule.
Am 20. April 1854 wurde in Berlin die erste Anschlagsäule, benannt nach dem Berliner Buchdrucker E. Litfaß, aufgestellt. — Die erste Litfaß-Säule in der Adlerstraße. (Nach einem Stich aus dem Märkischen Museum.)

AUS DER GESELL-SCHAFT

Die Heirat des österreichischen Gesandten in Berlin.
Am 10. April vermählte sich der Gesandte Dr. Felix Frank mit der Wiener Pianistin Margarete Witt; dabei fungierten Dr. Stresemann und Generaloberst v. Seeckt als Trauzeugen. — Während des Frühstücks im Hotel Adlon in Berlin: (Von links aus) Frau Dr. Frank; Dr. Stresemann; Dr. Frank; v. Seeckt und seine Gemahlin.

Im Oval: Deutschlands Tennismeisterin Cilly Aussem muß sich wegen eines schweren Augenleidens einer Operation unterziehen, um der Gefahr völliger Erblindung zu entgehen.

Eine romantische Ehe.
Prinz Heinrich XXXIII. Reuß j. L. (links) mit seinem Bruder nach der Trauung mit der amerikanischen Millionärswitwe Ansen Burchard in Paris am 10. April. Der Prinz ist der zweite Sohn Prinz Heinrichs VII., der zu Bismarcks Zeit deutscher Botschafter in Wien war; seine Gattin ist die Witwe des Präsidenten der amerikanischen General Electric Co.

Fernöstliche Gäste beim Pariser Frühjahrsrennen.
Zwei Japanerinnen als Besucherinnen des Rennens von Longchamps.

Der berühmte Tenor Richard Tauber erkrankt.
Kammersänger Tauber bei der Ankunft in Bad Pistyan a. d. Waag, wo er sich wegen schweren Gelenkrheumatismus einer Kur unterzieht.

Olaf Gulbransson,
Zeichner und Maler, bekannter Mitarbeiter des „Simplicissimus“, wurde zum Professor an der Akademie der bildenden Künste in München ernannt. (Phot. E. Wasow, München.)

Das Tal der 31 Burgen

ZEICHNUNGEN VON MARTIN FROST

Hie Kaiser und Reich, hie Kuruzzen und Türken! Von Kämpfen zerwühlt, in drei Teile gespaltet, war das alte Ungarn ein ewiger Kriegsschauplatz. Anno 1530 kamen die Türken ins Land, Anno 1599 fielen sie abermals ein, mordeten und brandschatzten.

In dieser Zeit hatten die Burgen und Schlösser im Waagtale gar harte Proben zu bestehen. Manche von ihnen fielen unter den Streichen der Anhänger Mohammeds, und trotzige Ruinen auf kahlem Felsen sind die Überlieferungen aus jener Zeit.

Aber viel weiter zurück reicht die Geschichte ihrer Entstehung. Zahlreiche Spuren von prähistorischen Ansiedlungen finden sich hier. Manche der jetzigen Burgen schauten schon ins Tal hinab, bevor noch die Magyaren in Ungarn einzogen; so Beckov, Cachtice und Tematyn.

Kapelle der Burg Beckov an der Waag.

Die Burgruine von Trentschin, eine der imposantesten Burgen des Waagtals.

Der Burgfelsen von Beckov.

Auf drei Bergen, östlich, westlich und nördlich von Bad Pistyan, waren sie die ersten Hindernisse gegen feindliche Einfälle. Drohend erzählen sie dem Wanderer im Waagtale von der einstigen Macht ihrer Gebieter, die den Tataren und oft auch ihren eigenen königlichen Herren trotzen konnten. Flüsternd raunen sie von schaurigen Mären, von blutigem Erleben und von süßem Liebesleid. Hier der rabenbesetzte steile Berg, er spricht uns von einem despotischen Herrn, der seinen Hofnarren in jacher Laune in den gähnenden Abgrund werfen ließ. Nicht weit davon erzählt uns schaudernd die Ruine von Cachtice von jener Edelfrau, die Hunderte von Jungfrauen morden ließ, um, in deren Blute badend, ihren sündhaft herrlichen Leib zu ewiger Schönheit zu konservieren.

Ob diese kosmetischen Bäder in Menschenblut der guten Gräfin Elisabeth Báthory — so hieß die freundliche Dame — genützt haben, darüber schweigt die Geschichte. Weitaus harmloser, vom medizinischen Standpunkt aus auch zweckmäßiger, wäre es jedenfalls gewesen, wenn sie eine der zahlreichen Schlammthermen aufgesucht hätte, die die Mutter Natur verschwenderisch dem Bad Pistyan geschenkt hat. Denn diese waren schon zu jener Zeit weitbekannt. — Die meisten Burgen errichtete man an der Waag selbst, so Trentschin, Hrádok, Likava, Budatin. Im 14. Jahrhundert werden zum ersten Male das Kastell St. Sofie in Rosenberg und die Burg Koscheca erwähnt. Im 15. Jahrhundert entsteht Lednica, im 16. Jahrhundert das Schloß Bytscha und die St.-Leopolds-Festung.

(Schluß auf Seite 570.)

EIN FEST DES PELZES

Eindrücke von der Aufführung des Pelzmoden-Festspiels „Der Kronenzobel" mit Pelzmodenschau im Neuen Operettentheater zu Leipzig anläßlich der Rauchwaren-Ostermesse.

Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Lotte Oldenburg-Wittig.

Rund 150 Pelzmodelle 30 erstklassiger in- und ausländischer Firmen galt es, dem Publikum vorzustellen. Um diesem langen **„Präsentiermarsch"** noch eine pikante Note mehr zu geben, hatten die beiden erprobten Künstler Rudi Gfaller und Gustav Herrmann **(Bild Mitte) im Auftrag des Reichsverbandes** der Deutschen Rauchwaren-Firmen ein flottes Festspiel verfaßt. Während der Vorführung **wird der unersetzbare Kronenzobelmantel** geraubt — das erschrockene Mannequin (Erika v. Draaz) steht plötzlich nur mit der **Kombination bekleidet auf der** Bühne (Bild Mitte rechts). Es beginnt nun eine tolle Jagd über Frankreich und England nach Neuyork, **wo man des Pelzes endlich** habhaft wird, und wo sich herausstellt, daß der verfolgte Kronenzobel eine fabelhafte Imitation war. — **Dazwischen fügt sich die Pelzmodenschau** mit ihren Neuheiten ein. Aus der Fülle des Gebotenen hat unsere Zeichnerin ein paar **Proben herausgegriffen:** Zwei reizende sportliche Mäntel: (1.) Susliki, mit Maulwurf verarbeitet, (2.) Tiger mit Kragen aus Nutria **(Modelle: Oswald Reinhardt, Leipzig)**; beide Mäntel haben gefällige Kragenformen: den Stuartkragen und den spitz nach hinten aus**laufenden Kragen. 3.** Ein Modell (Firma G. Nauck, Leipzig) aus Bisamwammen mit Luchsbesatz, durch das angesetzte kurze Cape sehr **anmutig wirkend. 4.** Hermelinmantel mit echtem Silberfuchs, infolge des Gegensatzes von Hell und Dunkel sehr kleidsam. (Modell: **Richard Schmidt, Berlin.)** 5. Bühnen-Echarpe aus russischem Hermelin mit schwarzem Crêpe-Satin-Rock. (Modell: Heim, Paris.) **6. Großes** Abend-Cape aus chinesischem Karakul in Weiß und Schwarz. (Modell: C. Blondell, Paris.)

TYPEN AUS DEM HEUTIGEN RUSSLAND

NACH GEMÄLDEN VON FEDOR BOGORODSKY

Russischer Obdachloser in Moskau.

Oben links: Jäger vom Stamme der Tscheremissen. (Gouvernement Kasan, Wolga.)

Oben rechts: Bettelnder Knabe.

Nebenstehend: Moskauer Straßenszene.

DAS TAL DER 31 BURGEN

(Schluß von Seite 566.)

Bei jeder Krümmung des wilden Karpathenflusses bietet sich dem Wanderer ein neues, fesselndes Bild. Romantisch reiht sich Burg an Burg, und wohl nur der Rhein kann sich rühmen, solch einen interessanten, an geschichtlichen Erinnerungen reichen Schmuck zu besitzen.

Die imposantesten Ruinen des Waagtales sind Trentschin und Strečno. Trentschin, auf 500 m hohem Kalksteinfelsen gelegen, war schon 200 n. Chr. bekannt, jedoch berühmt ist sie erst um die Wende des 13. Jahrhunderts geworden. Damals war dort Schloßherr der mächtige Mathias Čák von Trentschin, Herr der Waag und der Tatra und Besitzer von noch 30 slowakischen Burgen. — Die Entstehungszeit der Burg Strečno ist unbekannt, Kaiser Leopold I. ließ sie im Jahre 1698 zerstören.

Erhalten und noch heute bewohnt sind in der Umgebung Pistyans die beiden Kastelle „Brunovce" und „Moravanny", beliebte Ausflugsorte Pistyaner Kurgäste. Ihre heutigen Besitzer, die Familien Mednyanski und Zettwitz, haben unermeßliche Kunstschätze dort angesammelt.

Aber ebenso interessant wie das Land sind seine Bewohner in ihren malerischen, bunten Volkstrachten, den krinolinenhaft plissierten Röcken, schwarzen Hüten und engen Pantalons. Wenn auch überall in der Nachkriegszeit die historischen Trachten mehr und mehr zurückgedrängt worden sind, im Herzen der Slowakei gibt es noch Menschen, die ihrer Ursprünglichkeit treu geblieben sind und ihre alten Überlieferungen nicht einer Scheinkultur geopfert haben. Hans Kresse.

WISSEN UND LEBEN

Verwahrloste Kinder in Sowjet-Rußland.

Das Kinderelend in Sowjet-Rußland ist einer der trübsten Schatten, die auf das dort herrschende System fallen. Die Zahl der verwahrlosten und von ihren Eltern im Stich gelassenen Kinder ist außerordentlich bedeutend, und die Straßen der großen Städte wimmeln von dieser vagabundierenden Jugend. Daß diese Behauptung keine Erfindung, kein bloßer Bürgerschreck ist, beweisen die Angaben, die aus Rußland selbst stammen. So gibt die Sowjet-Enzyklopädie vom Jahre 1927 die Zahl dieser verwahrlosten Kinder auf 334 000 an. Von nichtamtlichen Seiten aus wird jedoch angenommen, daß ihre Zahl in die Millionen geht. Unter allen russischen Großstädten scheint Moskau die Hauptanziehungskraft auf die Kinder auszuüben. Von ihrem Heimatsdorf kommen sie nach der Hauptstadt und irren dort bettelnd und stehlend, ohne richtiges Nachtquartier, durch die Straßen. Zu Beginn des Frühlings verlassen viele die Stadt, um nach wärmeren Gegenden zu wandern, wo sie unter freiem Himmel schlafen und sich von gestohlenem Obst und Gemüse ernähren können. Dort bilden sie dann häufig richtige organisierte Banden mit eigenen Anführern und eigenen Gesetzen. Sehr interessant ist auch die Altersverteilung der verwahrlosten Kinder. Zufolge einer Enquete vom Jahre 1927 befinden sich 15 Proz. im Alter von 3—7 Jahren und 57 Proz. im Alter von 8—13 Jahren. Nach der Statistik vom Jahre 1927 für das Gebiet der Sowjet-Union, ausgeschlossen Moskau, begingen diese vagabundierenden Kinder 29 527 Verbrechen, und zwar 13 641 Diebstähle, 59 Pferdediebstähle, 88 Raubüberfälle, 265 Brandstiftungen, 118 Morde, 324 Verstümmelungen, 236 Sittlichkeitsverbrechen. 20 von den 118 Mördern hatten ein Alter von 10—11 Jahren und 22 weniger als 10 Jahre. Die meisten Brandstiftungen wurden von Kindern unter 11 Jahren begangen. Erklärlicherweise läßt auch der gesundheitliche Zustand dieser Kinder sehr zu wünschen übrig. Von den 50 000 Kindern, die von 1921 bis 1924 im Alter von 12—14 Jahren in Moskau vor das Jugendgericht kamen, waren 50 Proz. mit ansteckenden Krankheiten behaftet. Ein trauriges Bild! Denn schließlich bedeutet ja doch die Jugend eines Volkes auch dessen Zukunft. Diese furchtbaren Zustände haben wohl ihren Grund in der wirtschaftlichen Verarmung des Volkes, der veränderten moralischen Anschauungen und dem Verfall der Familie. Was geschieht zur Behebung dieses Mißstandes? Die Sowjet-Regierung hat wohl Kinderasyle errichtet, bisher ist aber durch diese Maßnahmen eine wesentliche Besserung kaum zu verzeichnen gewesen. Zwei private Organisationen, die 1918 gegründete „Liga zur Rettung der Kinder" und der 1919 gegründete „Rat zur Verteidigung der Kinder", wurden 1921 von der Sowjet-Regierung aufgelöst, weil sie Berichte über die wahren Zustände ins Ausland gegeben hatten.

Die Küche des Urmenschen.

Die Frage, was der Urmensch gegessen, wie er sich seine Nahrung beschafft, und auf welche Weise er sie sich zubereitet hat, berührt ein Gebiet, das sich nur mit größter Schwierigkeit rekonstruieren läßt. Die ersten hierauf bezüglichen Aufklärungen haben wir aus seinen Geräten und Waffen gewonnen. Aus der Tatsache, mit welchen Geräten er seine Speisen zubereitete, kann man auf die Beschaffenheit dieser Speisen selbst schließen. Funde, die gelegentlich geologischer Forschungen gemacht wurden, haben dieses Wissen ergänzt. An manchen Stellen — so z. B. jetzt an der dänischen Küste — wurden geradezu Berge von Küchenabfällen gefunden, die den Anschein erwecken, als hätte man diese schon damals fast so sorgfältig beiseitegeschafft, wie es noch heute auf dem Lande geschieht. Die Küche des an der Nordsee (entlang der heutigen dänischen Küste) angesiedelt gewesenen Urmenschen scheint alles eher als eintönig gewesen zu sein. Als man diese seit Jahrtausenden unberührten Haufen anging, fand man Millionen und aber Millionen von Austern und Schneckenmuscheln. Ferner Überreste von exotischen Vögeln und Fischen. Ein ergiebiger Heringsfang zählt heute noch Hunderte von Millionen Fischen, doch ist das verschwindend dem gegenüber, was diese Funde ergeben haben. Die Überreste der dort verzehrten Heringe haben sich geradezu zu Bergen angesammelt. Etwas schwächer, aber noch immer gewaltig groß dürfte der Verbrauch an Aalen und Kabeljau gewesen sein. Von den Tieren des Festlandes sind besonders die Knochen von Wild- und Stachelschweinen, Hirschen und Rehen zahlreich. Seltener finden sich auch Überreste von Wölfen, Füchsen, Bären, Bibern und Luchsen. Zur Beruhigung der Vegetarier sei es gesagt, daß in der Küche des Urmenschen die pflanzlichen Produkte nicht gefehlt haben. Ihre Beschaffung war allerdings wesentlich einfacher, insbesondere billiger als heute. Das üppige Gewächs der Steinzeit bot ihnen an Knollen, Wurzeln, Hasel- und Wassernüssen, an den verschiedensten Beeren und wild gewachsenen Obstarten genug und übergenug. In diese Zeit fallen bereits die ersten Anfänge des Ackerbaues, soweit er eben mit den ganz primitiven Geräten jener Zeit möglich war. Die ersten Produkte des Ackerbaues waren wahrscheinlich Mohn, Linsen, Erbsen und Bohnen. Eine gewaltige Änderung erfuhr die Küche des Urmenschen, als darin das „Brot" auftauchte. Das erste Brot wurde aus zerstoßenem Korn gewonnen. Einen Fortschritt bedeutete der runde Schleifstein, der mittels eines Griffes an der Seite so lange gedreht wurde, bis das Korn zermalmt war. Schließlich erkannte man — ob es kurz nach der Zubereitung von Korn zu Brot war oder erst nach Generationen, ist heute natürlich unmöglich fest-

zustellen — die Fähigkeit des Mehls, Wasser in sich aufzunehmen. Damit war die Grundlage des Brotbackens — nämlich die Vermengung des Mehls mit Wasser und seine weitere Veränderung durch Hitze — bereits gefunden. Den Urmenschen war ja schon vorher bei der Zubereitung des Fleisches bekannt geworden, daß dieses, eine Zeitlang über Feuer gehalten, leichter zu zerkauen und auch schmackhafter wird. Wie dem Mann die Heranschaffung fleischlicher Nahrung oblag, so war es auch seine Aufgabe, die Speisen zuzubereiten. Auf den tagelang dauernden Jagden, an denen nur Männer teilnahmen, sahen sie sich genötigt, ihre Küche selbst zu besorgen. Aus dieser Gewohnheit heraus haben sie es auch „zu Hause“ selbst gemacht, zumal da das Feuerschlagen mittels der Feuersteine eine sehr große körperliche Kraftentfaltung bedingte. Doch sollen die Frauen von heute die von damals nicht beneiden. Diese hatten sehr, sehr mühevolle Aufgaben. Ihre leichteste, aber sicher nicht angenehmste Aufgabe war, am Rande des bereits lodernden Feuers zu sitzen und es so lange zu bewachen, wie dies nötig war. Es war eine grausame Aufgabe; da mußten sie sich dabei nicht selten etwas holen, was die Wissenschaft heute als „Verbrennungen zweiten“, ja sogar „dritten Grades“ bezeichnet. Denn außer dem Schüren des Feuers mußten sie ihre Aufmerksamkeit dem bratenden Tier widmen und die glühenden Steine, die in das Innere des Tieres gelegt wurden, damit es durchbriet, zeitweise umdrehen. Eine der wichtigsten Aufgaben der Frau war das Sammeln sämtlicher benötigten Knollen, Wurzeln, des Obstes usw. Auch hatte sie jene Körner einzutragen, aus denen das „Brot“ hergestellt wurde. Das Bebauen des Feldes in dem beschränkten Rahmen, wie es damals betrieben werden konnte, gehörte gleichfalls zu den Aufgaben der Frau. Dr. Frieda Por.

Zu des großen Chirurgen Billroth 100jährigem Geburtstag.

Als Sohn eines Pfarrers wurde Theodor Billroth am 26. April 1829 in Bergen auf Rügen geboren. Nach dem medizinischen Studium in Greifswald, Göttingen und Berlin und längerer wissenschaftlicher und praktischer Tätigkeit wurde er 1859 nach Greifswald als Professor der pathologischen Anatomie berufen. Billroth wollte aber der Chirurgie treu bleiben, er lehnte ab und folgte 1860 einem Rufe auf den Lehrstuhl für Chirurgie an der Universität Zürich, wo er von nun ab seine segensreiche und förderliche Arbeit leistete. Nach dem Rücktritt von seinem Lehramte, veranlaßt durch ein schweres chronisches Herzleiden, verstarb er am 6. Februar 1894 zu Abbazia im 65. Lebensjahre. — Seine Tätigkeit läßt sich nach zwei Richtungen bestimmen: Einmal war er ein Meister der chirurgischen Technik, und dann lenkte er durch fruchtbare Forschungen und kühne Versuche die Chirurgie in neue Bahnen. Er war ein Vorkämpfer der antiseptischen Wundbehandlung, wirkte durch seine Erkenntnisse bahnbrechend auf dem Gebiete der Wundinfektion und ersann neue Operationsmöglichkeiten (Kehlkopf, Schädel, Speiseröhre, Magen und Darm). — Neben seiner praktischen, wissenschaftlichen und schriftstellerischen Tätigkeit fand er aber noch Zeit, in seinem gastlichen Hause vornehme Geselligkeit zu pflegen, auch war er begeisterter Freund der Musik; mit Brahms und dem Musikschriftsteller Hanslick verband ihn herzliche Freundschaft. In kurzen Worten: Eine große Persönlichkeit als Mensch ebenso wie als Gelehrter.

Goethes Vater.

Das Verhältnis des Vaters zum herangereiften Sohn birgt von Natur aus eine Fülle von Konfliktstoff in sich. Erfahrung und ausgereifte Lebensanschauung wollen ins neue Geschlecht bestimmend weiterwirken, selbständiger Erlebnisdrang verlangt nach eigenster Lebensgestaltung. Der schweren Aufgabe, den heranreifenden Genius väterlich zu lenken, überhaupt erst zu erkennen, ob echtes Genie oder nur geniale Gebärde vorhanden ist, läßt das Urteil der Nachwelt, die nun die Früchte einwandfrei vor sich sieht, häufig nicht Gerechtigkeit widerfahren. So hat man sich auch von Goethes Vater ein ungerechtes Bild gemacht. Gewiß entsprach dies nicht mehr dem Urteil der Einsichtigen, aber eine umfassende Würdigung des Herrn Rat für die weiten Kreise der Goethefreunde war erwünscht. Sie liegt nun vor unter dem Titel „Goethes Vater. Sein Leben nach Tagebüchern und Zeitschriften. Von Rudolf Glaser“ (Quelle & Meyer, Leipzig). Es handelt sich um ein Buch, das für die Allgemeinheit wie für die Wissenschaft gleicherweise wertvoll ist; es ist tiefgründig und unter Benutzung reichen, auch neuen Quellenmaterials gearbeitet. Johann Kaspar Goethe war seiner Begabung und seinen Kenntnissen nach befähigt, Tüchtiges zu leisten. Aber das Schicksal hatte es ihm nicht bestimmt, aus seinem Geschlecht hervorzutreten; er durfte nur Wegbereiter sein. Von seinem Vater, der ein wohlhabender Schneidermeister und durch seine zweite Heirat Besitzer des Gasthauses „Zum Weidenhof“ in Frankfurt a. M. war, erhielt er eine vortreffliche Erziehung, die ihm den Weg zu einer höheren Lebensstellung ebnen sollte. Dem Besuch des Gymnasiums in Koburg folgen das Studium der Rechtswissenschaft in Leipzig, des Reichskammergerichtsverfahrens in Wetzlar, die Promotion in Gießen, weitere Studien in Regensburg und in Wien beim Reichstag und beim Reichshofrat. Wir dürfen uns den jungen Johann Kaspar als einen Mann von gediegenem Charakter, sittlichem Ernst, dabei aber lebensfroh, als einen gründlichen, vielseitig, auch musikalisch gebildeten Menschen vorstellen. Sein tiefstes Bildungserlebnis war die Reise nach Italien, die ihm reichen geistigen Gewinn brachte. Sie war die große Erinnerung seines Lebens. Seine Verhältnisse gestatteten ihm, vornehm, wie ein Patrizierssohn zu reisen; ein Diener begleitete ihn. Empfehlungen ebneten ihm den Weg. In seinem Tagebuch „Viaggio in Italia“, dessen Manuskript Glaser ausführlich verwertet, hat Johann Kaspar seine Eindrücke niedergelegt. Wir ersehen daraus, daß er gründlich beobachtete, geschichtlich, künstlerisch, literarisch, naturwissenschaftlich interessiert war und sich auch als Sammler betätigte. Gerade das Studium dieser Aufzeichnungen zeigt, wie viele Charakterzüge Goethe mit seinem Vater gemein hatte. Johann Kaspars Wunsch, sich dem Frankfurter Staatswesen zu widmen, ging nicht in Erfüllung. Zunächst lehnte seine Vaterstadt seine Dienste ab. Als er zum Kaiserlichen Rat ernannt worden war, wäre von vornherein nur noch eine führende Stelle für ihn in Frage gekommen. Schließlich wurde sein Eintritt in den Rat durch die Verheiratung mit der Tochter des Stadtschultheißen Textor unmöglich. Die Berufslosigkeit gestattete es dem Herrn Rat, sich mit ganzem Nachdruck der Erziehung seiner Kinder zu widmen. Wenn auch oft besorgt und aus väterlichem Verantwortlichkeitsgefühl heraus zurückhaltend abwartend, so ist Goethes Vater doch verständnisvoll dem Wege seines Sohnes gefolgt. Sein Wunsch, Wolfgang in Frankfurt in angesehener Stellung wirken zu sehen, wurde nicht erfüllt. Auch die Anregungen, die ihm durch den Sohn und dessen Freundeskreis verschafft wurden, wurden ihm genommen. Beide Kinder, Wolfgang und Cornelia, zogen aus dem Hause, und tiefe Leere blieb im Vater zurück. Das Leben des Herrn Rat verdüsterte sich. Im Jahre 1777 erlitt er einen Schlaganfall. Er wurde trübsinnig. Die Ehre des Besuches des Herzogs von Weimar 1779 konnte er nicht mehr begreifen. Es bleibt tief zu beklagen, daß Rat Goethe ein eigener beruflicher Wirkungskreis, den er bei seiner Begabung und seinem Charakter sicherlich glänzend ausgefüllt hätte, versagt geblieben ist. Dem vortrefflichen Buch von Glaser über Goethes Vater, der auch um seiner selbst willen interessiert, ist eine weite Verbreitung zu wünschen. Franz Neubert.

Anmerkung der Schriftleitung. Zu unserer Veröffentlichung über eine vorbildliche Privat-Schwimmhalle in Nummer 4381 auf Seite 300 teilen wir ergänzend mit: Der Entwurf der Halle stammt von Baurat Dipl.-Ing. W. Loevenich, Berlin-Halensee. Der künstlerische Schmuck der Schwimmhalle ist von dem bekannten Berliner Keramiker Emil Pottner entworfen und ausgeführt worden.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 römische Schutzgeister, 5 hoher Offizier, 7 Waldgott, 8 Sumpfvogel, 10 Pöbel, 11 verwesende Tierleiche, 13 alkoholisches Getränk, 15 Gesangsstück, 17 Kamelart, 18 sehr großer Mensch, 19 weiblicher Vorname, 21 Nebenfluß der Elbe, 23 Station der Brennerbahn, 24 Ausruf, 26 geistesgestört, 27 Baum, 29 Hauptstadt in Südamerika, 31 großer Affe, 32 Reitknecht; senkrecht: 1 Löwe, 2 Mädchenname, 3 Göttin der Zwietracht, 4 Nebenfluß der Donau, 5 abgekürzter Mädchename, 6 italienische Münze, 7 Fisch, 9 eine der Großen Sundainseln, 10 weiblicher Vorname, 12 weiblicher Vorname, 14 Künstler, 16 Lebensbund, 17 Name verschiedener Päpste, 20 letzte Ruhestätte, 22 Rinnleiste an dorischem Gebälk, 24 männliches Wesen, 25 Figur aus „Wallensteins Tod", 28 Gerät zum Messen der Schiffsgeschwindigkeit, 30 Fluß in Thüringen.

Silbenrätsel.

al — ard — be — bi — cher — del — der — des — e — e — ein — ent — gelt — glok — grä — hei — i — ke — lent — lin — mi — mi — ne — ne — ney — nor — o — on — on — pau — ro — sa — scher — se — se — sta — stew — ta — tau — ti — tu

Aus den vorstehenden Silben sind 15 Wörter zu bilden, deren dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, und vierte Buchstaben, diese entgegengesetzt gelesen, ein türkisches Sprichwort ergeben. Bedeutung der Wörter: 1 Krankheitszustand, 2 Begabung, 3 Haltestelle, 4 Arbeitsunterbrechung, 5 Bezeichnung für England, 6 Schiffskellner, 7 Gegensatz zu „Fremder", 8 Apparat für Arbeit unter Wasser, 9 Hülsenfrucht, 10 Sportgerät, 11 Gelderstattung und Bezahlung, 12 Nordseebad, 13 Fläche ohne Erhebungen, 14 Behälter, 15 Stadt am Schwarzen Meer.

Palindrom.

Das, was von vorn oft schön erklingt,
Von hinten großes Elend bringt.

Visitenkartenrätsel.

Ch. Schiese
Breslau

Was ist der Herr?

Suchrätsel.

Zwerchfell — Testament — Flaschenzug — Kennzeichnung — Eminenz — Lerche — Sonnenschein — Mutwillen — Muße — Teesieb — Nachen — Geweih — Brenner — Wünschelrute — Taschentuch — Geibel — Nurmi — Steigerung — Flensburg.

In jedem der vorstehenden Wörter ist eine Silbe eines wahren Ausspruchs versteckt.

Hieroglyphen-Tafel.

Strahlenproblem.

Die leeren Felder sind mit Buchstaben derart zu besetzen, daß die Strahlenreihen vierlautige Wörter folgenden Sinnes ergeben: 1 Gewürzkraut, 2 Geweihtier, 3 Sumpfniederung, 4 Blumengefäß, 5 geometrische Form, 6 spanischer Maler, 7 eine der Meeresgezeiten, 8 Vergrößerungsglas, 9 Strandsee, 10 europäischer Vulkan, 11 Teil des Rades, 12 Fluß in Lettland, 13 Atmosphäre, 14 Verbannung, 15 wichtige Nährpflanze. — Die Anfangsbuchstaben dieser 15 Wörter nennen eine Operette.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4389.

Skat-Aufgabe.

Vorhand hat folgende Karten:

Mittelhand reizt bis 60, Vorhand spielt nun Grand und gewinnt das Spiel mit 61 Points. Im Skat liegen 3 Augen von gleicher Farbe. 1. Was liegt im Skat, und welche Karten legt Vorhand fort? 2. Wie sind die restlichen Karten verteilt? 3. Wie ist der Spielverlauf?

Lösungen der Rätsel in Nr. 4387.

Ergänzung: 1 Heer, 2 Auto, 3 Ukas, 4 Page, 5 Trab, 6 Mode, 7 Amor, 8 Nain, 9 Neid. — Hauptmann — Rose Bernd.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Ranke, 4 Stuck, 8 Aino, 9 Oran, 12 Harfe, 13 Algol, 14 Luzifer, 16 Zentaur, 20 Rhein, 22 Enaie, 24 Erle, 25 Arco, 26 Galle, 27 Krake; senkrecht: 1 Rache, 2 Aida, 3 Korfu, 5 Tolle, 6 Cato, 7 Knall, 10 Cézanne, 11 Raffael, 15 Grieg, 17 Eifel, 18 Ungar, 19 Defoe, 21 Hera, 23 Rock.

Silbenrätsel: 1 Schaffhausen, 2 Fetisch, 3 Dienerschaft, 4 Trägheit, 5 Nenner, 6 Derbyrennen, 6 Kinkerlitzchen, 8 Derwisch, 9 Absalom, 10 Daseinsfreude, 11 Langeoog, 12 Georgine, 13 Regsamkeit, 14 Nennwert, 15 Indianerzelt, 16 Dieselmotor, 17 Blücher, 18 Teneriffa, 19 Isthmus, 20 Schädellehre, 21 Lichtenstein. — Schaffet die Tränen der Kinder ab, / das lange Regnen in die Blüten ist schädlich.

Vom Fels zum Meer: Fels — Else — Erle — Meer.

Rösselsprung: Es kann die Ehre dieser Welt / dir keine Ehre geben; / was dich in Wahrheit hebt und hält, / muß in dir selber leben.

Stuhlverstopfung – das Leiden der Welt

Es klingt fast unwahrscheinlich, aber eine Frage im Bekanntenkreise bestätigt uns, daß jeder Zweite die Stuhlverstopfung, diesen unbequemen Begleiter, besser kennt, als ihm wünschenswert ist.

Verstopfung in ihrer weitaus häufigsten Form ist eine Folge unserer heutigen Lebens- und Ernährungsweise, das Ende einer Kette täglicher kleiner Ernährungssünden. Stuhlverstopfung an sich wäre gar nicht so schlimm, wenn sie nicht fast regelmäßig mit einer Darmgärung, ja mit einer regelrechten Darmvergiftung verbunden wäre.

Durch das lange Verweilen des Speisebreis im Darm-Kanal tritt eine faulige Zersetzung, eine Gärung ein, deren Gase und Gifte vom Darm aus das Blut und die Säfte durchdringen.

Schlechte Laune, Arbeitsunlust, Unbehagen, Nervosität, Kopfschmerz usw. — Beschwerden, die wir gewöhnlich auf das Tempo der heutigen Zeit zu schieben pflegen — sind in Wirklichkeit sehr oft Folgeerscheinungen einer Darmvergiftung.

Bedenklich und gefährlich wird die Darmvergiftung als Dauerzustand, weil sie Stoffwechselstauungen im Körper begünstigt, die im Laufe der Zeit zu den bekannten rheumatischen, neuralgischen und vielen anderen Leiden führen.

Und wer ist schuld daran? Fast immer die heutige Ernährungsweise, unsere nur auf „Genuß" eingestellte, verfeinerte Nahrung, die ihrer verdauungsförderlichen Eigenschaften zugunsten des Genußwertes beraubt wurde. Sie macht den Darm arbeitslos, verweichlicht ihn, verursacht Gärungen und Fäulnis, ruft dadurch eine Darmschwäche hervor und macht ihn schließlich unfähig, seine natürliche Aufgabe zu verrichten.

Besuch in der Apotheke. Nach einem alten Stich gezeichnet von Horrmeyer.

Wie soll man nun die Stuhlverstopfung bekämpfen? Vor allem eins: Drastische Abführmittel haben mit Darmpflege nichts zu tun. Sie laxieren meist nur oberflächlich und schädigen, ohne die Ursache der Verstopfung zu beheben. Das ist einer der Gründe, weshalb auch der Arzt dem scharfen Abführmittel ablehnend gegenübersteht.

Der naturgemäße Weg ist immer der einzig richtige. Der geschwächte Verdauungsapparat muß durch systematische Darmpflege gestärkt und zu seiner Verdauungsarbeit wieder erzogen werden. Verstopfung als Folge der heutigen Ernährung ist natürlich und unbedingt sicher durch eine Korrektur der Ernährung wieder zu beheben.

Jeder Arzt wird es bestätigen. Deswegen auch die ärztliche Diätverordnung, die aber erfahrungsgemäß aus Bequemlichkeitsgründen sehr oft nach kurzer Zeit nicht mehr befolgt wird. Hier schafft die vollkommen fertige Darmdiätspeise Brotella Abhilfe, eine wohlschmeckende Früchtespeise, die allen Voraussetzungen gerecht wird.

Brotella reinigt den verschlackten und verkrusteten Darm von allen Verdauungsrückständen, lockert den in der Verdauung begriffenen Speisebrei auf, kräftigt und trainiert die geschwächte Darmmuskulatur und befähigt ihn dadurch wieder zu seiner wurmartigen Fortbewegungsarbeit.

Brotella schleimt und fettet die spröden, trockenen Darmwände und Schleimhäute und bewirkt dadurch eine schonende, schmerzlose, angenehm wohltuende Entleerung. Brotella sorgt für regelmäßigen Stuhlgang, dient zur Vorbeugung und behebt die vorhandene Verstopfung.

Brotella ist in den Apotheken, Drogerien und Reformhäusern erhältlich, und zwar in drei Stärken: Brotella mild RM. 1.40 pro Pfund, Brotella mittel RM. 1.70 pro Pfund, Brotella stark RM. 2.— pro Pfund. Dort wird auch die Literatur der alleinigen Herstellerin, der Brotella-Werke Dr. Landolt & Co., Hannover, kostenlos abgegeben.

Bei Stuhlverstopfung nur Brotella

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. – Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. – Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Streller

LEIPZIG
VERLAG I·I·WEBER

NR·4389 ★ 25·APRIL·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

A.A.

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

KURBÄDER

BADEN-BADEN. BADHOTEL DARMSTÄDTER HOF, mod. Komf.

HOTEL „DREI KÖNIGE“, mod. Komf.

GOLFHOTEL, vornehm u. modern.

CAFÉ GRETEL, feinbgl., best. Lage.

HOTEL SCHWARZWALDHOF, fein bürgerl., fließ. Wasser.

HOTEL ZÄHRINGER HOF, Fam.-Hotel. Mod. Komf.

BAD BRAMBACH i. Vogtl. Stärkste Radium-Mineralquelle der Welt, ganzjährig geöffnet.

BAD EMS. HOTEL STAATL. KURHAUS. Erst. Haus. Jegl. Komf.

STAATL. HOTEL u. BÄDER „DAS RÖMERBAD“, I. Rang., beste Lage.

HOTEL „ZUM LÖWEN“, fein bürgerl., mod. Komf.

DELLERS HOTEL „STADT WIESBADEN“, mod. Haus.

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad der Welt. Frauen- u. Herzheilbad. Prosp.

HOTEL „BELVEDERE-BELLEVUE“, vornehm. m. letzt. Komf.

HOTEL KÖNIGSVILLA, führendes Haus, jed. Komf.

KARLSBAD. KÜNZELS CENTRAL-HOTEL LOIB, I. Rang. Kurzentr. Jahresbetrieb, mod. Komf.

„GRAND HOTEL PUPP“, „PARK HOTEL PUPP“, die Zentrale des Kurlebens.

BAD KISSINGEN. HOTEL PENSION VILLA ELSA, den verwöhntesten Ansprüchen genüg.

HOTEL METROPOL, I. Ranges, moderner Komfort.

BAD KUNNERSDORF, Böhmen, Post Oschitz. Moorbad, beispiellose Heilerfolge.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN, klin. Kuranstalt, moderne Heilbehelfe.

MARIENBAD.
PALAST HOTEL FÜRSTENHOF.
HOTEL NEW YORK.
HOTEL ENGLISCHER HOF.
Die Häuser m. letztem Komfort.

ETABL. „BELLEVUE“, sonnige Waldlage, günst. Pension.

HOTEL RAUSCHER, fließ. Wasser. Warmwasserheizg., erstkl. Rest.

BAD MERGENTHEIM. HOSPIZ EXCELSIOR, mod. Behaglichkeit, zivile Preise.

BAD NAUHEIM. DER KAISERHOF, I. Rang., jeder Komf.

ELEONOREN HOSPIZ, letzter Komf. 80 Zimm., 100 Bett.

HOTEL MALEPARTUS, fließ. Wasser.

RADIUMBAD OBERSCHLEMA. Stärkste Radiumquelle der Welt, wunderbare Heilerfolge.

MOORBAD PRETZSCH für Mittelstand, glänzende Heilerfolge.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA, mod. Komf., beste Lage.

BAD SALZUNGEN. Solbad für Katarrhe u. Frauenl.

BADSCHMIEDEBERG. KAISERBAD, führendes Kurhaus, Prospekte.

WIESBADEN. EDENHOTEL, schönstes Haus, den verwöhntesten Ansprüchen genügend.

WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald, gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

BADHOTEL WILDBAD, Thermalbäd., fließ. Wasser.

HOTEL POST, I. Rang., mod. Komf.

HOTEL „GOLD. ROSS“, feinbürgl.

PENSION RATH, beste Lage.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BORKUM. „Hochseeklima“, nicht Wattendunst, nicht Küstenluft.

KURHOTEL IRENE, das ideale Familienhotel.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA, beste Lage, mod. Komf.

LINDEMANNS HOTEL, I. Rang., mod. Komf.

NORDERNEY. Das führende deutsche Nordseebad.

DAS GROSSE LOGIERHAUS, LOGIERHAUS BAZAR, die Häuser der Badeverwaltung.

SCHWARZWALD

DONAUESCHINGEN. HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl. Fließend. Wasser.

TODTMOOS. WALDHOTEL. Sonn. Lage. Fernr. 31.

RIESENGEBIRGE

HAMPELBAUDE, im Hochgebirge, modern eingerichtet.

PRINZ HEINRICH BAUDE, prachtvolles Wintersportterrain.

SCHLINGELBAUDE, prachtvolle Höhenlage, mod. Komfort.

SCHREIBERHAU. SANAT. KURPARK, phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

TRAUTENAU. HOTEL ZIPPEL, mod. Komfort.

THÜRINGEN

AUMA. HOTEL SOPHIENBAD, führendes Haus, Jahresbetr.

FRIEDRICHRODA. Für Erholung und Lebensfreude.

SCHWARZBURG. HOTEL „WEISSER HIRSCH“, Das Haus für Ihre Ferien.

WOLFERSDORF. „ZUM SCHÜSSELGRUND“ am Schloß „Fröhliche Wiederkunft“, bestgef.

HARZ

BENNECKENSTEIN. HOTEL HERZOG, bestrenommiert.

HOTEL WALDHAUS, idyll. Lage.

BRAUNLAGE. HAUS DÜMLING, am Wald, mod. Behaglichkeit.

HOHEGEISS. HOTEL EBERSBERG, feinbürgerlich u. behaglich.

RÜBELAND. BAUMANNS-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

ST. ANDREASBERG. HOTEL DEUTSCHER HOF, mod. Komf.

SCHIERKE. HOTEL KÖNIG, bevorzug. Gaststätte, bestrenom.

HOTEL WALDFRIEDEN, bestempfohlen, mod. Komf.

OBERBAYERN

BERCHTESGADEN. HAUS GEIGER, fließ. Wasser.

HOTEL SOLE-KURBAD, mod. Haus.

PENSION BERGHOF, beste Lage.

PENSION HOHE WARTE, Zentr.-Heiz.

VILLA WALDRAST, ruhig u. vornehm.

BERCHTESGADEN. SCHELLENBERG. SCHAFFERWIRT, gut bürgerlich.

BAYR.-GMAIN. HOTEL POST, gutbürgerlich.

PRIEN. HOTEL BAYR. HOF, moderner Komfort.

OESTERREICH

BAD GASTEIN. GRAND HOTEL GASTEINER HOF, I. Ranges, mod. Komf.

HOTEL MOZART, jeder Komfort. Jahresbetrieb.

HOTEL STRAUBINGER u. AUSTRIA, die vornehmen Häuser.

BÖCKSTEIN. HOTEL KURHAUS, Prospekte.

HOTEL BÖCKSTEIN, Prospekte.

GRAZ, GRAND HOTEL ELEFANT, mod. Komf., I. Ranges.

LINZ. HOTEL WEINZINGER, vornehm. Haus mit allem Komfort.

KÄRNTEN

MILLSTADT a. See. HOTEL BURGSTALLER, führendes Fam.-Hotel.

SEEBODEN am Millstädter See, alpines Seebad, 580 m.

HOTEL STEINER, altren. 100 Betten.

SPITTAL. HOTEL „ALTE POST“, mod. führend. Haus.

GASTHOF ERTL, mod., bestrenom.

SALZKAMMERGUT
Das Seenparadies Oesterreichs.

SOLBAD AUSSEE. 650 m, alpiner Kurort, Prospekte.

BAD ISCHL. GASTHOF STÖGER, „GOLDNES HUFEISEN“, Stöger-Stüberl.

LUEG. PENSION LUEG, altrenom.

SALZBURG, BAHNHOFS-GASTWIRTSCHAFT, Treffpunkt d. Deutschen.

STROBL. GRAND HOTEL AM SEE, moderner Komfort.

ST. WOLFGANG. HOTEL PETER, führend. Familien-Hotel.

VORARLBERG

BREGENZ. CAFÉ WALDNER, bestrenommiert.

FELDKIRCH. RESTAURANT LINGG, Einkehrstätte d. Fremden.

GASCHURN. KESSLERS HOTEL RÖSSLE POST, gutbürgl.

TIROL

ACHENSEE. HOTEL SCHOLASTIKA, herrl. Lage, Wassersport, Tennis.

BRAMBERG, Pinzgau. GASTHOF SENNINGERBRÄU.

BRIXEN. „ZUM MAIERWIRT“, gutbürgerl., Prospekt.

FÜGEN. „ZUR POST“, gutbürgerl., Prospekt.

HOCHZIRL. GASTHOF KAISER MAX, bürgl., gutrenom.

INNSBRUCK. HOTEL MARIA THERESIA, berühmt, erstklass.

KITZBÜHEL. HOTEL TIEFENBRUNNER, moderner Komfort.

KRIMML. BAHNHOFS-HOTEL, gutgeführt, günstige Preise.

GASTHOF FALKENSTEIN, beste Lage. Prospekte.

KUFSTEIN. CAFÉ NEUMAYER, Wiener Café, Konzerte.

LANDECK. HOTEL POST. Alpenhotel mit modernst. Komf.

LIENZ. „ZUM SCHWARZEN ADLER“, bestrenommiert.

„GOLD. FISCH“, gutbürgl., ziv. Preise.

GASTHOF „ZUR TRAUBE“, zentrale Lage, gutbürgl.

MITTERSILL, Pinzgau. Am Fuße der Venediger- u. Glocknergruppe. Gute Gaststätte, Prospekte d. d. Verkehrsverein.

NEUKIRCHEN am Großvenediger, 856 m.

GASTHOF KAMMERLANDER, gutbgl., fließendes Wasser, Prospekte.

GASTHOF NEUWIRT, gutbürgerlich, zentrale Lage.

GASTHOF POST, gutbgl., zentr. Lage.

NIEDERNSILL bei Zell am See. GASTHOF HILGENSAUER, mod. Komf., beste Lage.

PERTISAU. HOTEL POST, gutbürgl.

GASTHOF und PENSION PFANDLER, gutbürgl., div. Komf.

PIESENDORF. GASTHOF „MITTERWIRT“, gutbürgl., div. Komf.

SCHARNITZ. „ZUM GOLD. ADLER“, gutbürgl.

SCHLITTERS. ZUM „JÄGER“, gutbürgl. Prosp.

SCHWAZ. BAHNHOFS-RESTAURANT und PENSION, neurenov., feinbürgl.

GASTHOF FREUNDSBERG, gutbürgl., Prosp.

SEEFELD. GASTHOF KLOSTERBRÄU, renom.

ST. JOHANN, CAFÉ RAINER, führend. Haus.

STUBEN am Arlberg. GASTHOF POST, führend, mod. Komf.

VOMP bei Schwaz. GASTHOF „ZUM PELIKAN“

GASTHOF VOMPERHOF. Die gutgeführten Häuser.

WALD bei Krimml. GASTHOF STRASSER, gutbürgerl. 50 Betten.

WEISSENBACH am Attersee. HOTEL POST, führendes Haus.

WIESING. GASTH. u. PENS. „WALDRUH“, ruhige Lage. Prosp.

ZIRL. GASTHOF „ZUR POST“, gutbürgl. Prosp.

ZÜRS. GASTHOF ALPENROSE, gutbürgl., fließ. Wasser.

GASTHOF EDELWEISS, altrenom., neu umgebaut.

ITALIEN

ABBAZIA. GRAND HOTEL LAURANA, b. Abbazia, vornehm, ruhig.

HOTEL EDEN u. QUISISANA, komfortable Häuser, Prosp.

PENSION MARIA ZAWOYSKI, sonnige Seezimmer, Prospekte.

BOZEN. HOTEL MONDSCHEIN, mod. Komf., 100 Zimmer.

GASTHOF „ZUM TURM“, gutbürgl.

BOZEN-GRIES. HOTEL AUSTRIA, herrlicher Park.

PENSION EDEN, komf. Familienhaus.

PENSION QUISISANA, bestempfohl.

BRESSANONE. HOTEL EXCELSIOR, mod. Komf.

KÜNSTLERSTÜBLE, altren. Sehensw.

CAMPO-TURES. HOTEL ELEFANT, gutbürgl.

CAVALESE. Hervorragender Sommer- und Winterkurort in herrlicher Gebirgslage. Vorzügl. Hotels. Ausk. d. Concorso forrestieri Cavalese.

PENSION SAVOIA, neu eingerichtet.

DOBBIACO, Dolomiten. 1150 m Erstkl. Hotels. Prosp. d. d. Kurkommission.

GUNCINA b. BOZEN. HOTEL IMPERIAL GERMANIA, prachtvolle Lage.

KASTELRUTH. HOTEL LAMM, solid. Fam.-Hotel.

KLOBENSTEIN. HOTEL BACHMANN, gutbürgl. Prosp.

MERAN. Südalpiner Kurort, sonnig, mild u. trocken. Moderne Kurmittel, Vergnügungen. Bergbahnen, Autoausflüge ins Dolomiten- und Ortler-Gebiet.

HOTEL AUSTRIA, moderner Komfort, schöne Lage.

HOTEL CONCORDIA, ex Maendel, herrliche Lage, fließ. Wasser.

SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen d. Atmungsorgane.

SCHLOSS LABERS, die vornehme Familienpension.

SANATORIUM MARTINSBRUNN, alle modernen Heilbehelfe.

PENSION J. MEISTER, bestrenommiert, mäßige Preise.

HOTEL RITZ, feinste Familien-Pension, beste Lage.

ORTISEI (ST. ULRICH) GRÖDNERTAL. HOTEL AQUILA, 220 Bett., mod. Komfort, mäßige Preise.

HOTEL MADONNA, ideal. Lage, Prosp.

HOTEL MARIA, 46 Zim., mod. Komf.

PREDAZZO, Dolomiten. 1000 m ü. d. M. Ausk. Concorso forrestieri.

RIVA. HOTEL BELLEVUE, mod. Komf.

LIDO-PALACE-HOTEL, mod. Haus.

GRAND HOTEL RIVA, komfortabel.

HOTEL SEEVILLA, herrl. Park u. Seebad.

SEISS AM SCHLERN. HOTEL SIUSI, vornehm, mod.

VENEDIG. HOTEL PENSION ASTORIA, mod. Komf., mäß. Pr.

HOTEL BELVEDERE, 1. 3. neu eröffnet. Letzt. Eleganz u. Komf.

HOTEL PENSION BUDAPEST, Nähe Markuspl., m. Komf., Pens. ab L. 35.

GRAND HOTEL LUNA, am Markuspl.

VILLAPASSA. HOTEL AQUILA D'ORO, beste Lage.

HOTEL EMMA, altrenomm., mod. Komf.

ITALIENISCHE RIVIERA

BOGLIASCO b. GENUA. PENSION FERECCIO, Familienheim, bestempfohlen.

GENUA-QUINTO. HOTEL LIDO PARC, am Meer, mod. Komf.

NERVI bei GENUA. Klimat. Kurort I. Ranges. Ausk. d. Azienda Autonoma.

CAFÉ „LA MARINELLA“, erstklass. Fremdenlokal.

HOTEL PENSION BÜRGI, am Strand, günst. Pension.

STRANDHOTEL MIRAMARE, erstkl. a. d. Strandpromenade.

PENSION DU SOLEIL, einzige Lage am Meer. Mäß. Preise.

SCHWEIZ

AROSA. ALEXANDRA HOTEL, erstkl. Haus, jed. Komf., Prosp.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL AROSA-KULM, sonnig und höchstgelegen. Allermod. Komfort.

HOTEL BELLEVUE, bestempfohlen, sonnigste Lage.

PARKSANATORIUM AROSA, beste Kurerfolge, Prospekt F.

SANATORIUM ALTEIN, beste Lage, letzter Komfort. Chefarzt Dr. O. Amrein.

SANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

DAVOS. PENSION MERULA, sonn. Waldlage.

PRIVATSANATORIUM DR. VÖCHTING. Sonnigste Lage. Fließend. Wasser.

SANATORIUM SCHATZALP, 300 m ü. Davos, vornehm und behagl.

DAVOS-DORF. NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer. Chefarzt Dr. J. Gwerder.

LOCARNO. HOTEL METROPOL am See, von Deutsch. bevorzugt, moderner Komfort.

LUGANO. CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt am See mit Schwimm- u. Sonnenbad.

HOTEL PENSION MINERVA, prachtv. Aussicht, mäßige Preise.

HOTEL VICTORIA AM SEE, moderner Komfort, Nähe Strandbad.

HOTEL ST. GOTTHARDT-TERMINUS. Komfortabel, mäßige Preise.

HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.

HOTELPENSION ZWEIFEL, 5 Minut. vom Bahnhof und Schiff.

KURHAUS CADEMARIO, 850 m ü. d. M. Prospekt.

LUGANO-CASSARATE. HOTEL PENSION DIANA, fließ. Wass., am Strandbad. Fr. 8.— bis 10.—.

LUGANO-CASTAGNOLA. KURHAUS MONTE BRÈ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann), Deut. Haus.

LUZERN. HOTEL ST. GOTTHARD TERMINUS, I. Rang, mod. Komf., an Bahn und Schiff.

BAD RAGAZ. HOTEL KRONE, gutbürgl., bestgef.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

EISENACH. HAUS ROSENECK, erstkl. Töchterheim. Heimweg 27.

HALLE a. S. DR. HARANG'S HÖHERE LEHRANSTALT. Oberprima. gegr. 1864.

LEIPZIG. BARTHSCHE REALSCHULE, gegr. 1863. Prospekte.

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS, komf. Erziehungsinst. u. Pensionat für junge Mädchen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4389. 172. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 25. April 1929.

Bad Flinsberg im schlesischen Isergebirge

Gebirgs-Stahlquellen-Kurort
Natürliche Arsen-, radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder, Fichtenrindenbäder, Inhalatorium.

Heilt Bleichsucht, Herz- und Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Gicht. Ganzjähriger Kurbetrieb. Wintersport. Prospekte frei d. die Badeverwaltung

Kurhaus: Führendes Hotel, Pension

WILDBAD im Schwarzwald
NATURWARME HEILQUELLEN
geg. Gicht, Rheuma, Ischias u. A. Luftkurort
Ausk. u. Prospekt Nr. 16 durch Badverwaltg.

TARASP & VULPERA

Unterengadin 1250 m. Das Bad für Magen, Darm, Stoffwechsel, Nerven u. Herz. Einzige Glaubersalzquellen in den Alpen. — Eröffnung anfangs Mai.

Führende Hotels: Kurhaus Tarasp 300 Betten; Waldhaus Vulpera 400 Betten; Schweizerhof Vulpera 300 Betten. — Man verlange Gratisprospekt Nr. 17.

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster
Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort.
Prospekte auf Wunsch.
Innere-, Nerven- und Stoffwechselleiden. | Frauenleiden, Gelenkleiden, Lähmungen.
Rheuma.

BAD TRENTSCHIN-TEPLITZ
(in den Karpathen, Slovakei)
ermöglicht die idealste Badeart: der Kranke badet direkt in den Schwefelthermalquellen, nachdem diese unmittelbar in den Badebassins entspringen. Spezialisiert gegen:
RHEUMA, GICHT, ISCHIAS.
• Radioaktiver Schwefelschlamm.
Vergünstigte Frühjahrskuren. Wohnung mit voller Pension Kč. 45.—.
Auskünfte durch:
Frau Dr. Gisela Szekely, Berlin W 15, Bleibtreustr. 27, Fernruf: Bismarck 843.

PHOTO-APPARATE, alles Zubehör. konkurrenzlos preiswert, auch Teilz. Vorzugsliste K gratis Photohaus **Max Albrecht,** Berlin SO 36 K, Kottbuserstr. 3.

Invalidenräder Krankenselbstfahrer, *auch mit Motorantrieb,* Krankenfahrstühle, solide Fabrikate. Katalog gratis. Rich. Manne, Dresden-Löbtau 2.

ORIGINAL FÖN

ANTUSCH

De olle Buer seggt: „Mien Söhn,
Führ in de Stadt un köp'n FÖN.
So'n Düwelding, wat Wärme strahlt,
Makt sich in eenen Dag betahlt."

Nur echt mit eingeprägter Schutzmarke FÖN
Weit über eine halbe Million im Gebrauch!

Original-Fön	RM. 28,-	Isofön	RM. 28,-
Fön Son	„ 21,-	Isofön Son	„ 21,-
Luxus-Fön	„ 32,-	Reise-Fön	„ 36,-

FÖNELLA zur Herstellung und Trocknung von Wasserwellen. Preis **RM. 6.-**

FÖN RAUPE D·R·P·
Zur idealen Bettwärmung und zur Auflockerung der Bettfedern und Pflege der Betten. Preis Rmk. 8.-

NEU! Elektr. Händetrockner MANU-FÖN

Zur natürl. Körper- u. Schönheitspflege:

Elektr. Vibratoren D.R.P.:
Sanax-Vibrator, Penetrator (sehr stark), Vibrofix (leichte Massage). Speziell zur Erlangung **schlanker Fesseln.**

Elektr. Hochfrequenz-Apparate D.R.P.:
Radiolux und Radiostat (erdschlußfrei).

Elektr. Sicherheits-Heizkissen D.R.P.:
Sanotherm und Sanotherm Son (mit Vacu-Regler).

Ueberall erhältlich.

Für jede eingesandte, witzige Reklame-Idee, die wir zum Abdruck annehmen, stiften wir dem Einsender einen Original-Fön.

FABRIK «SANITAS» BERLIN N 24

HOTEL RUSSELL

gegenüber den herrlichen Anlagen von
RUSSELL SQUARE, LONDON.
Zentrale Lage zwischen innerer Stadt und West End.
Eines der elegantesten Hotels in London.
Schlafzimmer mit fliessendem warmen und kalten Wasser, mit anschliessendem Privatbad.
MÄSSIGE PREISE.
Verlangen Sie illustrierten Prospekt.

Das sonnige **THERMALBAD HOFGASTEIN**
die Quelle neuer Jugend und neuer Gesundheit

radioaktivste Alpentherme 44.6° C Naturwärme, berühmte Heilerfolge bei Adernverkalkung, Altersgebrechen, Nervenleiden, Gicht, Rheuma, Ischias usw.
Volle Pension von M. 6.— aufwärts.
Auskünfte, Prospekte, Wohnungsliste durch J. Danneberg, Berlin NW 7, Unter den Linden 5 und die Kurkommission.

In Paris findet man unsere „ILLUSTRIRTE ZEITUNG" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., 8. e., 44 bis. Rue Pasquier, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird dort gern spesenfrei erteilt.

La Rotisserie du
Cardinal
1, Boulevard des Italiens **Paris** Im Stadtzentrum bei der Börse
Vorzügliche Küche! Die besten Delikatessen! Wiener Mehlspeisen! Zuckerbäckereien! Gutes Bier! Gute Weine! Gepflegte Keller! Deutsches Personal! Deutsche Zeitungen! Deutscher Treffpunkt!

WALDORF HOTEL
ALDWYCH, LONDON, W.C. 2

A Hotel de Luxe with a Moderate Tariff.

Apply for Tariff to John Kugi, General Manager, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.
Telegrams: Waldorfius, London.

PARIS **LE ROYAL MALESHERBES** PARIS
24, Boulevard Malesherbes, 24.
Privatwohnungen als EIGENES HEIM.
Sämtliche mit Bad u. Telephon ausgestattet. (Mit oder ohne Küche u. Kühlraum).
Restaurant — Tea-Room.
Telegramme: Royalesherbes Paris 123.

HOTEL BALTIMORE
88 bis, Avenue Kléber, Paris
Im ruhigen, aristokratischen Viertel von Paris
JEDER KOMFORT.
Das angegliederte Restaurant Chez Madame Sans Gêne ist wegen seiner besten französischen Küche berühmt.

Die **Umschau** muß jeder Gebildete kennen. Sie ist die beste illustrierte Wochenschrift in Wissenschaft u. Technik. Probeheft 72 sendet kostenlos der Verlag in Frankfurt a. M., Niddastr. 81-83. Schreiben Sie eine Postkarte **für 8 Pfennige.**

PARIS, Hotels St. James und d'Albany,
211 rue St. Honoré, gegenüber „Les Tuileries", 300 Zimmer, 150 Badezimmer. Staats-Telef. i. jed. Zimmer, ab 40 Frs. A. Lerche, Besitzer.

Sie sind willkommen in **PARIS** Place de la République **HOTEL MODERNE**
Tel.-Adr.: Otelderne Paris
Zimmer von 30.— Fcs.
500 Zimmer - 300 Badezimmer
Modernster Komfort
Bier- und Wein-Restaurant
Anerkannt gute Küche

DAS ZIEL EINT SIE

Des Arbeiters Erfahrung, fußend auf des Gelehrten Wissenschaft, verwirklicht der Kaufmann mit des Künstlers liebevoller Hilfe zur ausgereiften Tat. Alle vier geben ihr Bestes. Das Ergebnis ist der „Adler Standard". Er befriedigt das kritische Wägen des Experten durch eine in edlem Material abgeschlossene Konstruktion und erfreut mit seiner frischen Kraft und Schönheit den Fahrer wie den Besitzer. Er hat sich im harten Gebrauch des Alltags und in den schwersten Prüfungsfahrten untadelhaft bewährt. Jeder „Adler Standard" verbindet guten Ruf, Tradition und Beharrlichkeit mit gesundem Erfassen des bewährten Neuen und jeder einzelne Wagen festigt den Kreis wirklich zufriedener Kunden — denn *jeder* ist gediegen, zuverlässig, gut und schön. In großen Mengen erzeugt — aber kein Massenprodukt. Ein überaus angenehmes Finanzierungssystem und ein stets verläßlicher Kundendienst stehen zu Ihrer Verfügung.

ab Werk

„Adler Standard 6" 10/45 PS 4–5 sitzige Innensteuer-Limusine RM. 6750.–
„Adler Standard 6" 12/50 PS 4–5 sitzige Innensteuer-Limusine RM. 6975.–
„Adler Standard 6" 12/50 PS 6–7 sitzige Pullman-Limusine RM. 8300.–
„Adler Standard 8" 15/70 PS 6–7 sitzige Pullman-Limusine RM. 10500.–

Das sind unsere Beweise.

„Adler Standard 6" 7mal und „Adler Standard 8" 9mal gelagerte Kurbelwelle mit 124,4 qcm und 154,6 qcm Lagerfläche. — Normaldrehzahl 2400 U. M. — 4mal und 6mal gelagerte Nockenwelle. — Original „Lockheed" Sicherheits-Öldruck-Vierradbremse mit vollem Bremsausgleich, Original „Bowen" Einpedaldruck-Zentralschmierung mit 60 Atmosphären Druckwirkung, Original „Bendix-Silent"-Anlasserantrieb. — Original „Ambi-Budd-Ganzstahl-Karosserien. — Gesonderte Öl-, Betriebsstoff- und Luftfilter. — Reichlichste Verwendung von Elektron-Leichtmetall. — Trockene Einscheibenkupplung. — Weitdimensionierte Vollfederung. Kugel-Rollen-Gleitlager im Getriebe. — Gesonderte Stoß-Dämpfer mit Servowirkung. — Doppelfaden-Biluxlampen. — Stoß-Stangen hinten und vorn. — Licht- und Signaltaster am Steuerrad. — Elektro-Fahrtrichtungsanzeiger und Scheibenwischer. — Indirekt beleuchtetes Armaturenbrett. — Tachometer. — Öldruckmesser. — Ampèremeter für Ladung und Verbrauch. — Ableucht-Lampe. — Reichliches Werkzeug. — Wagenheber.

ADLERWERKE

VORM. HEINRICH KLEYER A.-G. / FRANKFURT AM MAIN

Filialen in: Berlin, Breslau, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Königsberg i. Pr., Leipzig, München, Nürnberg, Stuttgart.

Vertreter an allen bedeutenden Plätzen.

Illustrirte Zeitung

Archives phot. d'art et d'histoire.

HONORÉ DAUMIER: DIE WÄSCHERIN

EINE BEMERKENSWERTE NEUERWERBUNG DES LOUVRE IN PARIS

ITALIEN UND FRANKREICH

Nieder mit Frankreich", so erscholl es im vorigen Jahre in Italien, als nach Meinung der Italiener Frankreich ein allzu mildes Urteil über einen Faschistenmörder gesprochen hatte. Umzüge fanden statt, französische Konsulate konnten nur durch militärische Aufgebote vor der kochenden Volkswut gerettet werden. Hatte nur der Pariser Prozeß dem früheren Verbündeten solche Feindschaft zugezogen? Bereits der April 1926 hatte zu einer erheblichen Anzahl französisch-italienischer Grenzzwischenfälle geführt. Im November des gleichen Jahres war es dann zu Zwischenfällen auch in Benghasi und Tripolis gekommen. Hatte am ersteren Orte die Menge versucht, die französische Flagge im Konsulat niederzuholen, so war es vor dem Konsulatsgebäude in Tripolis zu einer regelrechten Belagerung durch die Demonstranten gekommen. Im gleichen Monat überfielen Angehörige der faschistischen Miliz französische Eisenbahner in Ventimiglia und versuchten in das französische Konsulat einzudringen, und im Dezember wiederholten sich die Überfälle am selben Orte. Sind diese von mir planlos herausgegriffenen Ereignisse wirklich an sich völlig bedeutungslos, rein lokale und Augenblickserscheinungen oder nicht vielleicht eher als wichtige Symptome eines epochalen Problems zu verzeichnen?

Das faschistische Italien ist der Meinung, daß Italien von der Natur zur maßgebenden Macht im Mittelmeer bestimmt ist. Diese Meinung wäre unter der Bedingung richtig, daß sich der Italien gegenüberliegende Teil der Küste Nordafrikas in italienischen Händen befände. Erst dieser Besitz würde Italien in den Stand setzen, das Mittelmeer zu sperren. Befindet sich aber diese Küste im Besitz einer fremden Macht, so kann diese Macht das Mutterland Italien bedrohen, die Bewegungen der italienischen Flotte zwischen dem Tyrrhenischen und Adriatischen Meere taktisch beherrschen und so die Atmung Italiens lähmen. Im Altertum war diese Macht Karthago, heute ist es Frankreich durch Biserta, den großen afrikanisch-französischen Kriegshafen, dessen Aktionsradius die sizilische Straße und die Küste Siziliens so in seiner Gewalt hat, daß er das Mittelmeer „abschnüren" kann. „Biserta packt das Mittelmeer bei der Gurgel", wie sich ein französischer Politiker ausdrückte. Schon Catos Wort: Ceterum censeo Carthaginem esse delendam, war die Formulierung der römischen Erkenntnis jener Gefahr. Auch dem Staatsmann Mussolini blieb diese Existenzbedrohung Italiens keineswegs verborgen, und so waren bereits vor dem Sieg des Faschismus die Beherrschung des Mittelmeers; Frankreichs anspruchsvolle Mittelmeerpolitik; Rom, der Mittelpunkt der lateinischen Welt, die immer wiederkehrenden Themata der öffentlichen Diskussion. Als aber der Faschismus den innerpolitischen Kampf gewonnen hatte, begann sein Leiter durchaus keine abenteuerliche Außenpolitik. Schritt für Schritt mit voller Systematik und Methode geht Mussolini seinen Weg. Ging dieser Weg bis zum Jahre 1926 sogar mit Frankreich zusammen, so ist Italien vielleicht erst seit der mit großem Aufwande durchgeführten Reise Mussolinis nach Tripolis 1926 im Zusammenhang mit seinen Ankündigungen über die koloniale Ausdehnung zu einem Sorgenkind der europäischen Politik geworden. Die Frage der Unterbringung des Bevölkerungsüberschusses ist neben der schon betrachteten militärisch-strategischen für Italiens Verhältnis Frankreich gegenüber entscheidend geworden. Und andererseits ist wieder der Gedanke, daß der nationale Schwung und die zahlenmäßig immer stärker werdende Überlegenheit den Italienern die Rolle der lateinischen Vormacht, auf der Frankreichs Weltstellung bis zum erheblichen Teil beruht, zuspielen könnten, den Franzosen in steigendem Maße unsympathisch geworden. Und diese französischen Stimmungen werden weiter durch die französischen Lohnarbeiter verstärkt, deren Zorn das selbstbewußte Auftreten der Faschisten erregte.

Italien ist bei der Aufteilung der Kolonien zu spät und zu kurz gekommen. Das eigene Kolonialland ist zu klein und nur zum Teil in Tripolis zur Besiedlung geeignet. Als besonderes Unrecht empfand und empfindet Italien noch heute die Wegnahme Tunesiens durch Frankreich. Liegt doch dieser fruchtbare Landstrich der Halbinsel am nächsten und ist schon seit langer Zeit von Italienern besiedelt, die dort das französische Element weit überwiegen und etwa das Doppelte aller in den italienischen Kolonien wohnenden Italiener betragen. Das italienische Volk, im Mutterland etwa von gleicher Zahl wie das französische, steht dessen Geburtenüberschuß von rund 80000 mit einem eigenen von rund 500000 gegenüber. Die Auswanderung nach Nordamerika ist praktisch gesperrt, und von den südamerikanischen Staaten drohen jederzeit gleiche Maßnahmen. Italien braucht aber neues Land für die, die in der Heimat keinen Platz mehr finden. Nun kamen noch 1924 in Frankreich auf ein Quadratkilometer 72 Bewohner, in Italien aber deren 128. Und so ist es denn durchaus verständlich, daß ein Einwanderungsstrom sich über Frankreich ergossen hat und nach den letzten Statistiken sich fast die Hälfte der gesamten italienischen Auswanderung nach Frankreich richtet. So befanden sich 1926 897659 Italiener in Frankreich, wobei allein die Zahl der in Südfrankreich lebenden Italiener auf $^1/_2$ Millionen geschätzt wird. Die Ausbreitungsbestrebungen Italiens gehen somit in Frankreich selbst vor sich, wobei sich vor allem im Südwesten und Süden Frankreichs das Italienertum mehr und mehr ausbreitet. Aber auch in Frankreich ist man sich über diese drohende Gefahr bereits klar geworden, wie ein Aufsatz in der „L'Illustration" von 1927 erkennen läßt: „Wie viele Italiener auch irgendeinen Teil der Vereinigten Staaten von Amerika bevölkern würden, sie wären nie eine Gefahr für die Zusammensetzung dieses Staates. Aber wir wagen nicht das gleiche für Frankreich zu behaupten, wenn die Italiener in allzu geschlossenen Massen das Departement Alpes Maritimes bewohnen würden." In diesem Departement kommen bereits auf 100 Franzosen 35 Fremde. Nach der gleichen Quelle siedeln sich seit 1921 auch an der Garonne, wo die Bevölkerung unter allen französischen Departements am meisten abnehmen soll, Italiener an. „Sie haben ihre Priester, ihre Bankiers, ihre Advokaten, ihre öffentlichen und geheimen Funktionäre, alle möglichen Einrichtungen, um bei ihnen das Italienertum wach zu halten. In der außerordentlich schwierigen Lage, in der wir uns befinden, können wir es nicht gestatten, daß die Einwanderer Gemeinschaften bilden, die mit ihrer Heimat durch die Tätigkeit gewisser Konsuln und Priester Verbindung halten." Bedenkt man, daß die Italiener in Frankreich ständig Zuzug aus der Heimat erhalten, mit dem sie durch faschistische Organisationen in enger Fühlung bleiben, so wird die Bedeutung des Problems Italien—Frankreich noch unterstrichen und Mussolinis Absichten unverkennbar, jene Gebiete Frankreichs an sich zu bringen, die von Italienern bewohnt sind: Nizza, Savoyen, Korsika, Tunis und später wohl auch einmal Südfrankreich. Nach Tunis ist ebenfalls eine weitere Einwanderung von Italienern zu beobachten.

Die Interessen beider Mächte stießen in den letzten Jahren auch auf dem Balkan zusammen, dem Mussolini seit Mitte 1926 erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet. An Stelle eines als Nachbar angenehmen schwachen Österreich-Ungarns trat Jugoslawien. Frankreich aber legte aus politi-

Laufbrunnen mit der Figur eines singenden und Harmonika spielenden Jungen in Köln-Bickendorf.

Der in einer Siedlung in Köln-Poll errichtete Gedenkstein zur Erinnerung an die Poller Milchmädchen.

Ein Brieftauben-Denkmal in Tokio zum Gedächtnis der im Nachrichtendienst umgekommenen Brieftauben.

EIGENARTIGE DENKMÄLER

Die Eröffnung der Ausstellung „Gas und Wasser" in den Ausstellungshallen am Kaiserdamm in Berlin.
Überblick über die Festversammlung der Ehrengäste im Ehrenhof der alten Autohalle während der Rede des Staatssekretärs v. Trendelenburg bei der Eröffnung der bisher größten technischen Gas- und Wasserfachausstellung am 19. April.

schen und wirtschaftlichen Gründen Wert darauf, Jugoslawien zu finanzieren und durch diese slawische Vormacht den Balkan zu beherrschen und Italien in Schach zu halten. Italien sollte also durch eine Kette französischen Besitzes und französischen Einflusses eingeschlossen und gefesselt werden. Die Erwiderung Mussolinis konnte daher nur in einer konsequenten Politik bestehen, den überragenden Einfluß Frankreichs in den Nachfolgestaaten des ehemaligen Österreich-Ungarns allmählich zu verringern und darüber hinaus seinerseits Jugoslawien zu isolieren und durch eine Kette von italienischen Freundschaftsstaaten einzukreisen. Und erst unter diesem Gesichtspunkt sind der italienisch-rumänische Freundschaftsvertrag vom September 1926, ein gleicher Vertrag zwischen Italien und Albanien vom November desselben Jahres und ein solcher mit Ungarn vom April 1927 zu verstehen und in ihrer politischen Bedeutung voll zu würdigen. Zugleich lassen auch andere Erscheinungen Ansätze in Mussolinis Außenpolitik erkennen, den Italienern bei etwaigen Mittelmeerkonflikten eine stärkere Stellung zu geben. Hierher gehören vor allem die Arbeiten für die Schaffung einer modernen Flottenbasis auf Sardinien, die dazu dienen soll, das Tyrrhenische Meer zu beherrschen und die Westküste Italiens zu sichern, denn die alte italienische Flottenbasis von Maddalena gewährte wegen der Nähe Korsikas schon längst keinen genügenden Schutz mehr. Daß Mussolini andererseits große Anstrengungen macht, sich bezüglich der Nahrungsmittel vom Ausland unabhängig zu machen, und daß fast $^1/_4$ der gesamten faschistischen Miliz im westlichen Oberitalien stationiert ist, daß auch das französisch-englische Flottenabkommen besonders in Italien scharfe Kritik gefunden hat, sind doch alles nur kleine Zeichen dafür, daß der Gegensatz Italien—Frankreich heute aktueller ist denn je. Bernhard Sommerlad, Halle.

Lord Revelstoke,
englischer Delegierter für die Reparationsberatungen in Paris, Vorsitzender des Unterausschusses der Konferenz, † am 19. April durch Herzschlag, 63 Jahre alt.

Das neue deutsche Kabinett.
Die deutsche Regierungskrise endete mit einer Erweiterung des Kabinetts durch die drei Zentrumsabgeordneten v. Guérard, Stegerwald und Dr. Wirth; der bisherige Reichsjustizminister Koch-Weser schied aus dem Kabinett aus. Von links nach rechts: Stehend: Schätzel (Post); v. Guérard (Justiz); Stegerwald (Verkehr); Severing (Inneres); Dietrich (Ernährung); Hilferding (Finanzen). Sitzend: Dr. Curtius (Wirtschaft); Dr. Stresemann (Äußeres); Reichskanzler Hermann Müller; Groener (Reichswehr); Dr. Wirth (besetzte Gebiete).

Was wird aus Ellen?

Roman von Sophie Hoechstetter.

(Schluß.)

Walter Oettingen führte die Zigarette zum Mund und sagte nebenhin: „Furchtbar nett, daß dein Vetter mal herauskam aus seinen Krankenhäusern. Ich habe mich wahrhaftig gefreut für ihn. Um seinen Beruf auszuhalten, braucht man wirklich zuweilen die ganz fremde, neue Umgebung."

Ellen brauchte nichts zu antworten, denn er sprach rasch weiter. „Das Schöne und Besondere an den Ausführungen deines Onkels war, daß er dann nicht zum Troste für solche, die an die Scholle oder das Stadtviertel und Sonntagskarten gebannt sind, uns die alte Voyage autour de ma chambre auftischte, sondern in die geistigen Bezirke ging. Er sprach von denen, die durch die Welten der Kunst oder der Wissenschaft reisen. Oder durch die Welten der Arbeit. Diese Worte sind mir eine große Anregung geworden. Ich werde sie nie vergessen. Denn mir entsprang daraus eine Verpflichtung. Wir hören heute in der Zeit der Sachlichkeit, der Mechanisierung immer nur von Brot, Erfolg, Macht, durch den Beruf zu erreichen. Daß unser Arbeitsfeld eine Welt ist, mit allem Reiz, allen Schicksalsmöglichkeiten, allem Vergeistigten und Kosmischen des Wortes, begriff ich erst durch jene Rede eines Mannes, der — Pardon, trotz einer Melitta — sich etwas vom Feuer seiner Jugend in sein Heute hinübergerettet hat."

Er hob sein Likörglas. „Wir trinken auf unsern Beruf, Ellen. Der uns Berufung werden soll und eine bewegte Reise durch die Welt unserer Ideen und unserer Kraft."

Sie war ein wenig bewegt, suchte es zu verbergen. „Dein Wohl, lieber Weltreisender!"

Er lachte, in seine Augen kam wieder ein Schimmer von knabenhafter Lustigkeit.

„Von der Weltreise durch die Liebe sprach der Onkel nicht, Ellen. Und das kam wohl wegen Melitta. Denn Melitta ist kein Erdteil und ist auch nicht gerade ein Königreich oder eine freie Republik. Melitta ist Provinz. Und wäre ich unartig, so würde ich sagen, sie ist ein kleiner, chinesischer Hafenplatz, wo der Onkel unter vielen Zeremonien wohnen muß. Aber wenn Melitta es nicht merkt, besteigt er das Luftschiff seiner Träume und fährt in unverwüstlicher Reiselust der Seele über die Welt seiner Jugend dahin."

Sie war sekundenlang betroffen. Hatte sie vielleicht Ähnlichkeit mit Melitta bewiesen, als sie Fred so zürnte wegen der Reise?

Ellen sah nach der Uhr. Doch Walter beruhigte sie. Es wäre noch ein bißchen Zeit. Noch eine Zigarette lang.

„Melitta ist noch etwas: Schleifstein deines Witzes, Walter."

„Ich achte Frau von Herrfurth hoch, liebste Ellen. Manche Männer brauchen eine starke Hüterin ihrer Schwelle. Und Melitta ist Endstation. Der Hafen. Hoffen wir, daß im Leben des Weltreisenden sicher viele Oasen und viele blühende Gärten waren. Denn wir brauchen doch alle nicht nur das Tüchtige, sondern auch das Flüchtige auf der Weltreise durch die Liebe." — — —

Das Auto raste wieder die Straßen von Rostock entlang.

Frau Lenter wurde abgeholt. Sie fühlte sich wohl und freute sich auf ihre schwedischen Freunde. Ellen saß artig bei ihr im Wagen.

Man lief im letzten Licht des letzten Apriltages in Westend ein. Mafalda nahm ihre Herrin in Empfang. Ellen und Walter erhielten eine Einladung zu einem Abend mit Maria Benek.

„Ich fahre dich noch nach Wannsee", sagte Walter, als sie wieder allein waren. „Denn ich nehme an, das Zimmer bei Plantas ist dir im Augenblick lieber als Melittas Hafen."

Er nahm den Weg wieder über die Avus. Am Himmel brannte das Rot der untergehenden Sonne. Frühlingshaft weich, ein wenig schmerzlich lag das begrünte Land.

„Nun werden wir also Maria Benek wiedersehen", begann Ellen und dachte, Walter Oettingen würde ihr dabei eine Hilfe sein. Er konnte dann die wohl unausbleibliche Frage nach Fred beantworten, vor der sie sich fürchtete.

Walter antwortete nicht gleich. Dann warf er hin: „Ja, irgendwann sieht man auf der Weltreise die Zeitgenossen immer wieder. Doch jetzt will ich nicht zurückblicken. Frühere Generationen hatten Zeit dazu. Wir müssen vorwärts." Und er setzte ein jagendes Tempo ein.

„Kommst du noch einen Augenblick mit herauf?" fragte Ellen vor ihrer Wohnung.

Er trat mit in den Vorgarten. Es war das verschwebende, letzte Licht des Abends, vielleicht machte ihn das so blaß. „Du bist müde, Walter."

Er zögerte. Dann nahm er mit einer raschen, heftigen Bewegung ihre Hand zu starkem Druck. „Leb' wohl, Ellen. Ich fahre morgen. Nein, ich will Maria Benek nicht wiedersehen. Jetzt nicht! Hab' du die Freude. Und komm Pfingsten zu mir an den Rhein. Es ist doch wie ein ewiger Klang, der Rhein." Er sah sie herzlich an: „Kann dir Walter Oettingen nicht gut genug sein zu einer Station auf der Weltreise? Überleg' es dir. Nimm das Leben nicht so schwer."

„Dank, Walter."

Er wandte sich kurz, grüßte noch zurück, eilte zu seinem Wagen. Im Fahren rief er zurück: „Auf Wiedersehen, Ellen!"

Er jagte seinen Weg zurück. Dachte, es wäre nicht absolut nötig, daß wir beide zu Pfingsten am Rhein von Maria Benek und Fred Steinlein sprächen, auch wenn wir ganz anderes reden. Es müßte eine schöne, liebste Kameradschaft geben, abseits von den Schicksalsgestalten. Dann lächelte er und wußte in der Kraft seiner Jugend: Insoweit war Maria Benek für ihn eine Schicksalsgestalt: er würde nie mehr in Gefahr kommen, sein Herz an ein alltägliches und belangloses Wesen zu hängen. — — —

Am nächsten Morgen saß Ellen früh und frisch bei ihrer Arbeit. Das Zusammensein mit Walter Oettingen hatte sie ermuntert. Sie beschloß, ihren Doktor vor dem Staatsexamen zu machen, wie es doch Anne Planta auch getan. Das Thema für die Dissertationsschrift hatte sie schon erhalten und teils bearbeitet. Sie konnte sich zur Promotion melden. Das würde heißen, daß sie bis zum Semesterschluß vor Arbeit überhaupt keine Zeit mehr hatte, Gedanken nachzuhängen. Wer von früh bis Mitternacht arbeitet, findet keinen Augenblick, um Karten oder Briefe, die nicht kommen, Leid zu tragen. Sie steigerte sich in diesen Plan, dachte an Walter Oettingens Energie, an seinen gesunden Lebenswillen; ja, sie kam auch aus der wehmütigen Anklage gegen Fred in eine versöhnliche Stimmung zu ihm. Wer immerfort mit psychisch Erkrankten, mit Belasteten, mehr oder weniger Anormalen zu tun hat, verliert wohl leicht einmal die Einstellung zu Gesunden. Oder verlangt von den Gesunden ein Zuviel an Selbstbeherrschung.

Sie arbeitete bis gegen Mittag, war mit ihrer Leistung zufrieden, aß in Gesellschaft der Hauptmannswitwe und wurde gefragt, ob sie wohl bis gegen Abend im Hause bliebe. Das Mädchen hatte Ausgang, und Frau von Niedner müsse einen Besuch in Potsdam machen. Ellen versprach, das Haus zu hüten. Und es wurde ihr sonderbar wohl und freiheitlich zu Sinn, als sich eine völlige Stille ausbreitete. Als Alleinherrscherin in einem Hause zu sein, wie lange hatte sie diese besondere Art von Selbstgefühl nicht empfunden! Sie ging in die Zimmer der Plantas, besah Möbel und Dinge, erinnerte sich an Annes Plaudern, während sie zusammen einrichteten. Anne hatte erst dieser Tage wieder geschrieben, daß der 6. Mai für die feierliche Trauung im Stephansdom bestimmt sei, und ob Ellen käme. Nun, damit war es nichts. Aber wenn Plantas dann hier wohnten, würde Ellen sie nicht stören. Sie konnte jeden Tag hinein nach Berlin fahren zur Universität. Sie brauchte nicht unter Tante Melittas spähenden Augen zu leben. Nicht dort von Freds Wiederkehr zu hören, nicht dort vor aller Augen seine Heimkehr zu erleben. Die Heimkehr eines Veränderten, zu dem sie eine neue Stellung nicht wußte.

Sie zwang sich, nicht an ihn zu denken. Sie beschloß, sich Kaffee zu kochen, setzte Wasser an, besorgte die Maschine. Eine leise Müdigkeit lag über ihr; wenn sie Kaffee trank, war sie frischer zur Arbeit. Und sie hatte große Lust, heute noch das ganze Material für ihre Dissertation durchzusehen und zu berechnen, wann sie mit der Arbeit fertig werden konnte.

Der Kaffee mußte nun ein wenig ziehen. Ich werde einen Gang durch den Garten tun, beschloß sie, überschritt den Flur und trat ins Freie.

Es war ein recht herkömmlicher Garten, ohne persönliche Note, ein gemieteter Garten nach einem Schema, mit soundso viel Laub- und Nadelgehölz und ein paar Beeten, die man jetzt mit Stiefmütterchen aufgeputzt hatte.

Sie umschritt das Haus, sah ein wenig den ziehenden Wolken nach und war von einer unbestimmten Angst erfüllt, sie könnte erwachen. Denn sie wußte es, sie mühte sich fortwährend um Vergessen, um Zukunftspläne, und das war doch alles nur die Not, das Eigentliche zu verdrängen. Man kann sich ein frohes Gesicht angewöhnen, die Menschen urteilen nach der Fassade, hatte Walter Oettingen mal gesagt. Sie belehrte ihn damals, daß man, um bei dem Bilde zu bleiben, die Räume eines Hauses nicht nach einer blendenden Fassade baut, sondern die Fassade ein Ergebnis der Innengestaltung ist. Er hatte gelacht und behauptet, die Sache ginge auch umgekehrt.

STRASSENIDYLL AUS KANDIA (KRETA)

(PHOTOGRAPHISCHE AUFNAHME VON FRANZ FIEDLER)

Ellens Blick streifte die Koniferengebüsche, und sie wunderte sich, daß alle Zypressen und schönen Eiben so konventionell, ja sinnlos wirken konnten. Sie enteilte den kleinlichen Bosketten, kam gegen den Vorgarten und sah plötzlich einen hellen Mantel, einen hellen Hut, Zigarettenrauch, einen abgewandten Rücken: es saß jemand auf der Bank des Vorgartens. Der Schnitt des fremden Mantels veränderte die Gestalt, der in den Nacken gerückte Hut ließ keinen Haaransatz sehen.

Aber Ellen wußte: Da saß Fred.

Es dauerte alles nur Sekunden. Sie reichten hin zur Selbstverspottung. Sie reichten hin zu namenlosem Schreck, zu einem Wirrsal von Gefühlen, während sie automatisch ein paar Schritte weitermachte.

Da sprang der Herr auf, wandte sich der Kommenden entgegen, riß den Hut ab.

Und Fred stand da.

Er gab ihr nicht die Hand. Er versuchte keinerlei Erklärung. In allergrößter Einfachheit sagte er: „Weißt du, Ellen, ich sitze hier schon eine gute Stunde. Ich habe mich einfach nicht hineingetraut. Ich — ich dachte, vielleicht kommt jemand und klingelt für mich."

Es war entwaffnend! Sie hatte hundertmal erwogen, wie denn das Wiedersehen sein würde und wie ihr Benehmen dabei. Nun hörte sie sich auf die alltägliche Weise antworten: „Du kommst gerade recht zum Kaffee. Er muß eben fertig durchgetropft sein."

Sie sah, er war braungebrannt und sehr nervös. „Du hast doch nicht Gesellschaft, Ellen? Dann gehe ich besser wieder. Ich möchte dich gern allein sprechen."

„Ich bin allein. Komm nur."

Sie ging ihm voraus, schritt über die Schwelle, hatte plötzlich ihr vollkommenes Selbstgefühl wieder, wandte sich Fred zu, reichte ihm die Hand: „Eigentlich kannst du mir guten Tag sagen, Fred."

Er drückte ihr heftig die Hand.

„Bist du zurückgerufen worden? Aber das erzählst du mir nachher. Leg' deine Sachen hier ab, ich hole den Kaffee. Du kannst mir ein bißchen helfen, ich muß noch eine Tasse für dich holen. Es ist auf der Veranda gedeckt." Sie blieb bei solchen nichtssagenden Worten, verbarg einen Sturm des Herzens hinter der gleichmütig freundlichen Fassade ihres Wesens und genoß zum erstenmal in ihrem Leben ein Machtgefühl. Was ihn nun auch zurückgetrieben hatte, ob ein Zerwürfnis mit seiner Patientin, ob ein Ruf des Chefs, gleichviel: er war hier bei ihr und, wie es schien, direkt von der Bahn gekommen. Ein undefinierbares Etwas an seiner Kleidung sagte ihr dies. Oder war es vielleicht nur das unfrische Taschentuch, mit dem der sonst so peinlich Ordentliche vorhin im Flur sich über die Stirn gestrichen hatte?

Sie schenkte Kaffee ein. Fred hatte wie unter einem Zwang Platz genommen, nun sprang er wieder auf, lief ein paar Schritte hin und her, den Kopf gesenkt, ratlos.

„Du scheinst mir recht müde", sagte sie und kam sich vor, als ahme sie die träge Stimme Anne von Plantas nach. „Komm, trink den Kaffee. Ich danke auch für die hübsche Ansichtskarte. Es ist eine solche Freude, wenn man Ansichtskarten bekommt."

„Hm!" Er blieb stehen, starrte sie an. „Es ist auch sehr reizend, wenn man auf einen Brief keine Antwort bekommt. Ich habe ihn selbst in dein Zimmer im roten Haus gelegt."

Da sprach sie in Gelassenheit: „Briefe, die sie nicht erreichten? Guter Fred, wir hatten schon eine verlorene Handschrift. Es ist ein Zuviel an so wohlbekannten Gesprächsstoffen. Sag' lieber, wie es unterwegs war. Bist du wirklich in Ägypten gewesen?"

„Ich? Kein Gedanke. Dahin hatte ich kein Flugzeug. Aber das mit dem Brief ist ganz niederträchtig von dir. Deine Freundin Planta in Ehren, aber meine Briefe sind richtige Briefe —"

„Es war doch vorhin nur einer, Fred!"

Sie sprach so leicht und ein wenig spöttisch, weil sie aus jeder Not des Zweifels gerückt war.

„Nun ja, einer, Ellen. Hast du ihn wirklich nicht bekommen?"

„Wirklich nicht. Aber nun kannst du ja erzählen, was darin stand. Oder ist nicht Zeit, mußt du gleich wieder fort?"

Er ergriff plötzlich die Kaffeetasse, trank hastig, klirrte sie zurück. „Stelle dir vor, Ellen, ich habe die Gräfin Benek im Zug getroffen. Zwischen München und Berlin. Lilienstjerne ist auch dabei. Sie sind im ‚Adlon'. Wir sollen morgen bei ihnen zu Mittag essen."

Maria Benek! Großer Gott, waren denn alle in Maria Benek verliebt?

„Kamst du deswegen?"

Er saß plötzlich neben ihr auf der Peddigrohrbank.

„Die Gräfin Benek bietet mir an, der leitende Arzt an einem kleinen Sanatorium zu werden, das sie geerbt hat. Es war bisher ein Erholungsaufenthalt für Minderbemittelte. Dem Kollegen, der jetzt dort ist, bietet sich eine Kreisarztstelle, zum Herbst anzutreten. Die Gräfin will aus Mitgefühl für unser verarmtes Land dieses kleine Sanatorium weiterhin so weit finanzieren, daß es ganze und halbe Freiplätze und sehr niedrige Tagessätze bieten kann. Und sie will es für Nervenkranke durch mich einrichten lassen. Sie ist wirklich eine wundervolle Frau."

Ellen antwortete mit etwas spröder Stimme: „Ja, das habe ich schon öfter gehört."

Fred lachte. Eine Erinnerung überwältigte ihn: „Hat man dir vielleicht auch von Baden-Baden erzählt?"

Sie wollte nicht, aber sie mußte in sein Gelächter einstimmen. Und sie tat es von Herzen. Sie fühlte, Maria Benek war nicht eine neue Gefahr, sondern sie bot eine herrliche Aussicht.

„Ist es möglich, du kannst selbständig werden? Du bekommst, was du dir so sehr gewünscht hast?"

Aller Zorn war vergessen, alle Kränkung versunken.

„Ich nenne die Gräfin Benek deshalb eine so wunderbare Frau, weil sie mit mir eine Weltanschauungsfrage besprach. Sie sagte mir offen, daß sie mir den Platz sehr gern geben würde, besonders auch, weil sie glaube, meine künftige Frau zu kennen."

Ellen mühte sich, eine Verwirrung zu verbergen. Er fuhr rasch fort: „Doch ich müßte ihr sagen, was mein Lebensglaube sei. Sie wäre genügend mit den Strömungen der Zeit bekannt, um zu wissen, daß gerade die Medizin heute noch so sehr an einer materialistischen Weltanschauung festhielte. Sie aber könne nicht eine Heilanstalt für Nervenkranke einem Arzt anvertrauen, der die Existenz einer überirdischen Welt verneinen zu müssen glaube."

Ellen überkam eine große Freude. Doch sie hielt an sich, fragte: „So wurde also im D-Zug zwischen der einstigen Eleonora Duse und dem vormaligen Knut Hamsun ein Religionsgespräch geführt? Wie verhielten sich denn da die Mitreisenden?"

Er stützte das Kinn in die Hand, saß gebeugt. „Mitreisende waren keine vorhanden. Baron Lilienstjerne ging in den Speisewagen. Sie fuhren natürlich Erster, und Lilienstjerne besorgte für mich den Zuschlag. Es ist also keine öffentliche Disputation gewesen, wie du fürchtetest."

„Und was hast du der Gräfin gesagt?"

„Zuerst sagte *sie* etwas, und das finde ich so schön. Sie erklärte mir, daß sie natürlich nicht einen konfessionell eingestellten Arzt suche. Es sei für sie das gleiche, ob man dem Christentum, der buddhistischen Lehre oder der Anthroposophie zuneige. Es handle sich für sie nur darum, daß der Arzt, der einen so verantwortungsvollen Beruf ausübe, seinen Kranken nicht nur Arzenei, Pflege, Rat oder analytische Psychotherapie zu geben habe, sondern auch den Hinweis auf eine Existenz und Verpflichtung über dieses Leben hinaus. Nun, da konnte ich ihr antworten, daß ich für meine Person den Dienst an Gemüts- und Geisteskranken nicht leisten könnte, wenn ich dieses Leben als die einzige und endliche Form unseres Daseins betrachtete."

Er schwieg, sah still vor sich hin, und Ellen begriff, der Nachklang jenes Gesprächs bewegte ihn noch.

„Und du hast zugesagt, Fred?"

„Ich wollte dich erst von allem in Kenntnis setzen, Ellen." Er sprang auf, nahm sich eine Zigarette, lief auf der Veranda umher. Die Dielen knackten unter seinem Schritt, vom Wasser herauf hörte man das Plätschern der Ruder.

„In Arco", begann er brüsk, „bin ich verabschiedet worden. In allen Ehren sozusagen und in liebenswürdigster Form. Da tauchte ein Freund von Frau von Weingarten auf — ein Epouseur, nehme ich an — und da wollte meine Patientin nicht durch ärztliche Reisebegleitung betonen, daß sie krank gewesen und noch nicht so ganz übern Berg sei. Sie wollte mir durch ihre Verwandte die Reisespesen nach Ägypten aufdrängen, aber das wollte ich nicht nehmen. Ich hatte plötzlich genug von der Fremde und stieg nicht in den Zug nach Rom, sondern fuhr nach Berlin. Um dich zu sprechen. Daß ich die Gräfin Benek treffen und sie mir eine solche Chance bieten würde, habe ich natürlich nicht gewußt."

Ellen war klug geworden. Sie fragte nichts. Sie sah, daß Fred gekommen war, um die wichtigste Frage an sie zu stellen. Und da er jetzt so viel von Maria Benek gesprochen hatte, tauchte vor ihr jenes Tagebuch auf, das sie von der Gräfin erhalten, und in dem in souveränen, eleganten Zügen und in hilflosem Deutsch geschrieben stand: „Wird Dir eine Domäne angeboten, so frage nicht, wer sie vorher besaß, und ob aller Boden gut ist. Wenn eine grüne Baum darauf steht und wachsen kann, hast auch Du Boden unter der Füße. Der Treue des Mannes ist der Wiederkehr."

Fred war einem grünen Baum zu vergleichen! Und wenn sich Frau von Weingarten ein paar Zweige abgerissen haben sollte, und wenn zukünftige Patientinnen ihn ein wenig bezauberten...?

Sie lachte plötzlich. „Deine Weltreise durch fremde Länder war aber recht kurz, Fred. Was mich betrifft, so bin ich zweimal nach Mecklenburg gekommen. Gestern holten Walter Oettingen und ich im Auto Frau Lenter. Walter ist sehr rührend gewesen. Er hat mir hier ein wenig die Zeit vertrieben. Er ist wirklich der liebste Junge, der liebste Freund..."

Fred sah sie erst erstaunt, dann zornig an. Seine Augen waren fast schwarz, seine Hände fielen schwer auf Ellens Schultern.

„Du sagst mir, Walter Oettingen sei der beste Freund...?"

Eine große Sicherheit, ein vollendetes Glücksbewußtsein überkam sie. Und sie antwortete lächelnd: „Er ist der liebste Junge und der beste Freund — nach dir!"

DIE FRANZÖSISCHE NATIONALHELDIN

ZUR 500 JAHRFEIER DER BEFREIUNG VON ORLEANS DURCH DIE „HEILIGE JOHANNA"

Das Geburtshaus der „Jungfrau von Orleans" in Domremy.

Die Eroberung der Stadt Orleans durch Jeanne d'Arc. Gemalt von J. E. Lenepveu.

Jeanne d'Arc bei der Königsweihe in Reims. Gemälde von J. A. D. Ingres. (Louvre, Paris.)

Am 29. April feiert Frankreich die Wiederkehr des Tages, an dem vor 500 Jahren Jeanne d'Arc, das Hirtenmädchen aus dem lothringischen Dorfe Domremy, die Stadt Orleans von der englischen Belagerung befreite. Ihr siegesgewisses Vertrauen hatte den gesunkenen Mut ihrer Landsleute zu neuer Tatkraft aufgerichtet. Salbung und Krönung Karls VII. in Reims bildeten ihres Lebens Höhepunkt. Dann begann der Abstieg. Johanna kam in die Hände der Engländer und wurde schließlich am 30. Mai 1431 als Ketzerin in Rouen verbrannt. — Die Gestalt der (am 30. Mai 1920 heilig gesprochenen!) „Retterin Frankreichs" war ein fesselnder Vorwurf für den Dichter. Schiller schrieb das sie verklärende Drama, nachdem Voltaire seine satirisch-parodistische Lauche über die „Pucelle d'Orléans" gegossen hatte. Und in der neuen Dichtung wurde Jeanne d'Arc wieder lebendig in dem biographischen Werk von Anatole France und in dem berühmten, psychologisch interessanten Drama Shaws „Die heilige Johanna". Selbst der Film bemächtigte sich des Stoffes: Unlängst entstand in Frankreich ein wirkungsvoller Film mit der „Jungfrau von Orleans" als Heldin, der überall viel Beachtung fand.

Die Verbrennung der Jeanne d'Arc in Rouen. Gemälde von J. E. Lenepveu.

„Und ich hatte mich nicht hereingetraut!"

Er mußte den Satz noch sagen, ehe er sie küßte. — — —

„Weißt du was, Fred," sagte Ellen, als es gegen Abend ging, „ich will mit dir heute noch eine Weltreise machen. Du erinnerst dich doch an die Rede des Onkels beim ‚Konzert in Stockholm'? Walter Oettingen hat mich neulich darauf gebracht. Ihm blieb es ein Eindruck, daß unser Beruf, unser Herz die Welt ist, durch die wir reisen. Also, ich will heute abend noch, und zwar so, daß uns niemand sieht, weder Melitta, die Tante, noch dein Chef noch Schwestern oder Ärzte, mit dir durch die Alleen reisen."

Er war kindisch vergnügt über den Einfall. „Ich bin auch nicht so arm wie bei meinem Einzug in die Alleen", lachte er. „Wir werden ein Auto nehmen. Ellen, niemand als du und die Schweden wissen, daß ich hier bin. Ich habe mir da beim Wannsee-Bahnhof im ‚Fürstenhof' am Potsdamer Platz ein Zimmer genommen, und wenn du recht ungnädig zu mir gewesen wärst, hätte ich gleich wieder fortgekonnt. Ich habe noch über zwei Wochen Urlaub." —

Sie wurden ganz ausgelassen. Sie benahmen sich so albern wie Plantas und wurden plötzlich an sie erinnert.

„Fred, was meinst du, Anne hat doch so nachdrücklich eingeladen. Nachdrücklich heißt, mit einem Scheck für die Reise. Wollen wir niemand etwas sagen und in den Stephansdom fahren?"

Er umarmte sie stürmisch. „Ja. Wird gemacht. Und dann fahren wir nach Abbazia. Und vielleicht reicht es noch für Venedig. Du reist mit deinem Arzt, das ist der Gipfel des Gesellschaftlichen."

Sie war klug geworden. Sie ließ die Erinnerung an Frau von Weingarten fallen. „Ich weiß noch etwas anderes, Fred. Da du morgen der Gräfin Benek zusagst..."

„Und wir zum Herbst heiraten können, Liebste..."

„Meinen Doktor mach' ich noch."

„Ach, den baust du bis Semesterschluß, das ist sicher."

„Also, wenn du morgen der Gräfin Benek zusagst, dann wäre es hübsch, wir führen ein bißchen an die Ostsee — und winken Grüße nach der Küste von Schweden hinüber."

Da schrillte das Telephon auf der Diele. Es war noch niemand zu Hause, so ging Ellen an den Apparat.

Sie fühlte ein Erröten, als sie Walter Oettingens Stimme hörte. „Ich fahre jetzt in einer Stunde mit dem Nachtzug, Ellen. Ich muß doch noch einmal fragen, wie es dir geht."

„Guter Walter, wie lieb ist das von dir. Willst du nicht doch noch bleiben, Maria Benek ist schon in Berlin."

„Das wollte ich dir erzählen, Ellen. Ich bin ein Mann und fliehe. Ich mache kein zweites Baden-Baden. Sie hat bei uns antelephoniert wegen Frau Lenter, und ich war am Apparat. Sie erzählte, daß sie mit Fred Steinlein fuhren. Ich fürchte, Ellen, nun kommst du Pfingsten nicht allein zu mir an den Rhein. Aber komm mit Fred. Ich lerne, es ist etwas Schönes um klare Augen. Bist ein liebes Mädchen. Also meinen Glückwunsch. Der Tag gestern war schön. Wir wollen ihn nicht vergessen. Ich weiß jetzt, was aus dir wird."

„Lieber, guter Freund..."

„Keine Rührung. Handkuß, Schluß. Wiedersehen!"

Sie hatte nicht Zeit, gerührt zu sein. Denn Fred kam gelaufen. Er zog seinen Mantel hoch, schlug den Kragen hoch, setzte sich eine Autobrille auf und drückte den Hut tief in die Stirn.

„Nicht wahr, so erkennt mich niemand in den Alleen? Und du mußt dich auch ein wenig maskieren, Ellenkind."

Sie winkte lachend ab. Es sei doch so menschenleer des Abends.

Sie fuhren die Avus entlang, stiegen beim Funkturm aus, überschritten den Reichskanzlerplatz und kamen zur Lindenallee.

Die Bäume standen schon fast in vollem Laub, und blaue Dämmerung lag unter ihnen. Aus den Gärten drangen Amselruf und der kühle Duft jungen Grüns.

Ellen dachte der öden Herbsttage, da sie sich allein im Wind durch diese Wege gekämpft hatte, unbestimmten Zieles, nicht wissend, was für ein lieber guter Mensch ihr Reisekamerad durch die Welt werden würde. Aber sie gab sich diesen Erinnerungen nicht hin. All ihr Denken überflutete das Glück der Stunde. Fred hielt ihren Arm fest in dem seinen. Sie näherten sich dem roten Haus, umschritten es, konnten an dem Licht sehen, daß man bei Tisch saß. Vielleicht hörte der Vetter aus Thüringen gerade die Erzählungen von Timbuktu, und der Onkel war glücklich, selbst wenn Melitta ein wenig mit dem Abendbrot gespart hatte. —

„Der Onkel muß uns in unserem Heim besuchen, Ellen."

„Ja natürlich. Komm, jetzt gehen wir an den Häusern vorüber, wo deine Kranken sich freuen, wenn du wiederkommst."

Er wurde ernst. Er nahm die lächerliche Brille ab, wandte die Augen den wohlbekannten Fenstern zu. Das eine große Haus hatte weiße Stäbe, die Gitter beschönigten. Ellen folgte seinem Blick, verstand ihn mit dem Herzen, als er sagte: „Wer seinen Kranken nicht etwas vom eigenen Menschentum gäbe, wäre ein armseliger Arzt, Ellen." Und er beugte sich herunter und küßte sie.

Sie schritten, still geworden, durch die Baumreihen, an den Häusern vorüber, hinter denen so viel Unglück auf Heilung wartete.

Das Geheimnis des Abends umgab sie. Die alten Birnbäume rauschten. Und dann erreichten sie die freie Straße, die hinausführt zum Stadion: zu Kampf und Spiel der Kräfte.

„Wir wissen jetzt, was aus uns wird", sagte er, und sie standen einen Augenblick still und ließen sich vom Wind des Frühlingsabends umwehen.

WUNDER HINTER GLAS: DAS AQUARIUM VON HONOLULU

(ZU DER FARBIGEN BILDERTAFEL AUF DER NEBENSTEHENDEN SEITE)

Etwa fünf Meilen von der Stadt entfernt, unmittelbar am freien Gestade der schönen Waikiki-Bucht, tief im Schatten des Kapiolani-Parks, liegt ein kleines, von Palmen umstandenes Gebäude: das Aquarium von Honolulu. Gegen einen Obolus von fünfundzwanzig Cent sieht hier der Besucher eines der größten Wunder der Natur. Man erlebt hier ein Schauspiel von ungeahnter Pracht und Intensität. Dieses ozeanische Aquarium enthält etwa tausend Fische der Südsee-Gewässer; darunter fast zweihundert verschiedene Arten. Obwohl im Großen Meere vierhundert und mehr Arten heimisch sind, ist es dennoch die größte und eindrucksvollste Sammlung von Fischen der ganzen Welt. Hier lebt in großen Glasbehältern — auf sinnvolle Weise stetig und unmittelbar vom lebendigen Wasser des Meeres gespeist — eine Welt der Form und Farbe, so reich, so köstlich, als habe die Natur eine besondere Hochstunde ihres Schaffens gehabt. Diese zumeist kleinen, oft nur schmetterling- oder blattgroßen und auch blattflachen Fische, die aus sich strahlen wie Edelsteine, die in allen Farben des Regenbogens schimmern, die Gesichter haben wie dämonische Masken und ihre Betrachter aus übergroßen, merkwürdigen Höllenaugen anschauen, sie gleichen den Traumgebilden einer grotesken Märchenphantasie, eines schöpferischen Wundergeistes, der sich nicht genugtun kann im Ersinnen von Formungen und Färbungen, der, wie jenseits aller Zwecke, nur der Lust des Auges zu dienen scheint. Die bewegte und einzigartige Meeresfauna findet kaum ein Gleiches in den Bereichen der Pflanzen-, Vogel- und sonstigen Tierwelt, jedenfalls nicht nach der Seite der Formgestaltung und Farbengebung hin, vor allem aber nicht der Groteske. Ein Trauermantel, ein Paradiesvogel, eine tropische Orchidee brennen und gluten auch in Farbe und zeigen besondere Formung, doch ihre Formen und Farben sind Harmonie, ihre Linien stets maßvoll und vollendend. Unter diesen Seefischen aber herrscht das Bizarre, das Unharmonische, die Übertreibung, die Verzerrung ins Komische. Der „Kala" hat eine richtige Faschingsnase aufgesetzt, der „Nukunuku" erscheint als eine Zusammensetzung aus Vogelkopf, Igelrücken und Fischleib, „Laipala" und „Humuhumu" gleichen spotthaften Personifizierungen der Dummheit. Diese Fischwunder im Aquarium zu Honolulu sind ein lebendiger Beweis dafür, daß auch die Natur Freude am künstlerischen Spiel kennt; denn hier spielt sie, wie ein japanischer Linienkünstler spielt, und sie bildet Formen von der Traumgesichtigkeit eines Matthias Grünewald. Und das ist das Seltsame: man denkt bei Betrachtung dieser Wundergebilde gar nicht an ihren biologischen Sinn, an das Warum ihrer einzigartigen Darbietung, sondern empfindet sie nur als Schöpfungsspiel, als Schöpfungslaune. Und doch sind auch diese grotesken Wesenheiten in ihrer Art physische Geschöpfe von denkbarer Vollendung, voller Lebensintensität, sind durchaus vollendete Natur. Freilich gibt sich das Groteske und Seltsame dieser Fische noch übersteigert dadurch, daß sie aus ihrer urtümlichen Welt herausgenommen sind. Könnten wir sie unmittelbar in ihren zugehörigen Bereichen erleben, so würde ihre Sonderheit nicht so schreiend in die Erscheinung treten, wie ja auch ein Papagei im übersonnten Urwalddickicht naturbegründeter wirkt als im nahen Käfig. Ihrer Umwelt, die die Welt der Koralle und der Meerestiefe ist, sind diese Fische durchaus angepaßt, ansonst sie im Kampfe des Daseins nicht bestehen könnten. Denn auch diese Umwelt ist phantastisch, grotesk, vielfarbig, farbentrunken, und aus ihr begründen sich uns diese Wunderwerke kleinster Lebewesen, wiewohl das Phantastische doch im Vordergrund bleibt. Ein gutes Beispiel seiner biologischen Begründung ist der „Akilolo". Er ist mit blauen, aufsteigenden Wasserbläschen gleichenden, perligen Punkten bedeckt und fällt so zwischen umperlten roten und weißen Korallen nicht besonders auf. Denken wir uns den farbenübersprenkelten „Nolu" im Wirbel einer Strömungsstelle, so wirkt das närrische Fischgewand auch dieses Fischleins zweckmäßig und notwendig in seiner Anpassung. Der auffallendste unter seinen Brüdern ist fraglos der „Kihikihi" mit seiner fliehenden Stirn, der mächtig, in hohen Bogen ausladenden, dünnen Rückenflosse. Der Zuschnitt seines Körpers scheint darauf hinzudeuten, daß er sich blattartig flach durch die Spalten der Korallengewächse oder die Lücken des Blätterwerks untermeerischer Wasserpflanzen hindurchschieben muß, daß sein Gebiet der begrenzteste Raum, die Spalte, ist, wobei die Rückenflosse gleichsam als Taster dient und also wieder eine zweckmäßige Anpassung und Einpassung in eine Umwelt offenbart. Dennoch, so stark, wie sie es tat, hätte die Schöpferkraft nicht zu betonen und aufzutragen brauchen. Um diese Tierlein vor ihren Feinden zu schützen und ihr Leben zu sichern, hätte ein geringerer Aufwand physischer Phantasie hingereicht, und es bleibt bei Betrachtung dieser einzigen Kleinwesen am Ende doch unverwischbar der Eindruck einer übermütigen Schöpferlaune, eines göttlichen Scherzens. Erich Scheurmann.

Wunder der Südsee

Prachtstücke aus dem Aquarium in Honolulu.

Kala
(Acanthurus Unicornis).

Humuhumu
(Balistapus Rectangulus).

Laipala
(Antigenia Steindachneri).

Nukunuku
(Forcipiger longirostris).

Nohu
(Scorpäenopis Cacopsis).

Kihikihi
(Zanclus Canescens).

Akilolo
(Julis Pulcherrima).

LEIBL

AUSSTELLUNG IN BERLIN

(Wiedergabe der Bilder mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.)

IN DER KÜCHE II

Die Leibl-Ausstellung, die, gemeinsam veranstaltet von der Akademie der Künste in Berlin, vom Wallraf-Richartz-Museum in Köln und von der Galerie Matthiesen in Berlin, am 13. April in der Akademie der Künste am Pariser Platz eröffnet wurde, ist die erste große Gesamtdarstellung des Leiblschen Lebenswerkes an Gemälden, Zeichnungen und Radierungen. Zwar hatte Leibls Vaterstadt Köln auch nach dem Tode des Künstlers im Jahre 1900 eine Gedächtnisschau; auf der Berliner Jahrhundert-Ausstellung im Jahre 1906 war er vollgültig vertreten, und auch die Berliner Sezession ehrte ihn damals durch einen eigenen Saal. Aber das waren doch nur Teile, oder Ausschnitte oder Proben seines Lebenswerks gewesen.

DER VATER DES KÜNSTLERS

So großartig, wie dies Werk hier zur Geltung kommt, hatten sich wohl selbst die besten Leibl-Kenner diese Kunst nicht vorgestellt. Nicht nur großartig im einzelnen Bild, sondern auch reich und vielseitig, obwohl ja das Thema dieser Malerei eng beschränkt ist auf einen einzigen Gegenstand: den Menschen. Keine Landschaft, kein Stilleben — nur Menschenbilder. Die aber immer neu, immer anders, immer überraschend; und dabei doch alle Werke untereinander im Stil verbunden durch die gemeinsame Grundanschauung, die Demut vor der Wahrheit der Erscheinung, und durch die starke, unerhört starke malerische Form. — Er fängt bescheiden an, fast zaghaft. Dem Fünfundzwanzigjährigen gelingt ein großer Wurf, ein Genrebild „Kritiker“ und das herrliche Bildnis der Frau Gedon, das ihm die Einladung nach Paris einträgt. Die Pariser Werke, in deren Mittelpunkt die durch ihre Qualität an Vermeer erinnernde „Kokotte“ steht, zeigen die erste Stilgröße. Nach der Rückkehr aus Paris entstehen meisterhafte Bildnisse, wie der „Pallenberg“, aber das große Hauptwerk, die „Tischgesellschaft“, bleibt unvollendet; Leibl geht in die Einsamkeit, auf die Dörfer. Es wird immer schöner: die „Dachauerinnen“, der „Jäger“, die „Dorfpolitiker“. Er holt aus zum ganz großen Schlag, vier Jahre arbeitet er an einem Bilde: „Bäuerinnen in der Kirche“. Man nennt ihn in Paris den modernen Holbein. So vollendet ist diese deutsche Malerei. Aber er will noch Größeres im Stil, noch Wuchtigeres. Wieder vier Jahre, und die „Wildschützen“ sind fertig auf der Staffelei. Er hat das Bild dann zerschnitten, nur Bruchstücke blieben übrig; es waren ihm Fehler untergelaufen bei dieser „Galeerensklaven-Arbeit“. Jahrelang hat sich seine Kraft von diesem Schlag nicht erholt. Manche der Bilder um das Jahr 1890 herum haben etwas Müdes, manche etwas Unlebendiges. Aber dann geht es wieder aufwärts, und in den letzten fünf Jahren vor seinem Tode, 1900, ist sein Stil wieder ganz groß, sehr fest in der Form, sehr leuchtend in der Farbe, sehr lebendig in der malerischen Atmosphäre und im Vortrag; und von letzter Schönheit des menschlichen Ausdrucks. Es ist nicht auszudenken, um wie große Kostbarkeiten

BILDNIS DES APOTHEKERS CLEM. V. SICHERER

BILDNIS DER FRAU LORENZ GEDON

DER KLEINSTÄDTER

DER ZEITUNGSLESER

diese Kunst, auf solcher Höhe des Stiles angelangt, hätte reicher werden können, wenn Leibl nicht so früh, im 57. Lebensjahre, hätte sterben müssen. Aber was er hinterließ, ist unvergänglich.

Alle Hauptwerke seines Schaffens sind in der Ausstellung vereinigt. Die Museen des Auslandes und die deutschen Galerien, mit ganz wenigen Ausnahmen, haben ihren Besitz hergeliehen. Die größten Bestände haben die Museen in Köln, in München, in Berlin und in Hamburg. Dann Dresden, Bremen, Leipzig, Stuttgart, Magdeburg, Stettin, Hannover, Breslau, Krefeld, Elberfeld und Karlsruhe. Auch der deutsche Privatbesitz hat sich in fast lückenloser Vollständigkeit an der Ausstellung beteiligt. Einhundertfünfzig Bilder sind zusammengekommen, ein reichliches Hundert der Zeichnungen in schönster Auswahl und sämtliche Radierungen in den besten Drucken. — Unter den Gemälden befindet sich manches bisher Unbekannte. Dinge, die damals, als im Jahre 1913 der große Leibl-Katalog verfaßt wurde, noch unbekannt oder schon wieder vergessen waren. An den entlegensten Stellen, auch in Rom und in England, sind Werke Leibls ans Tageslicht gekommen. E. Waldmann.

SKIZZE ZU DEN „DREI FRAUEN IN DER KIRCHE"

KONZERT-STUDIE

Gelübdeopfer.

Tränkung des Tieres vor der Opferung.

Zum Studium der Gebräuche bei mohammedanischen Heiligtümern war ich in der Gewandung eines ägyptischen Beduinen ins Ostjordanland gekommen. Am Grabe des zum Heiligen des Korans erhobenen Propheten Josua hatte ich eben mit dem Hüter das pflichtschuldige Mittagsgebet verrichtet und lag nun unter der riesenhafteu Eiche des Berggipfels, als mich der feierliche Friedensgruß eines Bauern aufstörte, der mit Frau und Kind sich näherte. „Siehe, o Schech," erzählte der Mann, „dies ist mein Sohn; er ist jetzt zwölf Jahre. Als er noch an der Brust seiner Mutter lag, da sprach ich aus: ‚O Prophet Josua, ein Gelübde ist auf mir: Wenn Allah, der Gepriesene und Hocherhabene, diesen Knaben leben läßt, dann will ich ihn einen feierlichen Besuch an deinem Grabe machen lassen, sein Haupt scheren und das Gewicht der Haare in Gold aufwägen.' Nun bin ich gekommen, um das Gelübde einzulösen."

Blick in den Vorhof zum Grabe der mohammedanischen „Heiligen" el-Badrije zu Scharafat in Palästina.

Der Grabhüter schor das Haupt des Knaben, und in seinem Mantel fing der Vater das abgeschnittene Haar auf. Sein Gewicht schätzten wir gleich einem Goldwert von anderthalb Türkentalern. Der Gelobende händigte das Geld dem Hüter ein, das dieser für Brennöl, Matten und Besen am Grabe zu verwenden hatte, das Haar aber wurde in einer Nische im Grabgemach niedergelegt. Barfuß, im Gänsemarsch, umschritten wir sodann siebenmal, der Hüter voran, die Frau zuletzt, den über neun Meter langen und kaum ein Meter breiten Grabtrog, dabei die erste Koransure hersagend. Das Gelübde war damit eingelöst, und freudestrahlend machte sich die Familie auf den Heimweg. —

Mit allerlei Bitten, Hoffnungen und Wünschen wenden sich alte und junge Frauen an die tote Herrin el-Badrije zu Scharafat. Die ehrwürdige Grabhüterin hielt mich offenbar für würdig genug, in diesem Frauenheiligtum zu beten, Geschichten über die Wundertätigkeit des Grabes zu vernehmen und, notgedrungen, selbst ein Gelübde zu tun. Schließlich erzählte die Alte von einer schönen Frau aus dem Nachbardorfe, die gelobt habe: „O Herrin el-Badrije, erbarme dich meiner und beglücke mich mit einem Sohn! Ich werde dir ein Opfertier bringen, wir wollen es hier zubereiten und essen und einen Besuch bei dir machen!" Der Wunsch der Achtzehnjährigen sei in Erfüllung gegangen, heute müsse sie kommen.

Bestreichen des Sturzes der Tür zum Heiligtum mit dem Blute des Opfers.

Singend kam sie mit ihren Freundinnen und einem sauber gewaschenen Fettschwanzschaf herangezogen. Die Hörner des Tieres hatte sie mit Blattgold überzogen, seine Wolle mit der beliebten Henna schreiend rot gefärbt. Ein Schlächter tränkte zunächst das Tier, schnitt ihm mit dem Ausruf: „Im Namen Allahs! Allah ist sehr groß!" rasch die Kehle durch und bestrich mit dem Blute den Sturz der zum Heiligtum führenden Tür.

Sonnenuntergang war vorüber, die Frauen hockten auf der mit Matten belegten Erde vor dem Grab, ich auf einer terrassenförmigen Erhöhung daneben. Endlich wurde das Gericht gar; vom Fleische rissen sie sich kleine Stücke mit den Fingern der Rechten ab und führten sie mit dem zu Klößen geballten Reis zum Munde.

Dann aber stellte ich mich vor das geöffnete Grabfenster, um das Opfergebet zu sprechen; die Frauen, einige Schritte hinter mir, sahen in ihre, wie ein aufgeschlagenes Buch erhobenen Hände: „O Allah, ich komme aus einem fremden Lande zu dem gesegneten Grabe der geliebten Herrin el-Badrije, die durch einen Befehl Wunder wirkte. O Machtvoller, stärke den Säugling der gläubigen Mohammedanerin Amina, Tochter deines Knechtes Ibrahim, und laß ihn nicht verderben! O Allah, mache uns nicht traurig am Tage des Herzklopfens, da nicht mehr nützen werden Reichtum und Kinder! Laß uns die Düfte des Paradieses riechen, begnadige uns mit seinen Wonnen und laß uns nicht riechen den Geruch des Höllenfeuers!" — „Amen!" sagten die Frauen.

Ernst Klippel.

Schächtung des Opfertieres.

Gebet beim Grabe der „wundertätigen Heiligen". Rechts von der Gebetsnische liegt ein Gelübdeopfer, gelöschter Kalk, zum Ausbessern des Heiligtums.

Das Gebäude der Neuyorker Stadtbibliothek — umgürtet von einem Wolkenkratzerwall.
Der innerhalb des Hauptverkehrsviertels der City gelegene, an sich monumentale Bau wirkt in der Umgebung der Wolkenkratzer beinahe klein und gedrückt. Links das Salmon-Tower-Gebäude, rechts der Turm des Funkhauses.

Eröffnung einer Tagung in Amerika — von Berlin aus.
Der amerikanische Wirtschaftsführer E. B. Filsinger, der zur Zeit in Berlin weilt, eröffnete am 17. April von seinem Hotelzimmer aus durch Radiotelephon den Kongreß der „National Foreign Trade Convention" in Baltimore, an dem 2500 führende Persönlichkeiten der amerikanischen Wirtschaft teilnahmen.

Wie ein Tonfilm entsteht.
Blick in ein Tonfilm-Aufnahmeatelier in Elstree (England). Im Hintergrund die Schauspieler während der Aufnahme, vor ihnen das Mikrophon. Vorn befindet sich die schallsichere Kammer mit dem Aufnahmeapparat.

Die amerikanische Präsidentengattin als Kinderfreundin.
Frau Hoover, die Gattin des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, mit ihren kleinen Gästen, die sie sich eingeladen hat, auf dem Balkon des Weißen Hauses in Washington.

Katharina II. als Prinzessin Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst.
Jugendbildnis (Maler unbekannt) im Grünen Zimmer des Zerbster Schlosses.
(Phot. C. J. Wolf, Hohenziatz.)

Die Semiramis des Nordens

Das romanhafte Schicksal einer deutschen Prinzessin

ZUM 200. GEBURTSTAGE DER KAISERIN KATHARINA II. VON RUSSLAND AM 2. MAI

VON VALERIAN TORNIUS

Den heranwachsenden deutschen Prinzessinnen des 18. Jahrhunderts eröffneten sich in ihrer Kindheit drei Zukunftsperspektiven: entweder konnten sie Landesmütter werden — und war es auch nur in irgendeinem kleinen deutschen Duodezstaat (was auch meistens geschah) — oder es bot sich ihnen später eine einträgliche Pfründe als Stiftsdame (wenn sie besonders häßlich waren und niemand sie begehrte), oder es winkte ihnen eine Karriere, das heißt die Heirat mit einem ausländischen Potentaten. Die letzte Aussicht war etwa gleichbedeutend mit dem Gewinn des großen Loses — man opferte zwar sein persönliches Glück, erhielt jedoch dafür als Ersatz Reichtum, Ansehen und Macht, und das hatte schon etwas zu sagen bei Fürstentöchtern, deren Väter sie in der Regel nur mit einer kärglichen Mitgift auszustatten vermochten. So wuchs auch die kleine Prinzessin Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst, daheim „Figchen" genannt, außerhalb ihres Ländchens in der Garnisonstadt Stettin, wo ihr Vater als Generalmajor Friedrichs Soldaten drillte, mit keiner anderen Hoffnung auf, als „irgendeinen kleinen Fürsten der Nachbarschaft zu heiraten". Für diese Bestimmung wurde sie von einer Mademoiselle Cardel erzogen, von einem französischen Hofmeister und einem deutschen Musiklehrer unterrichtet; denn Galanterie, französische Literatur und Musik waren die drei notwendigen Bildungsfaktoren einer Rokokodame von Stand.

Als sich zu Weihnachten des Jahres 1743 Mitglieder des askanischen Fürstengeschlechts in Zerbst zu einem Familientag versammelten, um die Übernahme des Ländchens durch die jüngere Linie des Hauses zu feiern und man, über die Wendung der Dinge froh gestimmt, an allerhand Lustbarkeiten sich ergötzend, in das neue Jahr eintrat, ereignete sich etwas, das alle Anwesenden in höchste Aufregung versetzte. Über Berlin traf eine Stafette ein, die die Schwägerin des regierenden Fürsten, Johanna Elisabeth, aufforderte, mit ihrer 14jährigen Tochter Figchen unverzüglich nach Petersburg oder Moskau zu kommen. Solche Einladungen von prominenten Höfen nahm man damals in den kleinen deutschen Fürstenfamilien als Befehle hin, denen man sich nicht widersetzen durfte. Und nun erst gar eine Aufforderung aus dem mächtigen Russischen Reich, das — wie später Amerika — damals für das Land der unbegrenzten Möglichkeiten galt. Dabei hatte den Brief nicht einmal die Kaiserin Elisabeth geschrieben, sondern Brümmer, der Erzieher des Prinzen Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, der allerdings inzwischen von der Kaiserin aller Reußen zum Großfürsten und Thronfolger ernannt worden war. Natürlich

Katharina II. als Kaiserin von Rußland.
Stich von Joseph Lante.

Zar Peter III.,
der Gemahl Katharinas II. Peter, Herzog von Holstein-Gottorp, war ein Sohn von Peters des Großen zweiter Tochter, Anna Petrowna. Er wurde am 9. Juli 1762 zur Abdankung gezwungen und am 17. Juli ermordet.

Sergej Wassiljewitsch Saltykow,
einer der ersten Favoriten Katharinas II. Von ihm schrieb sie in ihren Memoiren: „Er war schön wie der Tag, und niemand ... konnte sich mit ihm vergleichen."

Das kaiserliche Schloß in St. Petersburg.
Blick von der Peter-Pauls-Festung auf das jenseitige Newa-Ufer. (Zeitgenössisches Gemälde von B. Patraßen.)

Alexej Graf Bestuschew,
russischer Großkanzler, der anfangs Katharina in ihrer Bewegungsfreiheit hemmte, dann aber ihre ehrgeizigen Pläne unterstützte.
Bleistiftzeichnung von Menzel in der Nationalgalerie zu Berlin. (Mit Genehmigung des Verlags F. Bruckmann A.-G., München.)

Die Krönungsfeierlichkeiten in der Krönungskathedrale im Kreml zu Moskau im Juli 1762.
Katharina II., Reichsapfel und Zepter in den Händen, auf dem Thron. (Stich von A. Kulpaschnikow nach einer Zeichnung von Jean de Velly, Hofmaler der Kaiserin. — St. Petersburg, Eremitage.)

hatte Brümmer nicht ohne höheren Auftrag gehandelt — das bewies schon der beigefügte Wechsel über 10000 Rubel zur Bestreitung der Reisekosten – doch als der eigentliche Arrangeur dieser Voyage intime fungierte der junge Preußenkönig, der im stillen damit ein wohlerwogenes diplomatisches Ziel verfolgte. Ohne zu säumen, wurden schleunigst die Koffer gepackt. Figchen nahm nur das Notwendigste mit: „zwei oder drei Kleider, ein Dutzend Hemden, ebenso viele Strümpfe und Taschentücher“. Und am 10. Januar verließ die Gräfin v. Reinbeck, unter welchem Namen die Prinzessin reiste, von den Segenswünschen des Vaters und seinen, in einem selbstgeschriebenen „Pro memoria“ niedergelegten weisen Ratschlägen begleitet, in einem etwas altmodischen und klapprigen Reisewagen ihre Vaterstadt.

Etliche Jahre sind vergangen. Figchen ist mittlerweile russische Großfürstin geworden und hat, trotz des Heineccius Buch gegen die griechische Religion, das ihr der besorgte Vater mitgegeben hatte, trotz seines heftigen Sträubens gegen einen Glaubenswechsel der Tochter, ihr protestantisches Bekenntnis abgeschworen und das fremde angenommen. Als sie einmal krank daniederliegt und man ihr den lutherischen Pastor schicken will, lehnt sie — noch ehe sie der rechtgläubigen Kirche angehört — es ab und verlangt nach Simon Todorsky, der sie in den Glaubenssätzen seiner Religion unterweist. So etwas und überhaupt ihre Anpassung an die Sitten des Landes, ihre schnelle Erlernung seiner Sprache machen sie natürlich beliebt beim Volk, ganz anders als ihren Gemahl Peter, der immer noch hartnäckig von seinem holsteinischen Gesichtswinkel aus die Umgebung betrachtet, in einer kleinstaatlichen Anschauungswelt befangen bleibt, die Gebräuche seiner neuen Heimat mißachtet, ein paar Worte Russisch kauderwelscht und nur aus Furcht vor der Tante, der Kaiserin, so tut, als ob er mit allem einverstanden sei. Figchen — jetzt Katharina Alexejewna — hat mit ihrem Gemahl, der als Ehemann sich noch wie ein zwölfjähriger flegelhafter Knabe benimmt, einen schweren Stand, während sie, nur um ein Jahr jünger als er, an Reife des Urteils hoch über ihm stehend, sich mit kluger Berechnung in die Stellung der Kronprinzessin und künftigen Kaiserin zielbewußt hineinlebt.

Denn womit verbringt der Großfürst seine Tage? Entweder läßt er in seinen Gemächern die Kammerdiener exerzieren, verleiht ihnen Rang und Grad und degradiert sie je nach Lust und Laune, während er zwanzigmal am Tage die Uniform wechselt, oder er dressiert mit seltener Beharrlichkeit bis tief in die Nacht eine Meute Hunde, die er unter lautem Peitschenknallen mit ständig anfeuerndem Hü und Ho durch seine beiden Zimmer von einem Ende zum andern jagt. Der preußische Drill ist bei ihm zur Karikatur geworden. Wenn er müde von dieser Beschäftigung ist, nimmt er die Geige und beginnt darauf zu kratzen. Er kennt keine Note, aber er hat ein gutes Gehör und glaubt, die Schönheit der Musik bestehe in der Stärke der Töne.

(Schluß des Beitrags auf Seite 608.)

Die alternde Kaiserin.
Katharina II. mit einem ihrer Hunde beim Spaziergang im Park. (Stich von N. J. Outkin nach einem Gemälde von W. Borowikowski.)

Kaiserin Katharina II. empfängt, von ihrem Hofstaat umgeben, eine türkische Gesandtschaft.
Stich von Kasatschinski nach einem Aquarell vom Hofmaler Jean de Velly.

Fürst G. A. Potemkin,
langjähriger Günstling Katharinas II. Er ist auch der Erfinder der berüchtigten „Potemkinschen Dörfer“, die der Kaiserin den blühenden Zustand ihres Landes vorspiegeln sollten. († am 16. Oktober 1791.) Stich von J. G. Mansfeld.

Graf Gregor Orlow,
ein Vorgänger Potemkins in der Gunst der Kaiserin, Hauptführer des Umsturzes, der Katharina II. auf den Thron brachte. Er wurde nebst seinen Brüdern in den Grafenstand erhoben. († am 24. April 1783.) Gemalt von Pietro Rotari, gestochen von G. F. Schmidt.

FRISCHE BRISE ÜBER DER HAVEL

TEMPERAGEMÄLDE VON ERICH KUX

EHE

SKIZZE VON OSSIP KALENTER

Unter vernünftigen Menschen ist alles möglich, sogar eine Ehe", sagte Valeska, und also ging Heinrich hin und heiratete sie.

Menschen wie Heinrich haben immer etwas Unheimliches an sich. Sie sind ihrem Äußeren nach nicht auf einen bestimmten Beruf festzulegen. Man sieht sie nie arbeiten, und sie haben trotzdem immer etwas zu tun. Sie pflegen intimen Umgang mit Schauspielern, Automobilbesitzern, berühmten Photographinnen, Kunsthistorikern, Zeitungsleuten... Ich habe sie im Verdacht, sie sind Schriftsteller. Aber man soll nicht immer von sich auf andere schließen. Außerdem sind sie unsteter Natur. — So Heinrich.

„Ich habe es satt, das Wetter und den Winter und die Zentralheizung", bemerkte er eines Vormittags beim Frühstück, das Valeska, zärtlich und zierlich, selber gerichtet hatte. „Ich möchte in den Süden", fuhr er fort und blickte trübsinnig in den Regen, den ein trauriger Novemberwind ans Fenster peitschte.

Und also machten sie sich auf, packten ihre, Valeskas (denn Heinrich besaß keine) sehr eleganten Koffer, kündigten die zwei bücher- und parfümgefüllten Zimmer in Berlin und zogen in ein kleines, romantisches Dorf am Gardasee, in ein kleines, windschiefes Hotel mit klappernden Fensterläden und rauchenden Sägemehlöfchen. Soll ich alle die Enttäuschungen aufzählen, die sie erlebten, vom Wetter, das trübe und kalt war, bis zu den mangelnden Federdecken, dem Privileg der sybaritischen Betten des Nordens?

Anfangs waren sie keineswegs glücklich, die beiden jungen Eheleute aus Berlin. Heinrich gab, unbelehrbar und tückisch, für alles Ungemach Valeska die Schuld, und Valeska setzte sich in flammenden Verteidigungsreden wider den mißvergnügten Heinrich zur Wehr.

An den Abenden kam in das kleine, windschiefe Hotel ein Mann von Welt: Herr Scapinelli, ein Mailänder, der am See eine Besitzung hatte. Herr Scapinelli, dem Heinrich eine Art Schönheit zubilligte, wie Apoll sie besessen haben dürfte, als er in die Jahre kam, setzte sich zwei Tische entfernt und schwieg beredt.

Herr Scapinelli erschien eines Abends mit einem Grammophon, und nach Tisch füllte sich der schmale, getäfelte Speisesaal mit schön und üppig geschminkten, auf hohen Absätzen einherstakenden Mädchen und muskulösen, dunkelhaarigen, sorgsam in gebügelte Straßenanzüge gekleideten jungen Männern. Gut und dick trat Herr Farina, der Wirt, zu Heinrich und Valeska und lud sie zu einem Ball ein, mit Kuchen, Sandwiches und üppigem, moussierendem Rechiotto von Valpolicella.

Anderen Tags saß Herr Scapinelli am Tische Heinrichs und Valeskas. Man radebrechte italienisch, davon Valeska, empfänglich wie alle Lebensfrohen, in kurzer Zeit viel angenommen hatte, Heinrich, uninteressiert und bequem, kaum fünf Worte verstand.

Bald stellte sich heraus, daß Herr Scapinelli nicht nur das Landhaus, das er bewohnte, sondern noch zwei andere, leerstehende, doch möblierte, besaß. Herr Scapinelli verbreitete sich über das Leben im Hotel. Wie unpersönlich, wie profillos es war! Wie unbequem, wie gebunden man lebte! Und schließlich bot er Heinrich und Valeska eines seiner Landhäuser zu mieten an, ein altertümliches, verschwiegenes, inmitten hoher Zitronenterrassen, daraus zu allen Zeiten des Jahres das matte Gold der Früchte leuchtete und der süße, betörende Duft der Blüten stieg.

Heinrich und Valeska besichtigten das Landhaus und verhielten sich jedes, wie es ihm seinem Temperament gemäß zukam: Valeska fand es entzückend und war restlos begeistert; Heinrich sagte verstimmt und skeptisch:

„Aber, bitte, Valeska, wenn sich später Mängel herausstellen, mach' mir nicht die Vorwürfe..."

Heinrich ging nun mit wahrem Feuereifer seinem Müßiggang nach, indes Valeska, assistiert von einem schönen und törichten Dienstmädchen, voll Hingabe den verantwortungsvollen Posten der Hausfrau versah. Alles atmete, wenn Heinrich nicht gerade etwas auszusetzen hatte oder besser wußte, Frieden und Harmonie. Inzwischen hatte auch das Wetter gewechselt. Sonne schien, Rosen blühten zum offenen Fenster herein, und über dem Schnee der Brescianischen Alpen leuchtete blau und kristallen der Himmel des Südens. Einzig die Abende blieben kühl. An den Abenden saß man, in Mäntel und Decken gehüllt, am Kamin, dessen ruhelos verloderndes Feuer nicht ausreichte, die weite Halle zu erwärmen, und dessen Rauch einem die Tränen in die Augen trieb. An den Abenden kam zuweilen (später täglich) Herr Scapinelli, beredt und schweigsam, je nachdem, ob Valeska unterhalten oder ihren Träumereien überlassen sein wollte, die zart und traurig mit den Buchen- und Ölbaumscheiten im Kamin zu Asche brannten. Oh, Herr Scapinelli hatte für dergleichen ein feines Gefühl! Er erkannte genau die leisen, ersten Regungen eines begeisterungsfähigen Herzens und wußte, was der Kristallbildung der Liebe förderlich, was abträglich war... Wie sehr mußte gegen sein nuanciertes, klares, ruhiges, selbstbeherrschtes Wesen Heinrich verblassen! Nicht, daß er gar nichts zu bieten gehabt hätte: er war bei äußerer Grämlich- und Grätigkeit im Grunde gutmütig; aber alles in allem ziemlich plump, oftmals, ohne es zu wissen, rücksichtslos und knäbisch unbeherrscht.

Alles kam, wie es kommen mußte. Herr Scapinelli half entzückt und eifrig einen Weihnachtsbaum anputzen, den er auf Valeskas Wunsch von den unwirtlichen, verschneiten Höhen von Selva Pesce herabgeholt hatte, und braute liebevoll, begeistert den nördlichsten Silvesterpunsch. Währenddessen war Heinrich unauffindbar.

Da Scapinelli ihn langweilte, trieb er die Gleichgültigkeit so weit, Arbeiten, die er erledigen müsse, vorzuschützen, sich, sobald Scapinelli auftauchte, zu verabschieden und auf sein Zimmer zurückzuziehen. Unten, im kalten Saale, blieben Valeska und Scapinelli, schweigsam, beredt...

Einmal gefiel es Heinrich, kurz vor Mitternacht sich wiedersehen sehen zu lassen. Er begegnete nichts Überraschendem. Valeska lehnte, wie immer, in einem tiefen Sessel, das Gesicht dem Kamin zugekehrt. Herr Scapinelli saß, wie immer, in respektvoller Entfernung neben ihr. Aber Heinrich spürte, wie früh er gekommen war.

Am nächsten Abend hielt er's auf seinem Zimmer nicht aus. Irgend etwas beunruhigte ihn. Er schob es auf den (auch hier nicht funktionierenden) Sägemehlofen. Etwas nervös, etwas unsicher ging Heinrich abermals hinunter in den Saal und spürte abermals, daß er überflüssig war. — Herr Scapinelli brach alsbald auf und trat in mancherlei verliebten und romantischen Gedanken, mondbeschienen, den Heimweg an. Er beabsichtigte, in zwei Tagen nach Mailand zurückzukehren, und hatte es Valeska gesagt.

An diesem Abend eröffnete Valeska dem guten, vielbeschäftigten Heinrich verschiedenes, was ihm so vollkommen und unangenehm neu war, daß er ernstlich in sich ging. Sie sagte so kühne und schrankenlose Dinge wie „Ich liebe ihn", „Du hast mich behandelt schlimmer als eine Magd", „Du bist gleichgültig, launenhaft, ungerecht" und so fort. Die Kristallbildung war gelungen. Armer Heinrich! — Er protestierte.

„Menschen wie wir, Valeska, sollen nicht Augenblickswallungen nachgeben."

„Es ist keine Augenblickswallung", ward ihm erwidert. „Es ist..." Sie zögerte eine Weile, wie immer, wenn sie fürchtete, mißverstanden zu werden. „Nenn' es Neigung, Liebe, Leidenschaft, wie du willst, nur nicht Wallung des Augenblicks. Es kam ja so langsam, brauchte ja so lange, um zu reifen, um diese Schwere zu bekommen, die es nun hat..."

„Bin ich dir denn gar nichts?" fragte Heinrich mit der Prätention eines Romanhelden.

„Ich weiß nicht..." antwortete Valeska trüb.

Dies war der Augenblick, da Heinrich seine Taktik änderte.

„Gut," sagte er, abgeklärt und zur rechten Zeit sich erinnernd, einmal in psychoanalytischen Schriften geblättert zu haben, „ich will meine Ehe nicht mit Verdrängungen belasten. Tu, was eine mystische, dunkel uns alle beherrschende Macht dir zu tun befiehlt. Nur verlange nicht, daß ich inzwischen, räuchernd und frierend, auf meinem Zimmer sitze. Ich werde verreisen. An einen Ort, wo kein Dampfer, keine Eisenbahn, kein Autobus mich am Abend zurückbringt."

Als einziger Ort, der so seltenen Anforderungen genügte, wurde die kleine Stadt Rovereto ausfindig gemacht.

Es ging auf fünf, als Heinrich und Valeska einschliefen: Heinrich, jeder Zoll ein Mann, voll Entschlossenheit und Edelmut; Valeska verwirrt, erregt, gespannt und überwältigt.

Der Morgendampfer hatte einen mittelgroßen, ziemlich dicken, sehr übernächtigen Passagier erster Klasse an Deck: Heinrich. Auf dem Altan ihres Hauses stand Valeska und winkte. Als zuerst sie, dann der Altan und zuletzt das Haus verschwand, wandte sich Heinrich seufzend zur Kajüte, wo er den anderen Passagier erster Klasse traf: Herrn Scapinelli. Herr Scapinelli fuhr nach Riva, um für das Landhaus, das Heinrich und Valeska bewohnten, eine Badeeinrichtung zu bestellen. „Freudiges Erstaunen auf den Mienen beider", würde es in den Erzählungen unserer Großväter heißen. Der übernächtige Heinrich und Herr Scapinelli unterhielten sich im folgenden von Badeeinrichtungen der Antike und Spätantike, vom Krieg...

Als man sich Riva näherte, fragte Herr Scapinelli ohne Falsch: „Werden wir uns auf dem Mittagsdampfer wiedersehen?"

„Leider nein", ward ihm mit dem unschuldigsten Gesichte der Welt geantwortet.

Fallschirmabsprung über dem Bodensee.
Die Fallschirmspringerin Helly Tußmar nach dem Absprung vom Flugzeug mit noch nicht entfaltetem Schirm über dem Bodensee. Sie landete glücklich 30 m vom Seeufer entfernt in sumpfigem Gelände.

Der neue Kreuzer „Königsberg" in Dienst gestellt.
Die „Königsberg" in Wilhelmshaven während der Ansprache des Kommandanten v. Trotha an die Besatzung am 17. April. — Der Kreuzer (gerade vor zwei Jahren vom Stapel gelaufen) hat 500 Mann Besatzung, ist 169 m lang und 15,2 m breit. Mit 65 000 PS Maschinenstärke (reine Ölfeuerung) erreicht er 32 Seemeilen Geschwindigkeit.

Im Oval: **Ein Flugzeug mit nur 30 m Anlauf.**
Der amerikanische Fliegerleutnant Carl S. Harper in Philadelphia beim Versuchsaufstieg mit einer neuen Maschine, die auf verhältnismäßig kleiner Fläche starten kann.

Im Kreis: **Prof. Dr. A. F. Stavenhagen,**
Geheimer Bergrat, ehemaliger Direktor vom chemischen Laboratorium der Bergbau-Abteilung der Technischen Hochschule in Charlottenburg, kann am 29. April seinen 70. Geburtstag feiern.

Die Königinmutter von Rumänien besucht Spanien.
Königinmutter Maria bei einer Besichtigung des Flugplatzes in Sevilla, von spanischen Fliegern begrüßt. Ihre Tochter, Prinzessin Ileana, eine leidenschaftliche Fliegerin, unternahm einen Rundflug über der Stadt.

Nebenstehend: **Ein Denkmal für den berühmten Wiener Komiker Alexander Girardi.**
Die Statue, ein Werk des Wiener Bildhauers Prof. Hofner, die demnächst in Wien aufgestellt wird, zeigt den Bühnenkünstler († 20. April 1918) als Valentin in Raimunds „Verschwender". (Phot. Wagner.)

„Oh! Warum?" erwiderte der elegante, weltmännische Herr Scapinelli ehrlich enttäuscht.

„Ich fahre nach Rovereto. Bekannte kommen mit dem München-Rom-Expreß", log Heinrich. (Er log auch zu normalen Zeiten gut und gern.)

Eine lustig dampfende und schnaubende Kleinbahn, von einer appetitlichen Café-exprès-Maschine gezogen, entführte ihn, der gedankenvoll an einem Coupéfenster lehnte, durch die sanfte Ebene des Sarcatales, den Hang hinan, nach Nago. Immer tiefer blieb der See zu seinen Füßen. Dort glitt winzig der Mittagsdampfer dahin, mit dem Herr Scapinelli zu seiner heimatlichen Pasta sciutta (und zu Valeska...) zurückkehrte.

In Rovereto durchwanderte Heinrich kalt und zugeknöpft eine kahle Kastanienallee und wählte ein Hotel. Da es zu früh war, um sich zu Tisch zu setzen, und noch der helle Tag in den Straßen stand, besah er die Stadt, eine enge, heimelige und winklige Stadt, aus deren altem, verwittertem Gemäuer, dort, wo die Granaten des Weltkriegs es zerrissen, unmotiviert hohe und nüchterne Neubauten aufragen, und in der man sich bald auskennt. Und da der Tag noch nicht zu Ende ging, wanderte er hinauf nach Lizzana, die Stufen und steilen Pfade traurig von den Leidensstationen Christi am Wegrand geleitet. Es war ein merkwürdiger und melancholischer Ausflug. Was wollte er hier? Er befand sich in jener Stimmung, in der man, mißtrauisch und gereizt, alle Dinge auf sich bezieht. Aus dem Etschtal stieg trübe die Dämmerung. Er kehrte um und begab sich zurück zur Stadt.

Nun kam die Nacht, deren Einsamkeit er fürchtete. Die Stadt war froh belebt. Schön und üppig geschminkte Mädchen promenierten in der kahlen Kastanienallee. Wie gern hatte er einst ihren Beinen nachgesehen! Wie gleichgültig waren sie ihm heute! Kalt und zugeknöpft bog er in sein Hotel, einsam, stumm setzte er sich zum Nachtmahl. War ihm nicht aller Appetit vergangen? Ach, er gehörte zu jenen unglücklichen Naturen, die doppelte Rationen verzehren müssen, wenn sie leiden, und die von jedermann um ihren guten Bauernappetit und ihr (daraus zu folgerndes) frohes, gesundes, harmonisches Seelenleben beneidet werden.

Nicht nach der Uhr sehen! dachte er; und wenn er es gedacht hatte: Nicht denken!

Tagliatelli al Bolognese schlang er hinab, Tacchino, mit Maronen gefüllt, und die zarten und würzigen Käse dieser Gegend und trank den starken, duftigen Wein von Isera dazu. Der Wein brachte ihn auf die famose Idee, sich zu betrinken an diesem Abend. Aber wo? Und mit wem? — Er rief den Kellner, der deutsch sprach.

„Sagen Sie, wertvoller Freund, wo gibt es in dieser Stadt ein nettes Lokal, das einen anständigen Wein hat?"

Der Kellner, ein junger Mensch, neigte sich diskret an das Ohr des sublimen Fragers und nannte — entgegen den Geschäftsinteressen seines Hotels — eine Via Soundso und eine Piazza X, ein Viccolo Y und eine Ecke Z, und bis er geendet hatte, hatte Heinrich den Anfang wieder vergessen. Er ließ sich's dreimal sagen. Vergebens. Schließlich erklärte der Kellner, er sei diesen Abend dienstfrei, und wenn der Herr es gestatte, begleite er ihn an gedachtes Lokal.

Abends um zehn, in der kahlen Kastanienallee, erwartete Heinrich fiebernd und fröstelnd einen Kellner. Der Kellner kam, geleitete ihn an den Ort, nach dem ihn verlangte (eine Art Konditorei mit Weinausschank), und wollte sich dezent entfernen, als Heinrich ihn einlud, mitzutun. Zehn Uhr fünfzehn saßen Heinrich und der Kellner bei der ersten Flasche schwerem, süßem Vino Santo.

Der Kellner, der den Eindruck eines Bureauangestellten machte, war eigentlich gar kein Kellner. (Nicht nach der Uhr sehen!) Sondern ein Eisenbahnbeamter. (Nicht denken!) Aber bei einer von Mussolinis Sparmaßnahmen abgebaut. (Was tue ich eigentlich hier?) Da in Italien die Erwerbsmöglichkeiten so gering waren, hatte er die Heimat verlassen und war nach Norden gezogen. Man brauchte doch Geld für Weib und Kind und den alten Vater daheim. (Was, verheiratet ist er auch und hat schon Familie?) Was er irgend entbehren konnte, schickte er nach Hause.

„Und nun sind Sie zurückgekehrt."

„Aus Sehnsucht."

„Und sind Kellner geworden."

„Weil sich nichts anderes bot."

Er hatte im Lande sein wollen, bei seiner Familie, die in Ala hauste. So konnte er sie von Zeit zu Zeit besuchen, konnte seine Frau umarmen, mit seinem Kinde spielen, seinem Vater helfen, die heimatliche Flur zu bestellen.

„Und wie denken Sie über das alles, über Frau, Kind, Vater, Heimat?"

„Das ist..." (Er suchte nach einer passenden Vokabel.) „Das Glück", sagte er dann.

Der Kellner war für Heinrich gute Gesellschaft. Vater, Frau, Kind: das war das Glück. Als ob er es nicht längst geahnt hätte! Von der Heimat wollte er im Augenblick allerdings nicht viel wissen; ihr Klima war ihm nicht zuträglich, ihre Zentralheizung machte ihm Pein. Und von seinem Vater, der ihn, weil er sein Studium nicht abgeschlossen hatte, als verlorenen Sohn betrachtete, gleich gar nichts. Aber Frau und Kind: das war das wahre, vollkommene, hundertprozentige Glück... Weil er, selbstsüchtig und bequem, ein Kind verweigert hatte, war alles Unglück über ihn hereingebrochen. „In meiner Ehe will ich das Kind sein", hatte er erklärt. Wie hirnverbrannt! Ein Kind von Valeska: das war das Glück!

Schließlich erhoben sich die beiden, nahmen sich beim Arm und geleiteten einander nach Hause. An einer schmierigen Spelunke machte der Kellner und Familienvater aus Ala halt und bat für einen Augenblick um Entschuldigung. Durch das mit Schnapsflaschen aller Dimensionen gefüllte Schaufenster gewahrte Heinrich, wie er mit einem schön und üppig geschminkten Mädchen redete, sehr lange, sehr eindringlich, sehr intim. Ob das das Glück...? Nicht denken!

Vorm Hotel trennte man sich; denn es macht keinen guten Eindruck, wenn man Arm in Arm mit dem Kellner ankommt.

Träumerisch, beschwingt sank er ins Bett, dachte an eine kleine Madonna in Ala, das Leben und die Welt und sang sich eins, nicht sehr schön, aber sehr laut.

Der Morgen fand ihn mit überlebensgroßem Kopfweh. Er stand am Spiegel und war dabei, sich mit zitternden Händen zu rasieren. War es das Licht? War es eine sentimentalische Täuschung? An diesem Morgen glaubte er an seinen Schläfen die ersten weißen Haare zu entdecken.

Durch das sanft ansteigende Rebengelände, den schroff sich schichtenden Karst fuhr Heinrich wieder dem Sarcatal zu. Hinter Nago sprang leuchtend der See ins Bild. Sonne schien und bemalte die Felsenwände und Bergkolosse in goldenen und braunen Tönen, wie die Landschaften auf alten Gemälden.

In Riva bestieg Heinrich den Dampfer, denselben, mit dem tags zuvor Herr Scapinelli zurückgefahren war.

Es war eine bange Fahrt. Was würde ihn zu Hause erwarten? Welches Los winkte ihm?

Der Ort stieg auf, winzig, in silbernem Dunst. Heinrich hielt angestrengt Ausschau. Niemand am Landungssteg, niemand auf dem Altan... Er hatte zwar nicht gesagt, wann er zurückkäme, aber Valeska hätte immerhin...

Schwitzend in der Nachmittagssonne tat er den Heimweg. Zögernd öffnete er das ernste Pförtchen in der hohen Klostermauer, die den Garten umgab. Da erblickte er Valeska am Fenster. Sie winkte vag. Im Nu war er bei ihr.

„Valeska," begann Heinrich nach langem Schweigen, „es war entsetzlich!"

„O mein armer, armer Heinz," rief Valeska sehr zärtlich, „warum reistest du ab? Warum ließest du mich eine bange Nacht allein?"

(Das sollte sie selber ja gerade am ehesten wissen) dachte Heinrich in Klammern; aber etwas ungeduldig sagte er: „Bitte, Valeska, quäle mich nicht länger und sag' mir, woran ich bin!"

„Aber, Heinz!" antwortete Valeska mit großen Augen.

Und sie umarmten sich von neuem, stürmisch und ungestüm, wie die Figuren in einem Puppenspiel.

Nachdem der Morgendampfer, mit dem guten, blassen, übernächtigen Heinrich an Deck, abgefahren war, hatte Valeska eine seltsame und quälerische Unruhe befallen. Der Tag verging mit Lesen, einem kleinen Spaziergang, Träumen. Am Abend hatte sie, ganz in Gedanken, drei Gedecke aufgelegt. Es gab irgendeine Vorspeise al Napolitano, junge Ente in Orangenscheiben, die Heinrich so gern aß, gemischte Früchte, Chianti... Am Abend war, wie immer, Herr Scapinelli gekommen. Aber man wagte nicht sogleich, mit dem Essen zu beginnen. „Warten wir den Autobus ab!" meinte Herr Scapinelli. „Ihr Mann sagte, er begleite seine Bekannten vielleicht bis Verona. Dann kann er um neun zurück sein." Auch mit dem Dampfer hätte er zurückkehren können, über Desenzano; und man wartete auch den Dampfer ab. Vergebens. Schweigsam, ein wenig betreten, setzte man sich zu Tisch. Schweigsam, ein wenig betreten, verbrachte man einen langen, stillen Abend am Kamin. Herr Scapinelli fühlte: Valeska war nicht bei ihm, die Kristallbildung war gestört; und er zerbrach sich den Kopf, was sie gestört haben könnte. — Gegen Mitternacht erhob er sich, ging. Lange hatte er an der Gartentür gestanden, ihre Hand geküßt und bedeutsam, betont „Auf Wiedersehen!" gesagt... Ehe Valeska sich zur Ruhe begeben hatte, war sie in Heinrichs Zimmer getreten und mit der Hand über sein Kopfkissen gestrichen. War es nicht rührend? Der große, dicke Heinrich stand tief beschämt.

„Mir ist in Rovereto eine Erkenntnis gekommen", sagte er ernst. „Wir müssen unser Leben von Grund auf ändern. Uns fehlt ein Kind, Valeska."

Ich weiß nicht, ob Valeska die Augen senkte, errötete, „O mein Geliebter!" oder „Muß man, um solche Kenntnisse zu erwerben, erst nach Rovereto fahren?" sagte... Sie war sehr glücklich. Und Heinrich, der es spürte, ließ sofort ein wenig von seiner Demut nach und erklärte kühn:

„Ich gehe kein zweites Mal nach Rovereto."

Wenn es überhaupt der Fall gewesen, hörte Valeska sogleich auf, sentimental zu sein, strich ihm übers Haar, das an den Schläfen schon immer ein wenig meliert war, und sagte zärtlich:

„Das nächste Mal, Schäfchen, fährst du nach Brescia."

BERGSCHAFE

DIE KAMERADEN

PHOTO-
STUDIEN

VON
WALTER
NIESSEN

HANS PFITZNER

ZUM 60. GEBURTSTAG DES KOMPONISTEN AM 5. MAI

Die Persönlichkeit eines Dichters muß wert sein, vor der Mit- und Nachwelt ausgestellt zu werden. Dieses Wort, das Schiller einst gegen Bürger schleuderte, trifft im bejahenden Sinne auf keinen deutschen Künstler in höherem Maße zu als auf den Wort- und Tondichter Hans Pfitzner. Ein Mann aus einem Gusse, der im Leben nie gesagt hat: „Ich kann auch anders!" Und seltsam: den äußerlich Zarten ließ der Körper nie im Stich, wenn es die Verwirklichung seines starken Kunstideals galt! Als ganz junger Mann scheinbar nur Geist, war er der nie versagende Klaviertechniker, bald auch durchgreifende Pädagoge seines Instruments, als solcher noch in Berlin im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts an hervorragender Stelle tätig. Und noch heute vertritt er als idealer Kammermusikspieler überall seine Werke. In Straßburg, bis zum Zusammenbruch von 1918, vermochte ihn die dreifache Tätigkeit als Konservatoriumsdirektor, Konzert- und Opernleiter nicht im restlosen Durchsetzen seiner Persönlichkeit zu beugen, jenem Durchsetzen, das ihn als Gast-Dirigenten und Gast-Spielleiter seiner eigenen und fremder Werke noch heute überall bewundert und — gefürchtet macht. Und diese eigenen Werke — wer kann gleich ihm von sich sagen, daß er nie eines zu bereuen, zu verleugnen hatte? Von Schularbeiten wissen wir nichts; gleich sein Opus 1, die Cello-Sonate (1890), wiegt heute noch voll, ja, sie ist ein Lieblingswerk vieler Freunde seiner Kunst. Sein erstes Bühnenwerk, „Der arme Heinrich", dem nur die Schauspiel-Musik zu Ibsens „Fest auf Solhaug" vorausgeht, stellt sofort die scharf umrissene, volle Persönlichkeit hin: deutsche Romantik in einer neuen Art ethisch herber, im Gefühlston nicht Wagnerischer Musikdramatik von unerhörter Stimmungs- und Ausdruckskraft, bei absolutem orchestralen Können.

Der Komponist am Flügel. (Phot. Müller-Hilsdorf, München.)

Prof. Hans Pfitzner als Dirigent bei einer Probe zum „Christelflein". (Scherenschnitt von Otto Wiedemann.)

Es war Pfitzner nicht beschieden, gleich seinem Zeitgenossen Richard Strauß, jene Art von geistiger Ehe mit einem Librettisten einzugehen, die, was doch die Hauptsache ist, ihn selbst dauernd befriedigt hätte. Schon das zweite Bühnenwerk zu einer Dichtung Gruns, das symbolisch-ethische Märchenspiel „Die Rose vom Liebesgarten", ließ das erkennen. Die Kunst hatte den Nutzen davon, denn nun schuf sich der Dichter — schon seine zahlreichen Lied-Vertonungen deutscher Romantiker hatten ihn längst als solchen erkennen lassen — mit eigener Hand die textliche Grundlage zu seinem musikdramatischen Lebenswerk und Vermächtnis „Palestrina" — wie vorher schon in der endgültigen Gestaltung seiner Oper „Christelflein". Mit diesen vier Werken steht Pfitzner ständig in der Spielfolge der deutschen Theater, während sein Violin- und Klavierkonzert, sein Oratorium nach Eichendorff, „Von deutscher Seele", seine Schauspielmusik zu Kleists „Käthchen von Heilbronn" im deutschen Konzertsaal, sein Violin-Duo, Trio, Streichquartett, Klavierquintett in den kleineren Sälen erklingen. Kraftvoll, streng geschlossen, von genialer Folgerichtigkeit wie Pfitzners selbsttätige musikalische Persönlichkeit, ist die des Musikschriftstellers; ohne Frage ist er auch hier als der großstiligste, ungebrochenste seines Faches zu nennen. Wenn er jemals die relative Ruheliebe findet, zurückschauend sich zu äußern, so werden wir ihm ohne Zweifel noch Unvergleichliches über die Tätigkeit des Tonsetzers, des Dirigenten, des Spielleiters, Opernbearbeiters, Pädagogen, Musikpublizisten und allseitig abwägend, temperamentvoll miterlebenden Zeitgenossen zu danken haben.

Dr. Max Steinitzer.

Prof. Hans Pfitzner bei der Einstudierung der von ihm neubearbeiteten Marschner-Oper „Vampyr". (Scherenschnitt von Otto Wiedemann.)

Nebenstehend: Porträt des Komponisten. (Phot. Müller-Hilsdorf, München.)

DIE SEITE DES AUTO-SPORTLERS

Eine Wellenbahn für Autos.
Diese wellenförmige Fahrbahn, die große Anforderungen an die Geschicklichkeit der Fahrzeugführer stellt, wurde von dem Sportmäzen Harry Rocks in Los Angeles (Kalifornien) für Rennfahrer errichtet.

Der Inhaber des automobilistischen Blauen Bandes spricht zu seiner Nation.
Major Segrave mit seiner Frau am Mikrophon des Senders von Southampton. — Der Inhaber des Welt-Schnelligkeitsrekordes für Rennwagen, der außerdem bei dem Motorbootrennen in Miami siegte, wurde bei seiner Rückkehr aus Amerika begeistert gefeiert und vom König in den Adelsstand erhoben.

Links: Dalmatienfahrt des Allgemeinen Deutschen Automobil-Clubs.
Start der mehr als 350 Teilnehmer-Wagen auf dem Max-Joseph-Platz in München vor dem Nationaltheater am 12. April.

Der Papst als Automobilbesitzer.
Papst Pius XI. besteigt das ihm von der italienischen Regierung geschenkte Reiseauto zu einer Probefahrt im Vatikan.

Rechts: Autorennen in Monaco.
Augenblicksbild aus dem Grand Prix von Monaco (100 Runden durch die Stadt) am 14. April. Sieger wurde der Engländer Williams auf Bugatti vor dem deutschen Mercedes-Fahrer Caracciola.

RICHTIG GEKLEIDET FÜR DEN SPORT

Links:
Der Wiener Schauspieler Theo Shall im Lederdreß, der zweckmäßigen Kleidung für Auto- und Luftfahrten.

Rechts:
Gut sitzender fescher Reitdreß der modernen Frau.

Unten links:
Die fesche Sportkleidung für die Autofahrerin: Die Schauspielerin Marion Mill im Trenchcoat mit buntem Schal.

Unten Mitte:
Wie man gut angezogen zu einem großen Rennen geht: Theo Shall trägt Pepitta-Hose zu dem schwarzen Sakko, grauen steifen Hut und Gamaschen.

Unten rechts:
Ein von Theo Shall selbstentworfener Reitanzug

Alle Photos:
Kitty Hoffmann, Wien.

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

(Phot. Dr. P. Wolff.)

Frühling an der Nahe: Baumblüte in den Kuranlagen von Bad Kreuznach.

WISSEN UND LEBEN

Ein vergessener Staatsmann Friedrichs des Großen.

Als im Jahre 1784 der Posten eines preußischen Geschäftsträgers bei der Türkei zu besetzen war, fiel die Wahl des Königs auf den Magdeburger Kanzleidirektor Heinrich Friedrich Diez. Das unerschrockene, selbstbewußte Auftreten dieses Mannes, der mit scharfsinniger juristischer Gelehrsamkeit umfassende Sprachkenntnisse verband, hatte ihm imponiert. Diez' Stellung bei der Pforte war angesichts der kritischen Lage, in der sie sich Rußland gegenüber befand, keine leichte, und es bedurfte großer weltmännischer Klugheit, des Königs Wünsche zu befriedigen. Um in den Geist und die Geschichte des Orients tiefer einzudringen, erlernte Diez die türkische, arabische und persische Sprache, die er bald in Wort und Schrift beherrschte. Daneben trieb er literarische Studien und legte den Grundstock zu seiner wertvollen, an orientalischen Büchern und Handschriften reichen Sammlung. Auch die orientalische Lebensweise machte er sich zu eigen, und er kleidete sich nach morgenländischer Sitte. Friedrichs Nachfolger erhob ihn in den Adelsstand und ernannte ihn zum Minister. Seit seiner Abberufung im Jahre 1790 hat er keine Staatsstellung mehr bekleidet. Nach einem kurzen Aufenthalt in Kolberg siedelte er nach Berlin über, wo er sich im Stralauer Viertel fernab vom Geräusch der Stadt ein schönes Heim schuf. Seine orientalischen Gepflogenheiten behielt er bei. Die Räume richtete er sich ganz in orientalischem Stil ein, und von seinem prächtigen Angorarock mochte er sich auch nicht trennen. Nach Art der Gesandtschaften hielt er offene Tafel, und fast täglich konnte man Berühmtheiten des Geistes und der Gesellschaft bei ihm sehen. Friedrich August Wolf, Alexander v. Humboldt und auch der für Wissenschaft und Kunst begeisterte Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., gehörten zu seinen Gästen. Goethe, mit dem er bis zu seinem Lebensende in freundschaftlichem Briefwechsel stand, ließ sich gern von ihm über Sitten und Gebräuche des Morgenlandes beraten.

Curt Balcke.

Heinrich Friedrich v. Diez (1751—1817),
Gesandter Friedrichs des Großen am türkischen Hofe und Freund Goethes.
(Hierzu der Beitrag: „Ein vergessener Staatsmann Friedrichs des Großen".)

Vom Sprung zum 8-Stunden-Segelflug.

(Hierzu die Zeichnungen auf Seite 606.)

Wer hätte noch nie den mühelosen Vogelflug bewundert, wie die Segler der Lüfte hoch oben am Himmel mit weitausgebreiteten Schwingen, ohne Flügelschlag, fern jeder sichtbaren Kraftanstrengung, kreisen? Als Meister ihrer Kunst entlehnen sie die zum Segeln nötige Energie den Windkräften der Natur. Im Gegensatz zum mühelosen Segeln vermag der Vogel nicht ohne Anstrengung zu „starten", auch nicht zu fliegen. Indessen gewinnt er die hierzu nötige Kraft aus sich heraus, während der Mensch, als Segelflieger, gestartet wird, in die Luft schnellt mit seinem leichten motorlosen Flugzeug durch die Gewalt des ausgezogenen, angespannten Gummiseils, wie der Pfeil vom Bogen. Weht nun kein Wind, so wirkt sich die Anziehungskraft der Erde auf die frei gewordene Maschine aus. Das Segelflugzeug muß sinken, sein Flug ist zeitlich so lange beschränkt, bis der Erdboden wieder erreicht ist. Der Segelflugsport strebt nun danach, diese Sinkgeschwindigkeit zu meistern, zumindest sie zu beschränken (Abbild. 1): Gleitbahn und Horizontale eines am Steilhang gestarteten Apparats bilden einen Winkel. Je flacher dieser, um so größer die Strecke, die das Segelflugzeug durchmessen kann, und je leichter Mann wie Maschine, desto geringer die Fallkraft. Auch wäre jenes Flügelprofil zu wählen, das die Luft am günstigsten durchschneidet und die größte Tragkraft besitzt. Schließlich heißt es für den Konstrukteur, den Widerstand aller nichttragenden Teile auf das geringste Maß zu beschränken. Daher wird heute die ovale Rumpfform bevorzugt, statt der Räder federnde, verkleidete Kufen angewendet. Freitragenden Flügeln, unmittelbar am Rumpf, gebührt der Vorrang, weil so Streben, Drähte, Kabel vermieden werden. Alle Außenteile verlangen glatte Lackierung, um rauhe Flächen auszuschließen. Das alles sind Erfahrungen, die sich aus dem so einfach aussehenden Gleitflug ergeben. Auf Grund dieser wichtigen Leistungsproben gelang die Züchtung hochwertiger Segel-

IN ALLEN KULTURSTAATEN DER ERDE LEBEN BEGEISTERTE FREUNDE DER

ODOL-HYGIENE

Jedes Volk hat seine besonderen Eigenschaften. In allen Ländern sind die Gewohnheiten und Anschauungen der Menschen verschieden — aber in einem Punkte gibt es in allen Ländern nur *eine* Meinung: daß die Odol-Hygiene die *vollkommene* Hygiene des Mundes und der Zähne ist. Wenn Sie Freunde in fremden Ländern besuchen, ob in Europa oder jenseits der Meere: in allen Ländern werden Sie begeisterten Anhängern der Odol-Hygiene begegnen. In Paris und London, in Ostende und San Sebastian, in Cap Martin und Budapest, in Hollywood und Rio de Janeiro, in Cannes und Helouan werden Sie bei gepflegten Menschen die „drei guten Dinge" der Odol-Hygiene finden: die unvergleichliche Odol-Zahnbürste mit ihrem praktischen Bogenschnitt, die feinkörnige Odol-Zahnpasta in der eleganten reinen Zinntube und das klassische Odol in der weltberühmten milchweißen Flasche. Die Odol-Werke haben in 22 Staaten der Erde Niederlassungen und Tochtergesellschaften — ein Beweis für die internationale Anerkennung der Odol-Hygiene, sie ist in der Tat die *vollkommene* Hygiene des Mundes und der Zähne!

ODOL DREIMAL AM TAGE

DIE VOLLKOMMENE HYGIENE DES MUNDES UND DER ZÄHNE

flugzeuge mit flachstem Gleitwinkel. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist das Bestreben, die mittlere Flächentiefe des Tragdecks zur Spannweite in das Verhältnis zu bringen, wie es die Natur vorschreibt beim besten Segler aus der Vogelwelt, dem Albatros. Dort ist die Flügelspannweite: Flügeltiefe 2,20 m : 0,10 m = 1 : 22. Wie sehr dies Trachten von Erfolg gekrönt ist, zeigt nach den überraschenden Erfolgen des vorjährigen 9. Internationalen Rhön-Segelflug-Wettbewerbs folgende Zusammenstellung:

Name:	Baujahr:	Besitzer:	Seitenverhältnis:
1. „Westpreußen" . . .	1926	Westpreuß. Verein f. Luftfuhrt	1 : 13
2. „Albert"	1926	Flugverein Fulda	1 : 14
3. „Münchener Kindl" .	1926	Akaflieg München	1 : 15
4. „Oberschlesien" . . .	1927	Marche-Silesia Breslau . . .	1 : 20
5. „Darmstadt"	1928	Akaflieg Darmstadt	1 : 19
6. „Kakadu"	1928	Akaflieg München	1 : 21
7. „Rhöngeist"	1928	Kronfeld Wien	1 : 18

Zum eigentlichen Gleitflug wird Windkraft, wie wir sahen, nicht benötigt. Es ergibt sich nunmehr — nicht ganz unberechtigt — die Frage: Wie ist es möglich, daß sich motorlose Segelflugzeuge stundenlang am Himmel halten können? Damit

1. Der Gleitflug.

2. Die Entstehung von Aufwindzonen.

3. Schematische Darstellung von Ausgleichsströmungen an heißen Sommertagen.

Die Technik des Segelflugs.

kommen wir zu einer weiteren Art von motorlosen Flügen, zu deren Ausführung es der Windenergien bedarf. Wird das Gewicht eines am Steilhang gestarteten Segelflugzeugs, das — bei Windstille — zur Erde herabgehen würde, durch die Kraft eines talaufwärts aus entgegengesetzter Richtung gegen den Hang wehenden Windes ausgeglichen, so geht das Segelflugzeug aus einem schräg abwärts gerichteten Flug zum Horizontalflug über: es segelt. Diese Art heißt der „statische" Segelflug. Winde wehen, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, keineswegs gleichmäßig, im Gegenteil, oft stoßweise. Der geschickte Pilot wird daher die in diesen Windschwankungen — Böen — aufgespeicherten Energien durch gewandte Betätigung der Steuerorgane auszunutzen versuchen, um diese Kräfte in — für sich — hebende umzuwandeln. Schwächere Winde werden das Gewicht des abwärts gleitenden Flugzeugs lediglich ausgleichen, kräftigere es zu heben vermögen. Diese dritte, letzte und schwierigste Art des Segelflugs nennt man „dynamisch". Wo aber findet der Segelflieger in der Natur die Winde, die ihm die beste Segelflug-Möglichkeit bieten? Wind gegen einen langgestreckten Steilhang paßt sich der Geländeform an, wird aufwärts abgeleitet, nimmt das Segelflugzeug hoch. Bergkegel sind für den Start durchaus ungeeignet, weil sich der Wind teilt; er weicht der Spitze aus. Es steht also nur ein Teil, sogar der geringste, hier zur Verfügung. Vollkommen anders der Bergabhang, der auf der dem Winde zugekehrten Seite eine Mulde in Muschelform aufweist, in die hineingepreßt, der Wind an Kraft gewinnt. Betrachten wir — rein theoretisch — irgendeinen Steilhang in der Natur, die Wasserkuppe oder den 54 m hohen Predin an der Nehrung bei Rossitten oder die Steilufer der Insel Helgoland, im Querschnitt (Abbild. 2), so sehen wir, daß sich der gegen die Steilwand wehende Wind oberhalb der Kuppe — etwa bei a — zusammendrängen muß und dort erst wieder — bei b ungefähr — sich in der gewöhnlichen Stärke auswirkt. An der windabgekehrten Seite herrscht Windstille. Diesen Naturvorgang kennt der Vogel; man sieht auf Helgoland Möwen nur an der Windseite. Der Mensch hat hieraus gelernt, wird also nur an der dem Winde zugekehrten Seite starten. Außer diesen bisher erörterten Winden und ihrer Auswirkung auf den Segelflug haben wir noch eine weitere Art, die der vertikalen — senkrechten — Windströmungen, in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen. Vor rund zwei Jahren hörten wir zum erstenmal von „Flauten"-Segelflügen auf der Wasserkuppe. Es gelang — bei fast Windstille — Höhe zu gewinnen, zu segeln, ohne daß Wind verspürt wurde, da nur ganz geringe Windgeschwindigkeit von 1—3 m/sec. herrschte. Es müssen hier schon andere Kräfte am Werke gewesen sein. Dazu folgende Erklärung: Erinnern wir uns vielleicht an plötzlich senkrecht aufwirbelnde Staubsäulen, namentlich zur Mittagsstunde an heißen Augusttagen, auf staubiger Landstraße, gar nicht weit ab von uns, ohne daß wir selbst auch nur den geringsten Lufthauch bemerken konnten. Diese senkrechten Auftriebswinde sind thermischer Natur; sie entstehen dadurch, daß die Sonne die Erde

infolge ihrer verschiedenartigen Bodenbeschaffenheit ungleichmäßig erwärmt, daher auch auf die erdnahen Luftmassen ungleichmäßig rückstrahlt. So treten auch ungleichartige Auftriebskräfte ein. Sandflächen erhitzen sich rasch und stark. Die über diesen lagernde Luftschicht hat also die Tendenz, nach oben abzufließen — nach dem Gesetz der sich durch die Erwärmung auszudehnenden und nach oben steigenden Luft — während über Wiese und noch mehr bei Wald der Temperaturausgleich viel langsamer vor sich geht, da die hierüber lagernde Luftschicht nicht in diesem Maße erwärmt wird (Abbild. 3). Jetzt wird uns die Entstehung der sog. Sonnen-Böen klar. Solche thermische Aufwinde sind in anderen Gegenden weit zahlreicher, als der unbefangene Beobachter annimmt, weil sie sich lokal außerdem auf kleinste Ausmaße beschränken. In den Tropen kennen wir sie — lediglich vom Hörensagen — in ihrer weit größeren und oft genug verderblichen Wirkung als Zyklone und Wirbelwinde. Gerade deswegen eignet sich die Tropen-Zone zu intensiverer wissenschaftlicher Beobachtung dieser thermischen Winde, weil dort die Witterungsverhältnisse gleichmäßiger sind, infolge der tagaus, tagein durch Wolken unbehinderten Bestrahlung der Sonne. Tatsache ist, daß selbst große Vögel, wie die Geier, in den Tropen bereits ab 10 m Höhe über dem Erdboden keine sichtbaren Flügelschläge mehr ausführen, also segeln, Höhe gewinnen, ja sogar bis tausend Meter und mehr. Die bei Windstille entstehenden senkrechten thermischen Auftriebskamine verfügen über nur schwache Eigenwindkräfte. Einsetzende leichte Horizontalwinde biegen diese Säule aus der Senkrechten — nach der Windrichtung hin — ab, während stärkere diese vollständig abbrechen, in sich aufsaugen. Bis vor nicht allzu langer Zeit noch wurde die Ansicht vertreten, Segelfliegern könnte es nicht gelingen, mit einer noch so wendigen Maschine im nur schwachen Auftrieb solcher thermischer Windsäulen sich zu halten, weil es nicht möglich wäre, so eng zu kurven und zu kreisen, wie es Mutter Natur dem Vogel erlaubt. Nach den Erfolgen auf der Wasserkuppe und in Rossitten ist diese Ansicht heute widerlegt: Unsere deutsche Segelflieger-Elite fühlt und spürt sozusagen in den Fingerspitzen, wenn sie in thermische Auftriebszonen kommt, vor allem aber lernt sie aus der Wetterkunde, wo sich derartige thermische Auftriebsgebiete befinden. Hier sind die weißen Kumulus-Wolken des sommerlichen Himmels Wegweiser und Wegbereiter für Höhen- und Streckensegelflüge in größerem Ausmaß.

Major a. D. Ernst.

Biegsame Steine.

Biegsamkeit und Elastizität gehören zu den Eigenschaften, die man Steinen noch am wenigsten zutrauen würde. Es ist also kein Wunder, daß die erste Kunde von der Auffindung eines biegsamen Gesteins wie ein Märchen klang. Nun, es gibt wirklich biegsame Steine. In den Diamantenlagern Brasiliens im Staate Minas Geraes entdeckte man ein Gestein, das diese seltene Eigenschaft zeigt. Es war das Muttergestein des Diamanten, der sog. Itakolumit (nach dem dort befindlichen Berg Itacolumi), der auf den ersten Blick einem hellgelben oder hellroten Sandstein ähnlich sah. Dieser vermeintliche Sandstein setzte aber alle Welt in Erstaunen, als große aus ihm gehauene Platten, senkrecht aufgestellt, unter laut hörbarem, knirschendem Geräusch zu schwanken anfingen, als wären sie nicht aus Stein, sondern aus dickem Sohlenleder. Unterstützte man wagerecht liegende Platten in der Mitte, so bogen sie sich an beiden Enden nach unten. Kleinere, einige Zentimeter dicke Stücke ließen sich wie Gummi oder Leder in den Händen biegen. Lange Zeit wußte man sich diese seltsame Erscheinung nicht zu erklären. Nach genauerer Untersuchung fand man, daß der Itakolumit aus einem Gemenge von winzigen Quarzkörnchen, Feldspatpartikelchen und Schüppchen von Glimmer, Talk, Chlorit und Serizit besteht. Die Schüppchen der genannten Mineralien schmiegen sich gelenkartig um die einzelnen Quarzkörnchen wie die ineinander verschränkten Finger der Hand und ergeben so die Biegsamkeit des Steins. In anderen Abarten besitzen die Quarzkörnchen selbst winzige Zacken und Vorsprünge, die sich ineinander einpassen. Der Itakolumit, der übrigens auch den Namen Gelenkquarz, elastischer Sandstein oder elastischer Quarz führt, findet sich außer in Brasilien auch in Nordamerika und Ostindien. Man hat in seinen Lagern nicht nur Diamanten, sondern auch Gold gefunden. Das Phänomen der Elastizität zeigen aber die einzelnen Abarten des Itakolumits in verschiedenem Maße.

Dr. J. Seide.

Anmerkung der Schriftleitung. Die Wiedergabe des Gemäldes L'hombre von D. Chodowiecki in Nr. 4387 erfolgte mit Genehmigung des Verlags F. Bruckmann A.-G., München. — Das in Nr. 4386 veröffentlichte Bild von Prof. Beer-Wallbrunn, stammt aus dem Atelier H. Traut, München.

DIE SEMIRAMIS DES NORDENS

(Schluß von Seite 595.)

Die Gäste, die diesen Kunstgenuß über sich ergehen lassen müssen, leiden Folterqualen und würden sich gern die Ohren verstopfen, wenn sie es dürften. Dazwischen stellt er ein Marionettentheater auf und langweilt sein Publikum entsetzlich mit faden Stücken. Manchmal leistet er sich auch einen unflätigen Scherz, indem er plötzlich bei Tafel einem servierenden Lakai ein Glas Wein über den Kopf gießt. Zuweilen wiederum gebärdet er sich wie ein Hanswurst, schneidet Grimassen und gefällt sich in allen möglichen Gliederverrenkungen. Die arme Katharina hat es schwer mit diesem Popanz von Ehemann, der sich fast gar nicht um sie kümmert, allenfalls nur dann, sobald es gilt, sich die Langeweile zu vertreiben. Da muß sie mit ihm eine Partie L'hombre spielen, was ein höchst zweifelhaftes Vergnügen für sie ist, denn wenn sie verliert, will er sofort ausbezahlt werden, trifft ihn jedoch das gleiche Mißgeschick, so kann er in Wut geraten und tagelang schmollen. Dieser Mensch ist überhaupt ein seltsames Konglomerat von närrischen Schrullen und despotischen Launen, ein Beispiel von Wankelmut in höchster Potenz. So hält er es auch mit den Frauen. Jeden Augenblick verliebt er sich in eine andere Hofdame und prahlt vor aller Welt, daß er der neuen Amoureuse den Vorzug vor seiner Gemahlin gebe. Katharina hat schnell erkannt, daß sie mit diesem Menschen höchst unglücklich werden müsse, wenn sie an ihn Gefühle der Zärtlichkeit verschwenden wollte, die er nicht erwidere. Hätte er nach Gegenliebe verlangt, so wäre es für sie nicht schwer gewesen, diesem Wunsche zu genügen, da sie von Natur zur Pflichterfüllung neigt. Bei solcher Sachlage dagegen wendet sie das einzig mögliche Mittel an — sie streicht ihn aus dem Bereich ihres Gefühlslebens. So erträgt sie das ihr aufgezwungene Joch der Ehe, doch nicht wie eine Dulderin, die sich mit ihrem unabänderlichen Schicksal abfindet, sondern wie eine Ehrgeizige, die diese Prüfung als eine vorbereitende Schule des Lebens betrachtet, die sie einer größeren Bestimmung zuführen soll.

Immer breiter wird die Kluft, die sich zwischen Peter und Katharina aufgetan hat. Jedes der Gatten lebt ein Leben für sich. Katharina hat sich längst den von der Kaiserin inspirierten Rat ihrer Hofmeisterin Frau Tschoglokow zu eigen gemacht und einen Günstling erwählt. Sie wird bald hinsichtlich des Reichtums ihrer Amouren Elisabeth übertreffen und ebenso häufig wie diese ihre Neigung wechseln. Die Namen Saltykow und Poniatowsky bezeichnen schon die erste Etappe ihres bewegten Herzensromans. Viele andere (Orlow, Wassiltschikow, Potemkin, Lanskoij u. a.) sollten ihnen später folgen. Sie hat sich diesen Luxus auch etwas kosten lassen, denn die Favoriten verschlangen insgesamt fast 100 Millionen Rubel, von denen allein Potemkin die

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) Leipzig C 1.

Hälfte erhielt. Daß der Thronerbe, den Katharina nach zehnjähriger kinderloser Ehe gebar, nicht dem Blute der Holstein-Gottorp entstammte, ist ein Geheimnis, das bei Hofe jedermann kennt. Aber diese Fehltritte aus „staatsmännischer Notwendigkeit“ beeinträchtigen trotzdem nicht Katharinas Stellung, weil sie immer die Würde der Großfürstin nach außen hin zu wahren weiß und sich von ihren Favoriten nicht leiten läßt. Peter dagegen verletzt fortwährend seine großfürstliche Würde. Er macht aus seiner Mätressenwirtschaft nicht das geringste Hehl. Als Katharina lebensgefährlich erkrankt, wird ihr sogar zugetragen, daß ihr Gemahl seiner Favoritin Woronzow die Ehe versprochen hat für den Fall, daß sie, die Großfürstin, stürbe. Das ist zuviel für sie. Da sie außerdem wegen der Affäre des Großkanzlers Bestuschew in Verdacht steht, gegen die Kaiserin zu konspirieren und mit Preußen im Einvernehmen zu stehen, ersucht sie Elisabeth um eine Unterredung und erbittet sich von ihr die Erlaubnis, nach Deutschland zurückzukehren. Es ist ein kluger, wohlberechneter Schachzug. Sie fordert etwas, das gar nicht ihren Wünschen entspricht. Elisabeth ist gerührt und versagt ihr die Genehmigung. Katharina atmet erleichtert auf.

Am 7. Januar 1762 stirbt die Kaiserin. Ihr Neffe Peter folgt ihr auf den Thron. Er gewinnt zunächst durch seinen schleunigen Friedensschluß mit Friedrich, durch eine Anzahl von Reformen, die man gar nicht von ihm erwartet hat, einige Sympathie. Aber er erntet dafür durch andere Dinge — Einführung preußischer Disziplin in die Armee, Verabschiedung der Garde, die bisher die treueste Stütze der Zaren gewesen war, Einstellung eines holsteinischen Regiments an ihrer Statt — Unzufriedenheit in den Kreisen der davon Betroffenen. Für Katharina beginnt gleichzeitig eine Epoche neuer Erniedrigungen. Die schlimmste von allen ist jene, als der Kaiser bei einem Bankett zu Ehren der Ratifizierung des Friedensvertrags mit Preußen sie vor allen Anwesenden Dura (dumme Gans) nennt. Alle sind entsetzt. Aus Katharinas schönen Augen lösen sich einige Tränen verhaltenen Zornes und tiefsten Gekränktseins; allein sie weiß sich so weit zu beherrschen, daß sie dem hinter ihr stehenden Grafen Stroganow zulächelt und ihn bittet, eine Anekdote zu erzählen, als ob nichts vorgefallen sei.

Katharina versteht es, sich meisterhaft zu verstellen. Diese Kunst hat sie in den fast zwei Jahrzehnten ihres Aufenthalts in Rußland gründlich gelernt, ja, aus Selbsterhaltungstrieb lernen müssen. So wahrt sie ihre Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit sogar bei den Zechgelagen und Tabakskollegien ihres Gemahls. Durch die Zuvorkommenheit ihres Wesens und die Zartheit ihres Empfindens hat sie schon viele Herzen gewonnen. Sie weiß: je roher und gewalttätiger Peter sich gebärdet, desto größer wird die Schar ihrer Anhänger. Schon sind einige Bevorzugte, unter ihnen Orlow und die Fürstin Daschkow, im geheimen tätig, das verhaßte „Teufelchen“ — wie die Kaiserin Anna den Holsteiner nannte — zu stürzen und an seine Stelle Katharina zu setzen. Die öffentliche Beschimpfung, die sie erfahren hat, macht sie allen Plänen gefügig. Am 9. Juli 1762 wird der Staatsstreich ausgeführt; Peter zur Abdankung gezwungen. Von nun an ist Katharina Selbstherscherin aller Reußen.

In ihrem 50. Lebensjahr — sie starb erst am 17. November 1796 im 68. Lebensjahr — setzt sich die Kaiserin selbst ihre Grabschrift. Sie lautet: „Hier ruht Katharina die Zweite, geboren in Stettin, am 21. April (2. Mai) 1729. Im Jahre 1744 kam sie nach Rußland, um Peter III. zu heiraten. Im Alter von 14 Jahren faßte sie den dreifachen Entschluß, ihrem Gatten, Elisabeth und der Nation zu gefallen. In 18 Jahren der Langeweile und Einsamkeit las sie viele Bücher. Auf den Thron gelangt, wollte sie das Gute und versuchte, ihren Untertanen Glück, Freiheit und Besitz zu schenken. Sie verzieh leicht und haßte niemanden. Nachsichtig, leichtlebig, von heiterem Naturell, republikanischer Gesinnung und gutem Herzen, hatte sie viele Freunde. Die Arbeit war ihr leicht. Geselligkeit und Künste gefielen ihr.“

In dieser kurzen Selbstcharakteristik ist viel Wahrheit enthalten. Katharina hat sich aufrichtig bemüht, in ihrer zweiten Heimat Sympathien zu erwerben. Daß es bei dem Gatten ihr nicht gelang, war nicht ihre Schuld. Bei der Kaiserin Elisabeth und dem russischen Volk hat sie es jedenfalls erreicht. Der Ehrentitel „Mütterchen Rußlands“, den ihre Regierung ihr eintrug, zeigt, daß sie es verstanden hat, alles Mißtrauen zu beseitigen, das sich naturgemäß gegen eine Ausländerin von vornherein bildet. Damit wurde ihr starker Ehrgeiz von Erfolg gekrönt, vor allem jedoch ihre große Eitelkeit befriedigt. Diese war ein Element ihres Wesens. „Der leiseste Stich verletzte ihre Eitelkeit“, sagt der Graf de Ségur. „Da sie Witz hatte, tat sie, als lache sie darüber, aber man merkte wohl, daß dieses Lachen etwas gezwungen war.“

Es trifft auch ohne weiteres zu, daß Katharina als Kaiserin von den besten Absichten für ihr Volk erfüllt war, und daß sie ihren Herrscherberuf ebenso ernst nahm wie ihr großer Vorfahre auf dem Thron: Peter I. Aber sie besaß einen Vorzug vor ihm — humane Gesinnung. Die gewaltsame Art, mit der sie zur Macht gelangte, verhieß ein tyrannisches Regime. Diese Furcht erfüllte sich nicht. Härte und Grausamkeit lagen ihrem Herzen gänzlich fern. Wenn sie zuweilen ihrem Willen einen etwas strengen Ausdruck verlieh, so geschah es immer nur zur Befriedigung ihrer grenzenlosen Eitelkeit und Ruhmbegierde. Sie hat gewiß viel nach außen und nach innen für ihre Nation getan. Die Erfolge ihrer äußeren Politik waren jedoch nicht, wie bei ihrem großen Zeitgenossen Friedrich, Resultate eines zielbewußten Willens, sondern beruhten auf Glücksumständen. Katharina verstand es vortrefflich, die Sorglosigkeit, Uneinigkeit und Unentschlossenheit anderer Nationen durch unternehmende Handstreiche sich zunutze zu machen. Dabei zeigte sich, daß ihre für die hohe Politik keineswegs geschulten Favoriten mit ihrer Bauernschlauheit die zünftigen Diplomaten Europas in den Schatten stellten. Auch in der inneren Politik ist ihr Verdienst groß. Sie hat das vernachlässigte Recht verbessert, die Verwaltung von vielen Schlacken gereinigt, die Bildung gefördert, aber an das Grundübel, unter dem das Volk litt — die Leibeigenschaft — tastete diese Monarchin nicht, obgleich man es von der „republikanischen Gesinnung“, deren sie sich rühmt, von ihren Humanitätsbestrebungen und ihrem aufgeklärten Geist hätte erwarten müssen. Hier klafft ein Widerspruch.

„Nachsichtig, leichtfertig, von heiterem Naturell“ bezeichnet Katharina ihren Charakter. Auch das stimmt. Aber es war ein anderer Leichtsinn, eine andere Heiterkeit als die ihrer Vorgängerin, der Kaiserin Elisabeth. Wie bei dieser alles in Regellosigkeit ausartete, wie sie die Nächte zu Tagen machte, wie sie ganz ihren Augenblicksstimmungen lebte, so hatte bei Katharina alles System. Sie vernachlässigte über ihren Liaisons keineswegs ihre Staatspflichten. Sie ordnete vielmehr ihr buntbewegtes Sinnenleben, dem sie königlich die Zügel schießen ließ, in ihr Tagewerk ein. In der Art und Weise, wie sie ihr Dasein genoß, wie sie ernsthafte Beschäftigungen mit sinnlichen Vergnügungen und lauten gesellschaftlichen Zerstreuungen zu verknüpfen verstand, zeigte sich ihr gesunder Menschenverstand. Dieser, den sie schon als Prinzessin von Zerbst betätigte, den sie später in allen Lebenslagen bewahrte und in einsamen Stunden durch die Lektüre ihrer Lieblingsschriftsteller, Voltaires, Diderots und anderer Enzyklopädisten, bildete, wurde ihr zum Fundament ihrer Weltanschauung. Mehr als Friedrich der Große und Joseph II., war sie, die nordische Semiramis, im Sinne ihres aufgeklärten Zeitalters das Vorbild einer Herrscherin.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

a — be — bin — bir — burg — din — do — dolf — dra — e — eck — en — es — ga — hi — i — i — la — la — li — ma — ma — mä — mi — nah — naum — ne — ne — ne — ne — nor — pow — re — recht — ri — riss — ro — ru — rung — sel — si — son — sto — te — ter — um — va — wat

Aus diesen Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwechselnd von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Franz v. Schönthan ergeben. (ß = 1 Buchstabe.) Bedeutung der Wörter: 1 Staatsgut, 2 geometrische Figur, 3 Kontur, 4 Bühnenwerk, 5 männlicher Vorname, 6 vulkanisches Gestein, 7 braucht Mensch und Tier, 8 Pianistin, 9 Sonntagsname, 10 Beleuchtungsgerät, 11 Oper von Bellini, 12 Frucht, 13 beliebtes Knabenbuch, 14 weiblicher Vorname, 15 Negerrepublik in Afrika, 16 Saalestadt, 17 Verbandmaterial, 18 Berg in Tirol, 19 Hochtal in Graubünden.

Kreuzworträtsel.

■	1			2		3			4	■
5		■	6					■		7
8			■		■		■	9		
		■	10		11		12	■		
13				■		■	14			
	■	■	15					■	■	
16	17			■		■	18		19	
		■	20	21		22		■		
23			■		■		■	24		
		■	25					■		
■	26									■

Wagerecht: 1 Schwarmgeist, 5 ägyptischer Sonnengott, 6 Teil des Baumes, 8 Figur aus dem Nibelungenlied, 9 Gemahlin des Jakob, 10 Beleuchtungskörper, 13 Liebesgott, 14 deutscher Strom, 15 nächtliche Revision der Wache, 16 kleine Rechnung, 18 Himmelsrichtung, 20 Schreinerwerkzeug, 23 Schwur, 24 straußartiger Vogel, 25 feuerspeiender Berg, 26 Grabstätte; senkrecht: 1 Schicksalsvorausbestimmung, 2 kleinster chemischer Bestandteil, 3 Biene, 4 Rohprodukt für die Zuckergewinnung, 5 europäisches Königreich, 7 britische Insel im Indischen Ozean, 10 bekannter Kampfort im Weltkrieg, 11 Autodefekt, 12 Liederkomponist, 17 betäubendes Gift, 19 Wüstensturm, 21 griechischer Kriegsgott, 22 Pferd.

Einschalträtsel.

Laune — Strich — Meter — Schere — Pacht — Rute — Siegel — Rum — Betrag — Pakt

Durch Einfügen je eines bestimmten Buchstabens in die einzelnen Wörter sind Wörter anderen Sinnes zu bilden. Die eingesetzten Buchstaben nennen, aneinandergereiht, ein Unterrichtsfach.

Silbentauschrätsel.

Riese — Zander — Winkel — Liebig — Biber — Loden — Ahndung — Lido — Patent — Boden — Bruder — Wesel — Tiger — Rente — Marburg

In jedem dieser Wörter ist eine Silbe gegen eine neue zu tauschen. Diese neuen Silben ergeben im Zusammenhang ein Sprichwort.

In Spannung versetzend.

Ein A ist niemals Ende,
Auch Mitte ist er nie.
Den L vollführt behende,
Ein Zirkuskunst-Genie.

Schüttelrätsel.

Es zeigt uns groß, was fern und klein,
Ist selber klein und Glas,
Geschüttelt schließt das Meer es ein.
Nun sag', was ist denn das?

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4390.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4388.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Laren, 5 General, 7 Faun, 8 Ibis, 10 Mob, 11 Aas, 13 Rum, 15 Arie, 17 Lama, 18 Hüne, 19 Ilse, 21 Oste, 23 Ala, 24 hei, 26 irr, 27 Erle, 29 Lima, 31 Gorilla, 32 Groom; senkrecht: 1 Leu, 2 Anna, 3 Eris, 4 Nab, 5 Gabi, 6 Lira, 7 Forelle, 9 Sumatra, 10 Maria, 12 Adele, 14 Maler, 16 Ehe, 17 Leo, 20 Sarg, 22 Sima, 24 Herr, 25 Illo, 28 Log, 30 Ilm.

Silbenrätsel: 1 Mi**gr**äne, 2 Ta**le**nt, 3 St**at**ion, 4 Pa**us**e, 5 Al**bi**on, 6 Ste**w**ard, 7 Ein**h**eimischer, 8 Ta**uc**herglocke, 9 Li**n**se, 10 Ro**de**l, 11 En**tg**elt, 12 No**rd**erney, 13 Eb**en**e, 14 Et**ui**, 15 Od**e**ssa. — Glauben und Treue sind Geschwister.

Palindrom: Ton — Not.

Visitenkartenrätsel: Fleischbeschauer.

Suchrätsel: Wer Menschen kennenlernen will, muß sie nach ihren Wünschen beurteilen.

Hieroglyphen-Tafel: Die Anfangsbuchstaben der Figurennamen ergeben: Es hat alles seine Zeit.

Strahlenproblem: 1 Dill, 2 Elch, 3 Ried, 4 Vase, 5 Oval, 6 Goya, 7 Ebbe, 8 Lupe, 9 Haff, 10 Ätna, 11 Nabe, 12 Düna, 13 Luft, 14 Exil, 15 Reis. — „Der Vogelhändler."

Skat-Aufgabe: 1. Im Skat liegt Karo Dame und Karo 7, Vorhand legt Karo König und Dame fort. — 2. Mittelhand: Kreuz, Pik und Herz Bube; Kreuz 10, König, 9, 8; Pik 8; Herz König, 8. — Hinterhand: Kreuz Dame, 7; Pik 10, König; Herz Dame, 7; Karo As, 10, 9, 8. — 3. Spiel: a) Kreuz As, b) Kreuz 8, c) Kreuz 7. a) Pik As, b) Pik 8, c) Pik König. a) Herz As, b) Herz 8, c) Herz 7. a) Herz 10, b) Herz König, c) Herz Dame. — Vorhand hat jetzt 61 Points und bricht das Spiel ab.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

C. SEIFERT.

LEIPZIG

VERLAG J·J·WEBER

NR·4390 ★ 2·MAI·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

A.A.

In Paris findet man unsere „Illustrirte Zeitung" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A. 8. e., 44/bis. Rue Pasquier, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4390. 172. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 2. Mai 1929.

Allgemeine Notizen.

Leipziger Universitätswoche 1929. Diese im In- und Ausland freudig begrüßte Veranstaltung findet vom 23. Juni bis 6. Juli statt. Das offizielle Programm ist erschienen. Die Eröffnungsfeier wird in der Aula der Universität erfolgen. Eine Sonderausstellung „Morgenländisches Schrifttum im deutschen Gewande“ stellt die Universitätsbibliothek. Eine Reihe deutscher Auslandsbehörden des Kontinents erteilen Sichtvermerke für die Teilnehmer gebürhenfrei. Verschiedene Reedereien, die Reichsbahngesellschaft und die Heimatstaaten der Ausländer gewähren Ermäßigung. Zur Ausgabe gelangen Gesamtteilnehmerkarten und solche für einzelne Veranstaltungen. Anmeldungen sind an den Arbeitsausschuß der Universität Leipzig zu richten.

Das Sanatorium Tannenhof in Friedrichroda, Thür., begeht am 5. Mai die Feier seines 25jährigen Bestehens. Der leitende Arzt und Besitzer Sanitätsrat Dr. Kurt Bieling begründete die Anstalt mit etwa 15 Betten. Die wirtschaftlich schwierigen Zeiten, wie sie namentlich der Krieg, die Revolution und die Inflation mit sich brachten, haben die Entwicklung der Anstalt nicht aufhalten können, sodaß sie heute weit über die Grenzen Thüringens hinaus Ansehen genießt. Als eine für klinische Beobachtungen und Behandlung von inneren und Nervenleiden in Betracht kommende ernsthafte Stätte wird das Sanatorium weithin geschätzt. Die Anstalt ist namentlich als Diätsanatorium für Magen-, Darm- und Stoffwechselkranke sorgfältig ausgebaut worden. Im Laufe von 25 Jahren haben hier viele Tausende Heilung und Genesung gefunden. Insbesondere hat sich die Anstalt auch im Kriege in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Viele werden am 5. Mai dankbar der Hilfe gedenken, die ihnen im Tannenhof zuteil geworden ist. Im vergangenen Jahre wurde die Anstalt mit umfassenden Neuanlagen versehen, in Sonderheit mit solchen technischer Natur. Das Sanatorium ist in jeder Richtung für den Dienst am Kranken mustergültig eingerichtet.

Bad Neuenahr. Für Kranke und Leidende ist nicht allein die landschaftliche Schönheit maßgebend, wichtiger ist die Möglichkeit eines heilungverheißenden Kurgebrauchs. Beides ist in Bad Neuenahr glücklich vereinigt, dem entzückenden Frühlingsgarten und dem altberühmten Heilbad gegen Zuckerkrankheit, Gallen-,

Fortsetzung Seite 618.

Magen-, Darm-, Leber-, Nieren- und Blasenleiden. Emsig bemühte sich die Kurverwaltung, die Wintertage zu Erweiterungen und Verschönerungen der Kureinrichtungen und Anlagen zu nützen. Quellen und Kurpark bilden jetzt ein einheitliches Ganzes, denn die bisher beide trennende Oberstraße ist verlegt. Der Kurgast wird nicht mehr durch Fahrzeuge und Fahrräder gestört. Der Lennépark mit dem eleganten Terrassencafé und Restaurant ist weiter ausgebaut worden. Hinter dem Terrassencafé wurde ein Garten und eine große Tanzfläche im Freien angelegt. Für kühle und nasse Tage sind in den Lesesälen des Kurhauses, im Restaurant und Theater Heizungen eingebaut und die bestehenden vergrößert worden. Für gesellige Unterhaltung, künstlerische Darbietungen, Musik, Theater und Sport ist gesorgt. Neuenahrs Thermalquellen, die einzigen in Deutschland, werden zu Bade- und Trinkkuren benutzt. Spezialärzte empfehlen bereits zu Hause, vor Beginn der Kur an Ort und Stelle, eine seit Jahrzehnten bewährte Hauskur vorzunehmen, um so schon den Körper auf die Kur vorzubereiten. Der Neuenahrer Sprudel wird direkt von der Quelle in Kisten versandt. Er ist aber auch in allen Apotheken, Drogerien und Mineralwasserhandlungen erhältlich.

Die Schweiz. Der neue, von der Schweizerischen Verkehrszentrale in Zürich und Lausanne veröffentlichte Reiseführer umfaßt in 100 Seiten neben einer ausführlichen, klaren Touristenkarte, eine Fülle von Auskünften über die Schweiz als Touristenland. Der erste Teil gibt Aufschlüsse allgemeinen Charakters. In ihm sind wichtige Hinweise auf die Naturschönheiten und das Klima der Schweiz, über Touristik, Sport, Unterkunft und Verpflegung, Reisezeit, Post, Telegraph, Telephon, Eisenbahnfahrscheine, Zufahrtslinien, Zollrevision, Bade- und Lungenkurorte, Schulwesen und Industrien enthalten. Dann folgen kurze Beschreibungen der Hauptreiserouten durch die Schweiz, die in acht Reiseverkehrsgebiete eingeteilt wird. Der Reisende erfährt hierbei alles Notwendige über die Kurorte, Verkehrsmittel, Sehenswürdigkeiten, Sportverhältnisse usw. Dieser zweite Teil der kleinen Schrift ist mit zahlreichen lockenden Bildern ausgestattet und gestaltet dadurch den kleinen Reiseführer zur angenehmen Lektüre. Den Umschlag schmückt eine reizvolle, farbige Darstellung des Rheinfalls bei Schaffhausen. Die Broschüre kann allen Reisenden, die sich für die Schweiz interessieren, empfohlen werden.

Illustrirte Zeitung

EIN WIENER BÜHNENSTERN

OPERETTENSÄNGERIN MIMI KOTT

GEMÄLDE VON VICTOR HAMMER

HUNDERTJAHRFEIER DES DEUTSCHEN ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTS IN BERLIN

Am 21. April versammelten sich im Plenarsitzungssaal des Reichstags die Archäologen aus aller Welt zur Feier des 100jährigen Bestehens des Deutschen Archäologischen Instituts. Prof. G. Rodenwaldt, der Vorsitzende des Instituts, begrüßte das erlesene Auditorium. Darauf sprach Dr. Stresemann; nach ihm folgte eine stattliche Reihe in- und ausländischer Gratulanten. Am nächsten Tage fand dann im Pergamon-Museum ein feierlicher Empfang der als Gäste in Berlin weilenden Archäologen statt, bei dem der 38 m lange Pergamon-Altar des Königs Eumenes II. (vom Jahre 180 v. Chr.), ein Meisterwerk des Hellenismus, zum erstenmal in seiner Neuaufstellung gezeigt werden konnte. Am Nachmittag begann die Tagung der Sektionen für Ausgrabungen, und abends gab die Reichsregierung zu Ehren der Archäologen ein Essen. —

Begrüßung der 500 aus allen Teilen der Welt herbeigeeilten Festgäste im Festsaal des Palais Prinz Friedrich Leopold in Berlin.
Im Hintergrund die Zentraldirektion des Archäologischen Instituts, in deren Mitte (stehend) Prof. Gerhart Rodenwaldt, Vorsitzender des Instituts, bei der Entgegennahme der Geschenke und Glückwunschadressen.

Rechts: Eine Gruppe bedeutender ausländischer Teilnehmer.
Von links nach rechts: Sitzend: Direktor Hatt vom Britischen Museum in London; Graf Bégouen, Toulouse (Frankreich); Melida y Alinari, Museumsdirektor in Madrid. Stehend: Prof. Alföldi, Debreczen; Prof. Panaitescu, Klausenburg; Prof. Lugli, Rom; übernächster: Prof. Obermaier, Madrid; Dr. Sukenik, Jerusalem; Prof. Schukow, Moskau.

Prof. Dr. phil. Gerhart Rodenwaldt, Generalsekretär und Vorsitzender des Archäologischen Instituts in Berlin.

Das geschichtliche Verdienst, das Institut ins Leben gerufen zu haben, gebührt dem Berliner Philologen Eduard Gerhard, der es 1829 am Geburtstage Roms in der preußischen Gesandtschaft im Palazzo Caffarelli unter dem Namen „Instituto di Corrispondenza Archeologica“ eröffnete mit der Aufgabe, die in Italien gemachten Altertumsfunde wissenschaftlich zu erschließen. Nach einer glanzvollen Epoche fruchtbarer Tätigkeit erhielt das Institut in den 90er Jahren unter dem Vorsitz von Alexander Conze seine heutige Gestalt als Archäologische Reichs-Zentralanstalt mit dem Sitz in Berlin. Der Krieg und die Inflation versetzten seiner Arbeit einen schweren Schlag; nach dem Wiederaufbau geht es aber nun einer neuen arbeitsreichen Zukunft entgegen.

Die Jubiläumsfeierlichkeiten im Pergamon-Museum in Berlin: Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Waetzoldt, Generaldirektor der Staatlichen Museen, bei seiner Ansprache an die Festgäste.

Von der Feier des Archäologischen Instituts: Links: Besichtigung des Pergamon-Altars im neuerbauten Pergamon-Museum durch die Festteilnehmer. — Rechts: Teilstück vom Schmuckfries des Pergamon-Altars.

PRINZ HEINRICH VON PREUSSEN †

Prinz Heinrich, der Bruder Wilhelms II., hatte auf Wunsch seines Vaters, Kaiser Friedrichs, den Dienst zur See als Lebensberuf gewählt und durchlief hier die Grade der Seeoffizierslaufbahn, bis er 1895 zum Konteradmiral befördert wurde. Nach verschiedenen Kommandos und Missionen ins Ausland wurde er 1901 zum Admiral ernannt und erhielt 1906 die Führung der deutschen Hochseeflotte. Drei Jahre später trat er von diesem Posten zurück und wurde unter Beförderung zum Großadmiral Generalinspekteur der Marine. In und nach dem Kriege ist er dann nur noch wenig hervorgetreten. — Prinz Heinrich hat zeit seines Lebens im Schatten seines kaiserlichen Bruders gestanden. Trotzdem genoß er eine lebhafte Popularität, die ihm wohl besonders seine Arbeit an der Flotte und seine Betätigung im Auto- und Flugsport eingetragen haben.

Prinz Heinrich von Preußen, geboren am 14. August 1862, † am 20. April. Letzte Aufnahme des Prinzen auf seinem Gut Hemmelmark bei Eckernförde. (Phot. Ferd. Urbahns, Kiel.)

Prinz Heinrichs letzte Fahrt: Der Trauerzug mit der Witwe und deren Sohn Prinz Waldemar (hinter der von Seeoffizieren gezogenen Lafette) auf dem Wege zur Begräbnisfeier in der Kapelle von Hemmelmark am 24. April.

DER MALER OSKAR LASKE

Oskar Laske, das langjährige Mitglied der Wiener Sezession, auf deren Ausstellungen seit je seine vielfigurigen, sehr originellen Malereien auffielen, ist als Maler ein Autodidakt. Zum Architekten bestimmt, dereinst Schüler Otto Wagners an der Wiener Akademie, ergab er sich dann doch der Malerei und Graphik, in denen er teils in großen, erzählenden Kompositionen, in Aquarellen nach der Natur, oder als Radierer und Chromolithograph interessante und manchmal wahrhaft köstliche Werke schuf. „Ich verdanke mein Genie dem Umstande, nicht erzogen worden zu sein!" sagte Richard Wagner von sich. Laske verdankt sein Genie der absoluten Ungestörtheit, mit der er sich entwickeln und so ganz der werden konnte, der er ist. Seine Leidenschaft ist nun, jeweils Stoffe zu gestalten, die eine ganze Lebenswelt anschaulich machen. So malte er ein „Narrenschiff", an dessen Bord sich die ganze Menschheit mit ihren ungezählten Narreteien herumtummelt, so eine „Arche Noah", in die der unübersehbare lange Zug der Tiere zu zwei und zwei feierlich einmarschiert, und so eine „Fischpredigt des heiligen Antonius", in der sein Humor und die Originalität seiner Formensprache sehr reizvoll zum Ausdruck kommen. Laske ist Romantiker, Märchenerzähler und Phantast. Und das alles mit der Naivität des echten Künstlers. Diese Naivität macht auch den Zauber seiner biblischen Bilder aus, seine Darstellung des Paradieses oder der „Hochzeit zu Kana". Laske hat übrigens auch das deutsche Volksbuch vom Till Eulenspiegel illustriert und sich als Schöpfer wirkungsvoller Bühnenbilder (für Reinhardt und das Burgtheater) bewährt.

Max Hayek.

DIE HOCHZEIT ZU KANA

DIE FISCHPREDIGT DES HEILIGEN ANTONIUS

ORPHEUS

DER LEVIATHAN (Ausschnitt.)

AN DER NORDSEE

AQUARELL VON GEORG WICKERT

Die Bahn ins Romantische

Zum 75jährigen Jubiläum der Semmeringbahn

VON DR. THEODOR HEINRICH MAYER

„Vindobona". Eine Preisträgerin im Lokomotivenwettbewerb der Semmeringbahn im Herbst 1851.

Romantik war um die Semmeringbahn vom ersten Augenblick an, als der Staatsminister Baron Kübeck kurz vor Weihnachten 1841 den Bau einer Dampfeisenbahn Wien—Triest dekretierte und dabei auch auf Drängen des Bauingenieurs Karl Ghega, den er sich mit Umgehung aller erprobten älteren Fachleute zum Berater genommen hatte, die Überquerung des Gebirges durch einen normalen Schienenstrang in Betracht zog.

Man muß ja nur bedenken: Erst 1829 hatten Stephensons berühmte Probefahrten mit der „Rocket" zu Rainhill stattgefunden, von denen an man den Beginn des modernen Eisenbahnwesens datieren kann, und knapp ein Jahrzehnt war es her, daß die Eisenbahnen auf dem Kontinent Eingang gefunden. Wenn diese auch auf der Ebene ganz respektable Geschwindigkeiten erreichten, vor Steigungen besaßen die damaligen Bahningenieure einen heiligen Respekt, griffen zu den unmöglichsten Auskunftsmitteln, falls doch irgendeiner Höhe nicht ausgewichen werden konnte. Sie dachten auch nicht im Traume daran, jemals mit einer Lokomotive irgendein Gebirge zu übersteigen.

Und der österreichische Minister meinte, daß das seinen Leuten so ohne weiteres gelingen müßte ... nun ja, in Österreich war man es ja immer gewohnt, ein wenig außerhalb der Wirklichkeiten und Möglichkeiten zu leben und zu denken ...

Immerhin, man ging die Sache an. Kübeck sandte seinen Ghega auf ein Jahr nach Amerika, damit er das dortige Eisenbahnwesen studiere, und beauftragte ihn dann nach seiner Rückkehr mit dem Entwurf einer Trasse über den Semmering. Die anschließenden Stücke Wien—Gloggnitz und Mürzzuschlag—Graz waren nach relativ kurzer Bauzeit damals schon in Betrieb.

Ghega hatte in Amerika vieles gesehen, aber anscheinend nichts gelernt, denn er gedachte, bei seiner Trasse nicht die leichten und kühnen Eisenbrücken zu verwenden, in deren Konstruktion man jenseits des Ozeans so Unerhörtes leistete, sondern er entwarf seine Bahn wie eine Straße alten Stils mit gewaltigen Steinbauten — war das nicht romantisch, wenn dann auf einmal eine Dampflokomotive darüberfuhr? Aber damit hatte es wahrhaftig seine guten Wege, denn kein Mensch vom Fach glaubte, daß man je Lokomotiven würde konstruieren können, geeignet, die von Ghega geplanten ungeheuren und andauernden Steigungen 1 : 40 zu bewältigen. Man ließ ihn also ruhig drauflostrassieren und vertraute dem eigenen besseren Wissen sowie den immer schlechter werdenden Finanzen Österreichs. — Und behielt damit vorläufig recht. Zu Beginn 1847 nahm die Regierung offiziell Ghegas Projekt zur Ausführung an, aber es verging ein halbes Jahr, ein Jahr, 1848 begann, die Wiener erzwangen für Österreich eine Konstitution, doch von der Bahn über den Berg hörte man nichts. Ghega bohrte und drängte, aber da vom März bis zum Sommer 1848 vier Ministerien einander folgten, so kam er bei dem traditionellen schleppenden österreichischen Geschäftsgang seinem Ziel erst dann nahe, wenn auch das betreffende Ministerium am Ziel seiner Laufbahn war. Trotzdem geschah es, daß im Sommer 1848 ein recht energischer Mann namens Baumgartner das Ministerium für Handel und öffentliche Arbeiten übernahm und sich in sein Ressort von den diversen Bürger- und Studenten- und Arbeiterräten — Pardon, damals hießen sie Comités — nichts dreinreden ließ. Österreich war damals nach innen und außen hin dem Zerfall nahe, jeglicher Handel und die gesamte Industrie stockte, die Arbeitslosigkeit erreichte einen beängstigenden Grad. Da entschloß sich Baumgartner, trotz der trostlosen Staatsfinanzen, Notstandsarbeiten großen Stils auszuschreiben.

Abwiegen der Lokomotiven und Tender im Semmering-Wettbewerb 1851.

Ghega hörte davon in Laibach. Hetzte nach Wien, meldete sich bei Baumgartner, ging nicht fort, ehe als einzige Arbeit dieser Art der Bau der Semmeringbahn bestimmt wurde. Das tiefste Elend des Staates war die Ursache zum Beginn seines Werkes.

Gerade damals war alles so mit politischen Dingen erfüllt, daß Ghega von den Fachleuten verschont blieb, mit Ausnahme derer, die er sich zu Helfern auserwählte, und die ihm blind ergeben waren. Und so ging er daran, die Bahn mit der Steigung zu bauen, für die es auf der ganzen Welt keine Lokomotiven gab, glaubte aber trotzdem unverbrüchlich daran, daß man sie schon konstruieren würde, wenn man sie brauchte — einstweilen waren andere technische Fragen zu erledigen. Und er glaubte auch, daß dieses Österreich, daß man schon in ganz Europa aufgab, wieder zu seiner alten Kraft erstarken und Werke wie den Bahnbau auf den Semmering nur so nebenher würde schaffen können.

Wie gesagt, Ghega war ein Romantiker und dann erst ein Ingenieur. Aber ein Jahr später war Österreich stärker denn je, und die Ausgaben für die Semmeringbahn bedeuteten kaum eine Belastung im Budget.

Doch jetzt begann der heroisch-romantische Kampf gegen die Fachwelt. Wie ein Mann stellte sie sich wider den Mann, der auf dem Semmering arbeitete, warf ihm die unerhörteste Verschleuderung von Staatsgeldern für ein unmögliches Projekt vor, wollte lieber, daß das bisher Vollendete zu Ruinen zerfiel, als daß sie dessen praktische Verwendbarkeit zugegeben hätte, schlug die sofortige Einstellung aller Arbeiten

Die Tunnelbauten am Kartner Kogel.

Aus der Lokomotiven-Konkurrenz auf dem Semmering im Herbst 1851: Nachmessung der Spurweiten.

an der Ghegaschen Trasse und den Bau einer Seilbahn, in sieben Rampen unterteilt, vor. Das kam in der Anlage wie im Betrieb billiger und war auch unvergleichlich sicherer und bequemer als die romantische Bahn oben an den Felswänden, auf der jede Fahrt, selbst wenn das Unwahrscheinliche einer Befahrung glücken sollte, eine ständige Lebensgefahr bedeutete. Und viele hohe und höchste Stellen bis zur allmächtigen Mutter des Kaisers stimmten diesem so einleuchtenden neuen Projekt zu. Jeden Waggon einzeln und in sieben Absätzen zur Paßhöhe hinaufzuziehen — wie einleuchtend einfach war das!

Nur Ghega hielt das für sehr verwickelt und unbequem, und die ununterbrochene Dampfeisenbahn von Gloggnitz nach Mürzzuschlag schien ihm nach wie vor die beste Lösung des Problems. Und wieder hatte er Glück. Wie schon Kübeck und Baumgartner, so war auch sein jetziger Ressortminister ein Frondeur gegen die unverantwortlichen Nebenregierungen. Diesmal führte der Gründer des Österreichischen Lloyd, Baron Bruck, das Handelsministerium. Er hatte gleiches Vertrauen zu dem genialen Projekt Ghegas wie seine Vorgänger und erwiderte die Angriffe mit einer glänzenden Parade: er schrieb eine Preiskonkurrenz für Berglokomotiven aus, die an der künftigen Bahn Verwendung finden sollten. Und dieses öffentliche, beinahe schon unwiderrufliche Bekenntnis zu Ghegas Werk verfehlte denn auch seine Wirkung nicht; die Gegner schwiegen immer mehr und verstummten schließlich ganz, als alle vier Preislokomotiven die geforderten Leistungen weit übertrafen.

Am 23. Oktober 1853 befuhr Ghega mit Baumgartner, der inzwischen Bruck abgelöst hatte, zum erstenmal die Bahn in ihrer ganzen Ausdehnung. Aber es dauerte noch mehr als ein halbes Jahr, ehe sie sang- und klanglos dem allgemeinen Verkehr übergeben werden konnte.

Selbst das ist ein wenig romantisch: die Zeitungen wußten über die Eröffnung eines solchen in jeder Hinsicht großen Werkes nichts anderes zu berichten, als daß sie den ersten Fahrplan veröffentlichten . . .

Und die Frequenz der neuen Bahn stellte die kühnsten Erwartungen in den Schatten. Das war ja eine Fahrt ins romantische Land! Der Semmering, der heute die größten Hotels von ganz Österreich trägt, bedeutete damals wirklich eine Wildnis; namentlich die abseits von der alten Paßstraße gelegenen einsamen Täler, an denen entlang die Bahn zog, mußten den Wienern wie ein unberührtes Urland erscheinen.

Man möchte sich manchmal fast nach dem sehnen, was sie damals noch genießen konnten. Das ist ja das Schöne an der Semmeringbahn und macht ihren unvergänglichen Reiz aus, daß sie der Landschaft nicht aufgezwungen, sondern, mit feinem malerischen Gefühl in sie hineinkomponiert, eine Symphonie der Natur und ein Hoheslied der Technik zugleich ist. Beim Passieren der „Kalten Rinne“ erinnerte man sich noch des kühnen, aus so vielen Steinzeichnungen bekannten Gerüstes, bewunderte die immer neuen, immer herrlicheren Ausblicke, kaufte sich auf der Station Semmering, die damals noch klein war, ein billiges Bild vom Bahnbau zum Andenken und fuhr dann, staunend über die jähe Veränderung der Landschaft vom Heroischen ins Gemütlich-Breite des steirischen Urgebirges, dem rauchigen Mürzzuschlag zu. Und da man Abwechslung liebte, nahm man zur Rückfahrt einen Wagen, fuhr zuerst unter und dann immer höher über der Bahn zur Paßhöhe, hielt auf der Myrtenbrücke, wo 1841 die Eröffnungsfeierlichkeiten der Semmeringstraße stattfanden (die nur um zehn Jahre älter als die Bahn selbst ist). In flottem Trab fuhr man nach Schottwien und von dort auf den Werkstraßen, die noch vom Bau her bestanden, in die Adlitzgräben, um vom Tal aus die so kühnen Bahnanlagen zu bewundern. Und freute sich doch wieder, wenn man in Gloggnitz den Zug nach Wien bestieg.

Ein Vierteljahrhundert führte die Bahn über den Semmering, und er war noch immer ein zum großen Teil unbekanntes, romantisch-wildes Land. Nicht Ghega mit seiner Bahn machte ihn populär, sondern ein Generaldirektor der Südbahn, der oben das erste Hotel bauen ließ. Und nach einem weiteren Vierteljahrhundert wagte man es, dieses Hotel versuchsweise sogar im Winter geöffnet zu halten; man entdeckte dort etwas Neues, die Romantik von Schnee und Kälte. Heute ist auch das eine mondäne Angelegenheit geworden.

Aus der Lokomotiven-Konkurrenz auf dem Semmering im Herbst 1851: Nachprüfung der Steigungsangaben.

Dr. Karl Ritter v. Ghega (1802—1860), der Erbauer der Semmeringbahn.

Lokomotive „Seraing“, eine der vier Preislokomotiven im Wettbewerb 1851.

Panorama der Semmeringbahn zwischen dem 46 m hohen Viadukt über die Kalte Rinne, dem höchsten der ganzen Strecke, bis zur Galerie an der Weinzettelwand.

Die Leute von Nossimena

Eine Erzählung aus Madagaskar von Max Mezger

Die im folgenden beginnende romanartige Erzählung spielt auf der französischen Inselkolonie Madagaskar und beschreibt deren Erschließung. Die Ereignisse, die mit diesem Vordringen der Franzosen auf dem Boden einer primitiven Kultur sich verknüpfen, haben hohen Spannungsreiz. Neben dem kulturgeschichtlich Interessanten gibt die Erzählung aber auch eine Schilderung von Einzelschicksalen, die das Ganze in einen packend menschlichen Aspekt rückt. — Wie der Autor, der selbst lange Zeit auf der Insel gelebt hat, nach Madagaskar gekommen ist, darüber berichtet die anschließende autobiographische Skizze.

„Der Gutshof, auf dem ich geboren bin, liegt am Rande des Lechtals auf der Bayrischen Hochebene. Die Landschaft besteht dort den größten Teil des Jahres aus schwarzen Ackerfurchen, die erst am Horizont aufhören. Darüber wölbt sich ein so unermeßlicher Himmel, daß alles, was sich unter ihm befindet, nur eine geringe Bedeutung zu haben scheint. Nur selten taucht im Frühjahr oder im Herbst bei Föhnstimmung das schimmernde Bild der Alpen am südlichen Himmelsrand auf und kündet, daß die Welt dort erst anfängt, wo die Ackerfurchen enden. — Mein Vater war ein strenger und kluger Mann. Er hielt sich an seine Äcker. Aber ich war ein dummer Bub und hielt mich an den Himmel oder an die nichtsnutzigen Gaukelbilder, die an seinem Rande schimmerten. Mit neun Jahren konnte ich Hafer noch nicht von Gerste unterscheiden, deshalb mußte ich aufs Gymnasium in die Stadt. Als ich dort einmal das beliebte Aufsatzthema: ‹Nach Golde drängt, am Golde hängt / Doch alles! Ach, wir Armen!› für acht meiner Kameraden, die noch fauler waren als ich, in acht verschiedenen Variationen bearbeitete, worunter der Abwechslung halber sich ein phrenetischer Lobgesang auf das Gold befand, glaubte mein Vater, mich entdeckt zu haben, und beschloß, daß ich Kaufmann werden sollte. Um 1898 herum hatten die Beschlüsse der Väter noch ein ganz anderes Gewicht als heutzutage, deshalb hielt ich Widerstand für unproduktive Energie. Aber es war damals das einzige Mal, daß ich mir im stillen erlaubte, Zweifel in die Klugheit meines Vaters zu setzen, denn er hatte ja keine Ahnung, wie schwach ich im Kopfrechnen war. Die Aufsätze an die Kameraden lieferte ich ja nur, weil ich von ihnen dafür die fertige Mathematik bekam. Nun dachte ich trotzig, er wird schon sehen, was für ein Kaufmann ich werde, und dann geschieht's ihm recht! So fuhr ich nach Hamburg in die Lehre. Ach, was gaukelten dort für Bilder am Horizont! Was war das für ein Geruch, den die schwarzen und weißen Seeungeheuer über den Äquator herüberbrachten! Ja, die Furchen, die sie durch das Weltmeer zogen, das war etwas anderes als die Ackerfurchen auf der Bayrischen Hochebene. Der Geruch der Ballen und Kisten im Hamburger Hafen war es, und nicht die Überlegung, wieviel an ihnen zu verdienen sei, was mich sehr bald zu der telegraphischen Mitteilung an meinen Vater veranlaßte: ‹Bin für fünf Jahre nach Madagaskar engagiert, bitte um Bewilligung zur Ausreise.› Da Vater Telegraphieren als moderne Wichtigtuerei gründlich verachtete und behauptete, Postkarten genügten in den dringendsten Fällen, drahtete er zurück: ‹Einwilligung folgt per Karte.› Aus den fünf Jahren sind dann achtzehn Jahre geworden, aber aus dem dummen Buben ist nie ein richtiger Kaufmann geworden. Er wurde Faktoreileiter, er wurde Direktor, er wurde Inhaber einer eigenen Firma, aber seine Rechnung war so schwach, daß eine einzige Kugel, die von Serajewo aus in die Welt knallte, das ganze Resultat in Nichts zerfetzen konnte. Und heute sitzt er wieder und macht Aufsätze. Hat die Nase im Himmel und den Kopf voll Gaukelbilder. Er bildet sich sogar ein, daß es besser gewesen wäre, wenn er nie etwas anderes getan hätte."

I. Der Fluß.

Die Flüsse an der Ostküste Madagaskars haben keinen langen Lauf, darum nützen sie die hundert Kilometer, die ihnen zwischen Gebirge und Küste gegeben sind, aus, so gut sie können.

Aus der Bergwelt stürzen sie unbekümmert geradeaus in die Ebene, aber sobald ihr eigenes Lärmen verrauscht, halten sie erschrocken inne und horchen auf ein dumpfes Rollen, das, so leise und fern es auch klingt, doch allen Raum und alle Zeit auszufüllen scheint.

Das ist Vater Ozeans Stimme, der da draußen am Rand des heißen, grüngärenden Sumpflandes seinen Sohn erwartet. Der Fluß ahnt wohl, daß die väterliche Umarmung seiner jungen Selbstherrlichkeit ein rasches Ende bereiten wird, und drückt sich. Erst will er sein eigenes Leben leben, will breit und warm durch die Wälder strömen, die Krokodile auf den Sandbänken schlafen sehen und die hellen Stimmen der braunen Mädchen hören, wenn sie den Fährmann rufen. Darum legt er breite Schleifen nach Norden und Süden, läuft neugierig um die rotbraunen Hügel herum, auf denen die Dörfer mit den spitzen Dächern wohnen, und entschließt sich erst weiterzurollen, wenn nur noch ein schmales Band ihn davon trennt, wieder in sein eigenes Bett zurückzufallen.

Aber soviel er auch bummelt, endlich erreicht er doch den Rand des grünen Lebens und stößt an die weißen Dünen, die wie Schnee in der Tropensonne flimmern. Dahinter dröhnen die Brecher und schießen Gischtraketen in den singenden Monsun.

Und was kommt dann? Ein blauer Tod und spurlose Auflösung im Jenseits unendlicher Gewässer? Oder eine ungeahnte, neue Form des Lebens? Das weiß der Fluß so wenig wie wir, aber er wird auf alle Fälle ernsthaft und sammelt alle seine Wasser in einem großen See, den man Lagune nennt.

Stundenweit erstrecken sich diese Lagunen von Norden nach Süden längs des Meeres, nur durch einen schmalen Dünenstreifen von ihm getrennt. Vom Kamme der niedrigen Sandhügel sieht man auf der einen Seite die stille dunkelgrüne Fläche der Lagune — von Schilf umsäumt und mit weiß und rot blühenden Seerosen bedeckt. Inseln schwimmen darin, auf denen Mangobäume und Palmen wachsen. Schwärme weißer Reiher schweben darüber. Kanus, vollbeladen mit gelben Bananen, ziehen Silberstreifen über den dunklen Spiegel. Mit hellen Kopfstimmen singen die Ruderer einen Refrain, der nicht viel anders klingt als das Jodeln der Alpenbewohner.

Auf der andern Seite der Düne rollt, rauscht, sprüht, blaut und blitzt der Indische Ozean. Eine unbändige Unermeßlichkeit. Lebensfeindlich für des Menschen schwachen Daseinsrhythmus. So von Licht durchtost, daß die schmerzenden Augen sich schließen müssen. So vom Monsun durchfegt, daß der Atem in die Brust zurückgedrängt wird.

Fast linear verläuft die Küste. Keine Bucht mittelt einen Weg dort hinaus. Soweit das Auge reicht, stößt die zornige Brandung ihren Riegel vor das Land.

Man kann gut verstehen, daß der Fluß zögert, ehe er seinen Durchbruch wagt und in einer schrägen, schüchternen Rinne — im Schutze von flachgespülten Klippfelsen — seine stillen Wasser in den siedenden Hexenkessel des Weltmeeres gießt.

II. Hoher Besuch in Nossimena.

Auf solch einer Lagunen-Insel des Flusses Manambondro — ganz im Südosten der großen Insel Madagaskar — lag das Dorf Nossimena.

„Nossi" heißt Insel und „mena" rot. Aber mena heißt mehr als das. Die Madagassen lieben die rote Farbe so sehr, daß sie alles, was sie gut und schön finden, „mena" nennen. Wenn man einen braunen Jüngling fragt, wie ihm der Backfisch gefällt, nach dem er schon lange die eindeutigsten Blicke wirft, so antwortet er mit breitem Leuchten seiner 32 unplombierten Zähne: „Tsara mena", also: So gut wie rot! Der Zebuochse, um den er mit asiatischer Geduld schon seit Monaten feilscht, ist gleichfalls „tsara mena", und der Anisschnaps, an dem er sich wöchentlich einmal beim Chinesenhändler betrinkt, ist „tsara mena indrindra" — also ungefähr feuerrot. So kann man sicher sein, daß alles, was mit „mena" bezeichnet wird, nicht nur die Augen, sondern auch das Herz befriedigt.

Das Reich der Rabehavana, die Nossimena bewohnten, erstreckte sich nicht viel weiter als die Lagune.

Im Norden davon wohnten die Antaysasy. Die begruben ihre Toten in hohlen Bäumen und aßen Krokodilfleisch. Wer kann mit solchen Menschen in Frieden leben?

Im Süden herrschten die Antandroys. Sie nähten ihre verblichenen Vorfahren in Ochsenhäute, hingen die Pakete auf und ließen das Auflösungsprodukt in Tonkrüge tropfen. Auch munkelte man, daß ihnen das fette Fleisch des Aales, der doch eine von bösen Geistern bewohnte Schlange ist, vorzüglich schmecke.

NEUES nach altem Vorbild

Die Tänzerin und Filmschauspielerin Gritt Elben zeigt ein duftiges Millefleurs-Kleid mit einseitiger Zipfelverlängerung und großer seitlicher Schleife; dazu trägt sie einen breitrandigen Schutenhut aus Exotenstroh.
Modelle: Weiß & Krauß (Kleid); Johanna Löw (Hut), Wien.

Oben Mitte:
Wundervolles Spitzenkleid in altem Stil mit Schößelvolant und Manschetten- und Kragengarnitur aus gesteiftem Pikee, getragen von Lydia Machanetz.
Modell: Schostal & Ladrer, Wien.

Im Oval:
Gritt Elben in einer altertümlich wirkenden seidenen Mantille.
Modell: Weiß & Krauß, Wien.

Unten links:
Apartes Taftkleid in Bischofslila mit originellem Schößelbesatz und großer Schleife im Rückenteil. Trägerin: Die Filmschauspielerin und Tänzerin Ina Elben.
Modell: Weiß & Krauß, Wien.

Unten rechts:
Fritzi Bub, eine der Wiener Schönheitsköniginnen, in einem nach altem Stil gearbeiteten Modell aus goldbrochierter Gaze mit schwarzen Spitzen.
Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Alle Photos: Kitty Hoffmann, Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

BERNHARD FÜRST v. BÜLOW

ZUM 80. GEBURTSTAG DES EHEMALIGEN REICHSKANZLERS

Fürst Bülow, der nunmehr 80jährige, hat auf der politischen Bühne der Vorkriegszeit eine Rolle gespielt, die für das Geschick Deutschlands von schwerwiegendem Einfluß gewesen ist. Jedenfalls hat er sich unter den Reichskanzlern nach Bismarck als der bedeutendste Staatsmann erwiesen. Am 3. Mai 1849 in Klein-Flottbek (Holstein) geboren, schlug er zuerst die Offizierslaufbahn ein, trat aber 1873 in den diplomatischen Dienst über, der ihn nach Rom, Paris, Petersburg, Bukarest und dem Quirinal führte. Im Oktober 1897 wurde er Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. Dann geschah, was sein Freund und Helfer Eulenburg, Wilhelms II. Vertrauter, schon 1895 vorausgesagt hatte: Der 1899 zum Grafen Ernannte wurde am 17. Oktober 1900 Reichskanzler. Die Probleme des Verhältnisses zu Rußland und England, die inneren Kämpfe um die Vergrößerung der Wehrmacht zu Wasser und zu Lande waren die Hauptaufgaben seiner Amtstätigkeit. Die Einkreisung Deutschlands vermochte er allerdings nicht aufzuhalten. Aber seines Kaisers Wunsch: „Bülow soll mein Bismarck werden", hat er im Verlauf seiner Amtsdauer (bis 14. Juli 1909; gefürstet 1905) wirklich erfüllt. — Vom Dezember 1914 bis zum Mai 1915 wirkte er als Botschafter in Rom, um Italiens Anschluß an die Entente zu verhindern.

Als Referendar in Metz (1871).

Bildnis des Fürsten aus der letzten Zeit.

v. Bülow als Reichskanzler (links) mit seiner Gattin († am 26. Januar 1929) und dem Senator Blaserna aus Rom, einem Freund der Familie (1901). Aufgenommen in Klein-Flottbek bei Hamburg, dem Geburtsort Bülows.

Aus Bülows Kanzlerzeit. Bülow und der englische Unterstaatssekretär Sir Charles Hardinge bei den politischen Unterredungen anläßlich des Besuchs des Königs Eduard VII. beim Deutschen Kaiser auf Wilhelmshöhe (1907).

Lateinamerika und sein Mutterland

Von der Ibero-Amerikanischen Ausstellung in Sevilla

Am 7. Mai findet nunmehr endgültig die Einweihung der Ibero-Amerikanischen Ausstellung in Sevilla statt, nachdem der Weltkrieg und die Schwierigkeiten der Nachkriegszeit eine frühere Eröffnung verhinderten. Bereits 1909 wurde mit dem Bau der herrlichen und überaus kostspieligen Ausstellungshallen begonnen, die nicht weniger als 150 Millionen Goldmark kosten. Der Zweck der Ausstellung ist ein dreifacher. Sie soll einen zusammenfassenden Überblick über die geschichtliche und kulturelle Entwicklung Spaniens, Portugals und Amerikas geben, soll zu einem künstlerischen Ereignis ohnegleichen werden und gleichzeitig eine Schaustellung der industriellen, landwirtschaftlichen und kaufmännischen Reichtümer der zweiundzwanzig Staaten sein, die an ihr beteiligt sind. Dadurch wird sie zu einem einzigartigen Ereignis in der Geschichte dieser Länder und unterscheidet sich streng von allen früheren ähnlichen Veranstaltungen.

In der Ausstellung der alten Kunst im herrlichen Mudejarpalast der Plaza de America finden wir neben seltenen Stücken der Goldschmiedekunst, Elfenbeinschnitzerei und Keramik die Gemälde der großen Spanischen Schule von Murillo bis zu Goya, die noch nie unter einem Dache vereinigt waren. Im zierlichen Pavillon des Königshauses bietet sich dagegen die seltene Gelegenheit, die Schätze der Königlichen Familie an Gobelins, Bildern, Waffen und Porzellanen zu bewundern. Die historische Ausstellung ergänzt die

Der Palast der Schönen Künste auf der Ausstellung.

Origineller Lesestand im Ausstellungspark: Eine der Freiluftbibliotheken, in denen Werke von Sevillaner Schriftstellern zur Einsicht ausliegen.

Ausstellungspalast im Maria-Luisa-Park (Alkazargarten), der Pavillon des Königshauses, der dessen Schätze an Waffen, Gemälden, Gobelins usw. beherbergt.

Schätze des Indienarchivs und gibt dem Laien einen interessanten Überblick über die Entdeckung Amerikas und die kulturelle Entwicklung der spanischen Tochterstaaten.

Neben den Schätzen der Ausstellung bietet die Pracht des Alkazargartens unvergeßliche Eindrücke. In jahrelanger Pflege hat die rührige Ausstellungsleitung in dem schon etwas verwilderten Maria-Luisa-Park ein wahres Schmuckkästchen südlicher Gartenkunst geschaffen. Feenhaft erleuchtete Fontänen und reizende Goldfischteiche aus buntfarbigen „azulejos" werden das Entzücken der Besucher erregen. Zwischen den Kindern der tropischen Flora aber stolzieren bunte Pfauen umher. Scharen zahmer weißer Tauben flattern über den schattigen Wegen und warten auf Leckerbissen aus der Hand der Promenierenden. Ab und zu lädt in einer grünen Hecke eine verborgene Bank zum Verweilen ein, wo in kunstvollen Freiluftbibliotheken die Werke Sevillaner Schriftsteller jedermann zur freien Benutzung stehen, eine Einrichtung übrigens, von der schon reger Gebrauch gemacht wird. In diesem Paradies hat man unzählige prächtige Paläste errichtet, die in ihrer fremdartigen Schönheit und mit ihren prächtigen, bunten Mosaikverzierungen wie Wunderschlösser aus der Märchenwelt anmuten. Jedem Besucher, sei er nun Gelehrter oder Laie, Naturfreund oder Kunstverständiger, wird die Ausstellung das bieten, was für ihn von besonderem Interesse ist. Sevilla will und wird keinen Gast enttäuschen. Werner Gaebel.

Der monumentale Eingang zum Mexikanischen Pavillon.

Billibid

Ein Besuch im Zuchthaus der Philippinen

Klänge einer Musikkapelle, ein „Hearty welcome“ in schwarzen Lettern auf weißer Flagge, so begrüßten uns Touristen die Sträflinge von Billibid, dem amerikanischen Eingeborenen-Gefängnis auf Luzon, der Hauptinsel der Philippinen. Truppweise werden wir eingelassen; durch Gittertüren kompliziertester Konstruktion, über eiserne Wendeltreppen und einen Weg auf elektrisch gesicherter Gefängnismauer gelangen wir auf die Plattform des Zentralwachtturms inmitten der Anstalt. Unter uns breiten sich sternförmig die Höfe und Gebäudekomplexe aus, sinnreich angelegt; jede Front, jedes Fenster, jede Tür dem Zentralturm zugewandt. Das Ganze ist umgeben von einer gewaltigen Mauer, deren zahlreiche kleinere Wachttürme durch ein System modernster Signalanlagen miteinander in Verbindung stehen. Ein Trompetenstoß schreckt uns auf, der Direktor Manuel A. Alzate und der „Chief-Master“ mit gelber Signalflagge sind auf der Plattform erschienen. Die Kapelle unter uns intoniert einen Marsch, ein Wink mit der gelben Flagge, die Türen öffnen sich, die Sträflinge erscheinen und nehmen in militärischen Formationen auf jedem der großen Höfe Aufstellung. Jedem Trupp stehen zwei „Bandmaster“ (Anführer) und ein Flaggenträger vor. Ein neuer Trompetenstoß, die Fahnen senken sich, Offiziere und Wächter salutieren, und feierlich rauschen die Klänge des Sternenbanners über den Platz.

Der geschützte „Zuchthauswärter“: Wachtturm auf der elektrisch gesicherten Gefängnismauer.

„Calisthenic Exercises“ nennen sie die nachfolgenden rhythmischen Übungen. Nach den Flaggensignalen des Chief-Masters im Takt einer flotten Musik bilden die Gefangenen nun Figuren, Kreise, Sterne mit tänzerischen Bewegungen, die einem Ballettkorps Ehre machen würden, sicher das Ergebnis jahrelangen Drills. Hierauf zeigt uns der Direktor die inneren Einrichtungen der Anstalt. Wir sehen eine Sammelzelle, groß, hell, luftig, sauber die Betten. Wir kommen in die Kapelle, in die Schule: ein schöner Unterrichtsraum mit eigenem Kino und ansehnlicher Bibliothek. Zum Schluß dürfen wir auch das „Haus des Todes“ besichtigen. Wir rühren an den elektrischen Stuhl, der unheimlich drohend in einem fensterlosen, kahlen Raum steht, schauen links und rechts in die fünf kleineren Zellen, die der Todeskandidaten harren zum Aufenthalt der letzten zehn Stunden vor der Hinrichtung.

Eine Schwelle zum Jenseits: Das „Haus des Todes“ mit dem elektrischen Stuhl im Hinrichtungsraum und fünf Zellen für die letzte Nacht.

Sträfling III. Klasse im Zellenhof mit Kapelle. Gestreifte Zwilchkleidung tragen Gefangene von kurzer Freiheitsstrafe oder Rückfallsstrafe.

Die Gefangenen selbst sind nach den modernsten Prinzipien des Strafvollzugs in drei Klassen eingeteilt: Klasse III, in gestreiften Zwilchkleidern, für kurze Freiheitsstrafen und Rückfallsstrafen; Klasse II, braune Kleidung, für lange Freiheitsstrafen; Klasse I, blaue Uniform, nach sechsmonatiger guter Führung in Klasse II oder III. Aus Klasse I rekrutieren sich wieder besonders Begünstigte, wie „Squadleader“ (Truppenleiter und Arbeitsaufseher) usw.

Die überwiegende Mehrzahl der Sträflinge zu Billibid ist wegen politischer Vergehen zu langjährigen Freiheitsstrafen, von 10 bis 20 Jahren, verurteilt. Primitive Naturen, denen Leben nichts, Freiheit jedoch alles, ein religiöser Begriff ist, verrichten hier in glühendster Tropenglut schwerste Arbeit. Wer mit offenen Augen besichtigt und sich nicht durch Attrappen, Musik und Tänze beirren läßt, wer in den dunklen Gesichtern die Qual und stumpfe Ergebenheit zu lesen versteht, wird über diese Klasseneinteilung und moralische Erziehung, diese ganze Anwendung westlicher Besserungsprinzipien wohl etwas nachdenklich. Der wahre Kolonisator, der Kenner östlicher Mentalität, wird darüber lächeln.

Dr. A. Herrlich.

Gesundheitspflege hinter Kerkermauern: Übungen der Sträflinge nach der Musik.

Der Wiedererwecker der alten Mysterienspiele: Haas Berkow in „Totentanz“ (der Tod holt den Arzt). Berkow begründete nach dem Kriege die Laienschauspiele neu und tritt jetzt mit einer in Dornach nach der Idee des Theosophen Steiner ausgebildeten Truppe wieder in die Öffentlichkeit. (Phot. W. v. Debschitz-Kunowski.)

Die Geschichte von der unglücklichen Liebe: Szene aus der Erstaufführung des Schauspiels „Jusik“ von Ossip Dymow an den Kammerspielen in Berlin. Von links aus: Frieda Richard als Großmutter; Michael Tschechow als Jusik; Dagny Servaes als Küchenmädchen. (Phot. Zander & Labisch.)

Links:
Multatuli auf der Bühne: Szene aus der kürzlich erfolgten Uraufführung von Eugen Ortners Kolonial-Drama „Insulinde“ (oder „Die Kaffeemaschinen von Lebak“) am Prinzregenten-Theater in München mit Friedrich Ulmer (rechts) als Gouverneur Brest van Kempen und Armand Zäpfel als javanischer Fürst Natta Nagara. (Phot. Marga Lutteroth.)

Die persische Sängerin Isabel Ghasal, Gattin des Berliner Tenors Carl-Martin Öhman, in der Titelrolle der Oper „Djamileh“ von Bizet, aufgeführt an der Volksoper in Hamburg. (Phot. H. Haas.)

Der Gegensatz Rußland—Westeuropa als Dramenthema: Aus der Uraufführung von Bruno Wellenkamps „Ogarows“ am Hessischen Landestheater in Darmstadt. Von links aus: Fritz Valk als Oberst Ogarow; Bessi Hoffart als Katja; Käthe Gothe als Anna Migujeff. (Phot. Callmann.)

VON DEN BÜHNEN

Im Tierparadies der Dobrudscha

VON DR. ULRICH K. T. SCHULZ

Seit Jahrzehnten galt in dem an reichem Tierleben so armen Europa die Dobrudscha, die am Schwarzen Meer gelegene Provinz Rumäniens, als eins der letzten großen Tierparadiese. So war auch mir seit Jahren das Wort Dobrudscha gleichbedeutend mit Dorado. Als ich nun im Frühjahr des Jahres 1928 für die „Ufa" eine wissenschaftliche Filmexpedition nach Rumänien unternahm, lag die Dobrudscha eines Tages vor mir, zwar ganz anders, als ich sie nach den verschiedensten Reiseberichten mir hatte ausmalen müssen, aber doch an landschaftlichen, ethnographischen und vor allem tierbiologischen Motiven so reich, daß meine Kameraleute und ich oft nicht wußten, was wir zuerst kurbeln sollten.

Da es im vergangenen Jahr in Rumänien absolut nicht Frühling werden wollte und die Scharen der Großvogelwelt von ihrem Winteraufenthalt im warmen Süden noch nicht zurückgekehrt waren, statteten wir zuerst den Fischereiorten Valcov und Jurilofka am Schwarzen Meer einen Besuch ab. Im zeitigen Frühjahr wird hier nämlich der Fang der sogenannten Wanderfische betrieben, deren eigentliches Heimatgebiet das Schwarze Meer ist, die aber regelmäßig in die Flüsse aufsteigen, um hier das Laichgeschäft zu erledigen. Die wichtigsten unter ihnen sind die Störe, die speziell den Feinschmeckern als Kaviarlieferanten bekannt sind. Der Hausen ist die größte Störart, er erreicht eine Länge von 4—7 m bei einem Durchschnittsgewicht von 300—400 kg. Das in einer unserer Abbildungen auf der nebenstehenden Seite festgehaltene Weibchen enthielt „nur" 46 kg Kaviar.

Von den Lüften umweht: Der Kameramann auf der Strickleiter.

Inzwischen waren von der Donau und ihren Nebenflüssen die zahlreichen Schmelzwasser eingetroffen, die regelmäßig für mehrere Monate das gesamte Delta zu einem einzigen riesigen Überschwemmungsgebiet machen. Während zu normalen Zeiten die Donau eine Wassermenge von etwa 2000 cbm mit einer Geschwindigkeit von 0,31 m in der Sekunde mit sich führt, stürzen zur Zeit des Hochwassers bis zu 35000 cbm mit einer Geschwindigkeit von 2 m in der Sekunde heran. Um diese Zeit sind dann auch alle großen Zugvögel, wie Adler, Geier, Kormorane, Pelikane, Reiher, Wildstörche, Ibisse, wiedereingetroffen. Unsere Filmobjekte waren also da. Wie aber an sie herankommen, das war die große Frage! Die erste Vorbedingung für das Gelingen guter Tieraufnahmen ist ein absolut fester Standpunkt für die mit Stativ und Kamera drei Viertelzentner wiegende Apparatur.

Alle Tieraufnahmen in freier Natur sind nur mit stärkster Teleoptik zu erfassen, und Schwankungen von Bruchteilen von Millimetern bei der Aufnahme machen sich auf der Leinwand bei der Wiedergabe des Films als ein unerträgliches Hin- und Herpendeln der Bilder bemerkbar. So mußten meine Kameraleute im Delta meist recht feuchte Standpunkte einnehmen, um einen festen Untergrund zu haben. Das unangenehmste war, daß unsere Natururkunden sich nicht in wenigen Minuten abdrehen ließen, sondern man stundenlang im feuchten Element aushalten mußte, um auch nur einige wenige Meter vom Liebesspiel, Brutgeschäft usw. zu erwischen. Man sollte nicht glauben, welche Anziehungskraft ein Kinooperateur im Wasser ausüben kann! Stets hafteten ihm nämlich sämtliche echten Blutegel der Umgebung an dem Gummianzug, wenn nach Stunden endlich die Aufnahme geglückt war.

Fest steht der Apparat, doch weniger Wasser ringsum wäre dem Operateur wohl lieber.

Unten rechts: Mit der Kamera in den Rohrwäldern des Donaudeltas: Auf der Fahrt durch eine Stratioteswiese.

Nachdem wir Reiher, Pelikane, Ibisse und zahlreiche Vertreter der kleineren Wasservogelwelt in wochenlanger Arbeit belauscht hatten, hieß es, einen der wenigen unzugänglichen Seeadlerhorste in dem mehrere hunderttausend Hektar umfassenden Delta ausfindig zu machen. Was von befahrbaren Wasserstraßen aus nur irgend von der Großvogelwelt zu erreichen war — das sei hier ganz offen gesagt — ist entweder den allzu jagdlustigen Offizieren aller Parteien des Weltkrieges oder rumänischen Fischern und Jägern in der Nachkriegszeit zum Opfer gefallen.

(Schluß auf Seite 649.)

Seeadler im Horst.

Mutterglück im Horste des Kaiseradlers.

Sichtender Kuttengeier.

Seeadler beim Verzehren seiner Beute.

Vom Fang des Hausens, eines Kaviarlieferanten:
Oben: Aufschlitzen des Hausens zur Gewinnung des Rogens.
Links: Fischer auf dem Schwarzen Meer mit erbeutetem Hausen.

AM NACHMITTAG

AQUARELL VON KURT VOSS

Deutschlands oberster Justizbeamter: Der neue, am 13. April in sein Amt eingeführte Reichsgerichtspräsident Dr. Erwin Bumke in seiner Amtsrobe. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)

Der fast 83 jährige Generaloberst Alexander v. Kluck, der bekannte Armeeführer in der Marneschlacht, mit seiner 17 jährigen Enkelin Mulino v. Kluck, die in dem Film „1813" die weibliche Hauptrolle spielen wird.

Kommerzienrat und Konsul Dr. jur. Walter Sobernheim, Generaldirektor d. Schultheiß-Patzenhof-Brauerei, Berlin, beging am 24. April seinen 60. Geburtstag. (Phot. E. Bieber.)

Rechts nebenstehend: Geh. Sanitätsrat Dr. Paul Köhler, verdient um die Einführung der physikalischen Heilmethode in Bad Elster und die Gründung der Staatlichen Rheuma-Heilanstalt, beging am 1. Mai sein 25jähriges Jubiläum als Chefarzt des von ihm gegründeten Sanatoriums und des Kurmittelhauses.

Eine Künstlerhochzeit: Tino Pattiera, erster Tenor der Berliner Staatsoper, und die bekannte Berliner Schauspielerin Erika v. Thellmann, Tochter eines in Ragusa lebenden ehemaligen österreichischen Offiziers, vermählten sich am 20. April.

Der Künstler in seinem Atelier: Der Wiener Maler Oskar Laske, dessen eigenartigen Arbeiten wir auf Seite 624 einen Beitrag gewidmet haben.

Phot. Albert Steiner.

AM SCHÖNEN VIERWALDSTÄTTER SEE: DIE STADT LUZERN, VOM SONNENBERG AUS GESEHEN

Der Kampf der weißen und der roten Rose.

VON GRETE MASSÉ.

Das Jahr 1835, das die Wiener Tänzerin Fanny Elßler von der Stätte ihrer Wirksamkeit, dem Covent-Garden in London, an die Pariser Oper, offiziell „die königliche Akademie für Musik" genannt, brachte, entfesselte in der Hauptstadt Frankreichs einen Aufruhr, der, wenn auch in bescheidenerem Maße, wohl mit den Zeiten der Großen Revolution verglichen werden konnte.

Wie damals, ward die Bevölkerung erfaßt von einem Taumel, gestoßen in einen ekstatischen Wirbel, durchrast von dem Fieber nach Sensationen, nach Verzückungen, nach einem Aufschwung des Gefühls, das in der Krisis über die Küsten der Seele ins Uferlose zu sieden drohte.

Ganz Paris verfolgte den Kampf zwischen der Elßler, der roten Rose, und der Maria Taglioni, die man mit einer weißen Rose verglich, mit der Spannung und der Besessenheit, wie sie nur Menschen aufzubringen vermögen, die gewohnt sind, Dinge der Kunst so ernst und wichtig wie Staatsaktionen zu nehmen. Die Bevölkerung schied sich in zwei Parteien: in die Elßleristen und die Taglionisten. Brachte der eine Kaufmann, ein Anhänger der Taglioni, einen seidenen Turban in den Handel, den er nach der „Sylphide", ihrer Glanzrolle, „Sylphidenturban" benannte, so beeilte sich ein anderer, der bei dem schönen, schwarzhaarigen Haupte der Elßler schwor, einen neuartigen Kleiderstoff unter der Bezeichnung „Elßlerine" zu verkaufen. Es schien, als hätten die leichten, wirbelnden Füße dieser beiden gefeiertsten Tänzerinnen ihrer Zeit den ältesten und vernünftigsten Leuten den Verstand aus den Köpfen herausgewirbelt und herausgetanzt. An ihre Schritte heftete sich das Begehren, um ihre Namen begann die Legende zu spinnen, zu Ehren ihrer Tanzschöpfungen setzten die bissigsten und gefürchtetsten Kritiker von Paris ihre Schreibfedern in Bewegung. In den Cafés, an der Börse wurden die wechselweise steigenden und fallenden Aktien der Konkurrentinnen gehandelt. In dem literarischen Salon der Baronin Dudevant, bekannt unter ihrem Schriftstellernamen „George Sand", und dem der Marie d'Agoult, der Freundin und Geliebten des Franz Liszt, wurden förmliche Wetten darüber abgeschlossen, ob die rote Rose die weiße zum Welken bringen, oder ob die bleiche Taglioni die lebensprühende Elßler zurück nach dem Covent-Garden in London treiben würde.

Der Doktor Louis Véron, der Pächter und Direktor der königlichen Akademie der Musik, rieb sich bei diesen Debatten, die eine kostenlose Reklame für ihn waren, vergnügt die Hände. Mit wahrem Raffinement spielte er die Taglioni gegen die Elßler aus und die Elßler gegen die Taglioni, nur darauf bedacht, daß der Ansturm auf die Kasse der Oper nicht nachlasse. Voll Behagen sah er diesem Schaukelspiel zu, in dem bald die eine, bald die andere sieghaft über allen Köpfen schwebte, und um den Parisern die Sensation der Sensationen zu geben, ließ er an einem Sonntagabend beide Konkurrentinnen nacheinander in der Pariser Oper tanzen.

*

An diesem Abend gab es in dem großen Haus, aus Lüstern und Girandolen festlich überstrahlt von der neuesten Erfindung, dem Leuchtgas, keinen leeren Platz. Arm drängte sich gegen Arm, Kopf gegen Kopf. Bunter präsentiert sich nicht das farbenfreudigste Blumenbeet als diese Gesellschaft von Damen in seidenknisternden Gewändern, in allen Tönungen des Regenbogens, und Herren, deren Fräcke vorherrschend die Modefarben zeigten: Zimtbraun und Heliotrop. Es fehlte niemand, der sich in Paris zur Aristokratie des Geistes oder des Geldes rechnen durfte. Man sah

ROSIGE JUGEND

GEMÄLDE VON J. W. KELLER-KÜHNE

Casimir Périer und Victor Hugo, Théophile Gautier und Alfred de Musset, Jules Janin und Scribe, Balzac, Thiers, Hector Berlioz, George Sand und den Schauspieler Lemaitre, der sich in Frankreich durch seine faszinierende Darstellung des „Kean" populär gemacht.

In der großen Loge unter dem Mittelbalkon räkelten sich die jungen Stutzer und Elegants, die überall dabeisein mußten, wo es ein künstlerisches oder gesellschaftliches Ereignis gab, und denen man um der auffallenden hellgelben Handschuhe willen, die sie zu tragen pflegten, den Spottnamen „die Löwen" gegeben.

Im Parterre aber stand Monsieur August, das Oberhaupt der Claque, der größte Mann von Paris, über den mächtigen Schultern im zeisiggrünen Frack den dicken, immer geröteten und erhitzten Kopf nach rechts drehend und nach links, mit den kleinen, gutmütigen, braunen Augen das Publikum musternd und innerlich abschätzend auf die Möglichkeiten seiner Beifallsfreudigkeit. Denn Monsieur August, das Oberhaupt der Claque, der mit der Kraft seiner gewaltigen Handteller, die, mit Vehemenz aneinandergeschlagen, die Führerschaft über das ganze Haus an sich reißen konnten, war heute nicht Akteur, sondern nur Zuschauer. Der Direktor hatte die Parole ausgegeben, daß dieser Abend ohne jede Mitwirkung der Claque verlaufen und das Publikum allein darüber entscheiden sollte, ob es den Siegespreis der weißen oder der roten Rose zuerkennen wolle.

Véron selbst saß in der kleinen Direktionsloge neben dem Vater der Taglioni, dem Ballettmeister Philipp Taglioni, und ihrem Freund und Liebhaber, dem Grafen de Lavalette, von dem man behauptete, daß er von der Elßler geliebt werde und sich gerade so wenig völlig zugunsten der Taglioni oder der Elßler entscheiden konnte wie die Pariser.

Das Licht erlosch.

Und während aus dem Orchester die Geigen und Klarinetten zu tönen begannen, starrten tausend Augen der Taglioni entgegen, die auf der Bühne erschien, auf der der zurückweichende Vorhang eine Waldlandschaft enthüllte. An ihr war nichts zu bemerken von all dem koketten Zierat und bunten Glanz, mit dem die Künstlerinnen des alten Balletts geprunkt. Verschwunden waren Reifrock und Atlasrobe, Schönheitspflästerchen und Puder, Fächer, hohe Lockenperücke, rosa Trikot und Atlasschuh. Die Taglioni — nicht mehr jung, still und ernst wie eine Priesterin — erschien in schlicht fallenden weißen Gewändern, deren Saum züchtig bis an die Füße reichte, in weißen durchsichtigen Schleiern, im glatten, dunkelblonden Haar nicht einmal das berühmte Diadem, das man ihr in Italien verehrt. Nur ein Kranz aus schmalen, dunklen Blättern ruhte über ihrem Scheitel.

Die Taglioni tanzt.

Man vergißt, daß man einer Bühne gegenübersitzt, deren Dekorationen nur durch die neuartigen, zauberhaften Beleuchtungseffekte, erfunden von dem Architekten Duponchel, ein Eigenleben gewinnen. Man erliegt der Suggestion, dort rausche der hohe, heilige Wald, dem der Duft entsteigt, den das Blatt und die harzquellende Rinde ausatmen, und der sich traumhaft mischt mit dem starken Duft der Erde und dem traurigen Hauch des modernden und vergehenden Laubes, das auf den Boden gesunken und in sich die Wandlung vollzieht: die Wandlung von der Form zurück zum Staub. Man meint, den Flügelschlag des fliehenden Vogels in den Laubkronen zu vernehmen und das Rieseln des Frühlingssaftes unter der Rinde zu belauschen. Man hätte sich nicht gewundert, wenn zwischen den Baumstämmen ein Reh erschienen wäre oder anderes Getier des Waldes.

Und wie die weiße Gestalt in ihren Schleiern tanzt und schwebt, glaubt man ihr, daß sie eines der wunderbarsten Wesen ist, die heimisch sind im Fluß oder Äther, im Baum oder in der dunklen Höhlung des Zauberberges. Der Tanz der Taglioni hat nichts Irdisches mehr an sich. Ihr leichter, leichter Fuß berührt den Boden kaum. Ihr Tanz wirkt körperlos wie Vogelflug oder die Bewegung des Schilfes am See, das sich erschauernd neigt, wenn der Wind seine Spitzen berührt. Sie gleitet dahin, lautlos wie das Licht, unkörperhaft, nebelhaft schimmernd in ihren perlblassen, wehenden Schleiern. Es ist ein Traum, der vorüberzieht, es ist eine einsame Seele, die im grünen Dämmer des Waldes schwebt. — — —

Der rauschende Beifall, der die Taglioni umbraust hatte, verhallte.

Dann setzte, nach einer kurzen Pause, die Musik wieder ein. Und als der Vorhang zurückgezogen war, sah man auf der Bühne die Elßler stehen in dem Kostüm, in dem sie die Cachucha zu tanzen pflegte. Der Rock war kurz, wippend und ließ unter den schwarzen Spitzen den blanken Atlas von rosa Farbe sehen. Schmuck glänzte reich an ihrem Hals und an ihren Armen. Die Schuhe aus dünnem Leder und die Rose in ihrem Haar waren purpurrot.

Die Elßler sah hinein in den halbdunklen Raum. Wie braune Flecke verschwammen die Gesichter in dem Dämmer. Ein Atem, heiß, gierig und beutelüstern wie der Atem der Raubtiere über dem zuckenden, wehrlosen Opfer schien ihr entgegenzuschlagen.

Schwer, schwer war der Kampf mit der großen Konkurrentin, deren Ruhm wie ein funkelndes Goldband den Erdball umspannte. Angst ward so stark in ihr wach, daß sie am liebsten, an allen vorüber, von der Bühne fortgestürzt wäre, aus dem Hause hinaus, auf die Gassen von Paris, über deren Häusern jetzt der Mond schimmern mußte, der die fiebernde, bangende Seele tröstend mit dem kühlenden Balsam seines Lichtes füllt.

Doch als sie sich seitwärts wandte, sah sie zwischen den Kulissen den Tänzer August Vestris stehen, einst der schönste Mann, der Lieblingstänzer des Hofes und des Adels, heute eine mumienhafte, vertrocknete Spottgestalt, dürr und jämmerlich alle Knochen, die bei jeder Bewegung in ihren Gelenken zu ächzen und zu knarren schienen. Und der alte Tänzer, der sich nicht trennen kann von dieser Stätte seiner einstigen Triumphe, der sich hier in den Kulissen herumdrückt und demütig allen Spott erträgt, den erbarmungslos das Menschengesindel für den aufbringt, der auf der Höhe gestanden und von der Höhe herabgestürzt, der alte Tänzer, plötzlich alle Nerven belebt von einem Feuerstrom, emporgerissen aus der gebrechlichen Greisenhaltung, stand auf einmal mächtig und gebietend da, wie die Gottheit des Tanzes selbst. Er streckte die Hand — sonst eine zitternde Greisenhand, die manches Almosen empfing — er streckte die Hand, in diesem Augenblick eine sieggewohnte und königliche Hand, befehlend aus und sagte: „Tanzen! Tanzen!"

Es war, als hätten die Glieder der Fanny Elßler nur auf einen starken Befehl von außen gewartet. Ihr Fuß, der am Boden festgeschmiedet schien, erhob sich, der andere folgte nach, ihre Arme breiteten sich aus, als wolle sie sich emporschwingen, die Musik kam, stärker, stärker, trug sie, wiegte sie.

Und als sie an die Rampe tanzte, sah sie in der Direktionsloge neben Véron den Grafen de Lavalette, dem ihr Herz gehörte, seitdem sie zum erstenmal seine Stimme vernahm. Sie sah, er drehte eine Blume zwischen seinen Fingern, und in ihrem fiebernden, abergläubischen Gemüt setzte sich der Gedanke fest und verstärkte sich mit jedem Augenblick, daß jene gelbe Blume der goldene Schlüssel wäre, der die Tore von Paris aufschließt, und daß die Tänzerin, der Lavalette an diesem Abend den gelben Blumenschlüssel reichte, die wahrhafte Siegerin sei, die triumphierend einziehen würde in die strahlende Zukunft hinein.

Und die Elßler tanzt, wie sie nie getanzt.

Sie weiß nicht mehr: tanzt sie, um die Stadt zu erobern, oder tanzt sie um den Mann. Sie sieht nicht mehr das Publikum, nicht die Bühne und nicht die Kulissen. Sie sieht nur den goldenen Schlüssel in der geliebtesten Hand, und sie weiß, um ihn zu erringen, würde sie freudig ihr Leben hingeben, so jung es auch ist.

In den Rängen, in den Logen entsteht eine Bewegung. Dem Tanz der Taglioni hat man mit Andacht zugesehen, mit Ergriffenheit, mit priesterlich gestimmter Seele. Jetzt aber fühlt man sich lebendig mit hineingerissen in den Wirbel, in dem sich dort die große Verführerin dreht, feurig, unaufhörlich, als wollte sie, eine schwebende, wonnig bewegte, bunte, glänzende Gestalt, ohne Aufhören tanzen bis in die Ewigkeit hinein. Es ist kein bleicher, weißer Geistertanz mehr, den man sieht. Es ist der Urtanz selbst. Es ist das erste Weib, noch glühend von des Schöpfers strahlender Hand, das tanzt in jauchzender Seligkeit, das sich lächelnd biegt und winkt und lockt, dessen junger, wunderbarer Leib Grazie zeigt und Leidenschaft, das vom Taumel, vom Feuerzauber des großen Tanzes durchdrungen ist vom Scheitel bis in die unermüdlich kreisende Fußspitze.

Und als dieser unerhört blendende, betörende, feurige Tanz ausgetanzt — der Tanz um den Mann, der Tanz um die Stadt Paris — ertönt ein Beifall, wie ihn die Mauern der Großen Oper noch nicht vernommen. Es klatschen Elßleristen und Taglionisten; es klatscht, was Hände hat, die sich noch rühren können.

Als aber die Elßler die Treppe zu ihrer Garderobe hinaufeilt, kommt ihr der Graf de Lavalette entgegen. Und als sie auf der gleichen Treppenstufe stehen, reicht er ihr die gelbe Blume, die ihr das Symbol für den Schlüssel gewesen, der ihr die Tore von Paris aufschließen soll.

Sie stehen, beide noch erregt und bebend von dem Tanz — den die eine getanzt, und dem der andere zugesehen — und schauen sich in die Augen, in denen jedes das Bild des Liebenden erblickt. Und langsam, wie sich zwei Bäume, von demselben Sturm erfaßt, zueinanderneigen, kommen sie sich entgegen, bis Mund den Mund gefunden hat.

Auszeichnung des Kronprinzen von Schweden.
Anläßlich des Archäologenkongresses in Berlin wurde dem Kronprinzen Gustav Adolf von Schweden die vom verstorbenen Fürsten Johann von Liechtenstein gestiftete Winckelmann-Medaille verliehen.

Der berühmte Dayton-Chor in Berlin.
Der amerikanische Westminster-Chor aus Dayton in Ohio beim Gastkonzert in der Philharmonie in Berlin am 20. April unter seinem Dirigenten Williamson.

Einführung einer neuen Starteinrichtung für Pferderennen.
Erstes Training der Pferde mit der in Deutschland neuen australischen Starteinrichtung auf der Rennbahn in Hoppegarten bei Berlin. Das Bild zeigt die Taue hochgezogen.

Rechts:

Drahtseile als Auto-Fahrbahn.
Auf Grund einer Wette fuhr Herr Kambrinow auf den 30 m hoch hangenden Drahtseilen der Kalksteinförderanlage in Rüdersdorf bei Berlin mit einem reifenlosen Auto 300 m im 15-km-Tempo. — Der tollkühne Fahrer am Ziel seiner „Reise" am großen Träger der Seilbahn.

Staatssekretär a. D. Dr. Hans Bredow,
Reichsrundfunk-Kommissar, kann im Mai auf eine 25jährige Arbeit in Funkentelegraphie und Rundfunk zurückblicken.

Dr. Heinrich Lhotzky,
durch eine Reihe philosophisch-religiöser Schriften bekannt geworden, wurde am 21. April 70 Jahre alt.

Dr. Tewfik Rüschdi Bei,
türkischer Außenminister, der zum Abschluß d. deutsch-türk. Schiedsgerichtsvertrags am 20. April nach Berlin kam.

Dr. Primo Villo Michel,
der neue mexikanische Gesandte, der unlängst in Berlin eingetroffen ist und sein Amt angetreten hat.

Der modernisierte Orient.
König Faisal, der fortschrittlich gesinnte Herrscher des Irak, verteilt Preise an Sportsleute bei einem Sportfest.

Arbeiten an den Fenstern des Tanzsaals auf dem neuen Lloyddampfer, dem Schwesterschiff der kürzlich durch Brand zerstörten „Europa". Nebenstehend: Letzte Vorbereitungen an einem der Riesenschornsteine. In zwei Monaten soll die „Bremen" die erste Amerikareise antreten.

Der Ozeanriese „Bremen" rüstet zur Jungfernfahrt.

Das kürzlich vollendete Hallen-Schwimmbad in Frankfurt a. M.-Fechenheim, ein moderner, mit allen Neuerungen ausgestatteter Zweckbau.
Im Oval: Mittelalterliche Kirchenschönheit in Norddeutschland: Ein neuer Blick auf die Marienkirche in Lübeck, der jetzt durch Freilegung der „Schrangen" frei geworden ist. (Phot. Appel.)

Die neuerrichtete Seilschwebebahn auf den Wank (1780 m), den Aussichtspunkt auf dem Eckenberg: Ausblick auf den Talkessel von Garmisch-Partenkirchen. Bahnlänge 2800 m bei 1100 m Höhenunterschied.
Nebenstehend: Ein Denkmal für Hochwasser-Abwehr: Die symbolische Darstellung der Bändigung des Rheinhochwassers im Kaiser-Wilhelm-Park zu Düsseldorf (eine Riesenschlange, deren Kopf durchbohrt ist).

25 Jahre
Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster

Kaiserparkvilla. Haupthaus. Albertparkvilla. Kurmittelhaus.

Gesamtansicht des Sanatoriums.

Das Sanatorium ist bekannt durch die Vorzüge seiner Lage, seine vornehme und behagliche Einrichtung. Es ist ausgestattet mit allen Hilfsmitteln moderner Diagnostik, für die Durchführung aller Arten Diätkuren, die Anwendung aller physikalischen Heilmethoden, besonders Licht, Luft, Wasser, Massage, Gymnastik neben den spezifischen Kurmitteln des Bades. Schwererkranke können Moorbäder im Hause nehmen.

Über 25000 Patienten haben in diesen Jahren Heilung und Erholung gesucht, viele sind wieder und wieder gekommen. Möge es gelingen, das Vertrauen zu erhalten und zu mehren.

Chefarzt ist nach wie vor Geh. San.-Rat Dr. Köhler, dessen spezielles Arbeitsgebiet die Bewegungsstörungen und Rheuma ist, ihm stehen zur Seite zwei leitende Ärzte mit guter Fachausbildung für Chirurgie und Frauenleiden bzw. innere Medizin und Nervenleiden.

Ein Raum für physikalische Behandlung.

Winterliegehalle.

Aufnahme finden außer

Erholungsbedürftigen und Rekonvaleszenten:

Kranke mit inneren Leiden (Blutarmut, Herz-, Magen-, Darm-, Nierenleiden, Gicht, Diabetes)

Nervenleiden (Nervosität, Neuralgien)

Frauenleiden

Bewegungsstörungen (Lähmungen, Tabes, Versteifungen, Folgen von Verletzungen)

Orthopädie, Rheuma.

Wintergarten.

Zandersaal.

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK / VON DR. EGBERT DELPY

Es ist eine der befremdlichsten und doch auch wieder bezeichnendsten Zeiterscheinungen, wie spärlich im ganzen und wie verzerrt obendrein die äußeren und inneren Nöte des deutschen Menschen unserer Tage sich in der Erzählungsliteratur der Gegenwart spiegeln. Wo es geschieht, da führen meist einseitig eingestellter Haß, parteipolitischer Fanatismus oder eine verschrobene Ideologie die Feder und zeichnen anklägerische Bilder, die wieder nur dazu beitragen, die Klüfte zwischen den einzelnen Klassen, Überzeugungen, Anschauungen innerhalb des Volksganzen noch zu verbreitern und so die allgemeine Verbitterung zu steigern. Bücher, wie sie uns not tun, in denen aus heißer Liebe zur allen gemeinsamen notleidenden Heimat Brücken über Abgründe geschlagen und Wege gezeigt werden, wie die Volksgenossen einander wiederfinden und in gemeinsamer Notstandsarbeit die Hände reichen, sie sind so gut wie gar nicht zu finden... Erzähler, denen die deutsche Not so auf der Seele brennt, daß sie ein dichterisches Rettungswerk daraus gestalten, muß man suchen! Um so anerkennenswerter ist die Tat des Bauerndichters Gustav Schröer, der uns schon manchen trefflichen Roman mitten aus dem Leben deutscher Bauern geschenkt hat. Er legt ein Buch aus unseren Tagen vor uns hin (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg), in dem brennt und flammt die Not der deutschen Gegenwart so heiß und unverfälscht, und sie wird so unverkennbar einzig aus dem tiefen Drang, zu helfen, zu warnen, zu retten, in aller Schärfe vor dem Leser aufgerichtet, daß man diesem ausgezeichneten Buche dringend weitestgehende Beachtung wünschen möchte. „Land Not" nennt Schröer seinen Roman und setzt damit das doppelte Symbol für die allgemeine tiefe seelische Not im heutigen Deutschland und für die besondere Not der Landbevölkerung über seine packende, vom heißen Atem des Miterlebens und Mitleidens bewegte Schilderung. Natürlich bleibt er seinen Bauern treu und zeichnet vor allem ihre Not im bittern Kampf wider die wirtschaftlichen und politischen Zersetzungszustände der Zeit. Zeigt, wie sie durch verständnislose und verkehrte Maßnahmen vom grünen Tisch her zur Verzweiflung getrieben, durch die famosen Roggenanleihen um die Frucht ihrer mühseligen Arbeit gebracht und dadurch systematisch dem Radikalismus in die Arme getrieben werden. Das Bauernproblem ist ihm das Kernproblem der Nation. Wird dieser natürliche Schutzwall gegen den Bolschewismus zerstört, dann wehe Deutschland. Der gesunde alte Bauerngeist wehrt sich zwar dagegen. Er schreitet zur Selbsthilfe. Die Not führt zum Zusammenschluß und zu einer großen Landbund-Demonstration. Aber wichtiger ist doch, daß alle staatserhaltenden Elemente sich dieser Bauern-Not bewußt werden, daß sie dem Bauer, dem Landwirt zu Hilfe kommen, um der Zukunft Deutschlands willen. Ergreifend tönt dieser Warnungsruf Schröers aus den Schicksalen, dem bitteren Ringen der Menschen seines Buchs. Er steigert sich, indem er darüber hinaus das allgemeine Elend umgreift, die sozialen Nöte, die zu Kommunismus und Arbeiterrevolten führen, die seelischen, die das Leben der Gebildeten, die helfen, retten möchten, aufpeitschen. Hier redet kein Parteimann, hier ruft ein Deutscher, dem Deutschland als Volk, als Nation, als Ganzes am Herzen liegt. Einer von jenen, die Kopf und Herz noch auf dem rechten Fleck haben und Wege aus der Not ins Freie suchen. Sein fester Glaube an die Möglichkeit, der Not durch brüderlichen Zusammenschluß, durch gemeinsame Arbeit der Volksgenossen ein Ende zu machen, leuchtet herzerwärmend durch das Dunkel seiner Schilderungen. Das bedrückte Herz wird wieder weit, wenn man diesem Glauben begegnet, der mit so viel klarer Einsicht und leidenschaftlichem Willen im Bund ist. Da auch der Künstler, der Gestalter Schröer zu fesseln weiß, so hat dieser Roman besonderes Anrecht, gelesen zu werden. Er ist ein brennend zeitgemäßes, kluges und heißes Buch, das just zur rechten Stunde kommt.

Bittere Zeitstimmung, männlich durchforscht und gebändigt, lebt auch in dem neuen Roman des Deutschböhmen Rudolf Haas „Klaus Andrian" (L. Staackmann, Leipzig). In diesem Ich-Roman eines Deutschen unserer Zeit spiegelt sich ein gut Teil der Verstörtheit, Welt- und Menschenverachtung, die so viele gerade der Besten in Deutschland zornig und schmerzvoll im Bann hält. Die Bekenntnisse dieses Intellektuellen, der trotz Journalismus, Schriftstellerei und großstädtischem Theaterbetrieb im Grunde ein prachtvoll erdwüchsiger Naturbursche von kerndeutscher Spezialprägung blieb, lassen ein markantes persönliches Lebens- und Charakter-Schicksal von tragisch dunkler Art dramatisch gipfeln in der gehäuften Bitternis der Kriegs- und Nachkriegs-Erfahrungen, die hier durch Grenzlandkampf, Entrechtung und Verbannung aus der vergewaltigten Heimat ihr spezielles Gepräge tragen. Wie sich in der Einsamkeit der Bergnatur die Seele des Geflüchteten, einsiedlerisch Abgeschlossenen aus ihren Zerrissenheiten, Erstarrungen in heißem Ringen langsam löst und Wege zu neuem Schaffen, neuem Glück findet, das schildert Haas mit sympathischer Kraft, großem Farbenreichtum und jener natürlichen Fülle und Echtheit ungeschminkten seelischen Ausdrucks, die bei ihm ganz besonders anziehend ist. Kein Zweifel, sein Klaus Andrian, der sich so grimmig ehrlich die Wahrheit sagen kann und in allem Weltekel ein so unverbesserlicher Freund und Bundesgenosse alles Hilfsbedürftigen bleibt, soll jene schöne deutsche Sonderart verkörpern, die aus den härtesten Bedrückungen sich immer wieder herauf ans Licht arbeitet und ohne Glauben an das Gute einfach nicht leben kann. Die gelassene Selbstverständlichkeit deutscher Kraft und deutschen Pflichtgefühls lebt unzerstörbar hinter dem Toben und der Selbstzerfleischung und wartet nur auf den Moment, da sie hervortreten und sich neu bewähren kann... So klingt die Trostmelodie dieses anderen Zeitbuchs, dem man nur zu gern glauben möchte, allen gegenteiligen Zeiterfahrungen zum Trotz. Neben der härteren Speise Schröers braucht die kranke deutsche Seele unbedingt auch solche Nahrung, damit sie sich wiederfinden und aufrichten kann.

Der deutsche Mensch besten alten Schlages, liebenswert und doch so wunderlich in seiner Mischung von Schwerfälligkeit und Zartheit, Energie und Traumbefangensein schreitet durch den neuen Roman Wilhelm Scharrelmanns „Das Fährhaus" (Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar). Er ist fern von den Nöten der Gegenwart. In der Einsamkeit eines norddeutschen Torfmoors, in die er sich zurückzog, um die Traumgesichte eines großen mythischen Holzschnittzyklus vom Werden des Menschen künstlerisch ausreifen zu lassen, sucht und bedrängt ihn nur das Leben schlechthin. Durch die kleine Einfallspforte des Fährhauses, das Sommergäste aufnimmt, dringt es herzu und spinnt sein großes Netz von goldenen und schwarzen Schicksalsfäden dicht und immer dichter um ihn

her. Er schaut hinein und wird hart verflochten in das ewige Auf und Ab der menschlichen Tragikomödie zwischen den Polen von Lust und Enttäuschung, Liebe und Haß. Von allen Seiten umkrallt ihn das Leben, das keine Einsamkeit, kein Sichversteckenwollen duldet. Er muß an vielen großen und kleinen Schicksalen teilhaben, die seine ganzen Kräfte in Anspruch nehmen und ihn dem großen eigenen Werk fernhalten, das schließlich gar noch von hämischer Rachsucht vernichtet wird... Aber so hart er als Künstler getroffen wird, sein Menschentum entfaltet sich in diesen Überfällen des Lebens in charaktervollem Reichtum. Am eigenwilligsten und deutschesten der Liebe zweier Frauen gegenüber, von denen er das in der Ferne stehende, zarte, blasse, kindhafte Ideal der mit tragischer Leidenschaft um ihn werbenden, prachtvollen Vollnatur in echt deutscher, eigensinniger Traumverlorenheit vorziehen muß... Das alles schließt sich zusammen zu einem so treffenden Symbol deutschen Wesens, daß man es unmittelbar als Beitrag zur ewigen Not des Deutschen empfindet und über das Liebeserlebnis weit hinweg die Fäden spinnt zur großen Gegenwartsfrage: Ideal oder Wirklichkeit? Auch solch ein Buch vermag zu klären, zu helfen. Die deutsche Seele, von einem echten Dichter mit kundigem Finger angerührt und aufgetan, entfaltet ihren Reichtum, ihre Wunderlichkeiten, ihr gefährliches Traumspiel. Und ganz ohne polemischen Hinweis wird das Urteil des Lesenden aufgerufen. Er fühlt sich seltsam getroffen, bewegt, aufgewühlt durch diese im Grunde so schlichte Geschichte eines Mannes zwischen zwei Frauen (zwei Weltanschauungen!) und sieht aus den Menschenschicksalen, die sich im einsamen Torfmoor und in einem Fährhaus kreuzen, schneiden und erfüllen, das Problem aufsteigen, das über die Zukunft der Deutschen entscheiden wird: Kann die deutsche Seele ihren Reichtum so disziplinieren, daß er sich Gegebenem anpaßt, sich mit festen Füßen auf den Boden auch der härtesten Wirklichkeit stellt, ohne doch dabei ihre tiefe innere Wundergläubigkeit zu verlieren?

Eigenartig berührt das Auftauchen neuer Kriegsbücher, in denen versucht wird, dem ungeheuren Fronterleben des Weltkriegs durch eine streng sachliche, alle politischen Gesichtspunkte völlig ausschaltende Darstellung gerecht zu werden. Ganz plötzlich schießen diese Bücher empor. Sie, die so lange dumpf geschwiegen haben, die einfachen Frontsoldaten, beginnen zu reden, zu sagen, wie sie den Krieg sahen, und wie sein furchtbarer Gorgonenblick sie selbst ansah... Der Druck, der ein Jahrzehnt lang auf ihnen lag und ihnen den Mund schloß, läßt allmählich nach. Es treibt sie, zu reden, zu bekennen, die Last der Eindrücke endlich von sich abzuwälzen. Was sie zu sagen haben, und wie sie es sagen, hinterläßt zwiespältigen Eindruck. Erschütterndes, Aufwühlendes steht dicht neben Trivialem, seltsam Nebensächlichem, Belanglosem. Der Krieg löst sich auf in ein bizarres Durcheinander von Grauen und Alltag, ein irres Taumeln zwischen Tod und Leben, ohne Ziel und ohne Perspektive... Das Entscheidende: Es fehlt den meisten dieser Bücher jene künstlerische Kraft der Darstellung, die aus tausend Einzelheiten ein mächtiges Ganzes schafft. Und „Sachlichkeit" dem brüllenden Ungeheuer Krieg gegenüber ist eben doch eine krampfige Fiktion, die aufrechtzuerhalten, über menschliche Kraft geht. Man sieht da seltsam besessene Menschen, hartnäckig bemüht, einen Weltuntergang in Kleinholz zu zerhacken... Bei allem Verstehen und Mitempfinden wehrt sich etwas in uns, eine Weltkatastrophe derart verkleinlicht zu sehen. Es bleibt also durchaus verständlich, daß die allgemeine Aufmerksamkeit am Gros dieser Bücher vorbeisieht und sich hauptsächlich einem einzigen, diesem allerdings mit heftiger Bewegung, zugewandt hat: dem Denkmal des unbekannten deutschen Soldaten im Weltkrieg, das Erich Maria Remarque in seinem Buch: „Im Westen nichts Neues" (Propyläen-Verlag, Berlin) aufgerichtet hat. Auch hier sieht man nichts als die tausend fürchterlichen Selbstverständlichkeiten des Krieges. Aber vor der ungeheuren Gewalt, mit der sie, losgelöst aus allen größeren, befreienden Zusammenhängen, nackt und schauerlich vor uns aufgerichtet werden, erbleicht und zittert man bis ins innerste Herz hinein... Sehr begreiflich, daß alles, was Frontsoldat war, dieses Buch mit neu aufbrechenden Wunden verschlingt. Das grauenvolle Einerlei des Kriegshandwerks verdichtet sich erschütternd zur Tragödie eines vier Jahre langen fürchterlichen Ausgeschlossenseins von allen normalen Lebensquellen, einer entsetzlichen Dressur zur Menschenschlächterei, eines schauerlichen Herabsinkens zum stumpfsinnigen Tier. Das alles wird verschärft und zugespitzt durch die Tatsache, daß die Helden des Buchs lauter junge Menschen sind, die von der Schulbank weg in den mörderischen Abgrund geschleudert werden, der sie hoffnungslos vom Leben abschneidet und sie zerstört für immer, auch wenn er sie wieder freigibt... Ich möchte den sehen, der durch die „Sachlichkeit" dieser von innerer Auflehnung bebenden Schilderungen nicht im Tiefsten getroffen und aufgewühlt wird! Aber doch muß gesagt werden, daß Remarque in der Leidenschaft des Wahrseinwollens blind an allen jenen Dingen und Imponderabilien vorbeisieht, die selbst dem Entsetzlichsten Sinn verleihen und es durch die Beziehung auf die Allgemeinheit, das Leben und die Zukunft der Nation, der man angehört, begreiflich und erträglich machen. Seine Einjährigen (die merkwürdigerweise durch den ganzen Krieg hindurch niemals befördert werden) lesen kein Buch in den Ruhestellungen, haben keinerlei geistiges Bedürfnis, finden sich in der Heimat nicht mehr zurecht. Die Wirklichkeit hat dieser Darstellung tausendfach (man denke an die Arbeiter-Dichter im Schützengraben) und auch in Remarques eigenem Leben widersprochen. Die Elastizität der menschlichen Natur ist wunderbar. Sie findet sich aus tiefstem Grauen immer wieder zurück ins Licht und zu dem befreienden Gefühl des menschlichen Verbundenseins im Volksganzen. Daß man davon in Remarques Buch so wenig spürt, ist aus der Tendenz heraus, der es dienen will („Nie wieder Krieg!") verständlich, hat das Buch aber vielen Deutschen verleidet, denen bei allem Abscheu vor den Kriegsgreueln die Zukunft der Nation doch höher steht als das Leid der einzelnen.

Daß es auch unter den Kriegsteilnehmern Menschen gibt, die den Krieg aus jener reicheren, höheren Perspektive sahen, beweist das in mehr als einer Hinsicht interessante, bisher viel zu wenig beachtete Tagebuch „Als Mariner im Krieg" von Ringelnatz (Ernst Rowohlt, Berlin). Auch in ihm spiegelt sich der ganze phantastisch barbarische Alltag des Krieges. Aber hier sehen wir Begeisterung und Enttäuschung, Heldisches und Närrisches sich derart mischen, wie es wirklich der Fall gewesen ist. Und man gewinnt ihn lieb, diesen melancholischen Kauz, der sich seiner Gefühle nachträglich nicht schämt und aus dem seelischen Leid des Kriegsausgangs keine Fratze macht. Vielleicht gibt den Remarque-Bewunderern jener Vers zu denken, den Leutnant Ringelnatz am 21. November 1918 schrieb:

Fror mein Herz in dieser Einsamkeit,
Hab' ich warm geschrieben und gelesen.
Und dann sah ich deutsche Kraft verwesen,
Dünger werden einer bessern Zeit.
Blinde trugen Schmach und Leid.
Euch nur, Wald und See, hab' ich zu danken,
Die ihr, als die Menschen häßlich sanken,
Immer treu und gleichgeblieben seid.

Wissen und Leben

Wie Menschen weinen.

Wenn Trauer und Wehmut schwer auf der menschlichen Seele lasten, wird in vielen Fällen durch den damit verbundenen Zustand innerer Spannung der eigenartige körperliche Vorgang ausgelöst, den wir als das Weinen bezeichnen. Infolge der Bewegung der Muskeln nimmt dabei das Gesicht jenen eigentümlichen Ausdruck an, der auch hervorgerufen wird durch gewisse sinnliche Reize, die als Ursache von Unlustgefühlen auftreten. Die Mundöffnung vergrößert sich wie bei der Einwirkung eines sauren Reizes auf die Zunge, und um die Lippen spielen Züge, die sonst in Verbindung mit einem bitteren Geschmack erscheinen. Die Nase formt sich mit den benachbarten Teilen des Gesichts wie bei der Aufnahme eines widerlichen Geruchs. Das Auge verbirgt sich wie zum Schutze gegen grelles Licht hinter den halb geschlossenen Lidern, und durch die Bewegung der umliegenden Muskeln werden aufrechte Furchen in die Stirn eingegraben. Das Herz schlägt unruhiger und schneller, und die Zusammenziehung der Blutgefäße bewirkt ein stoßartiges Atmen. Schreien und Schluchzen stellen sich darum als natürliche Nebenerscheinungen ein, wenn auf diese Weise der seelische Schmerz durch „Nerv und Adern wühlt". Und dann findet der Zustand der hochgespannten inneren Erregung seine Linderung und Lösung in dem Erguß der Tränen. Goethe hat richtig beobachtet, wenn er in dem Gedicht „Trost in Tränen" sagt: „Und Tränen fließen gar so süß, / Erleichtern mir das Herz." Wie die vorher genannten mimischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln den Charakter der Abwehr tragen, so geben sich die Tränen als Schutzmaßnahme gegen die Erschütterungen der Nerven zu erkennen. Darwin vertritt die Ansicht, daß die Ausscheidung aus der Tränendrüse durch den Druck entstehe, der im Auge von den Muskelbewegungen beim Schreien veranlaßt werde. Aber Kinder und Tiere schreien mitunter sehr stark und zeigen doch keine Tränen. Wohl können durch schmerzhafte Reizung des Auges und durch krampfhafte Schließung der Augenlider einzelne Tränen hervorgerufen werden. Diese Erscheinung findet sich nicht nur beim Menschen, sondern auch bei nicht weinenden Tieren und kann darum nicht der Grund des Tränenstroms sein. Vielmehr wird die gesteigerte Heftigkeit der Gemütsbewegungen beim Menschen, die durch Erzeugung einer erhöhten Herztätigkeit und der damit verbundenen Blutanhäufung in den empfindlichen Gefäßen des Auges eine gefährliche Wirkung zu verursachen droht, die unmittelbare und unwillkürliche Auslösung der Tränen durch die Drüsennerven zur Notwendigkeit gemacht haben. Ungeklärt bleibt dabei die Frage, weshalb gerade die Tränendrüsen die Funktion übernommen haben, bei den durch seelischen Schmerz entstandenen starken Gemütsbewegungen eine lindernde und lösende Wirkung auszuüben. Man gewinnt vielleicht einen Anhaltspunkt in der Tatsache, daß eine unwillkürliche Absonderung von Tränen in allen Fällen eintritt, in denen das Auge durch Fremdkörper irgendwelcher Art bedroht wird. Wundt ist der Meinung, daß es sich hier um Bewegungen handelt, „die ursprünglich durch bestimmte Empfindungsreize geweckt wurden, dann auch durch Vorstellungen, die nicht einmal in der Anschauung gegeben sein müssen, sondern nur eine jenen Empfindungen analoge Wirkung auf das Bewußtsein äußern, hervorgerufen werden können. Der Tränenerguß ließe sich darum als eine Wirkung leidvoller Gesichtsvorstellungen auffassen, die allmählich zur Äußerungsform des Schmerzes geworden ist." Es ist ohne weiteres klar, daß bei einem derartigen Bedeutungswandel des Tränenorgans nur die Vererbung der bestimmende Faktor gewesen sein kann.

Heinrich Martens.

Das Geheimnis um die ultrakurzen Wellen.

Bei der Jahrestagung des Deutschen Funktechnischen Verbands in Bremen machte Dr. Esau, Professor für technische Physik in Jena, Mitteilungen über seine Versuche mit ultrakurzen elektrischen Wellen. Als Kurzwellen bezeichnet die Technik die Wellenlängen zwischen 100 und 10 m, als ultrakurze Wellen dagegen solche, die unter einer Wellenlänge von 10 m liegen. Die Existenz elektrischer Wellen in diesem Gebiet ist bis zu Wellenlängen von Bruchteilen eines Millimeters seit langem festgestellt, doch fehlte bisher eine Methode, ultrakurze Wellen in größerer Stärke zu erzeugen. Professor Esau hat nun eine derartige Methode gefunden, die ihm erlaubte, bei Wellenlängen von 3 m Antennenleistung bis zu 300 Watt zu erreichen. In der Wellenlänge konnte er bis zu Wellen von 75 cm heruntergehen. Mit diesen Wellen erzielte er merkwürdige und aufsehenerregende Ergebnisse. In der Telephonie überbrückte er mit einer Leistung von $^1/_{10}$ Watt eine Entfernung von 65 km, mit einer Leistung von 300 Watt eine solche von 400 km. Bei der kleinen Leistung konnte der Sender, der nicht größer als eine Zigarrenkiste ist, sogar ohne Antenne arbeiten. Die Strahlung breitet sich bei ultrakurzen Wellen wahrscheinlich nur am Boden aus, so daß man die Reichweite eines Senders aus seiner Leistung ziemlich genau bestimmen kann. Im Gegensatz zu Rundfunkwellen und auch zu Kurzwellen sind ultrakurze Wellen störungsfrei. Weder luftelektrische Erscheinungen noch Straßenbahnen und elektrische Maschinen zeigen störende Einflüsse. Insbesondere aber fehlt der als Fading-Effekt bezeichnete zeitweilige Schwund der Welle. Das ist ein Beweis mehr dafür, daß die bisherige Erklärung des Fading-Effekts als einer Interferenzerscheinung das Richtige trifft, und daß wir es bei ultrakurzen Wellen mit einer Bodenstrahlung zu tun haben. Merkwürdig sind die physiologischen Wirkungen ultrakurzer elektrischer Wellen. Eine blutende Wunde, die man zwischen die Kondensatorplatten des Ultrakurzwellensenders bringt, verharscht sofort. Die Wellen zeigen beim Auftreffen auf den Körper starke diathermische Wirkungen und erhöhen die Bluttemperatur beträchtlich. Es gelang Professor Esau sogar, mittels Ultrakurzwellen kleine Tiere zu töten. Diese Tötung von Kleintieren, Mäusen usw. mittels elektrischer Wellen ist in den letzten Jahren immer wieder behauptet worden, ohne daß die betreffenden Experimentatoren vor einem wissenschaftlichen Gremium den Beweis ihrer Behauptungen erbringen konnten. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß die Wirkung ultrakurzer Wellen beobachtet worden ist, bevor man ihre Natur kannte. Die diathermischen Wirkungen ultrakurzer Wellen werden in der Medizin eine Bedeutung erlangen. Die bisherigen Diathermiemethoden führten wegen des Übergangswiderstandes zwischen Elektroden und Haut zu einer starken Erwärmung der Körperoberfläche, ohne daß in tieferen Schichten das Maximum der Erwärmung erreicht werden konnte. In der diathermischen Behandlung mit Ultrakurzwellen fällt die Erwärmung der Haut weg. Es sind bereits erfolgreiche Bestrahlungen

des Gehirns, des Nierenbeckens und des Magens mit Ultrakurzwellen durchgeführt worden. Auch ist es nicht ausgeschlossen, daß diese Wellen für den Rundfunk Bedeutung erlangen, weil man wegen der Abgrenzbarkeit der Reichweite zu Senderbereichen kommen kann, die sich nicht mehr überdecken. Natürlich ist alles, was die Verwendung von Ultrakurzwellen angeht, heute noch Zukunftsmusik, doch ist wohl kaum zu bezweifeln, daß es sich hier um eine der folgenreichsten Entdeckungen handelt, die auf dem Gebiete der elektrischen Wellen in den letzten Jahren gemacht worden sind. Johannes Becker.

Der osteuropäische Staubfall im Jahre 1928.

Die seltene Erscheinung eines Staubfalls konnte Ende April 1928 im Osten Deutschlands beobachtet werden. Die wissenschaftlichen Untersuchungen des Berliner Gelehrten Hans Reck über dieses Naturereignis liegen jetzt vor. Umfassende Beobachtungen machte man im Hauptfallgebiet, in Zaleski in Galizien. Hier war am 25. April 1928 prächtiges Wetter bei 748 mm Barometerstand. Den Tag darauf fiel das Barometer auf 744 mm bei Ostsüdostwind. Es setzte Landregen ein, und gelbliche dichte Wolken standen am Himmel. Am 27. April morgens zeigte das Barometer einen Stand von 740 mm, und es hatte zu regnen aufgehört. Der Himmel hatte sich vollkommen bedeckt. Aus Osten kam ein mittelstarker Wind und blies über den noch nassen Boden. Von vormittags 10 Uhr ab fiel unaufhörlich gelblichbrauner Staub aus der trockenen Luft. Es stellten sich bereits Atmungsbeschwerden ein. Der fallende Staub bedeckte den Boden in 2 mm Stärke. Gegen 2 Uhr nachmittags klärte sich das Wetter auf, und am Abend war klarstes Wetter. Am 28. April regnete es bei gleichem Barometerstand, aber von einem Staubfall war nichts zu bemerken. Den andern Tag besserte sich das Wetter. Die Grenze des Staubfallgebiets zog sich im Norden und Westen entlang Chroskow—Lemberg—Boryslaw nach den Karpathen zu hin. Nach Südosten ließ sich eine sichere Grenze nicht nachweisen. Wenige Tage später stellte man Spuren dieses Staubfalls in Deutschland, in Pommerellen, fest. In der Nacht zum 1. Mai 1928 beobachtete man den Niedergang einer feinen braunen Masse auf dem Gut Saleska im Kreise Stolp, und am 3. Mai sah man in Nordpommerellen einen dunkelgelben trockenen Nebel, der beim Niedersinken alles mit einer schmutzigen braunen Schicht überzog. Man konnte aus diesen Feststellungen einen Weg der Staubmassen nach Nordwesten erkennen. 880 Kilometer wurden zurückgelegt, und zwar in einer Stunde 7,3 Kilometer oder 2 Meter in der Sekunde. Man hat leider keine Beobachtungen über eine Mengenabnahme gemacht. Da nur in Galizien und in Pommerellen Staub niederfiel, ist es möglich, „daß der Hauptmassentransport nicht nur bis Galizien, sondern auch darüber hinaus in einer von den erdnahen Winden unabhängigen Höhe der Stratosphäre erfolgt ist, aus der zeitweise Teile durch lokale absteigende Wirbel der Erdoberfläche zugeführt wurden". Man hat den dunklen bräunlichgrauen, mehligfeinen Staub von gleichförmigem Korn mikroskopisch untersucht und dabei als Hauptbestandteil Feldspatsplitterchen (meist Orthoklas mit gut erhaltenen Kristallflächen) festgestellt; Quarz konnte man nicht sicher bestimmen. Schwarze Erzkörnchen schrieb man Magnetit zu. Dann traten einige Splitter von Augit und einige Nadeln von Apatit auf. In glasähnlichen Bestandteilen vermutete man Reste organischer Substanz, gebundenes Wasser und Eisengehalt. Die durchweg gleichmäßige Korngröße ergab 0,01—0,04 Millimeter. Der Berliner Forscher hält diesen Staub für vulkanisch, denn das Fehlen von Kalk und Ton läßt ihn nicht als Wüsten- oder Verwitterungsstaub erscheinen. Reck glaubt, daß ein bislang unbekannt gebliebener starker Ausbruch am ostasiatischen Kontinentsaum die Asche geliefert hat. Vielleicht kommen die Kamtschatkavulkane, die erheblich tätig waren, als Quelle des osteuropäischen Staubfalls in Frage. Rudolf Hundt.

IM TIERPARADIES DER DOBRUDSCHA

(Schluß von Seite 636.)

Nach tagelangen, schwierigsten Kreuz- und Querfahrten durch die 6 bis 8 m hohen Rohrwälder, deren geringe Wasserflächen meist von einer Wasserpflanze mit stachelig gezähnten, schwertförmigen Blättern, der sog. Krebsschere Stratiotes, völlig zugewachsen waren, entdeckten wir auf einer alten Weide den langersehnten Seeadlerhorst, in dem nur das Weibchen zu Hause war. Wir hatten mit knapper Mühe gerade noch mit einer automatischen Federwerkkamera einige Meter drehen können, als es uns gewahr wurde und bis zum späten Abend fortflog. Reichlich entschädigt wurden wir aber durch sein gerade flügge gewordenes Junges, das in allernächster Nähe in ebenso plumpen wie drolligen Sprüngen im seichten Wasser auf Laichfische Jagd machte und auch endlich eines der in dieser Zeit mehr als trägen Fischweibchen erwischte.

Als letzte Aufgabe blieb uns noch eine mehrwöchige Exkursion in die völlig unwegsamen Bergwälder der Dobrudscha, in denen einst einige hundert Adler- und Geierpaare ungestört horsteten. Heute beherbergen diese unendlichen Gebiete herrlichsten Eichen- und Buchenwaldes, alle Adlerarten zusammengenommen, höchstens noch hundert Horste. Lediglich der ausgezeichneten Führung des seit vielen Jahren dort ansässigen deutschen Naturforschers Dr. Rettig haben wir es zu danken, daß wir an die überaus scheuen „Könige der Lüfte" in „Schußweite" unserer Apparate herankamen. Da wir uns nicht damit begnügen durften, Ansichten der in dichtem Astwerk versteckt liegenden Nester von unten zu bringen, mußten meine Kameraleute an den größtenteils morschen Baumriesen die verwegensten Kletterkunststücke vollbringen. An- und Abflugbilder des majestätischen Kuttengeiers gelangen von gegenüberliegenden Bäumen von der Strickleiter aus, auf der der Operateur mit seinem an einem Bruststativ am Körper angeschnallten Apparat den Geier belauschte.

Das größte Erlebnis aller Expeditionsteilnehmer und zugleich die schönste Ausbeute der ganzen Reise aber sollte ein Horst des Kaiseradlers mit drei reizenden Jungen werden. Nachdem während der Beuteflüge der Eltern unter größter Vorsicht in einer gegenüberliegenden Eiche eine dichtverkleidete Aufnahmekanzel errichtet war, konnten die intimsten Vorgänge aus dem Adlerleben beobachtet und im Film festgehalten werden. Das Interessanteste waren die Geschwisterkämpfe in Gegenwart der Mutter. Wir befanden uns dabei in einer höchst seltsamen Lage. Nur etwa 20 m von uns entfernt überfiel der Nestälteste seinen jüngeren Bruder und das kleine Nesthäkchen mit Schnabelhieben, ohne daß die Mutter eingriff. Zu gern wären wir den kleinen schneeweißen Adlerkindern zu Hilfe gekommen. Das stark zurückgebliebene, kleinste Adlerkind wäre aber voraussichtlich nie ein rechter König der Lüfte geworden. Kurzerhand wurde es von den eigenen Geschwistern umgebracht. Schon am nächsten Morgen entdeckten wir es tot zu Füßen des Horstbaumes. Grausam und doch weise waltet die Natur!

ZUM NACHDENKEN

Pyramidenrätsel.

Die links stehende Figur ist mit Buchstaben so auszufüllen, daß zu den vorhandenen in jeder Reihe ein neuer Buchstabe hinzugefügt wird. Man erhält Wörter folgender Bedeutung: 1 Konsonant, 2 Fluß in Italien, 3 amerikanischer Schriftsteller, 4 Dichtungsart, 5 römischer Geschichtschreiber, 6 Schildwache, 7 Teil der Tür.

Zahlenquadrat.

In die Felder des Quadrats sollen die Zahlen 10 14 18 22 26 30 34 38 42 46 50 54 58 62 66 70 derart eingetragen werden, daß die Summe jeder horizontalen wie auch vertikalen Reihe und ebenso die jeder der beiden Diagonalen 160 beträgt.

Silbenrätsel.

a — äh — ba — burg — chel — de — di — drei — e — e — eck — ei — frei — gi — gin — gul — gus — ha — in — in — kuk — le — li — li — li — mut — nas — nat — ne — nei — ner — no — re — ri — sau — sche — sin — ster — ta — te — ter — tes — vel — ver

Aus den vorstehenden Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren End- und Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Goethes „Iphigenie" ergeben. Bedeutung der Wörter: 1 Prophet, 2 Blütenstand, 3 kirchliches Bittgebet, 4 schweizerischer Kanton, 5 geometrische Figur, 6 Baumfrucht, 7 Stadt an der Lahn, 8 Stadt im Breisgau, 9 Auserlesenes, 10 Rothaut, 11 abessinischer Herrschertitel, 12 christliche Tugend, 13 Held eines Romans von Swift, 14 Baum, 15 Berg in der Schweiz, 16 Unterrichtsanstalt und Schülerheim, 17 Nachtragsgesetz, 18 Pflanze.

Problem.

Ein Handelsgärtner ließ sich auf seine Gefahr von einem lombardischen Kollegen eine Anzahl südländischer Kübelpflanzen senden; er bezahlte für jede 22 Mk. 4 Pflanzen gingen beim Transport ein. Jede der übrigen verkaufte er für 40 Mk. Insgesamt hatte er 524 Mk. Überschuß. Wie viele Pflanzen hatte er gekauft?

Silben-Kreuzworträtsel.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22.

Wagerecht: 2 Uhrfederlinie, 4 Stadt im Nordosten Frankreichs, 5 weitverbreitete Völkergruppe in Nordafrika, 7 katholischer Ordensgeistlicher, 8 Strom in Afrika, 10 einfaches Zeichengerät, 12 mittelamerikanische Republik, 13 geologische Bildung, 15 altrömische Münze, 17 Riesenschlange, 18 wichtiger westdeutscher Eisenbahnknotenpunkt, 20 Planet, 21 Angehöriger eines akademischen Berufs; senkrecht: 1 Sternbild, auch Saiteninstrument, 2 heimlicher Kundschafter, 3 inneres Körperorgan, 4 Beleuchtungskörper, 6 Gebirgsstock der Rätischen Alpen, 7 Pfahlwerk, 9 Personifikation Deutschlands, 11 Pflanze der niederen Kryptogamen, 12 Edelknabe, 14 Laubbaum, 16 Bildung bei der Wundheilung, 17 Nebenfluß der Saale, 19 unbebauter Acker, 20 Gebäudeanbau, 22 Stadt in Lettland.

Balkenrätsel.

Die Buchstaben: a a a a d d d e e e e e e e f f i k l l l m m m n n n n o p p r s s t t u w z sind in der Weise in die Figur einzuordnen, daß die Wörter in den wagerechten Balken folgende Bedeutung haben: 1 Angehöriger eines Volksstamms, 2 Stadt in Italien, 3 Baugrundlage, 4 Erinnerungszeichen, 5 Baum. Der mittlere senkrechte Balken ergibt eine wichtige menschliche Tugend.

Silbenmagie.

In jedes der freien Felder ist eine Silbe zu setzen, so daß sich wagerecht und senkrecht die gleichen Wörter nachstehender Bedeutung ergeben: 1 Stadt in Dalmatien, 2 weiblicher Vorname, 3 griechische Insel.

1	2	3
2		
3		

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4391.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4389.

Silbenrätsel: 1 **Domäne**, 2 **Rechteck**, 3 **Umriß**, 4 **Drama**, 5 **Rudolf**, 6 **Lava**, 7 **Nahrung**, 8 **Essipow**, 9 **Estomihi**, 10 **Laterne**, 11 **Norma**, 12 **Birne**, 13 **Robinson**, 14 **Irene**, 15 **Liberia**, 16 **Naumburg**, 17 **Watte**, 18 **Isel**, 19 **Engadin**. — Der Kuß darf lange weilen, aber nie langweilen.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Fanatiker, 5 Ra, 6 Stamm, 8 Ute, 9 Lea, 10 Ampel, 13 Amor, 14 Oder, 15 Ronde, 16 Nota, 18 West, 20 Säge, 23 Eid, 24 Emu, 25 Vesuv, 26 Mausoleum; senkrecht: 1 Fatum, 2 Atom, 3 Imme, 4 Rübe, 5 Rumänien, 7 Mauritius, 10 Arras, 11 Panne, 12 Löwe, 17 Opium, 19 Samum, 21 Ares, 22 Gaul.

Einschalträtsel: La**g**une, Strei**ch**, Mete**o**r, Sche**rge**, Pr**a**cht, R**a**ute, S**p**iegel, Ru**h**m, Be**i**trag, Pa**k**et. — Geographie.

Silbentauschrätsel: Esse, Zange, Henkel, Biebig, Leber, Loge, Duldung, Dido, Page, Schaden, Feder, Insel, Eiger, Rennen, Marstall. — Es gehen viele geduldige Schafe in einen Stall.

In Spannung versetzend: Auftakt — Luftakt.

Schüttelrätsel: Linse — Insel.

Für unsere Bezieher

haben wir, mehrfachen Anregungen aus unserem Leserkreis folgend, einen **Sammelkasten** für die Nummern der „Leipziger Illustrirten Zeitung" anfertigen lassen, der dazu dienen soll, die Hefte bis zum Einbinden vor Beschädigungen (Bestossen der Ecken usw.) zu schützen.

Dieser Sammelkasten ist 28½ cm breit, 39½ cm lang, 9 cm hoch und bietet bequem Platz für die 26 Hefte eines Halbjahrs. Für den Bezug wurde dunkelgrünes Leinen verwandt, die Aufschrift ist in Goldprägung hergestellt, sodass der Kasten infolge seines gefälligen Aussehens nirgends störend wirkt. Der Sammelkasten ist sehr stabil gebaut und deshalb dauernd benutzbar. Es handelt sich also um eine einmalige Anschaffung von bleibendem Wert.

Der Preis ist niedrig bemessen und beträgt 3 Reichsmark zuzüglich Versandspesen.

Einbanddecken für die „Leipziger Illustrirte Zeitung" in grünem Ganzleinen mit Goldprägung werden jeweils für den Halbjahrsband geliefert und kosten, einschliesslich eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses, je 4 Reichsmark zuzüglich Versandspesen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

H. F.

MAMERTUS / PANKRATIUS / SERVATIUS

LEIPZIG
VERLAG I·I·WEBER

NR·4391 ★ 9·MAI·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

A.A.

Marienbad

Die Perle der böhmischen Weltbäder. Ausschließlich natürliche Kohlensäurebäder (Herzbäder). Weltberühmte Moorbäder. Die stärksten Stahlbäder. Alle modernen zeitgemäßen Heilbehelfe und Einrichtungen. 40 Mineralquellen, Glaubersalzquellen, erdige Säuerlinge. Alkalische Quellen, Eisenquellen. Indikationen: Stoffwechselkrankheiten, Fettleibigkeit, Zuckerkrankheiten, Arteriensklerose, Herz- u. Nierenleiden, Gicht, Rheumatismus, Frauenleiden, Blutarmut etc. **Saison:** Ende April bis Mitte Oktober. 50% Rückfahrtermäßigung auf allen czechoslowakischen Bahnen. In der Vorsaison ermäßigte Preise. Auskünfte und Prospekte durch die Amtliche Auskunftstelle Berlin W 7, Unter den Linden 57/58, und den Stadtrat Marienbad, Abt. 4.

Palast-Hotel Fürstenhof
Hotel New York
Hotel Englischer Hof
Fließendes Wasser, Lichtsignalanlage, Staatstelephon in allen Zimmern.

Zischkas
Esplanade Hotel
Villa St. Hubertus
Pension Richmond.

Grand Hotel Klinger
250 Zimm. mit Bädern, allermodernst, an der Promenade.

Schloß Miramare und Helvetia
Moderne Kurhäuser, aller Komfort, zivile Preise.

Hotel Stern
Goetheplatz. Erstklass. Haus m. allem Komfort.
140 Zimmer, 40 Bäder.
Besitzer: E. Weis.

Ott's Grand Hotel Ott / Hotel Egerländer / Höhenhotel Egerländer

Hotel und Dependance **H. Habermann** 120 Z., Appart., fl. Wass., Zentralheiz., Staatstel., Gar. i. H.

Hotel Casino. 100 Z., fl. W., App. m. Bad. Ganztäg. Sonnenz., 2 Terr.-Rest., Vor- u. Nachsaison ermäß. Preise.

Hotel Delphin Nächst Quellen und Bädern. Fließ. Wasser, Zentralheiz., Lift. Tel. 147.

Villa Siegfried
30 Zimmer. Herrliche Lage am Walde. Telephon 148.

Kurhaus Merkur Direkt a. Kurplatz. Moderner Komfort, Zimmer in jeder Preislage.

Kurhaus Atlantic Vornehm. Nächst Kurpark. Zimmer m. fließ. Wasser. Staatstel. Bad.

Hotel Maxhof
nächst den Quellen u. Bädern. Jed. Komfort. Familienhotel.

Kurhaus Winterling Tel. 451, gegenüb. d. Kreuzbrunnen. Modernst. Komf., Lift, fließ. Wass., Zentralheiz.

Villa Sternberger
Kurhaus am Kreuzbrunnen. Bäder, Lift, fließend. Wasser.

Waldidylle Sonnenlage. Erstklass. Hotelpens., auch Diätküche, eig. Park, Garage, mäß. Preise.

Kurhaus grüner Baum
40 Zimmer, neben Brunnen und Bädern. Telephon 180.

Villa Busch Moderner Komfort. Ruhige Lage a. Walde, nächst Kreuzbrunnen und Bädern.

Haus Brüssel 40 Zimmer m. Balkon, sonn. Lage, Zentralheizung, fließ. Wasser. Mäßige Preise.

Villa Silva. Vorn. mod. Kurh., fl. Wass. u. Warmwasserh., Zimm. m. eig. Bad, 5 M. v. Kreuzbr., Autobox, Tel. 531.

Kurwohnhaus Montreux
30 Zimmer, zentrale Lage, Fahrstuhl, Bad, Fernspr. 453.

Astoria Vornehme Lage. Aller Komfort. Dependance Villa Leonarde, Waldlage.

Weltkurort Karlsbad

Kurbetrieb ganzjährig.

Seit Jahrhunderten bewährte Heilerfolge bei Magen- und Darmleiden, Galle-Erkrankungen, Diabetes, Fettsucht, Gicht, Tropenkrankheiten usw. 16 Thermalquellen von 40—72° Celsius.
6 große Badeanstalten. Trink- und Badekuren.
Modernster Komfort. — Sport, Theater, Konzerte.
Prachtvolle Waldungen.
Festwochen 1929 Mai bis August.
XI. Internat. ärztl. Fortbildungskursus im September 1929.
Auskünfte u. Broschüren durch die Kurverwaltung Karlsbad.

Karlsbader natürl. Mineralwasser und natürl. Sprudelsalz
Alleinvertrieb: Karlsbader Mineralwasserversendung
Löbel Schottländer, Ges. m. b. H., Karlsbad.
Verkaufsstellen im In- und Auslande.

Kurhaus „Elite"
Haus ersten Ranges, vis-à-vis Mühlbrunnkolonnade, Tel. Nr. 107.
Inhaber: Julius Rindler.

Diätanstalt „Villa Strunz"
Kurpension. Bevorzugte Lage. Moderner Komfort. Tel. Nr. 588.

NAPOLEONHOF

PISTYAN

i. d. Karpathen (ČSR)

Aus 1000 Met. vulk. Schlammquellen. **Rheuma-Ischias**
„THERMIA-PALACE HOTEL", Bäder im Hause, auch Diät. 400 Morgen Naturpark. Sporte. Unterhaltung.

Auskunft: **Pistyan-Büro, Berlin W 15,** Meierottostraße 1.

WALDORF HOTEL

ALDWYCH, LONDON, W. C. 2

Ein Luxushotel
mit moderierten Preisen.

Prospekt mit Preisangaben von John Kugi, Generaldirektor, Waldorf Hotel, Aldwych, London, W. C. 2.

Telegramm-Adresse: Waldorfius, London.

HEILT
RHEUMATISMUS
GICHT
FRAUENKRANKHEITEN

THERMAL-KURORT

BADEN

bei Zürich (Schweiz)

KURSAAL · THEATER

Prospekte durch die Kurverwaltung

DAVOS 3 Sanatorium Seehof. Fliess. Wasser. Prospekt. Kurhotel Esplanade. Prospekt. Preise ab M. 12.-.

TARASP & VULPERA

Unterengadin 1250 m. Das Bad für Magen, Darm, Stoffwechsel, Nerven u. Herz. Einzige Glaubersalzquellen in den Alpen. — Eröffnung anfangs Mai.

Führende Hotels: Kurhaus Tarasp 300 Betten; Waldhaus Vulpera 400 Betten; Schweizerhof Vulpera 300 Betten. — Man verlange Gratisprospekt Nr. 17.

HOTEL CECIL

Majestätische Lage mit herrlicher Aussicht auf die historisch berühmte Themse, grandiose, luxuriöse Ausstattung und dennoch gediegene Vornehmheit und Ruhe. Das alles bietet Ihnen entsprechend der althergebrachten englischen Gastfreundschaft das

HOTEL CECIL

LONDON

Nähere Auskunft durch die Direktion oder durch die bekannten Reisebüros.
Telegr.-Adr.: Cecelia, London.

Schönste Sommerfreude:
Baden am Strand,
Graben im Sand
Von Westerland!

BITTE, FORDERN SIE UNSERE KURSCHRIFTEN
STÄDT. BADEVERWALTUNG WESTERLAND

Gebirgs-Stahlquellen-Kurort
Natürliche Arsen-, radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder, Fichtenrindenbäder, Inhalatorium.

Bad Flinsberg

im schlesischen Isergebirge

Heilt Bleichsucht, Herz- und Nervenleiden, Frauenkrankheiten, Gicht.
Ganzjähriger Kurbetrieb. Wintersport.
Prospekte frei d. die Badeverwaltung

Kurhaus: Führendes Hotel, Pension

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4391. 172. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge 9. Mai 1929.

Allgemeine Notizen.

Die Berliner Festspiele 1929, über die wir in Nummer 4381 vom 28. 2. 29 kurz berichteten, nehmen am Pfingstsonntag ihren Anfang. Eingeleitet werden sie mit einer Aufführung der Meistersinger, dirigiert vom Generalmusikdirektor Erich Kleiber. Im Mittelpunkte moderner Opernaufführungen im Rahmen der Festspiele steht ein vom Komponisten selbst dirigierter Richard-Strauß-Zyklus, bei dem die ersten Berliner Opernsolisten mitwirken. Der Zyklus beginnt am 1. Juni in der Staatsoper Unter den Linden mit dem „Rosenkavalier", dem am 3. Juni in der Staatsoper am Platz der Republik „Salome", am 6. Juni in der Staatsoper Unter den Linden „Intermezzo", am 7. Juni in der Städtischen Oper, Charlottenburg, „Elektra", am 9. Juni „Frau ohne Schatten" und am 11. Juni „Ägyptische Helena" folgen. Die beiden letzten Aufführungen finden in der Staatsoper Unter den Linden statt. Im Staatlichen Schauspielhaus sind für Mai und Juni Neueinstudierungen klassischer Werke geplant, und zwar Schillers Fiesko und die Wallenstein-Trilogie, Goethes Clavigo, Grillparzers Weh dem, der lügt, Grabbes Napoleon und von Shakespeare Maß für Maß sowie König Johann. Am 5. und 12. Juni werden in der Goldenen Galerie des Charlottenburger Schlosses zwei Konzerte stattfinden. Ein Flötenkonzert Friedrich des Großen und die Uraufführung fünf neuer Lieder von Richard Strauß bringt das erste Konzert, während im Rahmen des zweiten nur Werke aus der Rokokozeit zur Aufführung gelangen. Während der Festspielwochen wird ferner ein Schreker-Zyklus aufgeführt. Auch gastiert das berühmte russische Diaghileff-Ballett an vier Abenden im Juni.

Reklame-Verband. Der Verband Deutscher Reklamefachleute E. V., Berlin W 35, Potsdamer Straße 105 a, der im vorigen Jahre sein 20jähriges Bestehen feierte, hat seinen Namen jetzt in „Deutscher Reklame-Verband E. V." abgeändert. Diese Bezeichnung entspricht seiner wirklichen Zusammensetzung; er zählt zu seinen Mitgliedern Firmen der Reklame-Industrie, die Reklame-Verbraucher sowie die als Bindeglied tätigen Reklamefachleute selbst.

„Ate"-Kühlschränke und -Kühlanlagen. Die von der Firma Alfred Teves, Maschinen- und Armaturenfabrik G. m. b. H., Frankfurt a. M. hergestellten elektrisch-automatischen „Ate"-Kühlaggregate haben die Aufgabe, im

Cannes. Am äußersten Ende der Croisette, dieser berühmtesten aller Riviera-Strandpromenaden, gegenüber den Inseln de Lérins und inmitten herrlichster exotischer Palmenbäume, erhebt sich der Palast des Palm Beach Casino in rein maurischem Stil. Die Einweihung dieses neuen Wunderwerkes, das im Sommer das Zentrum der eleganten Welt sein wird und auf dessen Besitz Cannes mit Recht stolz sein darf, erfolgte kürzlich. An der Eröffnungsfeier nahmen etwa 1600 Gäste teil, die sich aus den Prominenten aller Länder zusammensetzten. Während des Festessens konzertierte ein rühmlichst bekanntes Orchester. Die Einweihungsfeierlichkeiten beschloß ein unvergleichlich prächtiges Feuerwerk, das die ganze Küste vom Estérel bis zum Cap d'Antibes mit einer Flut von hellem Licht und Glanz überschüttete.

In Paris findet man unsere „Illustrirte Zeitung" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A. 8.e., 44|bis. Rue Pasquier, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann.

Haushalt und in kleingewerblichen Betrieben das Eis vollkommen entbehrlich zu machen, d. h. die Eiskühlung durch die trockene gleichmäßige Kühlung zu ersetzen. Die Vorzüge der elektrisch-automatischen Kühlung mit „Ate" gegenüber der Kühlung mit Eis und auch gegenüber der nichtautomatischen Kühlung sind derart bedeutend, daß sich immer weitere Kreise dieser Kühlart zuwenden und daß man die elektrisch-automatische Kühlung in der Form, wie sie vornehmlich durch „Ate" vertreten wird, wohl als die Kühlung der Zukunft bezeichnen darf. Kühlung mit „Ate" bedeutet der Fortfall jeglicher Bedienung und Wartung. Der Eistransport erübrigt sich. Man hat keinen Verdruß mit Schmelzwasser und keinen Ärger über unpünktliche oder mangelhafte Belieferung. Sobald in einem „Ate" gekühlten Schranke oder Raume die gewünschte Innentemperatur überschritten wird, tritt der „Ate"-Kompressor durch einen Thermostaten in Tätigkeit und arbeitet so lange, bis die gewünschte Temperatur wieder hergestellt ist. Wird infolge Eindringens neuer Wärme die Innentemperatur abermals überschritten, dann nimmt der „Ate"-Kompressor seine Tätigkeit wieder auf und der Kühlprozeß beginnt aufs neue. Kühlung mit „Ate" bedeutet demnach ferner die zwangsläufige Aufrechterhaltung einer bestimmten gleichmäßigen Innentemperatur, die schonendste Behandlung des Kühlgutes durch allmähliche Auskühlung und Aufbewahrung bei gleichmäßiger Kälte, die größte Wirtschaftlichkeit durch geringere Betriebskosten sowie längeres und sicheres Frischhalten aller, selbst empfindlicher Lebensmittel und somit ganz allgemein gesündere Nahrung. Ein weiteres sehr wesentliches Moment für die Beurteilung von Kühlanlagen sind die zur Verwendung kommenden Kühlmittel. „Ate" verwendet weder Ammoniak, noch die gesundheitsschädliche schweflige Säure, sondern Methyl-Chlorid, ein in jeder Beziehung ungefährliches und unschädliches Gas. Über die vielseitigen „Ate"-Erzeugnisse für Villen, für gewerbliche Betriebe, so beispielsweise für Metzgereien, Konditoreien, Hotels und Gasthäuser, über „Ate" gekühlte Glasaufsätze und Schautheken, Speiseeisbereiter, Speiseeiskonservatoren, Fischboxen, Bier- und Weinkühlräume, Hors d'oeuvre-Schränke für Hotels und vornehme Gaststätten usw., gibt die eingangs erwähnte Firma allen Interessenten jederzeit Aufschlüsse. Dieselbe steht mit der Ausarbeitung von Projekten unverbindlich zur Verfügung. Ingenieurbesuche erfolgen kostenlos.

ZOBERBIER

Opel ist mehr . . .

Opel ist mehr als bloß ein Transportmittel!
Hunderttausenden ist er Helfer und Freund.
Er verdoppelt unsere Leistung im Beruf und schenkt uns neue Stunden der Erholung.
Er gibt uns Ansehen und erhöht unseren Kredit.
Wir schätzen bei ihm die Kraft der Maschine und freuen uns an Form und Farbe der Karosserie.
Wir haben Vertrauen zu seiner Leistung und sind stolz auf ihn, – DENN ER IST SCHÖN!

OPEL

5-A 10 de BH

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Ein mittelalterliches Bild in unseren Tagen:
Das Vorzimmer des päpstlichen Thronsaals mit dem päpstlichen Hofstaat während eines Empfanges anläßlich des jetzigen Priester-Jubiläumsjahres von Papst Pius XI.

Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Edmondo Abbo.

IM BANNE DES ABENTEUERS: BRANDSTIFTER IN ASIEN

Das nun schon über 100 Jahre währende Ringen zwischen Rußland und England um Asien ist seit dem Weltkrieg in eine neue erbitterte Phase getreten, deren einzelne Etappen wir täglich erleben. Der Freiheitskampf Chinas und der Bürgerkrieg in Afghanistan sind nur zwei Ausschnitte aus diesem gigantischen Duell. Asien brennt! Es dürfte sich lohnen, einige der prominenten und interessantesten europäischen Brandstifter und Drahtzieher in Asien zu betrachten.

Der Mann, der das revolutionäre China Sun-Yat-Sens, des „Vaters der chinesischen Revolution", zum Bolschewismus bekehren, den Einfluß Moskaus auf die Geschicke des Landes begründen und damit einen vernichtenden Schlag gegen Englands Machtstellung im Fernen Osten führen sollte, war Borodin. Als Lenin Joffe als ersten Sowjetgesandten nach Japan schickte, veranlaßte er ihn, auf seiner Reise Sun-Yat-Sen, mit dem er bereits in reger Korrespondenz gestanden hatte, aufzusuchen. Die Folge dieses Besuchs war die Errichtung einer vielköpfigen Sowjetrepräsentation unter Führung von Borodin bei der Südchinesischen Republik in Kanton im Jahre 1923. Sein wichtigster Mitarbeiter und Helfer auf militärischem Gebiet war der russische General Galen mit einigen Generalstabsoffizieren, die die militärische und nach sowjetrussischem Vorbild auch die politische Ausbildung der Kanton-Armee übernahmen und die kriegerischen Operationen wesentlich beeinflußten. Borodin war ohne Zweifel einer der tüchtigsten Köpfe des Komintern, der dritten Internationale. Innerhalb zweier Jahre gelang es ihm, die von Sun-Yat-Sen begründete Kuomintag (Volkspartei) nach bolschewistischem Muster straff zu organisieren und ihr das kommunistische Gift einzuflößen. Öffentliche und geheime kommunistische Parteibureaus und Parteizellen entstanden im ganzen Land; Bauern, Arbeiter und Studenten wurden zu „Unionen" zusammengefaßt; politische Agitation gegen die kapitalistischen Fremdmächte und Unterdrücker, hauptsächlich England, und Propaganda auf den Straßen wurden durch russische Agenten, die die Kulis aufhetzten, mit Feuereifer betrieben. Borodins kommunistische Saat reifte zur schrecklichen Ernte in den blutigen Vorgängen von Kanton 1925, Nanking und Schanghai 1926 und März 1927, als der bolschewistische chinesische Pöbel in Aktion trat. — Die enge Zusammenarbeit Borodins mit dem russischen Spionagedienst des Militärattachés Egeroff in der Sowjetbotschaft in Peking wurde durch die dort im April 1927 bei der von der Polizei Tschang-Tso-Lins vorgenommenen Haussuchung beschlagnahmten Dokumente hinreichend bewiesen. Seine Gattin wurde in Begleitung mehrerer bolschewistischer Agenten an Bord eines russischen Dampfers auf der Fahrt nach Schanghai von Truppen Tschang-Tso-Lins als Spionin verhaftet und gefangen nach Peking gebracht. Im Juli 1927 wurde Borodin mit seinem ganzen Stab gezwungen, das Feld seiner Tätigkeit (es war ein Trümmerfeld!) zu verlassen. Er kehrte nach Moskau zurück. Tschiang-Kai-Schek, der Generalissimus der nationalistischen Armeen, räumte mit eisernem Besen unter den chinesischen Kommunisten auf. Die Moskauer Sowjets sahen ihr Spiel gegen den englischen Gegenspieler in China verloren trotz der von ihnen an die Kuomintang und den „christlichen General" Feng-Yu-Hsiang gezahlten Riesensummen. Die nationalistischen Führer wollten zwar ein freies, aber kein bolschewistisches China. Der englische Gesandte O'Malley aber schloß im Februar 1927 mit der nationalistischen Regierung ein Staatsabkommen, das die englische Position in Hankou und Kiukiang sicherte. Und kürzlich hat die Nanking-Regierung den früheren englischen Abgeordneten Sir Frederick Whyte zu ihrem politischen Berater berufen, ein mächtiger Erfolg für England.

Unter den zahllosen Abenteuern, politischen Agenten und Hochstaplern, die in den chinesischen Wirren im trüben zu fischen und ihre Taschen zu füllen suchten, ist der Ungar Trebitsch-Lincoln unzweifelhaft die prominenteste Gestalt. Die Lebenskurve dieses Mannes mutet wie ein amerikanischer, auf Bluff hin gedrehter Sensationsfilm an. Der Schauplatz der abenteuerlichen Dramen, deren zweifelhafter Held er ist, umspannt die Kontinente. Mit zwanzig Jahren verließ er Ungarn und begab sich nach London, wo er, ein Jude, alsbald zur anglikanischen Kirche übertrat und als Missionar nach Kanada geschickt wurde. Dann finden wir ihn für kurze Zeit als Pfarrer in Kent in England. In London entdeckte er seine journalistischen Fähigkeiten, wurde schließlich Politiker und zog als liberaler Abgeordneter ins Unterhaus ein. Zu Beginn des Weltkriegs bot er dem britischen Admiralstab seine Dienste als Spion an, betätigte sich aber, gesinnungslos, wie er stets war, zugleich auch für die Deutschen. Aus England, wo man ihm sehr bald mißtraute, ausgewiesen, fuhr er nach Amerika; dort schrieb er in der deutschfreundlichen amerikanischen Presse Artikel. Im Jahre 1915 wurde er verhaftet und wegen einer früher in England begangenen Wechselfälschung nach England ausgeliefert, wo er drei Jahre im Gefängnis zubringen mußte. Nach Abbüßung seiner Strafe nahm er in Berlin tätigen Anteil am Kapp-Putsch. Als dieser mißglückte, floh er nach Bayern. Er wurde gelegentlich einer Reise nach Berlin dort verhaftet, vermochte aber zu entwischen. Nachdem er vergeblich bei den ungarischen Monarchisten Anschluß gesucht hatte, bot er seine Dienste den Faschisten an und spielte bei der Ermordung Matteottis eine geheimnisvolle Rolle. Dann schüttelte er den Staub Europas von seinen Füßen und begab sich zu neuen Taten nach China. Hier trat er zum Buddhismus über und legte sich den Namen Tschilan bei. Als er im Jahre 1922 im Reich der Mitte landete, hatte er gerade noch fünf Pfund in der Tasche. Aber das entmutigte ihn keineswegs. Binnen drei Wochen hatte er sich hinreichende Sprachkenntnisse im Chinesischen angeeignet. Es gelang ihm infolge seines sicheren Auftretens und seiner Überredungskunst, den General Wu-Pei-Fu, den Militärmachthaber von Zentral-China, von seiner unersetzlichen Wichtigkeit für die chinesische Sache zu überzeugen. Er wurde zu dessen politischem Ratgeber ernannt und bezog einen prächtigen Palast; zahlreiche Diener und eine eigene Leibwache standen ihm zur Verfügung. Aber als er 1924 den Auftrag erhielt, die Zinsen für eine große Anleihe in Europa zu bezahlen, unterschlug er das ihm anvertraute Geld. Als er nach China zurückkehrte, merkte er eines Tages, daß General Wu-Pei-Fu von seinem Verrat Wind bekommen hatte. Er floh, um sein Leben zu retten, und setzte sich mit General Yang-Sen in Verbindung, dem er sich einmal nützlich erwiesen hatte, und veranlaßte ihn, sich von Wu-Pei-Fu abzuwenden. Im Jahre 1927 weilte Trebitsch-Lincoln wieder in Europa, um eine Anleihe von vier Millionen Pfund, die zur Beschaffung von Munition und Lebensmitteln für die nationalistischen Truppen dienen sollte, aufzunehmen, anscheinend aber ohne Erfolg. Trebitsch-Lincolns Hauptaufgabe in China bestand in erbitterter Propaganda gegen England, das er aus persönlichen Gründen haßte, und an dem er sich rächen wollte.

In der Reihe der weißgardistischen russischen Generale, die, Schachfiguren in der Hand der Großmächte und vornehmlich Englands, den Kampf gegen das bolschewistische Rußland aufnahmen, unter Männern wie der russische Admiral Koltschak, General Denikin, der Tscheche Gaida, der Franzose Janin, der Ataman Semjonow nimmt der baltische Kavallerieoberst Baron von Ungern-Sternberg eine besondere Stellung ein. Ist er doch der einzige unter all diesen Parteiführern und Kondottieri, dessen militärische Taten ein bleibendes Resultat von wirklich weltgeschichtlicher Bedeutung erzielt haben. Die Mongolei verdankt ihm ihre Befreiung vom chinesischen Joch und ihre noch heute bestehende Selbständigkeit. Sie gehört, obgleich sie eine auf der Diktatur des Proletariats beruhende Volksrepublik darstellt, dennoch nicht zum Verband der Sowjet-Union. Im Februar 1921 erschien er mit seinen 1000 Mann Kosaken und Burjäten überraschend vor Urga und nahm die Stadt, nachdem noch vor dem Angriff der Hutuktu, der „Lebende Buddha", von seinen Anhängern zu seiner eigenen Sicherheit aus dem Sommerpalast, wo er von den Chinesen gefangengehalten wurde, entführt worden war. Aus Dankbarkeit verliehen die Mongolen ihrem Befreier den Titel eines „cin wang", eines Prinzen ersten Ranges der mandschurischen Hofrangordnung. Ungern-Sternberg errichtete eine blutige Diktatur und ging erbarmungslos gegen alle Chinesen, Juden und des Bolschewismus Verdächtigen vor. Seine Schreckensherrschaft und die Grausamkeit seiner Strafen trugen ihm den Beinamen „der tolle, blutige Baron" und bei seinen Offizieren und Soldaten „der strenge Großvater" ein. Mangelnde Soldzahlungen minderten seine Beliebheit bei den Truppen allmählich bedeutend. Bald entsandte die Sowjetregierung von Tschita starke Truppenmassen in die Mongolei gegen das gegenrevolutionäre Bollwerk in Urga. In Transbaikalien wurden die Freischärler des Barons geschlagen. Über seinen Tod breitet sich ein geheimnisvolles Dunkel.

Ein Geheimagent, der Geschichte macht, ist der englische Oberst T. E. Lawrence. Er ist der eigentliche Urheber der Bürgerkrieges in Afghanistan. Dieses Land, das Einfallstor nach Indien, ist seit fast 100 Jahren ein Streitobjekt der englischen und russischen Politik gewesen. England hat es dem ehrgeizigen Aman-Ullah nie vergessen, daß er bei der Erhebung gegen das britische Regime in Pendschab die antibritische Stimmung geschürt hat, und daß 1919 afghanische Truppen den Engländern eine erhebliche Niederlage zufügten, so daß sich England in dem Friedensvertrag von Rawalpindi genötigt sah, die Souveränität Afghanistans und seine bestehenden Grenzen anzuerkennen. Da alle Bemühungen nichts fruchteten, Aman-Ullah zur Aufhebung des 1921 mit Sowjetrußland abgeschlossenen Freundschaftsvertrags, der sich deutlich gegen England richtete, zu bewegen, mußte England zu anderen Mitteln greifen. Hier nun trat Oberst Lawrence in Aktion. Dieser äußerst vielseitige Mann, Abenteurer großen Stils, aber auch tüchtiger Soldat, Politiker, Diplomat, Flieger, Archäologe, Gelehrter und Kenner der orientalischen Sprachen, hatte bereits während des Weltkriegs Außerordentliches für sein Vaterland geleistet. Er war der eigentliche Chef des britischen Geheimdienstes in Ägypten, und als er 1915 Verbindungsoffizier bei Hussein, dem Großscherif von Mekka, wurde, gelang es ihm, die arabischen Stämme in der Idee eines Großarabiens zu einigen. Mit starken Beduinenkorps rollte er die linke Flanke der deutsch-türkischen Front auf und zog 1918 als „ungekrönter König von Arabien" an der Spitze der Arabertruppen in Damaskus ein. Ägypten und der Suezkanal waren damit für England gerettet. Sein „Aufstand in der Wüste", den er in einem fesselnden Buch selbst geschildert hat, erhielt aber durch den Friedensvertrag von Sèvres erst seine weltpolitische Bedeutung, denn er sicherte England eine geschlossene Landverbindung vom Mittelmeer bis zum Indischen Ozean, so daß Englands Verbindung mit Indien auch dann nicht abgeschnitten wäre, wenn es eines Tages Ägypten verlieren sollte. Im Mai 1928 finden wir Lawrence unter dem Namen Shaw als einfachen Soldaten bei dem 20. britischen Luftgeschwader in Peshawar an der afghanischen Grenze. Diese Maske sollte seine Mission verdecken, die darin bestand, die Gegenspionage gegen die Bolschewisten in Indien und den Grenzstaaten zu organisieren und vor allem Aman-Ullah zu beseitigen. In der Maske eines afghanischen Derwisches überschritt er die Grenze und hetzte die mächtigen Stammesfürsten im Osten und Südosten des Landes gegen den Emir auf. „Der größte Erzspion der Welt", wie eine indische nationalistische Zeitung Lawrence genannt hat, wurde, als die Weltpresse sich allzu intensiv mit seiner Tätigkeit zu beschäftigen begann (der sowjetrussische Nachrichtendienst hatte ihn aufgespürt!) und im englischen Unterhaus von einem Vertreter der Arbeiterpartei indiskrete Fragen über seine Mission an die Regierung gerichtet wurden, nach England zurückgerufen.

W. L.

DER LENZ IST DA! — IN EINEM GARTENLOKAL ZUM HIMMELFAHRTSTAG

Wie im März das Bockbier, so ist am Himmelfahrtstag die überlieferte „Herrenpartie" fällig. Vom Kegel- und Skatklub bis zum Kaninchenzüchterverein rüstet sich alles Männliche, was noch auf Tradition hält, zum Ausflug ins Grüne. Selbst wer im ganzen übrigen Jahr die sanfte Bürde des Pantoffels geduldig trägt, emanzipiert sich an diesem Tage von seiner besseren Hälfte. Wald und Straße, Tal und Hügel und dann die festlich gestimmten Gartenlokale hallen wider von kräftigem Gesang und kernig-fröhlichen Reden.

ZEICHNUNG VON RUDOLF LIPUS

BEGEGNUNG / 1919

ERNST LIEBERMANN

ZUM 60. GEBURTSTAG DES MALERS

VON RICHARD BRAUNGART

PORTRÄT DES KÜNSTLERS

Auch München hat seinen Liebermann, wie Berlin. Und es ist merkwürdig, daß das Schaffen der beiden Künstler für gewisse Besonderheiten der Kulturzentren, in denen sie leben und schaffen, in hohem Grade charakteristisch ist. Der Impressionist Max Liebermann repräsentiert die zuweilen vielleicht etwas nüchterne, immer aber absolut ehrliche Sachlichkeit des Berliners. Was nicht durch das Auge eingeht, ist ihm fremd. Er kennt nur die rein optische Phantasie. Ganz anders der aus Thüringen stammende, seit Jahrzehnten in München lebende Ernst Liebermann. Auch er sucht in seinen Zeichnungen und Studien der Natur objektiv so nahe zu kommen, wie das auf künstlerischem Wege möglich ist. Und es gibt z. B. wenige, die in landschaftlichen Schwarz-Weiß-Zeichnungen eine solche Fülle von Licht einzufangen verstehen wie Ernst Liebermann. Aber die Impression verdichtet sich ihm, durch reichliche Beimischung von Subjektivismen, zur Ausdruckskunst, jedoch nicht in dem oft nur rein formalen Sinn der Jungen und Jüngsten, sondern auf der Basis einer romantischen, gefühlsmäßigen Einstellung zu den Dingen. So entstehen Bilder, meist Aktkompositionen und auch Kom-

BILDNIS ARCHITEKT PROF. EUGEN HÖNIG / 1920

MÄDCHEN UND HUND / 1925

binationen aus Landschaften und Figürlichem, in denen ein Lied oder ein Gedicht oder vielleicht nur eine Idee Form gewonnen zu haben scheint. Es sind Bilder, für deren Wirkung das Element der Stimmung, also etwas im Grunde Undefinierbares, nur Fühlbares, sehr wesentlich ist. Diese Art, künstlerisch zu empfinden und zu gestalten, ist in München, wo die dichterische Phantasie auch in der Kunst immer eine große Rolle gespielt hat, Tradition. Und Ernst Liebermanns Schaffen ist typisch für eine künstlerische Anschauungsart, die sozusagen als die andere Seite der Medaille ebenso bedeutsam ist wie die durch Max Liebermann vertretene. Wie sehr übrigens Ernst Liebermann von der Richtigkeit seiner Anschauung, an der objektiv auch nicht einen Augenblick gezweifelt werden darf, überzeugt ist, beweist die Tatsache, daß er sich bis zum heutigen Tage — er wird am 9. Mai 60 Jahre alt — in allem Wesentlichen treu geblieben ist. Nur seine Palette hat in der letzten Zeit eine überraschende und der Wirkung seiner Bilder sehr günstige Aufhellung erfahren. Dadurch hat die Transparenz seiner Farben außerordentlich gewonnen. Und man möchte sagen, daß nunmehr seine Bilder ebenso von Licht durchflutet sind wie seine Zeichnungen schon seit langem.

AN EICHENDORFF
1928

LINKS:

ABEND AM SEE
1926

RECHTS:

ZIGEUNERMÄDEL
1926

UNTEN:

RAST AUF DER FLUCHT / 1927

Die Leute von Nossimena

Eine Erzählung aus Madagaskar von Max Mezger

(1. Fortsetzung.)

Wie vom Sturm gejagt, hatten die Läufer den Kommissar vom Landungsplatz heraufgetragen, so daß ihre lose um die Schultern geschlungenen Lambas sich wie Segel im Wind blähten. Im gleichen Tempo folgten die Soldaten. Die Gewehre hüpften, und die Patronentaschen klirrten. Eine gelbgraue Staubwolke schloß die Dorfstraße hinter ihnen. Vor Jabankutavus Schwelle setzten die Träger, ohne anzuhalten, den Stuhl sanft zu Boden und sprangen alle vier gleichzeitig mit einem gewandten Satz zur Seite. Die Fumba, das heißt die Etikette, verlangte dieses Kunststück, das nur mit einem beträchtlichen Maß von Übung zu erlangen war.

Die Truppe hatte laufend Kompaniefront formiert und stand nun zwei Glieder tief, leidlich gut ausgerichtet, hinter dem kleinen Männlein, das plötzlich wie ein verlorener Gegenstand auf seinem niedrigen Stuhl am Boden saß und, obwohl es die Hauptperson war, unter seinem aufgespannten Sonnenschirm fast völlig verschwand. Aber das dauerte nur einen Augenblick, dann klappte der Herr Kommissar sein Sonnendach zu, trat aus seinem Stuhl und stellte sich mit gleichfalls zum Gruß erhobenen Armen Jabankutavu gegenüber.

Ach — war das wirklich der ganze Kommissar? Er wirkte fast so winzig wie Ingila, als er vorhin seine Ärmchen ausstreckte, damit der Großvater ihn zu sich emporhob. Das hätte Großvater auch in diesem Falle leicht tun können, denn Rakotodrazafy, königlicher Finanzkommissar und Steuererheber Ihrer Majestät Ranavalona III., reichte ihm kaum bis zur Schulter und wog sicher nicht so viel wie einer der Steine, die Jabankutavu vorhin zum Boot schleppte. Bei einer so geringen Raumverdrängung wären die Ochsenaussichten des hohen Herrn ohne die fünfzig verhältnismäßig modernen Gewehre nur sehr schwach gewesen.

„Der gute Geist sei mit dir und schenke dir Ehren, so vielfältig wie Grasblüten, o Herr", sprach Jabankutavu mit der bei offiziellen Empfängen üblichen Aufrichtigkeit.

„Und dir, o Herr, schenke er Glück und Gesundheit, Wohlergehen und Reichtum. Das wünscht auch die Königin Ranavalona dir, Jabankutavu, und allen Rabehavana", lautete die ebenso höfliche Antwort.

Damit ließen sie es für den Augenblick genug sein, obwohl keiner von beiden im entferntesten daran dachte, daß die prächtige Gelegenheit, Reden zu halten, schon erschöpft sei, denn die Madagassen sind die leidenschaftlichsten Redner der Erde. So verschieden die einzelnen Stämme in Farbe, Wuchs und Gebräuchen auch sonst sein mögen, die Gabe der Rede ist ihnen gemeinsam. Aber zunächst luden frische Matten im schattenkühlen Haus den Reisenden zu kurzer Ruhe ein, während Jabankutavu mit Festvorbereitungen dringend beschäftigt war.

Draußen auf dem Platz und im ganzen Dorf summte es wie in einem Bienenstock. Kanus flitzten nach allen Richtungen über die Lagune, um die Honoratioren, soweit es in der Eile möglich war, aus den umliegenden Dörfern herbeizuholen. Die Soldaten waren ohne Zeitverlust übergesetzt, um die geschäftliche Seite ihrer Sendung zu vollziehen.

Der Platz füllte sich rasch mit respektvoll am Boden kauernden Untertanen, und als der Herr Kommissar Rakotodrazafy wieder auf der Schwelle erschien, begrüßten ihn Hunderte von flach ausgestreckten Händen. Andriamanitra, der gute Geist, erhielt von murmelnden Lippen eine Unzahl von Aufträgen zugunsten des hohen Besuches, während die Herzen stumme Aufforderungen an die Dämonen, Krokodile und Seuchen stellten, die weit weniger bekömmlich waren.

Nun legte Rakotodrazafy los. Er übermittelte die Grüße der hohen Landesmutter an den Stamm, der ihr natürlich ganz besonders am Herzen lag. Das allerhöchste Wohlwollen kannte überhaupt keine Grenzen, und die sämtlichen Gewehre Ihrer Majestät dienten nur dem Schutze ihrer Untertanen. Es war gar nicht auszudenken, wie die Rabehavana ohne die Fürsorge der Königin und ihrer Beamten überhaupt bestehen könnten.

Ach, das konnten sich die Rabehavana schließlich schon denken, denn außer den jährlichen, bei besonders zärtlichen Gemütswallungen sogar halbjährlichen Razzias auf Zebus, verspürten sie rein gar nichts von dem Walten der Vorsehung in Antananarivo, die nach den Beteuerungen des Kommissars Vater- und Mutterstelle an ihnen vertrat. Aber da sie auch von der Treue, Hingebung und Aufopferung bis zum letzten Blutstropfen, die Jabankutavu in einer wohlgefügten Erwiderung im Namen des ganzen Stammes heilig gelobte, nichts verspürten, war das frühere Gleichgewicht wiederhergestellt, und man konnte sich in aller Behaglichkeit der ästhetischen Freude an dem immer tropischer wuchernden Rededickicht hingeben.

Einer nach dem andern ergriff das Wort — wie gerade der Geist über ihn kam — und redete so lange, bis der nächste ihn am Lambazipfel wegzog und sich an seine Stelle setzte.

Nicht nur die Begriffe von Ehre, Tugend, Treue, Tapferkeit und Ruhm wurden rhetorisch abgewandelt, sondern auch mit sadistischem Orgiasmus alle Strafen ausgemalt, die unfehlbar jeden Andersdenkenden treffen mußten: „Das Blutspucken sollte er kriegen, das Krokodil sollte ihn fressen. Sein Leib sollte in fremder Erde begraben werden, damit auch sein Geist niemals Ruhe fände."

Der Kommissar erhob sich auf die Zehenspitzen, seine schwarzen Jettaugen blitzten in dem hellgelben Gesicht, und die Enden seines herabhangenden Mongolenschnurrbarts zitterten vor innerer Bewegung.

Das Volk saß in der Sonne und schwitzte. Toaka mena, der geliebte Zuckerrohrschnaps, machte in weitbauchigen Kalebassen die Runde. Rülpsen und Grunzen ersetzte den Chor zwischen den Arien der Redner.

Inzwischen rückten die Schatten der spitzgiebeligen Dächer weit über den Platz, und in demselben Maße, in dem die rasch einfallende Dämmerung die Grenzen zwischen Hell und Dunkel verwischte, begannen auch die einzelnen Reden ineinander überzugehen. Bald redeten alle gleichzeitig, und die am weitesten Vorgeschrittenen lallten.

Leise schoben sich die Wände der Hütten auseinander. Neugierige Frauen- und Kinderköpfe zeichneten sich scharf vor dem hellen Schein der Feuerstellen ab. Es roch nach gekochtem Reis, gebratenem Fisch und geräucherten Bananen. Zwanglose Gruppen bildeten sich um ausgebreitete Bastmatten. Frischgepflückte Bananenblätter dienten als Schüsseln und Teller. Berge von weißem, lockerem, duftendem Reis wurden schmatzend eingeebnet. Die Kalebassen kreisten, und der gute Mond, der ein wenig düster-rötlich hinter dem Uferwald aufgetaucht war, hellte sich rasch auf und strahlte wie eine blaue Leuchtkugel über dem Ganzen.

Nicht minder strahlte der Herr Kommissar, zu dem ein schlanker Soldat unbemerkt zwischen der tanzenden Jugend durchgeschlüpft war. Gedeckt von dem Dugg-Dugg der Trommeln und dem Zirpen der Bambusgitarre erstattete er die Meldung: „Efa vita — wir sind fertig."

Jabankutavu schien es ganz zu entgehen, daß nach kurzer Zeit der Platz neben ihm leer war und seine standhaften Versuche, sich zu einer letzten, alle Eindrücke des Tages zusammenfassenden Rede aufzuraffen, ohne jedes Echo blieben.

„Herr Kommissar — allergnädigster Herr Kommissar — — —" Weiter kam er nicht mehr, dann schlief er, den Kopf an einen Pfosten seines Palastes gelehnt, im Kreise der gleichfalls schnarchenden oder sich in Gebüsch und Hütten auf andere Weise auslebenden Gemeinde.

Um diese Zeit war der Herr Kommissar schon weit. In der Mitte der bewaffneten Macht schaukelte er in erhabener Haltung auf seinem Tragsessel, und vor ihm her trabte die gesamte Vermögens-, Umsatz- und Einkommensteuer des mit seinem Besuche begnadeten Stammes in Form einer stattlichen Herde von Zebuochsen, die ihr Erstaunen über den nächtlichen Ausflug in dumpfem Brüllen kundtaten.

Das Erwachen der Festteilnehmer am andern Morgen war aus verschiedenen Gründen gar nicht „mena". Alkohol verträgt sich auch südlich des Äquators weit besser mit Mondschein als mit den spitzen Strahlen der Morgensonne, und das Geschrei der Weiber und Volksgenossen aus den Nachbardörfern über die entführte Ochsenherde war Kopfschmerzen wenig zuträglich. Wohl waren sich alle über die Zwangläufigkeit der Ereignisse von vornherein klar gewesen. Aber mußten es denn immer die ausgesprochenen Lieblingsochsen sein? Der mit den roten Flecken und den schön geschwungenen Hörnern! Und jener andere mit dem schwarzen Maul und den weißen Füßen!

Blutspucken soll er kriegen, der Herr Kommissar, und das Krokodil soll ihn fressen!

Tsimanin — jetzt war nichts zu machen. Aber wie? Waren nicht die Safymanangas vor einigen Monaten in einen Rabehavana-Kral eingebrochen? Vollmondnächte eigneten sich schlecht für Gegenbesuche, aber beim nächsten Neumond sollten sie sich vom guten Gedächtnis ihrer Nachbarn überzeugen.

Fesche Straßenkleider

Oben links:
Originelles blaues Taftkleid mit rot-weiß garnierten hohen Stulpmanschetten und passendem Apachentuch. Dazu trägt die Kunstgewerblerin Trude Witzelshuber einen rot-blau-weiß geflochtenen Strohhut.

Oben Mitte:
Flottes Straßenkleid, bestehend aus blauem Rock, gleichfarbigem Bolerojäckchen und roter, unter dem Rock gebundener Bluse. Ergänzt wird das Ganze durch die blau-rote Kappe. Getragen von Friedlinde Dinzl.

Oben rechts:
Friedlinde Dinzl in einem reizend gemusterten Frühjahrskleid mit weißer Weste und hohem Gürtel. Dazu großer blau-weiß geflochtener Strohhut.

Unten links:
Elegantes Nachmittagskleid aus schwarzem Crêpe de Chine mit Schößelvolant, breitem roten Gürtel und weißer Weste; schick wirkt dazu die kleine rote Filzkappe mit schwarzer Agraffe.

Unten rechts:
Rostrotes Teekleid mit neuartigen Falten, weißer Weste und gleichfarbiger Ärmelgarnierung. Trägerin: Die Operettensängerin Lea Seidl.

Alle Modelle: Schostal & Laderer (Kleider); Berteaux (Hüte), Wien.

Alle Photos: Kitty Hoffmann, Wien.

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

FRÜHLING UM BERCHTESGADEN

AUFNAHMEN VON ERNST BAUMANN

Bergkapelle. Im Hintergrund der Watzmann. — Rechts: Der Hohe Göll (2522 m) vom Böcklweiher aus.

Der Königssee, vom Malerwinkel aus gesehen.

Bergkreuz in der Gebirgswelt am Obersee.

Der Hohe Göll von der Schönau aus.

III. Kommunizierende Ochsenherden.

Es ließ Kutavu keine Ruhe. Die Ochsen mußten ersetzt werden. Den väterlichen Viehherden galt der größte Teil seiner Gedanken. Rasua und Ingila kamen erst in zweiter Reihe.

Zebus bedeuten Macht und Reichtum. Was sollte man auch anderes besitzen? Vielleicht Land? Davon war genug da — jeder konnte nehmen, soviel er wollte. Aber was sollte man damit anfangen?

Reisfelder — ja, das war etwas anderes. Aber gerade dazu brauchte man die Rinder. Wie soll man Reis pflanzen, wenn nicht die Zebus zuerst den sumpfigen Grund mit ihren Hufen zurechtwühlten?

Die eigentlichen Herrscher im Lande waren, wenn man es recht bedachte, die Ochsen. Wer keine hatte, mußte zu den Besitzenden kommen und welche ausleihen. Leihen kostet Zinsen: Reis oder Arbeit. Also, wer Ochsen hatte, brauchte nicht einmal Reisfelder. Er lieh seine Ochsen weg und bekam dafür Reis fertig ins Haus, soviel er brauchte. Und auch das Haus bekam er gebaut, wenn er wollte.

Fischefangen war ein reines Vergnügen und keine Arbeit. Wildschweinjagen erst recht. Hühner und Schweine und das andere Kleinzeug besorgten die Frauen. Auch die Lamba woben sie und das Basthemd. Gegen Ochsen bekam man jede Frau, die man haben wollte. Ja, wer Rinder hatte, zu dem kam eben alles andere von selbst.

Aber daran brauchte Kutavu nicht erst zu denken. Die Wichtigkeit der Zebus war etwas Selbstverständliches. In diese Selbstverständlichkeit war er hineingeboren, und bei seiner Geburt wurde sie feierlich durch das Schlachten vieler Ochsen bestätigt. Alle seine Landsleute waren von dieser überragenden Stellung der Zebus überzeugt. Man trachtete nicht nur nach ihrem Besitz, man liebte und verehrte sie auch leidenschaftlich. Man pflegte sie besser als sich selbst. Deshalb gab es auch nur drei Millionen Madagassen auf der Insel und zehn Millionen Zebus.

Und man ließ sie sich nicht wegnehmen. Wer das unternahm, der mußte schon mit fünfzig Gewehren kommen oder bei Gefahr seines Lebens als Dieb in der Nacht oder mit den Speeren eines ganzen Stammes und Krieg ansagen. Und so war es auch. Es war fast immer Krieg zwischen den Stämmen und immer wegen der Ochsen.

Auch in dieser eigentümlichen Form rief der Besitz die Macht und die Macht den Besitz, und die Gewalt beschloß den Reigen.

Es war nun einmal so: erlitten die Herden eines Stammes Verluste, so mußten die eines anderen Stammes unter irgendeinem Vorwand dafür aufkommen. So standen alle Herden wie kommunizierende Röhren in geheimnisvoller Verbindung, und die Besuche der Kommissare sorgten dafür, daß der Circulus vitiosus sich nicht totlief.

Jetzt sollten die Safymanangas an die Reihe kommen. Kutavu, der Führer der Rabehavana-Jungmannschaft, schürte das Feuer und sorgte dafür, daß die Erinnerung an ihren nächtlichen Ochsenraub wiederauflebte.

In der Nacht waren sie gekommen, diese rotäugigen Hundesöhne, in ein Dorf am Fluß, dessen Männer auf der Wildschweinjagd waren. Sie erschreckten die Frauen mit Geschrei und Feuerbränden, jagten die Herde ins Wasser und zwangen sie, über den Fluß zu schwimmen.

Das war feiger Raub und entband von der Verpflichtung, Fehde anzusagen. Kutavu und die jungen Leute hielten viele heimliche Kabas. Einige waren immer unterwegs und kamen nach tagelanger Abwesenheit mit geheimnisvollen Botschaften wieder. Endlich kam die richtige Nacht für das Unternehmen. Niedrig hangende Wolken erstickten alle Himmelslichter und füllten die Erde mit feuchtheißem Dunst. Siedendes Grillenzirpen und dröhnendes Läuten der Glockenfrösche übertönten jedes Geräusch. Eine seltsame Schlange glitt über den schmalen Uferweg längs des Flusses. Einer hinter dem andern schlichen sie, und alle waren nackt. Kein Stückchen Tuch trugen sie am Leibe. Rotbraune Haut und rotbraune Erde sind nicht voneinander zu unterscheiden. Außerdem war es im Falle eines Handgemenges gut, nichts anzuhaben, woran der Gegner festhalten konnte. Dazu hatten sie sich noch vom Kopf bis zu den Füßen mit Ochsentalg eingerieben. Es ist leichter, einen Aal zu greifen als einen Ochsenräuber.

Tropische Nächte können sehr hell und sehr dunkel sein. Ehe die regelmäßigen Gewitter einsetzen, halten sie eine Art Generalprobe. Die Bühne wird schwarz verhängt, Wolken werden geschoben, und Scheinwerfer zucken kurz und fahl über den Hintergrund. Irgend jemand stößt gegen eine Trommel im Orchester, so daß sie leise im Traume grollt. Man weiß nicht, ob man Luft oder Finsternis einatmet — beide sind von körperlicher Schwere. Nur der Fluß und der Raum über ihm haben ein ungewisses Licht bewahrt, von dem man nicht weiß, woher es kommt.

Aber Kutavu braucht kein Licht. Er sieht mit den Füßen. Er tritt auf keinen dürren Zweig und stößt an keinen Stein. Die Gegenstände haben für ihn eine Ausstrahlung, die er mit der Haut fühlt. Und er hat selbst eine Ausstrahlung, die die Kameraden fühlen.

Sie sehen ihn nicht, aber sie folgen allen seinen Windungen. Wenn er hält, halten sie von selbst im gleichen Augenblick. Es ist dasselbe Geheimnis wie im Mückentanz an einem warmen Sommerabend. Eine Säule von Millionen Einzelwesen steht in der Luft. Im Bruchteil einer Sekunde machen diese Millionen gleichzeitig einen Ruck. Sie heben sich ein wenig und senken sich wieder. Wer gab das Kommando?

Es gibt vieles, was wir Europäer gelernt haben, aber vielleicht gibt es noch mehr, was wir verlernt haben!

Jetzt mußten sie über den Fluß. Sie nahmen den Speer zwischen die Zähne und tauchten wie Ottern ein — ohne das Wasser zu bewegen. Sie schwammen im Wildenten-Dreieck — Kutavu in der Mitte.

Sonst schwimmen sie in einem meisterhaften Crawling, aber jetzt waren es unmerkbare Bewegungen unter der Fläche. Es war ja nicht möglich gewesen, den Herrn des Flusses, das Krokodil, zu täuschen. Das geschieht, indem man ihn durch Geräusch und Geplätscher an eine weiter unterhalb gelegene Stelle des Flusses lockt und dann schnell flußaufwärts rennt und hinüberschwimmt, ehe er den Schwindel bemerkt hat. Aber heute mußte äußerste Heimlichkeit die Schläue ersetzen. Ihre Scheu vor dem tückischen Wasserpolizisten war ungeheuer groß, aber ihre Lust am Abenteuer war noch größer.

Es war schwer, den festen Uferrand zu erreichen. Schilf, Wasserrosenstiele und Kallastrünke hinderten jede Schwimmbewegung. Der Grund war metertiefer Urschlamm, der den Füßen keinen Halt bot und Blasen voll fauliger Gase emporschickte. Niedere Baumäste und Luftwurzeln ragten weit über den Wasserspiegel hinaus und waren mit einem undurchdringlichen Gewirr von Schlingpflanzen überhangen. Es blieb nichts übrig, als sich an den Ästen hochzuziehen und sich mühsam zum Ufer zu hanteln, wenn die Haut auch schlimm von Dornen und scharfen Blatträndern zerschrammt wurde.

Nun führte sie ein Pfad durch den Urwald. Aber es war nur ein Pfad für Ochsenräuber. Der Vazaha — der Fremde aus dem Norden — würde nur Gestrüpp und Lianen gesehen haben. In einer solchen Nacht würde er nicht einmal das gesehen haben. Aber es war doch besser als im Bereich des Krokodils, das sie an Lautlosigkeit und Heimlichkeit noch übertraf. Wenn nicht jeder an der Amulettenschnur um den Hals eine Krokodilkralle oder einen -zahn getragen hätte, wäre wohl keiner herübergekommen.

Das Wasser war noch wärmer gewesen als die Luft, aber jetzt beim Verdunsten gab es eine angenehme Frische auf der Haut. Sie wurden lustig und wagten leise Scherzworte. Ralambo hatte einen Nabelbruch, so daß ihm auf dem Leib ein Höcker wuchs, wie ihn die Zebus auf dem Rücken tragen. Kutavu riet ihm dringend, sich nicht von vorn sehen zu lassen, damit die Safymanangas ihn nicht mit einem Ochsen verwechselten und dort behielten.

Plötzlich stand Kutavu wie festgewurzelt still, und die ganze Reihe stockte. Licht schimmerte vor ihm durch die Zweige — ein merkwürdig grünes und schimmerndes Licht. Wer machte Feuer im Wald?

Er kroch auf Händen und Füßen weiter. Dann hörten die Kameraden, wie er leise lachte und aufsprang. Sie folgten ihm und standen am Rand einer Lichtung, die mit Millionen glühender Tautropfen übersät war. Aber es waren tanzende Tautropfen, und ein betäubend süßer Duft schlug ihnen entgegen. Mitten auf der Lichtung stand ein Baum, der von weißen Orchideen völlig überwuchert war. Die märchenhaften Blütenrispen hingen bis auf den Boden herunter und atmeten ihre sehnsuchtsschwere Werbung in die heiße Nacht aus. Leuchtkäfer, so groß wie Irrlichter, taumelten um das Wunder und hüllten den Baum bis zur Spitze in eine smaragdglühende Wolke ein. Auch hier war es Liebe, die in stiller und heiliger Nacht mitten in die Leidenschaften der Welt hineinblühte. Die braunen Menschen gingen an ihr vorbei, wie die weißen heute noch an ihr vorbeigehen, und überließen den Leuchtkäfern die Anbetung.

Die Wanderung durch den Wald war lang und mühsam. Endlich stieg der Weg an und führte am Rand einer Schlucht auf das grasbewachsene Hügelland hinaus — immer auf und ab, gerade über die Kuppen weg. Gut, daß das Gras hoch war, wenn man sich ein wenig bückte, verschwand man fast völlig darin. Der Weg wurde steiniger und das Gras niedriger. Dann kamen Felsen, die gehörten schon den Safymanangas.

Jetzt war auch dem Weg nicht mehr zu trauen. Tief unten in der Schlucht rauschte der Bach. Sie kletterten in sein Bett hinunter und ihm entgegen über die schlüpfrigen Steine der Stelle zu, an der er in einem hohen Fall vom Berge herabstürzte. Im Sprühregen kletterten sie wie die Ziegen fast senkrecht empor. Wer von ihnen einen Vorsprung erreichte, zog den nächsten an den Armen nach. Es rollte kein Stein in die Tiefe, und kein Vogel erwachte aus dem Schlaf. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Archives phot. d'art et d'histoire.

DIE DAME UM DIE MITTE DES VORIGEN JAHRHUNDERTS

GEMÄLDE VON EDGAR DEGAS (1834—1917)

SCHÖNE GEBRAUCHS- UND ZIERGERÄTE

Schale mit Aufsatz und betender Figur.
Entwurf:
Prof. Albinmüller, Darmstadt.

Links nebenstehend:
Pokal.

ERZEUGNISSE MODERNER DEUTSCHER SILBERSCHMIEDEKUNST

Eigenartiger Notenständer.

Unten links:
Stehlampe mit buntem Papierschirm und Majolikafuß.

Unten Mitte:
Schmiedeeiserner Kerzenhalter.

MODERNE LEUCHTGERÄTE

Hellas von heute

Volksleben im Erblande der Antike

TEXT UND AUFNAHMEN VON KOCH-WAWRA

Der Grieche sagt Azine für Athenai und Tiwé statt Thebai; er sagt überhaupt alles anders als wir ehemaligen Sekundaner, die wir mit Fleiß und Ehrfurcht durch klassische Straßen schleichen, als sei uns Plato selber mit roter Tinte auf der Spur und erteile uns sofort einen Tadel, wenn wir einen Akzent verkehrt anwenden. Doch die seltsame Aussprache des Griechischen ist nicht die einzige Überraschung im neuen Hellas.

Noch vor wenigen Jahren hieß es im Geographie-Unterricht: Athen — 120000 Einwohner. Athen zählt heute, zusammen mit seinem Seehafen Piräus, mehr als eine Million Seelen. Und in dieser klassischen Riesenstadt gibt es bald keine einzige Straße, kein einziges Gäßchen mehr, das nicht asphaltiert wäre! Ebenso anders als unsere Erwartungen ist das Antlitz des griechischen Volkes.

Die heutige hellenische Bevölkerung hat mit der antiken Rasse fast gar keine Blutverbindung mehr. Ein dunkler, brauner Menschenschlag mit schmalen Gesichtern und scharfen Augen, von rascher Intelligenz und ungewöhnlicher Bedürfnislosigkeit: eine slawisierte Nation, die sich zum Orient zählt, und deren politischer Ehrgeiz bewundernswert ist. Ein Volk von Minimum-Menschen, deren Maße, um fern den Musen und nahe den Drachmen glücklich zu leben, die denkbar kleinsten sind. Und dennoch dieser gewaltige Aufstieg?

Der Grieche hat, um zu Wohlstand und Ansehen zu kommen, einen großen Vorteil vor dem Nordländer voraus. Er hat noch die alte südländische Fähigkeit und Zähigkeit, sein Glück restlos bei Weib und Kind und Gevattern zu finden. Man beginnt mit einem Limonadenausschank oder einem winzigen Pöstchen. Die einzige Erholung ist der tägliche Gang ins „Kafeneion", wo man für zwei Drachmen (elf Pfennig) einen Kaffee bestellt und bis zum Einbruch der Nacht zwanzig Glas Wasser in Freundeskreis verzehrt. Nach einem Jahr hat man schon einen Geldwechseltisch oder eine Lotterieagentur, und nach weiteren drei Jahren arbeitet man in Häusern, Effekten oder politischen Beziehungen — immer im Kafeneion hinter den Wassergläsern. Denn die Straße dient dem Geschäft.

Viele hundert Rechtsanwälte haben kein eigenes Bureau, sondern amtieren im Kaffeehaus. Niko, der Ober, hat den Code Napoléon neben der Expreßmaschine, Peri, der Pikkolo, bringt auf Anfordern das Seerecht, das Wechselrecht, Lloyds Register, und die drei Kellner bringen Wasser, räumen leere Gläser weg, bringen neue, melden Telephonanrufe, schieben Stühle für besondere Verhandlungen abseits und melden Klienten an, die schon an irgendeinem Tischchen zehn Glas Wasser vor sich stehen haben. Es ist eine schreiende, schimpfende, tassenklappernde Juristerei. Da wird auf den Rosenkranz aus gelben Perlen geschworen, den jeder Grieche bei sich trägt, da werden Instanzen angerufen, hohe und niedere, nahe und ferne.

Wachtposten in seiner eigenartigen Uniform vor dem Palais des griechischen Präsidenten. Der Janitschare Georgios Kolettis.

Griechisches Leichenbegängnis. Der Tote liegt in einem Sarg mit gläsernen Seitenwänden.

Lose von der Stange! Lotterielos-Verkäufer auf der Straße.

Es ist schwer, im Lande entthronter Götter modernes Brot zu verdienen. Heute gibt es keine Sklaven mehr, die gratis arbeiten und je zu dritt einen Gebildeten ernähren, auf daß er Muße habe, der Melodie in allen Dingen zu lauschen. Nicht Alexander der Große und nicht die berühmte „innere Zwietracht der kleinen Stadtstaaten" haben letzten Endes der hellenischen Welt den Untergang bereitet. Das Christentum versetzte der Sklaverei den Todesstoß, und seitdem leben auch die Hellenen unter dem gleichen, höchst melodiefeindlichen Gesetz wie wir alle: Ohne Weizenfelder keine Lyrik, ohne Kuhställe keine Philosophie, ohne Kohlenminen kein Theater, und vor allem: Suum cuique!

Nun gibt es für enterbte Aristokraten zwar die Erleichterung, auf Musik und Weisheit zu verzichten, doch auch das wenige, das diesseits der Musen liegt, muß selbst und schwer verdient werden. Da muß dann eben durch Sparsamkeit gewonnen werden, was der Fleiß nicht einbringt. Und so

Das Kaffeehaus als Kanzlei. Hier sind viele Athener Rechtsanwälte für ihre Klienten zu finden.

erleben wir im heutigen Athen eine Weltstadt, die fast gar keine mondänen Vergnügen kennt; denn das bißchen Nachtleben ist eine Angelegenheit der fremden Touristen.

Die griechische Straße, von Patras bis Volos, ist stets besetzt, und alle die Männer, die dort beieinander hocken, Geschäftchen abschließen, Geld wechseln und Lose verkaufen und Wasser trinken, sehen doch irgendwie sonntäglich aus; wie Menschen, die gerade Geburtstag haben. Sie mußten eben das bißchen Leben von den Vätern übernehmen wie einen schlechten Scheck, den die letzten klassischen Athener an ihre Nachkommen endossiert haben. Und dagegen ist nur ein Kräutlein gewachsen, das überall im neuen Hellas sprießt: eine klassische Bedürfnislosigkeit, eine Sparsamkeit von wunderlichen Ausmaßen.

Man hat den Eindruck, als führe dies Volk, vom Baby bis zum Greis, einen zähen Kampf um Geld und — freie Zeit. „Time is money", heißt es in Amerika. Der Hellene kehrt den Satz um: „Geld ist Zeit." Denn das ist seine große Kunst, die ihm kein Volk auf dem Erdball streitig machen kann: Aus einem Minimum an Geld ein Maximum an Zeit zu schlagen.

Der Rummelplatz auf klassischem Boden.
Volksfest am Isthmus von Korinth.

Schicksal eines berühmten Namens.
„Parthenon" ist dieses ländliche Kino benannt nach dem Akropolis-Tempel der Göttin Athene, dessen Säulen heute noch von klassischer Kunst zeugen.

Die Wechselstube im Freien.
Stände der alteingesessenen Wechsler in der Rue Sokratous in Athen.

Der Grieche spart nämlich nicht im Strumpf oder Ofenrohr. Er wirft sein Geld mit geschickter Hand ins öffentliche Leben, damit es für ihn arbeite. Er gibt's dem Staat, der Eisenbahn, der Schiffahrt, dem Automobilgeschäft, und es ist Ehrensache für ihn, daß sein Sohn studiert, und triebe er nachher als Doctor juris auch nur eine winzige Agentur für Kürbisse oder Seefische irgendwo in einer Hausflurecke. Darin liegt die Ursache für den gewaltigen Aufstieg der griechischen Handelsflotte und für die heutige beherrschende Stellung des Griechentums in Südosteuropa.

Breite gepflegte Straßen, künstliche Parke, üppige Kaufläden, glanzvolle Automobilsalons und Radiogeschäfte, über alle Maßen viele Benzinpumpen: Fahrt Giganton, den nationalen Kraftstoff! Schmiert mit Hephaiston, dem Öl des sparsamen Hellenen! — — — das ist Athen, die jüngste Millionenstadt Europas.

Von historischer Erhabenheit bis zur modernen Alltäglichkeit ist nur ein Schritt.
Benzinstation am Fuße der Akropolis, der alten Burg von Athen.

Haus Münchoff

VON HEDE SCHNEIDER

Irgendeine weibliche Person mußte ins Haus genommen werden. Das wußte Rainer Münchoff, und er wußte auch, daß es mit irgendeiner nicht getan war. Es hieß nur so am Ende aller Debatten über dieses Thema.

Dr. Münchoff, sonst ein Mann der Tat, allem Schwanken und müßigen Hin und Her abhold, fand hier der Notwendigkeit einen gepanzerten Widerwillen in seiner Brust gegenübergestellt. Natürlich konnte Tante Flora, die nach dem Tode seiner Frau helfend eingesprungen war, nicht ewig bleiben. (Gott behüte! dachte Münchoff.) Aber die Beschaffenheit ihrer Ablösung deutlich zu umreißen, war die Klippe, an der diese Ablösung scheiterte. Junge Damen waren gefährlich, alte verbittert und lähmend, gut unterrichtete anspruchsvoll, minder gebildete unzulänglich; hagere wirkten wie ein Vorwurf, üppigen traute man keine genügende Behendigkeit zu.

Wieso Adeline Wilk engagiert wurde, blieb nach dem Vorangegangenen unerfindlich. Vielleicht, daß Felix hier den Ausschlag gab, der unmittelbar nach der Besprechung von Adeline und dem Vater in dessen Arbeitszimmer trat und fragte: „Kommt d i e?", und der Vater zurückfragte: „Wünschtest du es?" — „Sie hat mir zugenickt und tat sich nicht doof", war Felix' Antwort. „Außerdem trug sie keine gefärbten Lippen und vernünftige Schuhe."

„Was du alles siehst!" sagte der Vater.

„Gar nichts", muffte Felix. „Aber das fällt doch 'm Menschen auf!"

*

Adeline bezog nun das Zimmer, das Eberhard, der älteste Sohn, bewohnt hatte, solange er im Hause war. Er studierte jetzt in Freiburg das letzte Semester Medizin, so daß Dr. Münchoff mit Felix allein die Familie repräsentierte. Adeline, der man eine erschreckende Summe von Erfordernissen und Einschränkungen zur Pflicht gemacht, bewegte sich mit vollkommener Natürlichkeit auf einem scheinbar mit rohen Eiern gepflasterten Gelände. Sie nahm das ganze Hauswesen unter ihre Leitung, ließ aber — kluger Kolonisator — den alten Dienstboten das Gefühl des Selberherrschens in ihrem Bereich. Adeline kannte bald Münchoffs Eigenheiten, Neigungen und Schwächen, um deren Gesamtheit die Wirtschaft kreiste, ohne daß man sah, wer das Rad trieb.

Felix gewann sie sofort. Sie begegnete ihm am zweiten Tag auf der Straße. Er ging mit ein paar Kameraden. Adeline kreuzte auf den gegenüberliegenden Gehweg und beschleunigte ihre Schritte.

„Ich habe Sie gesehen", sagte Felix zu Hause.

„Ich habe dich auch gesehen."

„Sie sind ja so schleunig auf die andere Seite geschwenkt!"

„Ich konnte dich doch nicht der Verlegenheit aussetzen, daß man dir eine Gouvernante nachsagt."

„Keller hat eine Gouvernante, der Waschlappen!"

„Vielleicht hat er eine Schwester und wird nur mit ins Schlepptau genommen."

„Zwo hat er!" polterte Felix, und: „Was S i e nicht riechen!" Damit warf er die Schultasche in die Ecke.

Adeline bot sich als französisches Vokabularium an. „Ich muß nicht alphabetisch nachgeschlagen werden; das geht schneller", sagte sie. „Wenn du mich brauchst, kannst du mich holen. Ich will nicht in deine Arbeiten schnüffeln."

Mit Münchoff senior war es schwieriger. Obwohl er im Vergleich zu seinem Jüngsten, dem Vierzehnjährigen, die mitteilsamere und leichtere Natur war. Die ständige Berührung mit Menschen, die sein ärztlicher Beruf ergab, lieferte ihm viel lustiges und nachdenkliches Material. Er machte meist nur von dem heiteren Teil Gebrauch. Die Mittagsmahlzeit nahm man regelmäßig gemeinsam. Abends pflegte Münchoff häufig Versammlungen zu besuchen, Freunde, seinen Stammtisch. War er zu Hause, liebte er, einen kalten Imbiß auf seinem Zimmer zu finden; was nicht hinderte, daß er auf Gastrolle im Speisezimmer erschien, wo er Adeline und Felix in lebhaftem Gespräch wußte.

„Beschwerde zu führen, Fräulein Wilk?" fragte er.

Adeline hatte nie Beschwerde zu führen.

„Fräulein Wilk weidet sich an der Erfindung von Aufsatzthemen, die mir verhängt werden könnten. ‚Was ähnelt Wallenstein Casanova an?' Oder: ‚Wenn die Sonne im Osten aufgeht und im Westen unter, wozu brauchen wir dann Norden und Süden?'"

„Wer den Schaden hat..." lächelte der Vater.

„Ich habe ja den Schaden!" rief Adeline. „Hausaufsätze gehen zu meinen Lasten."

„Daß Sie Felix' Mängel unterstützen!" kopfschüttelte Münchoff.

„Ich berücksichtige seine sachliche Natur. Er kann nicht um einen Punkt laufen und ihn aus sieben Winkeln beleuchten, wenn er sein Wesentlichstes aus dem ersten erkennt."

„Ich schrieb nicht ungern Aufsätze", besann sich Münchoff.

„Sie haben die Lust und das Talent, zu fabulieren."

„Wie Eberhard", ergänzte Felix.

*

Zu Weihnachten kam Eberhard auf Ferien, der kurz vor seinem Staatsexamen stand: Hochaufgeschossen; dichtes, dunkles Haar, sprühende Augen von der Farbe polierten Nußbaums; der Mund schmal, wie der des Vaters, dem er auch im Wesen glich.

„Unsere Hausgenossin", stellte Münchoff Adeline vor.

„Der gute Geist", brummelte Felix.

„Oh", sagte Eberhard und begrüßte sie etwas verlegen. Man hatte doch keine Hübsche gewollt, keine Junge, keine Intellektuelle? Was hatte zu solcher Inkonsequenz verleitet? Da die Inkonsequenz Eberhard aber zustatten kam, ließ er alles Grübeln darüber. Er liebte helle, gut aussehende Frauen, mit denen man auch mal ein Wort reden konnte.

Seine Lebendigkeit hob den etwas gemessenen Ton auf, den Dr. Münchoff bei aller Verbindlichkeit bestimmt hatte. Er plauderte von Freiburg, der Stadt, den Menschen, der Arbeit. Er sprach mit dem Vater über medizinische Dinge.

Als Eberhard Adeline eines regnerischen Morgens zum Ausgehen bereit fand, fragte er: „Kann ich Ihnen irgend etwas abnehmen, Fräulein Wilk?"

„Nichts, Herr Eberhard, ich danke Ihnen sehr", sagte Adeline.

„Ich möchte so gern etwas für Sie tun", bettelte Eberhard.

„Schnickschnack", lachte Adeline.

„Also nicht! Aber darf ich mal mit Ihnen sprechen? Ich habe ein grenzenloses Vertrauen zu Ihnen, Fräulein Wilk."

„Mögen Sie mich begleiten?"

„Mit Leidenschaft!" schrie Eberhard.

Genau so mußte der Vater gewesen sein, dachte Adeline.

„Sie haben es wohl schwer mit den Mädchen?" fing sie an, nachdem eine Weile verstrichen war, ohne daß Eberhard das Wort ergriff.

„Mit mir u n d den Mädchen!" verbesserte Eberhard. „Ich verliebe mich — das geht fix. Dann erhalte ich sofort ein ganzes, übervolles Herz geschenkt und bekomme die Verantwortung für seine Hut und Pflege aufgeladen. Und schon bin ich ernüchtert."

„So dacht ich's mir!" nickte Adeline.

„Und dann begehe ich lauter Dummheiten."

„Dummheiten sind da, um gemacht zu werden. Nur dürfen Sie ohne ernste Not niemandem damit weh tun! Fehler sind nun mal die Sprossen auf der Leiter zum Bessermachen. Im übrigen gehöre ich zu den Leuten, die nicht glauben, daß Erfahrungen, zu denen das Alter gelangt ist, die Jungen vor ihren Schmerzen bewahren können."

„Sie gehören zu gar keinen Leuten. Sie sind ein Ding an sich", murmelte Eberhard.

„So lassen Sie sich das von dem Ding an sich gesagt sein. — Und irgendwann kommen Sie natürlich über dieses Stadium hinweg!"

„Haben Sie auch Dummheiten gemacht, Fräulein Wilk?"

„Mächtig!" bestätigte Adeline. „Und ich mache immer noch welche. Zum Beispiel die, daß ich Ihnen das zugebe."

*

Nach den Feiertagen wurde es wieder still im Haus. Man merkte erst, welch Tempo Eberhard hineingebracht hatte.

„Wollen Sie nicht Ihre Freunde einmal bei sich sehen, Herr Doktor?" fragte Adeline. „Sie sind so häufig bei ihnen zu Gast."

Dr. Münchoff hatte daran nicht gedacht. Er fühlte sich als Junggeselle. Außerdem fürchtete er die Figur, die eine Hausdame an einem Gesellschaftsabend machen würde. Schließlich, oder vielleicht hauptsächlich, war es ihm peinlich, daß die Hausdame so reizend war. Er wies sich aber selbst zurecht und stimmte Fräulein Wilk zu.

Da waren Kollegen mit ihren Frauen, Politiker, Privatgelehrte, einige führende Leute aus der Industrie. Sie kamen alle entsetzlich neugierig; viele steif und mit Vorbehalten, besonders was die Damen betraf; denn natürlich hatte man von Münchoffs Akquisition gehört, zumal Eberhard in „Zungen" von ihr geredet hatte.

Adeline, die nichts beanspruchte, als daß Münchoff mit dem Abend zufrieden sein sollte, hatte mit Eifer und Hingabe an seiner Gestaltung gearbeitet, wie ein kleines Mädchen für Heiligabend.

DIE
TOTE
STADT

RADIERUNG
VON
A. RITZEROW

Sie empfing die Gäste in einem schwarzen, langärmeligen Seidenkleid, forderte gar keine Vergleiche heraus — denn die geladenen Damen waren von ausgesuchter Eleganz — und hielt sich, bei aller Bereitschaft, immer im Hintergrund. Münchoff blickte sich verschiedentlich um, suchte sie; gleich stand sie dann neben ihm, vermied die förmliche Vorstellung und ersetzte diese durch eine gewinnend liebenswürdige Begrüßung.

Ihren Tischherrn hetzte sie auf seine linke Nachbarin, eine etwas verschüchterte junge Frau. Weil sie stets wach aufhorchte, weil Eberhard in seinem jugendlichen Überschwang, Felix in seiner drolligen Wortkargheit und Kritik allerlei bei ihr abluden, wußte Adeline über jeden der Erschienenen Bescheid. Und was sie nicht wußte, ergänzte ihre Intuition. „Die gnädige Frau treibt sehr ernsthafte graphologische Studien, das ist etwas für Sie, Herr Doktor! Ich habe die Tischkarten gemalt, ganz langsam, aus Angst vor Ihrem Urteil!" Adeline lachte ermunternd zu der Dame hinüber.

„Ist das wahr?" fragte die Dame und musterte das Blatt. Auch der Herr rechts von ihr beugte sich darüber. „Schreiben Sie etwas auf, aber zwanglos — man erkennt jede Vergewaltigung der Hand."

So sah Adeline die zwei im besten Fahrwasser.

„Olala!" rief Professor X. und versperrte mit seinen beiden ausgebreiteten Armen Adeline den Weg, die sich nach aufgehobener Tafel erbot, ein Album zu holen. „Ich bin ein sehr gewitzter Stratege, meine Gnädigste; mir sind alle Formen von Fluchtversuchen vertraut. Klingeln Sie auf Ihre Grazie, daß sie das Buch bringt und — bleiben Sie!"

„Ich habe noch nachträglich meine Tischherrnrechte geltend zu machen", sagte der auf schriftforschendem Weg Analysierte und verflocht Adeline in ein Gespräch.

Am stolzesten war Adeline auf ihren Erfolg bei den Damen. Was sie aus dem verschlossenen Felix gemacht habe, bewunderte Frau Z.; wie wunderbar das Essen und wie originell die Blumendekoration gewesen sei! Adeline gab gern ihre Rezepte weiter. „Oh, gnädige Frau, das können Sie auch. Das ist nichts Besonderes!" — Nur, was sie mit Felix angestellt hatte, wie sie überhaupt die Menschen zu behandeln wußte, das ließ sich nicht verraten. Doch spürte es jeder an sich selbst; sie holte aus ihnen allen das Gute und Freundliche heraus; und es war keine, die Adeline nicht geheim oder öffentlich beschworen hätte, sie zu besuchen.

Als die Gästeschar gegangen, das Stimmenschwirren und Lachen wie abgeschnitten war, die lichtüberfluteten Räume still und verödet lagen, kam Münchoff auf Adeline zu, nahm ihre Hand in seine beiden und sagte: „Fräulein Wilk, das haben Sie tadellos gemacht! Tadellos!" — Da war sie wieder wie das kleine Mädchen am Heiligabend; aber diesmal *nach* der Bescherung.

Mein Gott! Und *sie* hatte Eberhard vertröstet, man wüchse einmal über das Dummheiten-Alter hinaus. Sie marschierte nun stramm auf die Dreißig, aber mit ihren hochglühenden Wangen, die Hände unterm Kopf verschränkt, mußte sie fraglos als Dummheiten rügen, was sich darin tummelte.

*

Ostern machte Eberhard sein Staatsexamen. Es waren nach Ablauf jeder Station kurze Meldungen ins Haus geflattert. Immer hieß es am Schluß: Grüße euch dreien. Nie ein Wort an sie, Adeline, direkt. Das war ihr unheimlich. Da gärte etwas, etwas Zurückgehaltenes, das später explodieren würde.

Und es explodierte. Eberhard kam; strahlend; übermütig; schwatzte wie eine alte Jungfer. Am Nachmittag gelang es ihm, Adeline allein zu erhaschen. Sie stand vor dem Geschirrschrank im Speisezimmer und hielt ein Glas prüfend gegen das Licht. Sie fuhr herum, als Eberhard hinterrücks ihre Arme umfaßte und sie fest an ihren Körper preßte.

„Adeline, wie habe ich mich gesehnt!" Sein Gesicht, über ihrer Schulter, war dicht an dem ihren.

„Hoppla!" sagte Adeline, „da kann ich nicht Schritt halten."

„Du kannst mit allen Schritt halten, Adeline. Bitte, tu doch nicht so überrascht. Weißt du nicht, daß ich dich liebe?"

Adeline stellte das Glas in den Schrank. „Mein Junge, ich weiß gar nicht, was ich Ihnen antworten soll."

Eberhard nahm sie bei der Hand und zog sie in eine Fensternische. „Ich habe dich lieb, und jetzt, da ich den Doktor gemacht habe, will ich, daß du meine Frau wirst."

„Mein guter Junge", stammelte Adeline.

„Warum siehst du so traurig aus, Adeline, warum...? Hast du mich gar nicht ein bißchen gern?"

„Gern," wiederholte Adeline leise, „das klingt nach lauem Zichorienkaffee. Das sollte Ihnen nicht genügen, bei der Frau, die Sie heiraten wollen. Wissen Sie, wie viele Jahre ich älter bin als Sie, Eberhard?"

„Hast du einen anderen lieb?" fragte Eberhard heftig.

Adeline fuhr zusammen, verfärbte sich; zwang sich aber, zu lächeln. Eberhard sah nachdenklich und verschattet zu Boden.

„Bestehen Aussichten, daß — daß sich — deine Wünsche erfüllen?"

Adeline schüttelte den Kopf und blickte Eberhard flehend an. Dies Verhör war unerträglich.

Ihr Kopfschütteln gab Eberhard den Jungensmut zurück. Ein Schemen — eine versteinerte Erinnerung — er würde sie pulverisieren, austilgen; wegschwemmen mit lebendigem, blutwarmem Glück. „Adeline," schmeichelte er, „überdenk's mal. Willst du?"

„Ja, mein Junge", sprach sie und fuhr ihm streichelnd über den Kopf.

Er haschte die Hand und bedeckte sie mit Küssen. „Ich habe das Gefühl, daß meine Sache nicht hoffnungslos ist."

Adeline lächelte: „Kindskopf!" und sagte: „Ich gehe jetzt in mein Zimmer."

„Auf Wiedersehen, Herze." Eberhard hielt sich am Fensterbrett fest, die Versuchung abzubiegen, ihr nachzulaufen.

*

Adeline floh den Gang hinunter. Sie sank in ihren Sessel vor dem Schreibtisch, kreuzte die Arme und bohrte den Kopf darein. Warum war plötzlich alles so finster und verknotet zwischen ihr und den Menschen, die sie liebte? Zwischen ihr und dem großen, prachtvollen Jungen, dem sie so gern eine Freundin sein wollte? Und warum war, was *ihn* betraf, den über alles Geliebten, so peinigend und schmerzend, seitdem er die ungenannte Figur in der Inquisition abgegeben, die Eberhard veranstaltet?

Mußte sie aus diesem Hause fort, in dem ihr Herz so tief wurzelte, oder sollte sie dem Jungen ihr Jawort geben, der war, wie — *er*?

*

Eberhard war stehen geblieben, wo Adeline ihn verlassen hatte. Leeren Blicks stierte er auf die Straße. Da fiel ihm ein, mit dem Vater zu reden. Er spähte nach ihm aus; sah ihn mit beschwingten Schritten daherkommen. Der Vater erkannte ihn und winkte ihm zu. Eberhard ging ihm entgegen. „Nun, Herr Kollege?" fragte der Vater.

„Der Kollege bittet um eine private Audienz."

Sie traten nacheinander in Münchoffs Arbeitszimmer. Der Vater deutete auf einen Sessel. Eberhard nahm darin Platz. Münchoff bot seinem Sohn eine Zigarette an. Dieser lehnte ab; die Stimme war unsicher. „Nein danke, Papa." Münchoff legte die Zigarre, die er schon zwischen den Fingern hielt, beiseite. Sah Eberhard voll ins Gesicht; lächelte. „Cherchez la femme", sagte er.

„Sie ist nicht weit zu suchen", fiel Eberhard ein. „Es handelt sich um Fräulein Wilk."

„Donner und Blitz!" entfuhr es Münchoff. Er saß da wie eine archaische Skulptur. „Du hast bereits mit ihr gesprochen?" folgerte er mehr, als er fragte.

„Hm — ja", machte Eberhard. Er hätte jetzt doch gewünscht, eine Zigarette in der Hand zu haben. „Darf ich?" fragte er.

„Bitte sehr", beeilte sich der Vater, der von weit her durch das Licht des aufflammenden Zündholzes zurückkam.

„Fräulein Wilk hatte Bedenken..."

„Unsinn," meinte Münchoff, „jedes Mädel ist wieder siebzehn, wenn sie einen Mann liebhat."

„Aber sie hat mich nicht lieb", entgegnete Eberhard leise.

Münchoff lachte gezwungen. „So? Das ist freilich ein triftiger Hinderungsgrund."

„Ich möchte mir zutrauen, mit Unermüdlichkeit Liebe großzuziehen, da nichts gegen mich vorliegt. Allerdings..."

„Alerdings...?" griff Münchoff auf.

„Ich weiß nicht...", sagte Eberhard verwirrt.

Hier war eine Sackgasse. Münchoff räusperte sich. Das „Allerdings" stand da wie ein starres Gespenst; fremd; drohend. Münchoff lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Das Gespenst entfärbte sich, wurde heller, beweglich, lächelte.

Adeline!

„Und was ist meine Aufgabe in dieser Angelegenheit?" Da Eberhard schwieg, fuhr Münchoff in verändertem Tone fort: „Du weißt, ich befürworte das Jungheiraten. Ich habe auch den Glauben an dein Taktgefühl für den Menschen, der dir gemäß ist. Deine Wahl... darüber läßt sich ja nun erst sprechen, wenn du Fräulein Wilks Zustimmung hast. In meiner Praxis kann ich dich außerordentlich gut gebrauchen; ich warte sogar auf dich. Hatte jedoch gedacht, dich erst auf ein Jahr nach Amerika zu schicken. Welt weitet. Man verwirklicht gern an seinen Kindern die eigenen unerfüllten Sehnsüchte."

Es entstand eine Pause.

Plötzlich erhob sich Eberhard mit militärischem Ruck. „Ich glaube, Papa, ich habe dich zu früh behelligt."

„Man spricht sich frei, Eberhard; das schadet nie. Wenn du es wünschen wirst, weiß ich nichts, und die Aussprache ist nie gewesen."

„Ich danke dir, Papa."

Münchoff sah gebannt auf die Klinke, die sich eben noch bewegt hatte.

*

ZÄHE MODEN

Wir sind gewohnt, die Mode in beständigem Wechsel zu sehen: Was man gestern bejubelte, wird heute vielleicht schon zu Grabe getragen. Bei den Völkern außerhalb des abendländischen Kulturkreises indes zeigt sich die Kleidung mehr dem Gesetz der Beharrlichkeit unterworfen; Jahrhunderte alte Traditionen führen ein strenges Regiment, wie unsere Bilder es beweisen.

Vornehmer Javane.

Oben links:
Auch das heißt „Staat" machen: Eingeborene Frauen von Celebes in Festtracht.

Im Oval:
Huichol-Indianer aus Mexiko in gesticktem, hausgemachtem Putz.

Nebenstehend:
Koreanischer Prinz mit Frau. Die Kleidung des Mannes ziert reiche Stickerei, während den hohen Stand der Frau ein goldener Kopfschmuck betont.

Aufnahmen von Franz Otto Koch.

Frauen eines Häuptlings der Insel Formosa. Die Verbindung durch die dünne Kette zeigt an, daß sie demselben Manne zugehören.

Jewe-Priesterinnen in Togo auf dem Wege zum Fetischtanz.

ELCHE
AUF DER
KURISCHEN
NEHRUNG

AQUARELLE
VON O. E. VOIGT

Adeline und Eberhard erwachten am Morgen nach diesem gewichtigen Tage mit dumpfem Kopf. Münchoff, der sich am Abend im Vergleich zu den beiden nichts genommen an Belastetheit, war der einzige, der „klar zum Gefecht" gemacht hatte. Als das Stubenmädchen ihm den Tee brachte, bat er, ihm den jungen Herrn Doktor zu rufen.

Die Zeremonie der Begrüßung glich der am vorangegangenen Nachmittag. Sie saßen auf denselben Plätzen.

„Unsere heutige Unterredung", begann der Vater, „trägt einen entschieden selteneren Charakter als die gestrige. Heute bekenne ich." Er rückte tiefer in seinen Sitz und blickte auf die aneinandergepreßten Finger.

„Du bogst gestern bei dem Satz ab . . . du übernähmst es, eine Neigung zu pflanzen und zu nähren bei der Frau deiner Wahl, da sie, wie du sagtest, nichts gegen dich hätte. Allerdings . . . Mit diesem ‚Allerdings' habe ich mich sehr beschäftigt. Und ich bin dazu gekommen, daß es nur eine Deutung zuläßt: Allerdings denkt sie an einen anderen, wenn auch ohne Hoffnung. Die Deutung ist zweifellos richtig. Nur Fräulein Wilks Folgerung ist falsch."

„Papa!"

„Eberhard, die Situation ist so verquer, daß ich dich bitte, alles Pathos zu vermeiden. Wir sind doch Münchoffs, nicht wahr, Kollege? — Du weißt, wer der ‚Andere' ist?"

„Du."

Münchoff senkte bejahend den Kopf. „Ich habe vorgezogen, zuerst mit dir zu reden. Es schien mir anständig. — Nun habe ich immer den Standpunkt vertreten," fuhr er sinnend fort, „das Alter sei für die Jugend da, und die Jugend habe das Vorrecht; und jetzt kreuze ich deine Wege und nehme dir . . ."

„Du nimmst mir nichts, ich hätte es denn"! unterbrach Eberhard.

Nach einer Weile des Schweigens fragte Rainer Münchoff: „Wie dächtest du über eine Osterreise, Eberhard, unter diesen Umständen?"

„Verschickung," murmelte Eberhard, „hm. — Gib mir Felix mit. Laß uns an den Rhein, und ich will ihm auch Freiburg zeigen."

BERLINS MODERNSTE GASTSTÄTTE

Das vor kurzem eröffnete Weinrestaurant Traube im Haus Gourmenia am Zoo überrascht durch seine architektonische Eigenart und hat im Parterre als besondere Attraktion einen tropenartigen Prachtgarten.

Zeichnung von Richard Duschek.

Es wurde beschlossen, daß Eberhard Felix den Plan umgehend unterbreiten und beide ihre Vorbereitungen treffen sollten.

*

Adeline, unausgeschlafen, blaß, wie ein Vogel mit hangenden Flügeln, verließ ihr Zimmer, als sie auf Münchoff prallte.

„Bin ich ein Gespenst?" fragte Münchoff sehr sanft und schonend, als er ihre Zerquältheit wahrnahm und ihr Erschrecken.

„Allerdings", hauchte Adeline.

Münchoff mußte lachen. Das Gespenst Allerdings. „Sie sehen so ungefrühstückt aus, Fräulein Wilk", sagte Münchoff. „Gestatten Sie, daß heute einmal ich Sie bewirte. Kommen Sie, nehmen Sie den Tee bei mir, und ich werde Ihnen den Rum darein dosieren."

Adeline fand, es hatte alles keinen Sinn mehr. Alles war schief, ausgeronnen, verpatzt. „Eine sehr aparte Abwechslung", bemerkte sie, als Münchoff sie an den gedeckten Tisch in seinem Studio-Erker nötigte.

„Man könnte sie in Permanenz erklären", meinte Münchoff.

„Wie das?" fragte Adeline unsicher.

„Frau Dr. Münchoff — Herr Dr. Münchoff!", und eine Handbewegung bezeichnete die beiden einander gegenüberliegenden Plätze.

„Ah!" atmete Adeline. „Eberhard . . ."

„Einen Moment, Fräulein Wilk. Ich bin ein Tölpel. Ich habe immer solche Angst vor Geschwollenheiten und Feierlichkeit. Eberhard hat mit mir gesprochen. Ja. Er hat mir Ihre Unterredung wiedergegeben — daß da ein Dritter erwähnt wurde, nicht genannt . . . Ich weiß, daß es Rainer Münchoff ist! Ich weiß es, weil sich Rainer Münchoffs Gefühle nicht so elementar regen würden, sähe er nicht das Barometer Fräulein Adeline Wilks von schwerer Bewölkung mit Regen auf ‚heiter und beständig' steigen. — Schlagen Sie ein, Adeline!"

Die dargebotene Rechte empfing das kleine, zitternde Pfand.

„Und Eberhard?"

„Eberhards wegen mußt du dein Frühstück in dieser Klausur etwas ausdehnen. Er fährt in wenigen Stunden mit Felix zur Lorelei. Hoffen wir, daß sie ‚mit ihrem Singen' an ihm Wunder tut."

DIE GROSSE STADT

Straßen steigen auf und ab,
Häuser stehen wie erstarrte Seelen,
Menschen werken Tag um Tag,
Müssen sich zur Ruhe quälen.

Türme weisen: Dort wohnt Gott!
Steine raunen: Hier ist Erde . . .
Und es treibt sie ein Gebot
Ewig fort von Stirb und Werde.

Doch um tiefe Mitternacht
Fallen müde Augen zu,
Und die große, wilde Stadt
Schläft in Ruh'.

Träumt sich einen hellen Stern
Schwingt sich auf zur Himmelsreise —
Und das Herz der großen Stadt
Lächelt leise . . .

Gabriele Baur.

AUS DER WELT DES AUTOS

Riesenparkplatz vor dem Parlamentsgebäude in London.
Zu dem am 27. April in London ausgetragenen Endkampf um den englischen Fußball-Pokal strömten Tausende von Sportliebhabern in Autobussen herbei. Unser Bild zeigt die gewaltige Ansammlung der Wagen.

Deutscher Autosieg in der Tschechoslowakei.
H. Stuck, Sieger bei dem Internationalen Berg-Autorennen Königsaal—Jilowischt bei Prag am 28. April, fuhr auf Austro-Daimler die beste Zeit des Tages.

Links: Keine verkehrsstörende Kandelaber mehr in Berlin.
Am Haus befestigter Eisenarm mit Lampe. Diese Art der Anbringung soll jetzt in Berlin durchgeführt werden, um die bisherigen Beleuchtungskandelaber zu beseitigen, die den Verkehr behindern.

Ein Klubhaus auf Rädern.
Der Neuyorker Millionär A. K. Beurne, ein leidenschaftlicher Golfspieler, mit seinem komfortablen Klubhaus-Wagen für sich und seine Gäste auf dem Golfplatz in Pasadena (Kalifornien).

Der Damen-Automobilklub startet!
Angehörige des Deutschen Damen-Automobilklubs in ihrer einheitlichen Tracht vorm Start zur offiziellen Frühlingsanfahrt des Klubs in Berlin am 24. April.

Rechts: Clärenore Stinnes auf ihrer Autoweltreise in Los Angeles.
Die Tochter des verstorbenen Großindustriellen Hugo Stinnes mit ihrem Begleiter, dem schwedischen Sportsmann C. A. Söderström, und ihrem treuen „Lord“. Clärenore Stinnes startete 1927 in Berlin zu ihrer Weltreise.

Die alte Völkerstraße

100 Jahre Donau-Dampfschiffahrt.

Zeichnungen und Text von Ulf Seidl.

Flüsse sind Wege, die marschieren", sagt ein Witzwort Pascals. Tatsächlich bedienen sich die Menschen seit der Urzeit dieser „marschierenden Wege", um leichter und schneller miteinander in Verbindung zu kommen und den Transport von Lasten müheloser zu bewerkstelligen. So trug die große Völkerstraße Europas, die Donau, schon um die letzte Jahrtausendwende v. Chr. die breitbauchigen Zedernholzschiffe der Phönizier. Bald darauf drangen griechische Seefahrer aus Milet und Argos mit ihren Dreißigruderern vom Schwarzen Meer bis zur gefürchteten Kázánenge vor und legten an der unteren Donau Handelsniederlassungen an, die heute noch Bedeutung haben: Nikopolis, Axiopolis (Cernavoda) und Ratiaris (Lom). Auf dem Oberlauf des Stromes frachten indessen die keltischen Noriker Salz und Eisen, das sie in den Alpen schürfen, also bereits jene Güter, die heute noch einen erheblichen Anteil des Donau-Umschlages ausmachen. Dort, wo die Donau den Gebirgswall der Alpen und Karpathen durchbrochen und so das Tor von Mitteleuropa nach dem Osten geöffnet hat, wo der uralte Handelsweg vom Mittelmeer zur Ostsee, die „Bernsteinstraße", den Strom übersetzt, legen sie den Stapelplatz „Vianjo" an, der schließlich zum Hauptstützpunkt des Donauhandels wird: Wien.

Bergfahrender „Fließstein", eines der Botenfahrzeuge, die in der guten alten Zeit die einzige tarifmäßige Beförderungsmöglichkeit für Personen und „Eilgüter" bildeten. Bei der Talfahrt standen die Pferde auf der Plattform vor der Hütte. Am jenseitigen Ufer die alte Talfeste St. Michael in der Wachau, eine der interessantesten Kirchenfestungen Österreichs.

In der Nachbarschaft von Wölfen.

Plötzlich einsetzender strenger Frost macht es mitunter — besonders auf den langen Strecken der unteren Donau — einem Schleppzug unmöglich, den nächsten Winterhafen anzulaufen, und zwingt ihn, in einem Seitenarm Schutz vor dem Preßeis zu suchen und dort zu überwintern. Dann sind in klaren Frostnächten Wölfe keine seltenen Gäste an Bord.

In den ersten Jahrhunderten n. Chr., als die Donau die Nordgrenze des Römerreiches bildete, unterhielten auch die Römer unter dem Schutz ihrer Kriegsflottille einen lebhaften Güterverkehr auf dem Strome. Wieder war es norisches Eisen, das in die staatlichen Waffenfabriken nach Laureacum und Carnuntum gefrachtet wurde, ferner Salz, Kriegsbedarf, Proviant für die Garnisonen der Limes-Kastelle und römische Industrieprodukte als Tauschware für die nördlich der Donau sitzenden Germanen. Später benutzen die Kreuzfahrer den Strom als Transportweg, und ihre bunt bewimpelten Schiffe (ihr Zahl wird mit 4000 angegeben) „bedecken meilenweit den Strom". Damals herrschte die Flagge der alten, durch den Orienthandel mächtig gewordenen Reichsstadt Regensburg auf der Donau. Ihre wohlausgerüsteten Schiffe übten eine Art Strompolizei aus, und im Regensburger Hof am Lugeck zu Wien sprachen die Regensburger Herren in Handelsstreitigkeiten Recht.

Mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken ändert sich das Bild; diese Stadt verliert seine Bedeutung als Handelsmetropole des Morgenlandes und wird durch Alexandrien und Venedig abgelöst. Der Kaufmann nimmt seinen Weg über die Alpenpässe, und die Donau verödet. Dem, was noch übrigbleibt, setzt der Raubadel so hart zu, daß im ausgehenden Mittelalter von einem Donauhandel überhaupt nicht gesprochen werden kann.

Durch kluge Maßnahmen erholt sich zwar dieser für Süddeutschland und die Donauländer so wichtige Erwerbszweig, die Ruderschiffahrt setzt wieder kräftig ein, kann aber ihre frühere Bedeutung nicht mehr erlangen.

Personen-Expreßdampfer auf der unteren Donau in einem der berüchtigten Oststürme, die den Reedereien viel Schaden bringen.

(Fortsetzung auf Seite 686.)

Treppenaufgang in der neuen Botschaft.

Das Arbeitszimmer des Botschafters.

Botschafter Dr. e. h. Schurman an seiner neuen Arbeitsstätte.

DAS NEUE HEIM DER AMERIKANISCHEN BOTSCHAFT IN BERLIN

Am 18. April ist die amerikanische Botschaft in das alte Bleichröder-Palais in der Bendlerstraße übergesiedelt. Die mit künstlerischem Geschmack, zum Teil unter Benutzung des vom früheren Besitzer übernommenen Mobiliars, ausgestatteten Räume bilden eine prächtige Repräsentation der Vereinigten Staaten von Amerika.

Ernst Streeruwitz,
der neue österreichische Bundeskanzler, mit dessen Wahl die österreichische Regierungskrise beendet wurde. Der Nachfolger Seipels gehört wieder der christlich-sozialen Partei an. (Phot. Bing.)

Dr. Hans Flesch,
bisheriger Leiter des Frankfurter Rundfunks, der als Nachfolger von Dr. Hagemann zum Intendanten der Berliner Funkstunde ernannt wurde. (Phot. N. u. C. Heß.)

Prof. Dr. Alban Köhler,
Wiesbaden, bedeutender Röntgenologe, der vor kurzem sein 55. Lebensjahr vollendete und auf eine 30jährige Tätigkeit als Röntgenarzt zurückblicken konnte.

Margarethe Böhme,
Romanschriftstellerin, einst als Herausgeberin des „Tagebuchs einer Verlorenen" viel genannt, feierte am 8. Mai ihren 60. Geburtstag.

Dr. Paul Grabein,
Ministerialrat im Reichsarbeitsministerium, Verfasser weitverbreiteter Romane, Mitarbeiter der „Illustrirten Zeitung", wird am 28. Mai 60 Jahre alt.

Frida Schanz,
(Frida Soyaux), Mitarbeiterin der „Illustrirten Zeitung", begeht am 16. Mai ihren 70. Geburtstag. Sie schrieb Romane und Kindergeschichten.

Geheimrat Dr. Otto Behaghel,
Professor für deutsche Philologie an der Universität Gießen, Nestor der Germanisten, Autor zahlreicher germanistischer Schriften, wurde am 3. Mai 75 Jahre alt.

„Mai-Feier" in Berlin. Oben: Festnahme von Demonstranten, die Bretter, Steine und Böcke vor die Straßenbahnwagen geworfen haben. Rechts: Eine kalte Dusche: Die Schutzpolizei räumt mit Wasserspritze und Gummiknüppel eine Ecke am Alexanderplatz.
Trotz des Verbotes des Polizeipräsidiums erfolgten in Berlin kommunistische Demonstrationen. Bei den Zusammenstößen mit der Polizei in den ersten Maitagen gab es viele Tote und zahlreiche Verletzte.

Friedrich Lienhard,
bekannter Dichter und Schriftsteller, Verfasser von lyrischen, dramatischen und erzählenden Werken, Herausgeber der Zeitschrift „Der Türmer", Ehrenbürger der Stadt Weimar, † am 30. April, 63 Jahre alt. (Phot. Held, Weimar.)

Das Röntgenbild im Film.
Aufnahme des Röntgenbildes von bewegten Organen (Herz, Magen, Zwerchfell usw.) mittels einer Filmkamera. An der Röntgenapparatur und am Aufnahmeapparat die beiden Erfinder, K. Jacobsohn (rechts) und Dr. Gottheiner. — Diese Erfindung ermöglicht es, die im Körper verborgenen Bewegungsvorgänge im Bilde festzuhalten.

1400-Jahrfeier des Benediktinerordens.
Rechts: Kardinal-Staatssekretär Gasparri segnet die vor dem Kloster versammelte Menge. Links: Kardinal Gasparri (neben ihm der Abt des Klosters) wird als Vertreter des Papstes bei seiner Ankunft zur Jubiläumsfeier des Benediktiner-Erzklosters Montecassino mit einer Blumenspende begrüßt.
Im Jahre 529 begründete Benedikt von Nursia mit dem Kloster Montecassino den Benediktinerorden.

Deutscher Sieg im Fußballkampf gegen Italien.
Die beiden Mannschaften, links die italienische, rechts die deutsche, nach dem 2:1-Sieg der Deutschen in Turin am 28. April.

Im Oval: Deutsche Waldlaufmeisterschaft in Frankfurt a. O.
Aus dem Wettkampf am 28. April: Der Sieger Kohn (links) und Helber im Kampf um die Führung.

Hoch zu Roß zum Traualtar.
Diana Stuart Smith, eine begeisterte Jüngerin des Jagdsports, reitet im Jagddreß mit ihrem Vater nach der Kirche in Ropley bei London, wo ihre Vermählung mit George Evans, einem Mitglied der Londoner Gesellschaft, stattfand; nach der Trauung begab sich die gesamte Hochzeitsgesellschaft auf die Jagd.

Damen-Elite des Weißen Spiels.
Vier der Besten unter den deutschen Tennisspielerinnen, die am 28. April in Köln zur Auswahl für den Länderwettkampf gegen Amerika versammelt waren, vor einem Doppelspiel. Von links aus: Frau Krahwinkel, Frau Schomburgk, Frau Richter-Weihermann und Fräulein Peitz.

Ein schöner Sprung beim Potsdamer Reitturnier.
Fräulein Ilse Gutknecht-Stöhr und Dr. Th. Gutknecht-Stöhr beim Gruppenspringen während des Turniers des Potsdamer Reiter-Vereins auf dem Sportplatz Luftschiffhafen an der Havel am 28. April.

Rechts:

75jähriges Jubiläum eines Ruderklub-Veteranen.
Die historische Zehner-Gig mit der Besatzung in der Rudertracht aus dem Gründungsjahr des Jubiläums-Ruderklubs Favorite-Hammonia in Hamburg während der Festveranstaltung am 28. April.

PFINGSTBRÄUCHE

VON ERNST SMITHANDERS

Bei den Gebräuchen der Pfingstzeit unterscheiden wir solche, die ursprünglich mit dem ersten Maitag verbunden waren, und solche, die sich an die Tage des Pfingstfestes anlehnten. Eine scharfe Sonderung ist jedoch fast unmöglich. Die Festesfreude dehnte sich eben über einen längeren Zeitraum aus und fand ihren Höhepunkt und gleichzeitig ihren Abschluß erst in den hochfeierlichen Zeremonien der Johannisnacht, am 24. Juni.

Als einst nach der Ausgießung des Heiligen Geistes die Zeugen Christi zur Erfüllung ihrer Apostelpflicht sich anschickten, waren sie des Kampfes harrende Männer. Die ganze Geschichte der Kirche ist ein Kampf; das Evangelium hat in Wahrheit das Schwert gebracht. Diese Gedanken wußten unsere Altvordern sehr wohl aufzufassen, wie sie denn mit Vorliebe den Erlöser als einen Heerkönig in der Mitte seiner Degen sich vorstellten. Wir dürfen uns darum nicht wundern, wenn die durchgehende Idee der Pfingstspiele die eines Kampfes ist. Der Besiegte verfiel dann dem Spott, dem Gelächter. Daher auch soviel Scherz und Mummenschanz in der Feier des Pfingstfestes!

Ursprünglich behielt das Fest religiösen Charakter und war neben der Erscheinung des Herrn (Epiphania) und Ostern die dritte feierliche Taufzeit. In England heißt der Pfingstsonntag noch heute Whitesunday, weißer Sonntag, und die ganze Pfingstzeit Whitesuntide, weil die Neugetauften weiße Gewänder anlegten. Ebenso wurde an diesem Fest in der Regel das heilige Abendmahl genommen. Noch im späten Mittelalter wurde bei Gelegenheit der Whitesunday-Feier vor jedem Haus ein „Tischlein deck dich" lebendig, zu dem jeder Nachbar, jeder Wanderer, jeder Arme geladen war wie der vornehmste Gast. Fackeltragend zog man lustig von einer gastlichen Hausschwelle zur andern. Musik durchlärmte die Straßen, von den Plätzen leuchtete die rote Glut der Freudenfeuer herein, rot und gold glänzte die Tracht der Wache, die feierlich die frohe Stadt umschritt. Die schönste Gabe des Festes war der Friede, den seine Sitte stiftete zwischen allen Bürgern. Wer sich irgend verfeindet hatte, saß an diesem Abend versöhnt zu Tisch, war aus bitterem Feind zu lachendem Freund geworden.

In Deutschland ließ es die Kirche sich angelegen sein, die jeweilige Festesursache den anwesenden Gläubigen im Gotteshaus so viel als möglich sinnbildlich vorzuführen. So entstanden die mittelalterlichen Mysterien. Bei der Frühmesse am Pfingstheiligentag wurde, wenn der Priester bis zu dem Spruch gekommen war: „Ich will reines Wasser über euch ergießen, auf daß ihr rein werdet", aus dem Kirchenhimmel geweihtes Wasser auf die Andächtigen herabgesprengt, und helle Freude malte sich auf den Gesichtern, wenn ein heimtückischer Wasserstrahl Personen traf, die durch ihren nicht ganz einwandfreien Lebenswandel der Gemeinde Ärgernis gaben oder sich nur selten im Gotteshaus blicken ließen.

Der hauptsächlichste Brauch war jedoch das Erscheinen des Heiligen Geistes in Gestalt einer hölzernen oder ausgestopften Taube, die aus dem Kirchenhimmel herabgelassen wurde oder im Chor vor dem Hochaltar schwebte. In manchen Gegenden ließ man auch eine lebendige Taube aus einer Luke des Gewölbes herabflattern. Man muß dabei an die köstliche Darstellung Fritz Reuters denken, wo die Taube ausbleibt und der Küster dem Geistlichen zuruft, „die Katze habe den Heiligen Geist gefressen".

Bis zum Jahre 1556 hatte sich in Pfaffenhofen, im württembergischen Oberamt Brackenheim, das sog. Gauchgericht erhalten, das alljährlich am Pfingsttag abgehalten wurde, um faule und nachlässige Einwohner dem Spott auszusetzen. Nachdem die Bürger sich vor dem Rathaus versammelt hatten, wählten sie einen Schultheißen und Büttel, saßen dann zu Gericht und verteilten die Ämter. War ein junger Bürger als nachlässiger Haushälter bekannt, so wurde ihm das Faulamt, und war einer als Langschläfer berüchtigt, das Schlafamt übertragen usw. Wußte man aber von einem, daß er über Weiberarbeiten seine männliche Beschäftigung versäumte, so mußte er zwei Maß Wein auftischen oder in die Lade schwören. Zum letzteren hatten es bis 1556 nur zwei Bürger kommen lassen. Dabei sollen derart garstige Auftritte vorgekommen sein, daß Herzog Christoph das Gauchgericht als „leichtfertigen alten Brauch" für immer aufhob.

Zu Heilbronn wurden noch im Jahre 1806 die Kühe, die der Hirte am Pfingstmontag austrieb, festlich, und zwar menschlich geschmückt. „Da sammelten sich", so liest man in einem alten Bericht, „die Kühe auf der Straße, geziert mit noch gangbarem oder bereits verachtetem Modestaat des schönen Geschlechts. Eines der Tiere trug auf den Hörner einen Strohhut, ein anderes eine Haube, eine Perücke, einen Chignon, jenes ein modisches Netz, einen Schleier, eine Schärpe, einen Cul de Paris, einen Blumenstrauß. An dramatischem Leben fehlte es nicht. Hier stieß die eine der andern mit dem ungeheuerlichen Hut ins Auge. Ergrimmt fuhr diese auf. Ein rasch geführter Hornstoß vernichtete das elegante Gebäude der Putzmacherin zu traurigen Trümmern. Dort fraß die eine der andern den Blumenstrauß von den Hörnern oder vom Schwanz, und hier trug die Blesse mit dumpfem Gebrüll den Chignon ihrer Schwester, der Schwarzen, im Maul."

Hierher gehört auch die Umherführung des Pfingstochsen, eine Sitte, deren Ursprung ebenso im Hirtenleben zu suchen ist. Später war sie eine Veranstaltung der Schlächtermeister. Der Altgeselle führte ein schönes Tier, mit Kränzen und Bändern geschmückt, vor die Häuser der Kunden, die sich gegen ein Trinkgeld ein Bratenstück bestellen durften. In Braunschweig ist nach einer Notiz im Tageblatt diese Sitte noch 1876 aufrechterhalten gewesen. Heute erinnert daran lediglich die Redensart: „Aufgeputzt wie ein Pfingstochse."

Derbes Verulken und das Auslösen einer gewissen Schadenfreude gehörten zu den beliebtesten Belustigungen. An manchen Orten wurde das „Kranzriechen" geübt. Der letzte Schützenkönig hatte einen Kranz zu besorgen, der ihm vorangetragen wurde, und jeder Schütze, der traf, mußte daran riechen, die Versäumnis wurde komisch bestraft. Beim Breslauer Pomeranzenschießen war es Brauch, dem besten Schützen einen Rosenkranz auf zinnernem Teller zu reichen mit einer großen Pomeranze und einem Becher Wein zur Gesundheit, dem schlechtesten aber einen Holzteller mit einem Quarkkäse inmitten eines Nesselkranzes. Bot solche Lustbarkeit wenig für Eleganz, Geist und Gemüt, gewährte sie doch dem Auge ein lustig buntes Bild und war der Erhaltung friedlichen Einvernehmens zwischen Städten und Ständen förderlich.

Auch ein recht derber Humor, die Lust, zu necken und zu foppen, offenbart sich in vielen alten Pfingstbräuchen. Das hatte besonders der „Pfingstlümmel", auch „Wasservogel" genannt, auszukosten. Wer beim Wettrennen und Wettlaufen zuletzt ans Ziel kam, mußte diese Rolle spielen. Man umwickelte ihn mit Laubwerk und warf ihn in den Dorfteich oder in einen

nicht zu tiefen Bach. Wenn er sich dann mit vieler Mühe und Not wieder ans Land gearbeitet hatte, führte man ihn unter Lachen und Scherzen durchs Dorf.

Ein Rest sehr altertümlicher, aber bedeutsamer Sitte hat sich in der Mark Brandenburg erhalten. Hier umziehen in einzelnen Dörfern Pfarrer, Lehrer und Schüler zu Pfingsten die Saatfelder und beten um reichen Erntesegen. Mag der Umgang auch eine Erinnerung an die alten katholischen Prozessionen sein, so ist doch immer der Zeitpunkt bemerkenswert, zu dem es geschah: die Himmlischen, denen selbst die „hohe Zeit" ihres Waltens und Daseins gekommen war, mußten der zu ihnen aufsteigenden Bitte ja besonders gütig sein! In Gegenden, die dem römischen Bekenntnis huldigen, finden daher auch heute noch zahlreiche Prozessionen zur Pfingstzeit statt.

Berühmt ist der „Blutritt" zu Weingarten in der Diözese Rottenburg, jene eigenartige Reiterprozession, die sich alljährlich am Freitag nach Christi Himmelfahrt, dem Blutfreitag, von der prächtigen Weingartener Klosterkirche aus durch die Straßen Weingartens und über Feld bewegt, unter Begleitung einer stattlichen Anzahl von Reitern und großer Beteiligung des Volkes, um den Segen Gottes auf die Fluren und Feldfrüchte herabzuflehen. Während anderwärts bei diesem Bittgang mit einer Partikel des Kreuzes Christi der Segen nach Verlesung von vier Evangelien gegeben wird, erteilt in Weingarten ein Priester, der zu Roß eine Reliquie des Blutes Christi trägt, mit dieser den Flursegen.

In Spanien, wo nächst den Stiergefechten und Theatervorstellungen die Wallfahrten zu den beliebtesten Vergnügen gehören, wird in dieser Zeit eine großartige Wallfahrt abgehalten, und zwar in Sevilla die Pfingstromeria del Rocio nach der Villa del Almonte, an der die Bewohner der Sevillaner Vorstadt Triana mit ihrer Standarte teilnehmen.

Die Kirchen Rußlands werden zu Pfingsten mit jungem Grün und Blumen geschmückt. Auf dem Lande werden Lieder angestimmt, und die Mädchen führen in der Nähe einer alten, mit Bändern geschmückten Birke Reigentänze auf. Während sich die höheren Schichten der Gesellschaft an den Feiertagen durch Theaterbesuch und Ausfahrten in die Umgebung der Stadt zerstreuen, vergnügt sich das Volk in den Schaubuden, die auf den Marktplätzen aufgestellt sind.

An scherzhaften Pfingstbräuchen fehlte es in Deutschland nie. In dem sonst so ernsten Marschenland Oldenburg benutzt man die Nacht vor Pfingsten zu allerlei Schabernack. Was außerhalb des Hauses los und ledig ist, wird verschleppt, Handwerkerschilder werden vertauscht, Bänke versetzt, Wagen auseinandergenommen und in ihren einzelnen Teilen auf die Dächer geschafft. Dem Mädchen, das den Pfingstmorgen verschlafen hat, wird ein Strohmann ins Bett gelegt. Auch diese oft derbe Lust des Festes erklärt sich leicht aus jenem Hauch der Freude, die zu Pfingsten durch alle Lande weht, und die jeder in der Mühsal seines Lebens so lange wie möglich aufzuhalten sucht in dem Wunsche, die bannenden Kreise um ihren flüchtigen Fuß ziehen zu können.

DIE ALTE VÖLKERSTRASSE

(Schluß von Seite 679.)

Vor hundert Jahren, am 13. März 1829, also zu einer Zeit, als noch keine Eisenbahnen zur Verfügung standen und die Donau als einzige Vermittlerin für den Verkehr zwischen West- und Ost-Europa in Betracht kam, wurde in Wien die „Erste k. k. privilegierte Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft" gegründet, und ein Jahr später legte der erste Donau-Dampfer „Franz I." seine Probefahrt Wien-Budapest-Wien zurück. Damit beginnt die neue Ära der Donau-Schiffahrt. (Erster Rheindampfer 1827 von Köln nach Mainz, nachdem schon zehn Jahre vorher ein Dampfboot von London nach Koblenz gekommen war.)

Die Donau-Dampfschiffahrt unterscheidet sich in ihren Voraussetzungen grundsätzlich vom Schiffsverkehr auf den deutschen Binnenwasserstraßen. Der Rhein z. B. durchfließt in seinem ganzen schiffbaren Lauf dichtbevölkertes und höchstentwickeltes Industriegebiet, er ist mit den übrigen deutschen Wasserstraßen und denen von Frankreich, Holland und Belgien durch Schiffahrtskanäle verbunden und mündet gegenüber England in ein Meer, das am regsten am Weltverkehr teilnimmt. Die Donau hingegen fließt bei einer 2380 km langen Betriebsstrecke nur 511 km (Regensburg—Preßburg) durch Länder mit gut entwickelter Industrie (Bayern, Österreich, Tschechoslowakei), ist mit keinem anderen Großschiffahrtsweg durch Wasserstraßen verbunden und mündet nach langem Lauf durch wenig besiedelte Länder abseits vom Weltverkehr ins Schwarze Meer. Die Binnenschiffahrt auf den deutschen Strömen ergänzt das Eisenbahnnetz durch Beförderung von Massengütern, deren Transportdauer nicht befristet ist; auf der Donau, insbesondere auf den langen Strecken der unteren Donauländer mit ihrem weitmaschigen Bahnnetz muß die Flußschiffahrt nicht nur in der Beförderung von Schüttgut, sondern auch im Eilgut- und Personenverkehr die Eisenbahn ersetzen. — In Regensburg, dem nördlichsten Punkt des Stromes, beginnt die Güter-Großschiffahrt. Der Personenverkehr nimmt in Passau seinen Anfang und endet im rumänischen Donauhafen Giurgiu. Zwischen Passau und Wien, dem schönsten Stromtal in deutschen Landen, herrscht der Vergnügungsverkehr vor. Ganz anders gestaltet sich die Reise von Wien talwärts, dem Orient zu. Schon das Schiff: von Passau her ein Vergnügungsdampfer, jetzt ein drei Deck hohes schwimmendes Luxushotel. — Die Entwicklung der Donau-Dampfschiffahrt blieb abhängig von der Regulierung des an Schiffahrtshindernissen überreichen Stromes. Bereits das starke Gefälle des Oberlaufes beeinträchtigt die Rentabilität der Schiffahrt. Die viele Jahrzehnte währenden Regulierungsarbeiten am Greiner Strudel und Wirbel, an der Kataraktenstrecke, einem 14 km langen, gigantischen Stromdefilee, dort wo die Donau die Karpathen durchbricht, in Kázán (= Kessel), wo sich der auf 165 m eingeengte Strom in einer Tiefe von 70 m zwischen senkrecht aufsteigenden Felswänden durchpreßt, der 1896 beendete Schiffahrtskanal über das 3 km lange Klippendefilee im „Eisernen Tor" haben Unsummen Geldes und Arbeit verschlungen.

Diese Stromregulierung strebt an, der oberen Donau auch bei Niederwasser eine Mindesttiefe von 2,10 m zu geben, und steht in engem Zusammenhang mit dem in Angriff genommenen Großschiffahrtsweg, der die Donau mit dem deutschen Wasserstraßennetz verbinden wird. Von den vielen Vorschlägen entschied man sich für den Donau-Main-Rhein-Kanal, das älteste Projekt, das schon Karl der Große verwirklichen wollte.

Die Fertigstellung dieser gigantischen Anlage wird dem Donauhandel einen starken Impuls geben und den deutschen Industriezentren neue Absatzgebiete erschließen. Es ist die tausend Jahre alte Kulturmission der Donau, Westeuropa den Völkern des Ostens wirtschaftlich und geistig näherzubringen.

GRENZGEBIETE DER KÄLTE

VON DR. ERWIN STRANIK

Was ist Kälte? Absolute Ziffern und Angaben hierüber gibt das Gebiet exakter wissenschaftlicher Forschungen, während der Begriff der „Kälte“ als eines sehr niedrigen Wärmegrades in bezug auf die verschiedenen Lebewesen durchaus relativ genommen werden muß. Bekannt ist ja, daß magere Menschen mehr unter der Kälte leiden als dicke. Fett hindert das Eindringen der Kälte und liefert durch dieses ein wirksames Wärmereservoir. Darum sind auch die Tiere in den Polarzonen hauptsächlich von Natur aus nicht durch ihre Pelze allein gegen Kälte geschützt, sondern vor allem durch die mächtigen Fettpolster, die sie darunter lagern haben. Die Seehunde des Nördlichen Eismeers, insbesondere die Sattelrobben, die überhaupt erst nördlich des 67. Breitengrades im Atlantischen Ozean, Eismeer und durch die Verbindung der Beringsstraße im Stillen Ozean leben, fühlen sich in den für menschliche Begriffe schaurig kalten Fluten sehr wohl und haben doch nichts als Schutz gegen die Kälte als ihr Fett. — Der Mensch paßt sich klimatisch ebenfalls sehr stark seiner Umgebung an. Schon was der einzelne unter „Winter“ versteht, ist niemals völlig dasselbe. Der Russe kennt einen Winter nur mit Schnee und Eis, 30 Grad Kälte, so daß, träte er etwa mit einer feuchten Hand auf die Straße, das Wasser darauf sofort gefrieren würde. In Norddeutschland, speziell in Ostpreußen, gibt es in normalen Jahren — die Extreme dieses Winters natürlich unberücksichtigt lassend — ein Vierteljahr lang Schnee, im Rheintal nahe der Schweizer Grenze nur etwa einen Monat, im Wiener Becken oft nur schneereiche Tage, aber keine Schneeperiode. Die Münchener Temperatur fällt auf 6—8 Grad unter Null, bis daß man dort sagt, es wäre „bitter kalt“, in Neuyork, das noch etwas südlicher als Rom liegt, genügen zwei Grad unter Null schon, um von „Kälteeinbrüchen“ zu sprechen, in Kalifornien kann man zur selben Zeit ohne schützende Hülle gehen. Den tatsächlich kältesten Punkt der Erde zu erforschen, hat lange Zeit gebraucht. Die Annahme, daß die Pole am tiefsten temperiert wären, weil dort die Sonnenstrahlen am schrägsten auffallen, wodurch ihr Weg durch die Atmosphäre sich verlängert und die Wärmeabsorption infolgedessen größer wird, erwies sich als nicht stichhaltig. Die gesamte Wärme, die von der Sonne im Laufe eines Jahres der Erde übermittelt wird, würde, falls sie sich gleichmäßig über unseren ganzen Planeten verteilte, genügen, einen auf diesem lagernden Eispanzer von 31 Meter Dicke zum Schmelzen zu bringen. Die Wärme aber, die von der Sonne auf die Erde fällt, beeinflußt nicht allein die Temperatur. Man muß auch die Gestaltung der Erdoberfläche mit berücksichtigen, wobei sich zeigt, daß sich ein kahler Sandboden etwa stärker erwärmt als Wald- und Wiesenland, Festland mehr als die Oberfläche des Meeres. Daraus ergibt sich bereits, daß der Nordpol wärmer sein muß als der Südpol, weil dieser nur einen großen Ozean darstellt, jener aber von einem Kontinent umlagert ist. Außerdem ist weiter zu berücksichtigen, daß Eis, starken Windströmungen ausgesetzt, nicht derart abkühlt wie Land, so daß man den kältesten Punkt der Erde zwar nahe an den Polen, aber nicht auf diesen selber zu suchen hat. Viele Jahrzehnte hindurch galt das nordamerikanische Fort Reliance als kältester Punkt der Erde; es wurden dort als tiefste Temperatur —56,7 Grad Celsius festgestellt. Doch diese an sich schon sehr respektable Ziffer wurde noch durch die einer sibirischen Zone übertroffen, die, um die Ortschaft Werchojansk gelegen, eine Kältedurchschnittstemperatur von —62,2 Grad verzeichnet. An den kältesten Tagen des Jahres fiel das Thermometer überhaupt bis auf —67,8 Grad Celsius, also noch 11,1 Grad tiefer als in Fort Reliance. Amundsen schließlich gelang es, auf seiner Südpolexpedition 1500 km vom Pol entfernt ein Eisland zu entdecken, das er Framheim nannte, und wo noch im August eine Temperatur von —44,8 Grad gemessen wurde! Natürlich haben diese neuen Entdeckungen der (vorläufig) kältesten Erdpunkte auch die Ansicht über die Temperatur des Weltraums geändert. Der französische Physiker Pouillet (1790—1868) errechnete in seinen Untersuchungen zur Wärmelehre eine Weltraumtemperatur von —142 Grad, während man jetzt die Kälte des Weltraums mit der des „absoluten Nullpunktes“ gleichsetzt, bei dem auch das völlige Zusammenschrumpfen der Gase vor sich geht; das ist —273 Grad. Die theoretischen und praktischen Versuche, Gase in flüssigen Zustand überzuleiten, führen ebenfalls in die Grenzgebiete der Kälte. Schon Gay-Lussac, der mit Alexander v. Humboldt 1804 seine „Mémoires sur l'analyse de l'air atmosphérique“ herausgegeben hatte, fand in einem nach ihm benannten Gesetze diesen Punkt der völligen Gaseinschrumpfung. Michael Faraday, der sich vom Buchbinderlehrling zu einem der bedeutendsten Naturforscher des 19. Jahrhunderts emporarbeitete und auf den Gebieten der Chemie, Physik und Elektrizität bahnbrechende Untersuchungen durchführte, glückte es bereits, die meisten Gase durch sehr hohen Druck und starke Kälte zu Flüssigkeiten zu verdichten. Nur wenige, wie Wasserstoff, Sumpfgas, Sauerstoff und Stickstoff, trotzten noch seinen Bemühungen. Die notwendigen tiefen, sogenannten „kritischen“ Temperaturen für die bisher „permanenten“ Gase zu erreichen, gelang erst Cailletet in Paris und Pictet in Genf im Jahre 1877. So wurde Sauerstoff durch einen eigens konstruierten Apparat abgekühlt und dadurch flüssig, und schließlich gelang auch das Experiment, die Luft flüssig zu machen. Hierzu sind 140 Grad Kälte und ein Druck von 30 Atmosphären oder —195 Grad und Normalatmosphäre notwendig. Die flüssige Luft ist dann so kalt, daß sie wie Feuer wirkt. Sie verbrennt die Haut, tötet alles organische Leben und läßt eine Blume etwa, die man in sie bringt, zu Eis erstarren. Wie eine Glaspflanze ist eine solche dann anzusehen und zerbrechlich gleich dieser. Daß aber die Kälte nicht nur lebenvernichtend wirkt, sondern auch konservierend, beweisen die Versuche, die man in Laboratorien angestellt hat, und die nichts anderes bezweckten, als Säugetiere einfrieren zu lassen. Von der Voraussetzung ausgehend, daß Fische, die im Wasser einfroren, durch langsames Auftauen des Eises um sie herum wieder ins Leben zurückgerufen werden konnten, wiederholte man den Versuch auch an Kaninchen. Die Tiere wurden allmählich in immer größere Kälte gebracht, bis sie in dieser völlig erstarrten. Im Erstarrungszustand beließ man sie eine gewisse Spanne Zeit und taute sie dann wieder auf. Und siehe — die Tiere wurden wieder lebendig wie zuvor. So erweisen sich die Grenzgebiete der Kälte nicht nur für den Naturforscher, sondern auch für den Biologen von großer Wichtigkeit, und ihre völlige Erschließung mag noch manche wissenschaftliche Überraschung bringen.

ZUM NACHDENKEN

Buchstabenordnungsrätsel.

b d e r r u	Verwandtschaftsgrad
e g i s s	Salatzutat
a a l s t	Brettspiel
c e h i l s	landwirtschaftliches Gerät
e g i m o s s u	Ichsucht (Fremdwort)
a a g r s u	Kurort in Dalmatien
e e k l l r	Teil des Hauses
a b g g r s u u	bayerische Stadt

Sind die wagerechten Buchstabenreihen zu Wörtern von der angegebenen Bedeutung richtig geordnet, so ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen volkstümlichen Spruch.

Bauwerks-Arithmogriph.

	10	11	1	2	9	
	12	9	15	3	11	
7	9	13	14	11	3	
12	5	14	9	7	5	
14	1	12	5	6	1	8
16	15	5	8	4	3	11

Die Zahlen sind durch entsprechende Buchstaben zu ersetzen, so daß die horizontalen Reihen je eine bauliche Sehenswürdigkeit in Madrid, London, Paris, Kopenhagen, Rom und Dresden bezeichnen.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Pöbel, 5 Pfütze, 6 Begleiterscheinung des Feuers, 8 Festmahl, 10 Büßertum, 11 Gletscher, 13 chirurgisches Instrument, 14 Bestandteil des Fernrohrs, 15 Sittenlehre, 18 berühmter Geigenbauer, 20 Stadt in der Bretagne, 22 Irrtum, Fehler, 23 gepflasterter Fußboden, 24 Niederschlag, 25 Siegestrophäe, 26 Geschäftslokal; senkrecht: 1 Redensart, 2 Nebenfluß der Aller, 3 Poststück, 4 Reitsitz, 5 Wurfseil, 7 Unterwelt der alten Griechen, 8 Wüstenbewohner, 9 Siegesfreude, 10 Herbstblume, 12 schachtechnischer Ausdruck, 16 Gewässer, 17 Teil der Dampfmaschine, 18 deutsche Stadt, 19 Papiersack, 21 Priestergewand, 22 Zuneigung.

Magisches Kreuz.

a a a a a a a a a b b d d e h i i i l l l l n n n n s s t t u u sind so zu ordnen, daß die vier wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1 Deutscher Dichter, 2 gallische Stadt, von Cäsar erobert, 3 Gesteinsart, 4 Farbstoff.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4392.

Kürzungsrätsel.

Thales — Wäsche — Schach — Sabine — Lauban — Distel — Talweg — Essenz — Cherub — Schule — Strich — Teufel — Erhard — Isolde — Silvia — Geweih — Bengel — Schrei — Barett — Sirene — Storch — Tanger — Europa

Werden je vier zusammenhängende Buchstaben gestrichen, so bleibt eine Stelle aus einem Gedicht von Chamisso.

Magie.

Die Buchstaben a a a a a b e e e e e e e h h i i k n n o o p p r r r r s s s s s s t t t t u ergeben, richtig eingesetzt, wagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1 aus der deutschen Geschichte bekannte Burg in Italien, 2 Modeausdruck, 3 Vogel, 4 Mondgöttin der Phönizier.

Erwünschter Wandel.

Du wirkst so Wort,
Dein Beutel ist wohl leer?
Wärst du gut Wort,
Du gingest froh einher.

Ohne Zweifel.

Getrennt ist's mancher Witz,
Vereint ist's mein Besitz.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4390.

Zahlenquadrat:

58	38	54	10
14	50	34	62
18	46	30	66
70	26	42	22

Pyramidenrätsel: 1 P, 2 Po, 3 Poe, 4 Epos, 5 Nepos, 6 Posten, 7 Pfosten.

Silbenrätsel: 1 **H**abaku**k**, 2 **Ä**hr**e**, 3 **L**itane**i**, 4 **T**essi**n**, 5 **D**reiec**k**, 6 **E**iche**l**, 7 **N**assa**u**, 8 **F**reibur**g**, 9 **E**lit**e**, 10 **I**ndiane**r**, 11 **N**egu**s**, 12 **D**emu**t**, 13 **G**ullive**r**, 14 **E**sch**e**, 15 **R**ig**i**, 16 **I**nterna**t**, 17 **N**ovell**e**, 18 **G**inste**r**. — Kein kluger Streiter hält den Feind gering.

Problem: 38 Stück. Gekauft: 38 Pflanzen à 22 Mk. = 836 Mk. Eingegangen: 4 Pflanzen. Verkauft: 34 Pflanzen à 40 Mk. = 1360 Mk. Überschuß: 524 Mk.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Spirale, 4 Laon, 5 Berber, 7 Pater, 8 Niger, 10 Lineal, 12 Panama, 13 Gebirge, 15 Denar, 17 Boa, 18 Bebra, 20 Erde, 21 Chemiker; senkrecht: 1 Lyra, 2 Spion, 3 Leber, 4 Laterne, 6 Bernina, 7 Palisade, 9 Germania, 11 Alge, 12 Page, 14 Birke, 16 Narbe, 17 Bode, 19 Brache, 20 Erker, 22 Mitau.

Silbenmagie: 1 Ragusa, 2 Gudula, 3 Salamis.

Balkenrätsel:
S
Lappe
a
Florenz
s
Fundament
m
Denkmal
e
Weide
t

Bad Brückenau. Der Sage nach soll in Bad Brückenau ein Engel ein Stückchen vom Paradies verloren haben und wer hier weilt, begreift, wie das liebliche Märchen entstehen konnte. Die Natur scheint in sich zu ruhen, in ihr eigenes Blühen, Werden und Absterben versunken. Ein Ausruhen ist daher der Aufenthalt in Bad Brückenau, verschönt durch die Heilkraft der Quellen. Recht harmonisch verbindet sich Altes und Neues. Die beiden Kirchen beispielsweise sind erst in den Jahren 1909/11 entstanden. Man hatte damals noch ein Kopfschütteln für die vermessene Idee, Kirchen nach dem Geschmacke der neuen Zeit bauen zu wollen. Wie sie jedoch beide auf kleine Terrassen hinausgestellt sind, wirken sie inmitten der gut berechneten Anlagen unaufdringlich und der Landschaft angepaßt. Wenn im Sommer die langen Schleier der Hängeweiden um die Kirche wehen und die roten Rosen sie umglühen, wird sie zur Melodie und irgend ein Volkslied wacht bei ihrem Anblick in der Seele auf. Das elegante Kurhaus, die Hotels und Villen, die gefälligen Brunnenanlagen und die immer wieder vorgenommenen Ergänzungen und Verbesserungen in allen Kureinrichtungen beweisen, daß Brückenau mit der Zeit zu gehen verstand. Geschmackvoll und sorgfältig gehaltene gärtnerische Anlagen runden die kleine Badeanstalt inmitten der idyllischen Natur zu einem fast mondänen Ganzen ab. Wenn man dazu die ausgezeichneten Heilwirkungen seiner Quellen in Betracht zieht: Wernarzer Heilquelle für Nierenleiden, Stahlquelle für Blutarmut und Frauenleiden und Sinnberger Quelle für Kehlkopf- und Halsleiden, so ist es nicht verwunderlich, daß Brückenau eine vorzügliche Frequenz aufzuweisen hat. Tausende sind es, die hier Jahr für Jahr Heilung suchen und finden und denen in der köstlichen Waldluft und dem tiefen Frieden dieses kleinen Eden Kraft der Nerven und die Harmonie der im Daseinskampf hundertfältig gespaltenen Seele wiedergeschenkt wird.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8 e., 44/bis, Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

LANDWASSER-VIADUKT
GRAUBÜNDEN

LEIPZIG
VERLAG I·I·WEBER

NR·4392 ★ 16·MAI·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

A.A.

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS
BÄDER UND LUFTKURORTE

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4392. 172. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 16. Mai 1929.

DAVOS

Der erste Luftkurort
in der geschütztesten Lage
des Hochgebirges.

Flims

1150 m über Meer
das alpine Seebad
inmitten herrlicher Wälder.
Jeder Wassersport · Tennis
Golf · Bergsport.
Beliebte Übergangsstation nach dem Engadin

HOTEL CURHAUS

250 Betten
Ermäßigte Preise — Tennis — Auto-Garage
Ausflug- und Sommerferien-Aufenthalt.

FLUELA-POST UND SPORT-HOTEL Davos-Dorf

130 Betten. Das altbekannte, besteingerichtete Sport- und Passanten-Hotel. Besitzer: Andreas Gredig.

CENTRAL-SPORT-HOTEL Davos-Platz

(im Zentrum des Kurortes). 100 Betten.

SPORT-HOTEL-RHÄTIA Davos-Platz

(5 Minuten vom Bahnhof). 80 Betten.

Bürgerliche Häuser I. Ranges, Zimmer mit fließendem Wasser und Appartement mit Bad. Große Restaurationsräumlichkeiten. Ausschließlich Sporthäuser. Keine Aufnahme von Kranken. Zivile Preise. Omnibus am Bahnhof. Besitzer: A. Stiffler-Vetsch.

1560 m Davos Schweiz

Alpines Pädagogium Fridericianum
Gymnasium / Realgymnasium / Oberrealschule.
Einzige deutsche höhere Lehranstalt der Schweiz mit deutschen Reifeprüfungen.
Ideale Stätte zur körperlichen u. geistigen Kräftigung der Jugend. Kein Kontakt mit Kranken.

BERGELL

Romantisches Tal zwischen Oberengadin und Comersee.
Luftkurorte mit mildem Klima im unteren und alpinem Klima im oberen Teil des Tales.
Wahres Dorado für Bergsport.
Talschaftsprospekt durch **Verkehrsbureau Vicosoprano.**

SANATORIUM SCHATZALP

DAVOS Graubünden
300 m ü. Davos / 1865 m ü. M.
Das vornehme Haus mit idealer Lage für Lungenkranke.

maloja-palace

maloja engadin 1807 m
golf 9 holes
schwimmbad
5 tennis courts
sport und gesellschaft im hochgebirge

Allgemeine Notizen.

Drahtlose Bildübertragung auf hoher See. Auf der „Olympic“ wurde kürzlich mit der Herausgabe einer täglich erscheinenden illustrierten Zeitschrift auf See begonnen. Alle Nachrichten und Bilder hierzu werden drahtlos aufgenommen und die Reproduktion erfolgt an Bord. Der Londoner Daily Telegraph lieferte alle Apparate für den drahtlosen Empfang, eine andere namhafte Firma versorgte die „Olympic“ mit allen Anlagen für die Klischeeherstellung. Durch das Londoner Zentral-Telegraphenbüro werden dem Schiffe die neuesten Bilder übermittelt. Jedes Bild benötigt etwa vierundeinehalbe Minute zur drahtlosen Übertragung. Alsdann beginnt sogleich die Klischeeherstellung. — Auf den meisten atlantischen Dampfern werden täglich Zeitungen gedruckt. Die „Leviathan“ hat eine besteingerichtete Druckerei mit Typensetzmaschinen, Zylinderdruckpressen und ein sehr gut geschultes Personal an Bord. Dem vorbildlichen Beispiel der „Olympic“ werden auch andere Ozeanriesen nachfolgen und die Herstellung täglich erscheinender illustrierter Zeitschriften durchführen.

Miß Germany — und die Wandererfahrer. Nebenstehende Abbildung zeigt die Schönheitskönigin Fräulein Rodzin, die Deutschland in Paris vertrat. Die Aufnahme wurde anläßlich der IV. brandenburgischen Dauerprüfungsfahrt ausgeführt, zu der vier Wandererwagen starteten und sämtlich strafpunktfrei ans Ziel gelangten. Für diese hervorragende Leistung wurden die vier Wandererfahrer mit je einer goldenen Plakette ausgezeichnet.

Eine ungewöhnlich hohe Lebensversicherung wurde vor kurzem in Deutschland abgeschlossen. Sie wird gemeinsam von der Allianz und Stuttgarter Verein Versicherungs-Aktien-Gesellschaft, Berlin W 8, und drei anderen großen deutschen Lebensversicherungsgesellschaften gedeckt. Die Versicherungssumme soll bis auf insgesamt 15 Millionen Reichsmark erhöht werden. Dieser Riesenabschluß ist von einem großen industriellen Unternehmen in Deutschland auf das Leben des Hauptaktionärs der Firma gemacht worden und soll beim Tode dieses Hauptaktionärs die Möglichkeit schaffen, daß das Aktienpaket in der Hand eines Erben bleibt und daß die Miterben durch eine Barzahlung abgefunden werden können. Die hierzu nötigen flüssigen Mittel werden durch diese Versicherung aufgebracht. Hierbei dürfte es sich um die größte Lebensversicherung handeln, die bisher auf dem europäischen Festland getätigt wurde. Letzten Endes verhindert diese Maßnahme das Auseinanderfallen eines großen Unternehmens nach dem Tode des Besitzers, wie es sonst bei großen Konzernen durch Mißhelligkeiten unter den Erben mehrfach schon eingetreten ist.

Nordland- und Ostseefahrten der Hapag. Im kommenden Sommer veranstaltet die Hamburg-Amerika Linie eine größere Anzahl von Vergnügungs- und Erholungsreisen nach dem hohen Norden und durch die Ostsee. Am 14. Juni, 4. Juli und 24. Juli unternimmt der Vergnügungsreisendampfer „Oceana" von Hamburg aus drei achtzehntägige Nordkapfahrten, auf denen die schönsten norwegischen Fjorde, ferner Hammerfest, Bergen und andere reizvolle Orte besucht werden. In der Zeit vom 11. Juli bis 3. August führt ferner der Hapag-Luxusdampfer „Resolute" eine Fjord- und Polarfahrt durch, die außer nach den Fjorden und dem Nordkap auch nach Spitzbergen und weiter bis zur Eisgrenze geht. Schottland, Island, Spitzbergen, die Eisgrenze und die norwegischen Fjorde sind die Ziele des 9000 B.-R.-T. großen Motorschiffes „Orinoco" in den Tagen vom 18. Juli bis 13. August. Im wesentlichen die gleiche Fahrt, aber von Neuyork aus, wird Ende Juni mit dem Luxusdampfer „Reliance" unternommen. Schließlich wird die „Oceana" ihren Heimathafen Hamburg zweimal zu Fahrten in die Ostsee verlassen. Eine dreiwöchige Reise, die u. a. nach Danzig, Riga, Reval, Leningrad, Stockholm, Kopenhagen und Oslo führt, beginnt am 14. August und eine etwas kürzere Fahrt am 6. September d. J.

Illustrirte Zeitung

SOMMER BEI DAVOS

(Phot. E. Meerkämper, Davos.)

Graubünden

VON EWALD SILVESTER

geworden. Dieser sich völlig selbst überlassene Naturbezirk konnte kaum anderswo so glücklich abgegrenzt werden wie im Bündner Land, das der wilden Mannigfaltigkeit der landschaftlichen Formen und seiner zwischen andere politische Gebiete geradezu verwunschen eingegliederten geographischen Lage nach eine Gegend allgemeiner natürlicher Ursprünglichkeit darstellt.

Ein von Sage und Mär überrauntes Halbdunkel breitete sich seit Römertagen bis zum Mittelalter über die geheimnisvolle Welt Graubündens. Blutige Kriege erschütterten viele Talschaften. Das Häuflein seiner Bewohner wurde politisch und religiös auseinandergerissen und fand sich dennoch immer wieder zusammen, bis ihm 1803 sein Beitritt zur Eidgenossenschaft andauernde äußere Ruhe und Stetigkeit in seiner Verwaltung brachte und gewährleistete. Nun wurden die vielfach römische Wegspuren nützenden, halbverfallenen Paßstraßen ausgebaut oder an anderer Stelle neue und bequemere angelegt. Den seßhaften, nicht in der Fremde Brot und Glück suchenden Bündnern bedeutete das sich steigernde Fahr- und Vermittlungsgeschäft im Übergangsverkehr der Warentransporte die Haupteinnahmequelle, bis mit der eigentlichen Entdeckung der Schönheiten alpinen Gebiets allmählich auch der erste Fremdenverkehr einsetzte und neue Verdienstmöglichkeiten ergab.

In den Seitentälern des Unterengadins: Val Sinestra.

Naturgenuß ist nicht nur der dem Menschen am nächsten liegende, selbstverständlichste — natürlichste, sondern auch sein heilsamster. Durch die Pforten der Sinne strömen uns die Wohltaten tausendfältig zu. Ursprünglichkeit, Urwüchsigkeit sind dabei Begriffe, denen der von der Kultur Übersättigte oder Zermürbte, bewußt oder unbewußt, nachtrachtet, wenn er verlorene Kräfte wiedergewinnen, körperliche Schädigungen tilgen und sich von seelischen Bedrückungen freimachen will. Das vertrauensvolle, gläubig-selige Sichhin-Geben an die Allmutter bedingt das Unverfälschte. Aber das Unverfälschte, nur dem Ursprung Entströmende ist immer seltener zu finden und, wo es noch in Einsamkeit und Schönheit sich erhalten hat, zu genießen.

Der Mensch mußte seinen natürlichen Gesundborn vor dem Menschen schützen, das kleine Häuflein der bewußten mutigen Retter den Strom der gedankenlosen Zerstörer eindämmen.

So wurde der erste Naturschutz geschaffen! Amerika ging voran. Der bekannte Yellowstone-Nationalpark und Dutzende von anderen, meist besonderen, dem Aussterben oder Verkümmern nahe Seltenheiten schützenden Reservationen legen davon Zeugnis ab.

So ist auch der schweizerische, der Graubündner Naturschutzpark entstanden und dank dem weitausschauenden Unternehmungsgeist und dem zähen, nur aufs ideale Ziel gerichteten Streben seines Schöpfers, Dr. Brunies, zum besten Vorbild für die Anlage ähnlicher Schutzgebiete

Hochgebirgstal im Schweizer Nationalpark. (Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.)

Die Furka-Oberalp-Bahn, der Schienenweg zwischen Graubünden und Wallis. Im Mittelgrund der Rhonegletscher. (Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich.)

Die Mehrzahl aller dem Lande Zustrebenden naht jetzt auf der Bundesbahn. Im Bahnhof der Hauptstadt Chur endigt der Schienenstrang von internationaler Breite. Die kleine Spurweite strahlt aus. Rätische Bahn, Chur-Arosa-Bahn und ab Disentis die stellenweise mit Zahnradbetrieb arbeitende Furka-Oberalp-Bahn, welche die Brücke zum Wallis schlägt und eine neue, von besonders erhabenen Bergschönheiten umschmeichelte Zufahrtsstraße aus der Westschweiz bildet, wetteifern miteinander, Wege zu beglückenden Zielen zu weisen. Das Bahngeäder spinnt sich fast organisch in die Natur ein. Wo es auffallend sichtbar wird, haben seine Konstrukteure bewundernswerte Ideen gefunden, die zweckentsprechendste und zugleich der Natur sich am engsten anpassende Anlage — ja, die dem Auge des Beschauers sie gar erst vollständig erschließende Ausführung zu geben.

Man vergegenwärtige sich, daß allein die Strecke Chur-Thusis-St. Moritz 39 Tunnel mit einer

Kühne Brückenarchitektur der Albulabahn: Die Viadukte über die Felsenkluft bei der Station Solis. (Phot. Wehrli A.-G.)

See- und Strandbad von Klosters, ein Freibad inmitten einer herrlichen Bergwelt. (Phot. S. Berni, Klosters.)

Gesamtlänge von 16000 m aufweist, daß die Lawinenverbauung Muot, die größte und umfangreichste der Schweiz — sie besteht aus Mauern, Terrassen, Verpfählungen, Schneerechen und Aufforstungen und ist bestimmt, die Bahn auf 700 m Länge gegen die Bedrohung von fünf gewaltigen Lawinenzügen zu schützen — ein Gebiet von 56 Hektar umfaßt.

Die Viadukte reden ihre Sprache für sich. Sie leuchten dem Laien gewiß mehr ein als andere nicht weniger geniale technische Baukünste. Die wilden Schluchten überschwingen sie mit einer solchen in sich selbst ruhenden selbstverständlichen Sicherheit, daß sie zugleich den Drang nähren, darüber immer weiter und tiefer in die Wunderwelt ringsum einzudringen.

Die Paßstraßen, längst dem Auto geöffnet, bannen den Verkehr nicht minder auf ihre festen Linien als die elektrisch betriebenen, den Strom aus den gewaltigen Kraftwerken des Landes beziehenden Eisenbahnen. Nachdem die einst so berühmte, von Romantik umwehte Pferdepost so gut wie ausgestorben ist, hat sich der Motor in ungeahnter Weise Bahn gebrochen. Die Straße über den Julier ins Engadin, auf der im Sommer von Chur aus Eilkurse durchgeführt werden, wird von ganzen Karawanen des neuen schlanken und sehr beweglichen Postautotyps bevölkert. Im Winter bedient man sich auf gewissen Hochstraßen des in Skandinavien ebenfalls eingeführten Raupensystems und hat besten Erfolg damit. Welchen Aufschwung der Personentransport auf gewissen Poststrecken genommen hat, erweist beispielsweise die ganzjährig betriebene und sehr beliebte Strecke zwischen St. Moritz-Maloja-Castasegna. Im Jahre 1927 betrug nach den amtlichen Angaben des Kursinspektorats der Oberpostdirektion in Bern die Anzahl der Reisenden 69557, im Jahre 1928 stieg sie auf 97021! —

Wer zunächst Chur, der altehrwürdigen, rebenbekränzten Kantonshauptstadt, einen Besuch abstattet und sie nicht nur als Umsteigeplatz betrachtet, wird hier, im historischen und politischen Herzen des Landes, am besten Gelegenheit finden, sich mit der Eigenart Graubündens und dem Charakter seiner Bewohner vertraut zu machen. Wie der schwere, dunkle, die Sinne nicht gerade beschwingende Veltliner Wein zum Nationalgetränk geworden ist — der pikante, zwischen Chur und Maienfeld gezogene, oft champagnerartig moussierende Landwein ist von anderer Art! — so schätzt man, bei sonst schlichten Ansprüchen an den täglichen Tisch, außer dem be-

Schloß Tarasp im Unterengadin. (Phot. J. Feuerstein.)

An der Ruhestätte Segantinis, des bekannten Engadinmalers: Abend am Friedhof von Maloja. (Phot. Albert Steiner, St. Moritz.)

St. Moritz.
(Phot. Engadin Preß Co., Samaden.)

Chur, die Hauptstadt Graubündens.
(Phot. J. Feuerstein.)

Bergtal bei St. Antönien.

immer mehr in einzelne Täler zurückgedrängt und von immer kleiner werdenden Volkskreisen wirklich beherrscht, infolge seiner nicht mehr organisch verbundem Verbreitungsgebiete auch gesonderte Dialektwege. —

Sicherlich wird das Malerische einer großartigen Natur nicht nur in der Wildheit seines Zerfalls, in den wie von urweltlichen Riesenhänden aufgerissenen Schründen und mit Felsblöcken übertürmten Engpässen gefunden. Vergehen wie Werden bewirken es gleichermaßen. Die jungaufsprossende Halde, der sich vom Lawinenbruch langsam, aber stetig wieder bis zur alten Baumgrenze emporringende Wald, der farbensatte Blütenflor des Berglenzes vermögen das Malerische ebenfalls kraftvoll zur Geltung zu bringen.

Aber der geschichtliche Hauch, der die Natur immer dort umspinnt, wo der Mensch ihr nahegekommen ist und in ihr gewirkt hat, verstärkt dem betrachtenden Auge und dem tastenden Gefühl noch die malerischen Eindrücke. Wenn nun gar, wie in Graubünden, talauf, talab nicht nur über Rhein und Inn, im Prätigau und Bergell, sondern bis in abgelegene Hochtäler hinein die gründurchwucherten und -umrankten Ruinen trutziger Burgen, schimmernder Klöster und Kapellen versunkenen Zeiten nachträumen, werden die Sinne von Stimmungen gebannt, die ihnen seelische Erhebungen verschaffen und den Alltag wahrhaft vergessen lassen.

(Schluß auf Seite 730.)

kannten, an der freien Luft der Hochtäler getrockneten Bindenfleisch und Schinken vor allem jene kräftige, aus bestem, mit Veltliner angesetztem Schweinefleisch bereitete Beinwurst, zu deren Ehren sogar alljährlich der würdige Churer Männerchor ein fröhliches Festessen anberaumt. —

Ein Zeichen für die Kraft ist es, mit der die Natur in gewissen Landschaften an den Menschen herantritt, daß sie in ihm dann ihr Charakteristikum widerspiegelt. Mögen sich Strenge, Ernst und Einsamkeit oder Milde, Lieblichkeit und abwechslungsreiche Vielgestaltigkeit damit verbinden, es bleibt das gleiche. Der Charakter solcher starker Naturbezirke prägt ihren Bewohnern seinen Stempel auf.

„Die Welt ist ruhig und still, und so muß auch der Mann sein, der sie verstehen will", sagt der „Grüne Heinrich", den wir alle kennen.

In den von zackigen Felsriesen umstarrten Gebieten — wie etwa in dem oberen Albulatal — in denen nur die grüne Sohle mit den blitzenden Fäden der Bäche das befreiende Himmelslicht widerstrahlt, wandeln die Menschen ernster und versunkener, gleichsam in ihr eigenes Schicksal vergrübelt, dahin als in den sich nach Süden und Osten mit heiteren Flanken ganz der Sonne hingebenden Tälern, wie es das Engadin, Bergell, Puschlav und das als letzte Verästelung des tirolerischen Vintschgaus anzusprechende Münstertal darstellen. Hier tragen Wind und Echo Lied und Juchzer von den Höhen zu, hier hat das Lachen noch einen Freipaß. Die sprachlichen und mundartlichen Verschiedenheiten in diesem drei amtliche Sprachen anerkennenden kleinen Lande tun einander dabei keinen Eintrag.

Im Bergell und Puschlav spricht und singt man Italienisch, im Val Müstair spricht man Münstertaler, im Engadin Engadiner Romanisch, wobei es in diesem abwechslungsreichen Tal noch erhebliche Abstufungen zwischen Sils und Martinsbruck gibt. Das Rätoromanische, eine echte Tochtersprache des lateinischen Stammes, kein Mixtum compositum aus Italienisch und Französisch, wandelt, vom Deutschen

R. Lipus

In fichtenbewachsenem Bergkessel: Der Caumasee bei Flims mit Badeanstalt. (Phot. Chr. Meißer.)

Am Palügletscher bei Alp Grüm. (Phot. Albert Steiner.)

EIN DORADO DER KÜNSTLER UND LITERATEN IN DER WELTSTADT: DAS ROMANISCHE CAFÉ IN BERLIN

FÜR DIE „ILLUSTRIRTE ZEITUNG“ GEZEICHNET VON RICHARD DUSCHEK

LEBENDE WUNDER-LAMPEN

AQUARELLE VON DR. A. POPOFSKY

Zu dem Beitrag unter „Wissen und Leben“.)

Panzergeißler (Peridineen) und Leuchttierchen (links unten). Stark vergrößert.

Fruchtkörper des Hallimasch, dessen unter der Rinde modernder Baumstümpfe liegendes Pilzfadengeflecht (die weißen Fäden auf dem Baumstumpf links) leuchtet.

Unten: Leuchtender Riesenmuschelkrebs. Zweifach vergrößert.

Leuchtende Wunder der Tiefsee.

Links oben: Schwarzhaie mit Leuchtorgan auf beweglicher „Angel“ am Kopf. — Rechts oben: Großmaulfisch mit Leuchtorgan an der Schwanzspitze. — Mitte links: Tiefseetintenfisch mit Leuchtorganen und Tiefseefische mit rotgrünen Scheinwerfern am Kopf und weißen an den Seiten. — Mitte rechts: Silbersichel mit Reihen von Leuchtorganen am Rumpf. — Darunter: Leuchtqualle und Schwarzbauch. — Unten: Durchscheinender Tiefseefisch Stielauge. Von Viertel- bis dreifacher Größe.

Nebenstehend:

Leuchtkäferchen oder Johanniswurm: Ungeflügeltes Weibchen (links) und Männchen. Etwa dreimal vergrößert.

TELEPATHIE

VON OTTO VIOLAN

Robert saß im Garten seiner Villa, die schon ein Stück außerhalb der eigentlichen Stadt lag, rauchte und las.

Eine langweilige Geschichte, in der er sich mehr gähnend als lesend vorwärtsblätterte. Er hätte es eigentlich amüsanter gefunden, das alberne Buch einfach beiseitezulegen und in die Baumwipfel über seinem Haupte zu starren oder der Bachstelze zuzusehen, die sich irgendwie in den Garten verirrt hatte und nun wippend in den Beeten auf und ab promenierte. Und doch las er, kopfschüttelnd und gähnend.

Bis ihm einfiel: Heute heiratet ja die kleine Hilde Walter!

Er klappte das Buch zu und mußte lächeln.

Das Zusammenschlagen des Buches hatte die Bachstelze, die gerade vor seine Füße gekommen war, sichtlich erschreckt; sie flog auf, landete in einem zierlichen Bogen auf dem Parkgitter und schwirrte von da verwundert ins Freie.

Die kleine Hilde Walter heiratete also heute...

Woher war ihm plötzlich dieser Gedanke gekommen? Er wollte einen Zusammenhang suchen, dann aber schien es ihm gleichgültig. So gleichgültig wie die Tatsache selber, die ihm eben in den Sinn gekommen war. Nun ja, die kleine Hilde heiratete heute...

Gerade um diese Stunde!

Wie genau er das wußte! Als hätte er die kleine Goldschnittanzeige, die er am Morgen bekommen, memoriert.

Dabei hatte er sie kaum gelesen, nur mit einem flüchtigen Blick überflogen, diese auf einen solid harten Karton gedruckte Mitteilung, die für niemand eine Überraschung bilden konnte, der in den Kreisen der Walters und Gierkes verkehrte wie er. Wenn es nämlich im Leben eine todsichere Gewißheit gab, so war es diese Heirat von Hilde Walter und Alfred Gierke, die schon in den Kinderschuhen einander zugesprochen waren, ja, mehr noch: deren Vermählung schon unter den Urgroßvätern eine ausgemachte Sache gewesen sein konnte.

Und das ärgerte ihn eigentlich dabei: diese absolute Gewißheit, mit der Alfred Gierke auf die hübsche Walter zählen konnte. Nicht etwa, weil er sie diesem nicht vergönnte — Gott, wenn es sein Glück ausmachte, so mochte er sie haben — nein, ihn verdroß es, daß die kleine Hilde sein werden sollte wie das Urselbstverständlichste der Welt, wie ein Anzug zum Beispiel, den er sich im Frühjahr anschaffen würde, oder wie das Avancement zum Referendar, das ihm für den nächsten Oktober bevorstand.

Daß Hilde den angehenden Referendar aus der ganzen Tiefe ihrer neunzehnjährigen Seele liebte und an diesem natürlichen Ablauf der Dinge selber nicht den geringsten Anstand nahm, zog er dabei gar nicht in Betracht.

Es ärgerte ihn einfach.

Und von irgendwoher kam ihm plötzlich ein grotesker Einfall: Er sah Hilde, umgeben von einem Tableau gerührter Verwandter, in eine Wolke aus lichter Gaze gehüllt, neben Alfred am Altar. Er hörte die langweilige Rede des Pastors und dann die schicksalsschwere Frage, ob sie, Fräulein Hilde Walter, den ehrlichen Wunsch und Willen hätte, den hier anwesenden Herrn Alfred Gierke... Und darauf klang es ihm ins Ohr — ihr lächelndes, wie selbstverständlich hingeworfenes „Nein!"

Robert schlug sich mit der flachen Hand aufs Knie: „Esel!"

Er wollte wieder nach dem Buch greifen, aber die Zeilen tanzten vor seinen Augen, ballten sich zu einer dichten, schwarzen Masse und wurden Hildes Haare, unter dem zwei dunkle Augen ihn seltsam bedeutungsvoll anlächelten.

Ja — warum dachte er denn diesen Unsinn? Was wollte er denn eigentlich? Lag ihm daran, daß es in Wirklichkeit zu dieser lächerlichen Szene komme, die wie ein Faustschlag in das Gesicht der Walters und Gierkes wirken mußte? Vielleicht gar — seinetwegen? Was war denn diese Hilde Walter für ihn? Ein Fräulein von neunzehn Jahren, nicht hübscher und nicht klüger als Liselotte oder Helene. Und jetzt war sie Gierkes Frau.

Robert zündete sich eine Zigarette an.

Nein, sie war nicht Gierkes Frau. Sie blieb Hilde Walter, nach der er sich, aus purer Laune, im Augenblick sehnte, die er jetzt bei sich haben wollte, in seinem grünen Zimmer, um ihr irgend etwas unendlich Zärtliches ins Ohr zu sagen. Mit der er den Abend in der Oper verbracht haben würde oder in einem Ringrestaurant, irgendwo, wo es Hilde gefiel...

In einer halben Stunde, wenn sie dieses ominöse „Ja" gesprochen haben würde, dann mochte sie schon Gierkes Frau sein. Er würde dann für sie nichts weiter empfinden als das halbe Interesse, das ihm jede schöne Frau abnötigte. Was sie ihm bedeuten konnte, das war sie nur bis zu diesem Augenblick, nur in der winzigen Spanne Zeit, in der sie noch über sich entscheiden konnte — oder d a n n, wenn sie ihren erstarrenden Verwandten dieses kapriziöse „Nein" an den Kopf geschleudert hatte, um ihnen den schönen Rücken zu kehren, eine Droschke zu nehmen und ihn, Robert, aufzusuchen.

Er lächelte.

Ob einer Hilde Walter wohl je im Leben ein solcher Einfall kommen könnte? Ihr Glück an Gierkes Seite aufzugeben — und ihn, ausgerechnet ihn, aufzusuchen. Lächerlich! Eher endete das langweilige Vorstadtgeschichtchen, das er da zu lesen begonnen hatte, mit einem grotesken Sprung ins Amoralische.

Nein, einen solchen Einfall würde sie bestimmt nicht haben. Es wäre denn...

Robert nahm sich nun ernstlich vor, in seinem Buche weiterzulesen. Oder in sein Zimmer zu gehen — trotz der zwei Treppen, die ihn der Weg kostete — um sich dort vom Bücherbord etwas Vernünftigeres zu holen.

Es wäre denn, daß e r sie auf diesen Gedanken brächte!

Robert stand auf. So ging die Sache nicht weiter. Er mußte sich eine Lektüre suchen, die ihn über diese fatale Stunde hinweghalf. Während er sich aber erhob, ging es ihm durch den Kopf: „Telepathie!"

Nachdenklich schritt er über den feinen Kies des Parkweges auf die Freitreppe zu.

Telepathie! Er verkniff die Lippen.

Wenn er jetzt mit der ganzen Kraft seines Denkens...

Robert spuckte in weitem Bogen aus. Es galt dies sowohl der Absurdität als auch der Geschmacklosigkeit dieses Einfalls.

In seinem Zimmer ging er mechanisch zum Bücherschrank. Ohne zu wissen, was er suchte, griff er hinein, und dabei grübelte er: wenn er jetzt unaufhörlich nur den e i n e n Wunsch in sich formen würde, Hilde h i e r, in seinem Zimmer, zu sehen, heute noch... wenn er an n i c h t s als nur daran denken würde, nichts fühlte und nichts begehrte als nur sie...

Das Buch entglitt seiner Hand. Robert stand vor dem Bücherschrank, die Beine gespreizt und den Kopf gesenkt, und empfand nur das e i n e: Hildes Nähe. Und dachte an nichts als daran, daß er sie liebe und sie in dieser Stunde noch die Schwelle seines grünen Zimmers überschreiten müsse.

Endlich löste sich der Bann, der um seine Stirn gelegt schien. Er hob lächelnd das Buch auf und stellte es in die Reihe zurück. Ging in den Vorraum, um hier das Licht anzudrehen, und traf sodann Anordnungen für ein intimes Nachtmahl zu zweien. Er bestellte es für Schlag sieben Uhr. Es war ihm nämlich eingefallen, daß Hilde von der Kirche weg doch erst in ihre Wohnung fahren müsse, um dort die Kleidung zu wechseln.

Und merkwürdig: was ihm vor wenigen Minuten noch als unsinnig vorgekommen war, erfüllte ihn jetzt mit Gewißheit. Beinahe war es ihm nun, als hätte er alles mit ihr verabredet...

Robert stieß, während er im Zimmer erregt auf und nieder schritt, gegen eine Vase. Sie fiel, ein Opfer seiner Nachdenklichkeit, und zerschellte zu seinen Füßen. Robert las vergnügt die Scherben vom Boden. War es doch ein Stück aus Delfter Porzellan, wie es Hilde nicht leiden mochte, anspruchsvoll, geschmacklos. Sie sollte Hilde nicht unangenehm berühren, wenn sie in diesen Raum trat, wie sie überhaupt hier nichts stören, nichts sich ihr aufdrängen sollte. Der Salon mußte ganz nach ihrem Geschmack sein.

Ihr Geschmack? Robert hätte es nie der Mühe wert gehalten, ihn zu ergründen. Jetzt aber kannte er ihn mit einem Male, wußte alle ihre Vorlieben und Abneigungen, begriff, was sie in diesem Zimmer entzücken konnte, und was sie abstoßen mußte. Und in diesem Raum gab es mehr als ein Ding, vor dem sie schaudern würde. Vor allem diese Bücher, diese ringsum gestapelten Folianten und Mappen. Und Beethovens Totenmaske an der Wand hinter dem Schreibtisch.

Die Zeit von sechs bis sieben, die ihm noch zur Verfügung stand, benutzte Robert dazu, seine Bibliothek aus dem grünen Salon ins Badezimmer zu räumen. Um später mit der Toilette keine Zeit zu versäumen, hatte er sich gleich den Smoking angezogen und darüber eine grüne Schürze gebunden.

Schlag sieben Uhr lag der Raum da, wie ihn Hildes Phantasie nur erträumen konnte. Robert hatte ein wahres Capua der Geister geschaffen, ein von diskreten Wohlgerüchen durchwehtes Milieu, eine Umwelt, die man mehr fühlte als sah, die sich dem, der hierher seine Zuflucht nehmen wollte, wie schmeichelnde Wärme mitteilte.

Schlag sieben wurde von der Straße her geschellt.

Robert fühlte den Schlag seines Herzens bis in den weißen Halskragen. Er hatte seit einer Stunde an nichts anderes mehr gedacht als daran, daß sie kommen würde, und fühlte sich nun doch beengt, erregt, beklommen.

Im Vorraum legte eine Frau ihr leise rauschendes Cape ab. Robert hörte das Knistern eines Kleides und ein paar beschwichtigende Worte an seine bestürzte Haushälterin. Dann öffnete sich die Tür, und im Zimmer stand — Helene.

Bei der Begrüßungskaskade, die von ihren Lippen stürzte, fand Robert Zeit, zu zwei Dritteln wieder Herr seiner selbst zu werden.

Nach den ersten siebenhundert Entschuldigungsphrasen wegen des Ungewöhnlichen ihres Besuchs kam sie auf die eigentliche Ursache ihres Hierseins zu sprechen. Etwas Ungeheuerliches war geschehen, das sie ihm unter allen Umständen habe mitteilen müssen. Etwas Unerhörtes, Überhauptnochnichtdagewesenes. Hilde Walter, von deren Trauung sie eben (eben?) komme — sie bitte um die Erlaubnis, sich setzen zu dürfen — Hilde Walter, die doch Alfred Gierke heute hätte heiraten sollen — „danke für den Stuhl" — hätte auf die Frage des Priesters mit einem — N e i n geantwortet.

Robert verlor alle Farbe aus dem Gesicht.

Hatte auf die Frage des Priesters mit einem Nein geantwortet und war nach der Trauung — Helene lächelte — vielmehr nach der nicht erfolgten Trauung direkt zu ihm, dem anderen — dem Maler Bohnenkamp gefahren. Hilde Walter, diese Duckmäuserin!

Robert erwiderte nichts. Was hätte er auch darauf antworten sollen. Müde lächelnd führte er Helene zu Tisch. Da wurde sie es gewahr, daß für zwei Personen gedeckt war.

„Oh — Sie erwarten Besuch?"

„Bitte, bleiben Sie!" kam es tonlos von Roberts Lippen.

„Ich?" Helene bot alle Geister der Schalkheit zu diesem wie unschlüssig hingeworfenen „Ich" auf. Sah sich im Raume um und flüsterte, als spräche sie zu sich selbst: „Es ist, als wäre das alles ein Traum — m e i n Traum ... dieses diskrete, heimelige Zimmer!" Mit ganz, ganz schwach gewordenem Widerstand wies sie noch einmal auf die zwei Kuverts.

Da erhob sich Robert. Er stand dicht neben ihr, und sie spürte seinen erregten Atem.

„Ich habe S i e erwartet, Helene ... Ich wußte, daß Sie kommen würden."

Helene fand keine Erwiderung. Alles an ihr war Taumel, Verlorensein ... Und als ob ein Teufel der Bosheit hinter ihr stünde und ihr diese Szene soufflierte, wandte sie sich jetzt mit großen, fassungslos auf ihn gerichteten Augen an Robert und murmelte:

„Sie sind ja ... ein ... Telepath ... Robert!"

Der Brief in Fortsetzungen

Von Wilhelm Lichtenberg

Ich wäre längst nicht mehr im Café gewesen, wenn mich das kleine Fräulein da drüben nicht so interessiert hätte. Es war zuerst — wie soll ich es sagen? — ein Berufsinteresse, das mich festhielt. Denn diese reizende Kleine, mit dem etwas in Unordnung geratenen Wuschelhaar, den nervösen Bewegungen und dem starren Blick zur Drehtür, war ein Studienobjekt. Angst, Erwartung, Hoffnung, Niedergeschlagenheit — alles konnte man an dem Mädel ganz genau studieren. Sagen wir — eine mimische Studie für einen Filmschauspieler. Aber auch ein Schriftsteller konnte allerhand lernen.

Die Kleine erwartete jemand. Wen? Eine Freundin? Einen — Freund? Selbstverständlich einen Freund. So viel Erwartung, diese Angst legt man nur in Blicke, die nach dem Liebsten ausspähen.

Eine Stunde war so vergangen. Die Kleine blieb noch immer allein. Und jetzt drückte ihr schmales, blasses, verstörtes Gesichtchen überhaupt nur noch Niedergeschlagenheit aus. Hoffnung, Erwartung, ja selbst die Angst hatten einer völligen Resignation Platz gemacht. Eine Weile überlegte sie, den Kopf in die Hand gestützt. Es war übrigens ein entzückender Anblick; und ein Maler hätte sie ganz bestimmt für eine sehr feine Studie — sagen wir „Trauerndes Mädchen" — skizziert. Ich bin kein Maler. Was blieb mir also übrig? Ich beschloß, sie anzusprechen. Irgendwie drängte mein künstlerischer Sinn danach, das Mädchen festzuhalten. Ehe ich aber noch vom Entschluß zur Ausführung übergehen konnte, hatte sie den Kellner herangewinkt und bestellte etwas. Noch eine Schokolade? Oh, es hätte meine Impression vom „Trauernden Mädchen" empfindlich gestört.

Nein, es war, gottlob! keine Schokolade. Der Kellner brachte eine Löschblattunterlage, Briefpapier, Tinte und Feder. Aha, also ein Brief. Der Brief an den treulosen Geliebten ... Wie romantisch, das alles beobachten zu können!

Und dann schrieb sie, das kleine Ding. Das Köpfchen beugte sie ganz tief aufs Papier, die Feder tauchte sie mit tieftragischer Geste ins Tintenfaß, im Trauermarschtempo erschienen die großen Buchstaben auf dem Papier. Ein paar Zeilen schrieb sie nur; dann setzte sie ab, kaute am Federhalter und sah verträumt in die rauchgeschwängerte Kaffeehausluft. Jetzt, dachte ich! Und erhob mich von meinem Platz, um zu ihr hinüberzugelangen. Was tut man in solchen Fällen am besten? Man greift nach einer dort liegenden Zeitung. „Sie gestatten, gnädiges Fräulein?" — „Oh, bitte", seufzte sie und ließ ihren todtraurigen Blick auf mir ruhen. Dieser Blick ermunterte mich: „Ich sehe, gnädiges Fräulein warten? Leider vergeblich?" — Sie antwortete nicht. Scheinbar ein gutes, ein braves Mädchen. Man mußte also unverschämter sein. Und plötzlich saß ich an ihrem Tisch, stellte mich kurz vor und begann ein Gespräch:

„Man soll nie auf Männer warten, gnädiges Fräulein. Männer kommen entweder um eine Stunde zu früh oder — gar nicht ... Männer sind schon so."

Und da antwortete sie doch: „Sie können recht haben", sagte sie. Aber dann fuhr sie entsetzt zurück, weil sie scheinbar das getan hatte, was ein gutes, braves Mädchen niemals tun darf. Mir genügte diese eine Antwort: „Wie ich sehe, schreiben Sie ihm?" — Wahrscheinlich dachte sie: Wenn ich diesem zudringlichen, unverschämten Menschen schon einmal geantwortet habe, dann liegt kein Grund vor, nicht auch weiter mit ihm zu reden. Und gar nicht unliebenswürdig sagte sie: „Ja. Sie haben recht. Was bleibt mir auch anderes übrig? Sehen werde ich ihn wahrscheinlich niemals mehr."

„Und ich fühle, wie Sie das schmerzt", meinte ich schnell. „Denn Sie scheinen ein tiefes Gemüt zu sein."

Sie nickte bekümmert: „O ja. Das bin ich. Das tiefe Gemüt ist eigentlich das Schönste an mir. Nicht alle Mädchen haben ein tiefes Gemüt. Und Sie sehen — trotzdem kommt er nicht. Was hat man also vom tiefen Gemüt? Gar nichts. Ich werde mir das Gemüt abgewöhnen müssen."

„Das tun Sie um's Himmels willen nicht, mein liebes Fräulein!" bat ich sie. „Denn es gibt Männer, die überhaupt nur für tiefes Gemüt schwärmen. Ich zum Beispiel bin so ein Mann." — Sie blickte mich forschend an, und es schien mir, als wäre dieser Blick jetzt nicht mehr so todtraurig und hoffnungslos. Aber sie sagte nichts. Nach einer Pause fragte ich dann behutsam: „Sie schreiben ihm wohl einen sehr geharnischten Brief?" — „Geharnischt? Nein. Das läßt mein Gemüt nicht zu." Und dann schob sie mir den Brief hin: „Aber, bitte, lesen Sie, wenn es Sie interessiert. Es ist zwar erst der Anfang ..." — „Wenn es gestattet ist ..."

Und las: „Herzliebster Alex! Dein heutiges Fernbleiben sagt mir alles. Es ist also aus zwischen uns. Bitte, ich kann Dich nicht zwingen. So was tut ein Mädchen nicht. Alles, nur keinen Mann zwingen. Denn man muß eine Ehre im Leibe haben. Und ich habe einen. Gut, werde glücklich, mein herzlieber Alex. Wenn es sein muß, mit einer anderen. Ich kann nicht mehr glücklich werden. Denn für mich, herzlieber Alex, gibt es leider keinen anderen. Dazu bin ich eine zu tiefe Natur. Was mit mir wird? Kümmere Dich nicht darum. Wahrscheinlich werde ich sterben. Denn ein Leben ohne Dich ist kein Leben mehr ..."

Hier brach der Brief ab. Ich sah die Kleine mitleidig an und streichelte — wahrscheinlich in einem aufsteigenden väterlichen Gefühl — ihre Hand. Sie ließ es geschehen. Und lächelte sogar. Ich lächelte auch, und es war eigentlich ein sehr reizender Augenblick, wie wir uns so anlächelten und das erste Zeichen eines aufkeimenden Einverständnisses tauschten.

Plötzlich griff sie nach ihrem Brief und erinnerte sich: „Aber, bitte — stören Sie mich nicht. Ich muß ja weiterschreiben." — Ich entschuldigte mich kurz, und sie begann zu schreiben. Diesmal schon etwas flotter, den Kopf nicht mehr so tief aufs Papier gebeugt. Mitten im Schreiben sah sie mich an und lächelte wieder. „Wollen Sie weiterlesen?" fragte sie dann. — „Aber natürlich", sagte ich schnell. „Ich interessiere mich ja für alles, was Sie betrifft."

Ich las die Fortsetzung: „Nein, mein lieber Alex, man soll keinen Mann zwingen, eine Liebe zu lieben, die keine Liebe mehr ist. Was in Gottes Rat bestimmt ist, ist halt bestimmt. Und sterben werde ich schon nicht daran. Denn das Sterben ist bekanntlich das Allerletzte. Und Du mußt Dir auch keinen Zwang antun. Nicht einmal ein Gewissen mußt Du Dir machen. Wozu auch? Es sind schon Hausherren gestorben. Warum nicht auch einmal eine Liebe?"

Ich hatte gelesen, und sie blickte mich an: „Habe ich recht?" — „Freilich haben Sie recht. Ganz recht haben Sie. Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem gesunden Menschenverstand." — „Ja, den habe ich", sagte sie stolz. „Ein tiefes Gemüt und einen gesunden Menschen-

ZIGEUNER

ZWEI GEMÄLDE
VON
ERNST NEUSCHUL

MIT GENEHMIGUNG VON
NEUMANN & NIERENDORF, BERLIN

verstand." Und dann schwieg sie erwartungsvoll. Ich benutzte die Pause: „Wissen Sie was, mein liebes Kind, jetzt gehen wir. Wenn es Ihnen recht ist, machen wir uns einen sehr vergnügten Abend." — „O ja, bitte", sagte sie freudigst und nickte mir glücklich zu: „Aber den Brief muß ich ja noch zu Ende schreiben." — „Freilich. Den Brief müssen Sie noch zu Ende schreiben."

Sie schrieb. Jetzt flog der Federstiel übers Papier, hastig kritzelte sie die paar Zeilen herunter. Kaum, daß sie beachtete, was sie schrieb. Mit energischen Zügen setzte sie dann die Unterschrift hin. Trocknete am Löschblatt ab und sprach ein kurzes, abschließendes: „So." — Dann fragte sie lachend: „Wollen Sie noch lesen, was zum Schluß steht? Oder wissen Sie was? Noch besser! Ich lese es Ihnen vor."

Und sie las triumphierend: „Deshalb bilden Sie sich nicht ein, mein Herr, daß Sie der einzige Mann in Gottes Schöpfung sind, den man liebhaben kann. O nein! Es gibt noch sehr viele. Und ein Mädchen wie ich ist niemals um Ersatz verlegen. Vielleicht ist es sogar ganz gut so. Denn ein altes Sprichwort sagt: Es kommt immer was Besseres nach. Und so nehme ich Ihr freundliches Nichterscheinen hiermit zur Kenntnis und begrüße Sie in aller Hochachtung Ihre ergebene Mizzi Hochlader."

Dann sah sie mich unsicher an und fragte: „Glauben Sie, kann ich diesen Brief abschicken?"

„Den können Sie unbedingt abschicken."

„Wird er ihm imponieren?"

„Er wird ihm bestimmt imponieren."

Sie klebte das Kuvert zu und schrieb die Adresse.

Dann zahlten wir und gingen.

IN DER KASCHEMME

Gestaltwandel der Frau

MODERNE FRAUENTYPEN

Von Werner Suhr

Die individuelle, betont männliche Frau. Schriftstellerin Else Otten. (Phot. Becker & Maaß.)

Also, jetzt ist es wieder modern, Dame zu sein und individuell zu sein oder doch wenigstens so zu erscheinen. Diese Wandlung kam etwas plötzlich. Der Mann hatte sich gerade an seine neue Kameradin in dem immer kürzeren Röckchen und mit den burschikosen Manieren gewöhnt. Nun muß er sich wieder umstellen. Und verbindlich lächelnd stellt er sich auf eine schwierigere Kavalierperspektive ein. „Ich küsse Ihre Hand, Madame“ . . .

Die Frau, nach der man sich sehnt — das ist die Frau des Augenblicks. Das ist immer die Frau der Zeit, ihr vollkommenster Typ.

Jede Zeit träumt von ihrem Ideal. In jeder Zeit gibt es ein anderes Ideal. Jedes scheint in seiner Art vollendet und vor allem in ganz bestimmter Wechselbeziehung zu den besonderen Elementen der betreffenden Epoche. Bei der Frau ist das an der sich ändernden Linie erkennbar; manchmal ist ihre Bewegung sehr preziös, wenig später sportlich und wach und dann vielleicht wieder eher weich und knabenhaft. Es gibt hier viele Linien und Zwischenlinien.

Der Zeitgeschmack ist ungalant, rücksichtslos. Er krönt plötzlich die heute Übersehenen und setzt morgen wieder die gerade Triumphierenden ab. Man war auf einmal des Girltums müde. Wodurch entstand der Wandel? Rein oberflächlich hat ihn die neuerungssüchtige, variationsfreudige Mode bewirkt. Aber schließlich werden die nunmehr wieder längeren Kleider, die dekorativen Stile allein nicht den Typus eines anderen Menschen gestalten. Und man (der Mann) fühlt es doch: dieser Gestaltwandel ist nicht nur äußerlich, er war innerlich bedingt und wirkt sich auch ganz im Persönlichen aus. Jener enthusiastisch begrüßte Schlager ist zwar nur ein Symptom, doch eins, das viel verrät . . . Jedenfalls steckt die Seele der Frau nicht nur in ihrem — Kleid. Eine so gute Schauspielerin ist die Frau nicht, daß sie sich selber mit jeder Mode, dem Signal entsprechend, von Grund auf ändern könnte. Der neue Zug entstand aus einem allgemeinen Wandlungsprozeß und aus der besonderen Sehnsucht der Frau nach weiblichen Elementen; die Frau verlangte nach einem Äquivalent für die Härten und Nüchternheiten ihres Berufs, nach einer Reaktion gegen ihre überwundene Entgleisung in allzu betonte „Männlichkeit“. Diese Mode ist durch — Liebe und durch Eigenliebe bedingt. Das Gesicht des Girls war zu fad, nicht ausdrucksvoll und nicht lebendig genug. Der temperamentvolle und eigenwillige Charakter der modernen Frau protestiert gegen Maske und Uniform. Schließlich wünscht sie eine Kultur der Persönlichkeit.

Aus solcher Erkenntnis heraus werden die einzelnen Temperamente und ihre Formen bejaht. Für Hollywooder Schönheitskinder ist jetzt keine Konjunktur.

Das weiblich zarte, durchgeistigte Gesicht. Die Tänzerin Ursula Falke. (Phot. Atelier Robertson.)

Die Sensitive. Die Schauspielerin Gerda Torenburg. (Phot. Atelier Robertson.)

Die „Expressive“. Die Tänzerin und Schauspielerin Valeska Gert. (Phot. Atelier Jacobi.)

Das neckische Lachen der angeblich Naiven wird durch den oft herben Ausdruck der modernen, erkenntnishungrigen, wirklich mitlebenden und mitschaffenden Frau verdrängt.

Es gibt Fliegerinnen, die trotz kühner Abenteuer und Rekorde nicht den lächerlichen Dünkel der einstigen „Emanzipierten" haben. Heute am Steuer als Pilotin, treten sie morgen auf dem Parkett als preziöse Dame in die Erscheinung. Mit Monokel vielleicht, doch das ist Übermut, nicht Ehrensache.

Sensitive haben Erfolg. Nicht nur in Romanen moderner Autoren. Sie tragen das Haar länger, in weich wallenden Locken. Ein persönlicher Ausdruck des Wissens und der Reife verhindert, daß dadurch die Gesamterscheinung süßlich wirkt. Man unterstreicht und betont — auch mit künstlichen Mitteln — die naturgegebene Note seines Gesichts. Leidenschaft und Strenge, Intellektuelles oder Knabenhaftes. In dieser reichen Szene ist die Kameradin, der moderne, an Jahren meist jüngste Typ, keineswegs ausgeschaltet. Und jede Erscheinung hat Zukunft und Möglichkeiten, vorausgesetzt, daß sie echt ist und den wahren Ausdruck ihres Wesens behält!

Die Frau als Kameradin. Die Fliegerin Antonie Straßmann, Tochter des Berliner Frauenarztes Prof. Paul Straßmann. (Phot. Becker & Maaß.)

Oben rechts: Die Dame. Herber, doch nuancierter Ausdruck: Die Schauspielerin Margit Barnay. (Phot. Atelier Jacobi.)
Links: Die Kapriziöse. Die Schauspielerin Schifra-Owséjewa. (Phot. Atel. Robertson.)

Die „Jungenhafte" der neuen Generation. Die Schauspielerin Pamela Wedekind, Frank Wedekinds Tochter. (Phot. Becker & Maaß.)

Die Preziöse. Mlle. de K. (Phot. Atelier Robertson.)

Die Geburt der Erzstatue

DER BILDGUSS IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART

Der Ostgotenkönig Theoderich. Erzstatue von Peter Vischer in der Franziskanerhofkirche zu Innsbruck.

Obwohl uns bekannt ist, daß unsere ältesten Kulturvölker von jeher bestrebt waren, durch Formgebung aus Metallen Gebilde zu fertigen, wie uns solche aus der ältesten geschichtlichen Zeit erhalten geblieben sind, so wissen wir doch nicht, welchem Volke wir den Ursprung des Bildgusses verdanken, der sogar weit in die frühesten vorchristlichen Zeiten zurückreicht. Die erste Kunde über Herstellung von Erz und Bronze finden wir im 1. Buch Mosis (4. Kap.), wo Thubal Kain, der Sohn der Zilla, als Meister in allerlei Erz und Eisenwerk genannt wird, der nach jüdischer Zeitrechnung vor etwa 5000 Jahren gelebt hat. Ferner ist uns bekannt, und zwar nicht nur durch Überlieferung, sondern auch zum Teil durch erhaltene Werke, daß bereits die alten Assyrer, Chinesen, Babylonier, Juden, Ägypter, Perser sich mit der Herstellung von Bildguß abgaben. Seine erste hohe Blütezeit erlangte der Bildguß um das Jahr 1000 v. Chr. unter König Hirom von Tyros, der sogar seine des Bildgusses kundigen Leute dem König Salomon zur Verfügung stellte. Bei all diesen Werken handelt es sich vornehmlich um Bronzeguß; Eisenguß dürfte diesen Völkern nicht bekannt gewesen sein. Dagegen kannten die Chinesen bereits um das Jahr 700 v. Chr. die Kunst des Eisengießens; Zeuge ihrer Eisenkunst ist eine 13 m hohe gußeiserne Pagode aus jener Zeit. Das heute noch von uns für Kunstguß vielfach angewendete Wachsausschmelzverfahren war schon 600 Jahre v. Chr. den alten Griechen bekannt, die zu jener Zeit wohl das Vollendetste im Kunstguß geleistet haben. Sie und die Etrusker, deren Gießkunst bereits um das Jahr 1000 v. Chr. hochentwickelt war, entfalteten dann im alten Rom den Bildguß zur höchsten Blüte; es sei nur an die Standbilder des Mark Aurel, des Septimus Severus und an die Gruppe der Ringkämpfer erinnert.

Erst nach der Völkerwanderung fand der Bildguß auch in den nördlicheren Ländern weite Verbreitung; Papst Leo I. und Kaiser Justinian waren eifrige Förderer des Kunstbildgusses. Den Ursprung unseres heimischen Bronzegusses verdanken wir Kaiser Karl dem Großen, der in Aachen eine Gießhütte, wohl die erste in Deutschland, errichten ließ. Die Gießkunst gelangte in Deutschland bald zu hoher Blüte; im früheren und hohen deutschen Mittelalter besaßen die Bischofssitze ihre eigenen Gießhütten, so z. B. Mainz, Augsburg und Hildesheim. Die Bronzetür des Mainzer Doms stammt aus dem Jahr 988 und die des Augsburger und des Hildesheimer Doms etwa aus dem Jahre 1000. Bischof Bernward ließ im Jahr 1022 in Hildesheim die Bernwardssäule gießen. Aus der Hildesheimer Gießhütte sind aus jener Zeit noch hervorgegangen: das Löwendenkmal vor der Welfenburg Dankwarderode in Braunschweig und das Taufbecken im Hildesheimer Dom. Nicht weniger berühmt sind auch die Erzeugnisse der Magdeburger Gießhütte um die Mitte des 12. Jahrhunderts, die sogar in ferne Gegenden versandt wurden, so das Portal für die Sophienkirche zu Nowgorod und für den Dom zu Gnesen.

Im 14. Jahrhundert waren es die Venezianer, die Hervorragendes im Kunstguß leisteten, z. B. die Bronzetüren des Baptisteriums zu Florenz, von An-

Feinarbeit an einem Figurenteil: Der Erzbildner beim Ziselieren. Die im einzelnen gegossenen Teile der Figur werden nach dieser Verfeinerungsarbeit zusammengesetzt.

In der Bildgießerei: Anfertigen des Gipsmodells.

In der Modellierwerkstatt.

dreas Pisano und Lorenzo Ghiberti geschaffen. All die Kunstwerke, die von ihnen und anderen Erzgießern bis in das 17. Jahrhundert hervorgegangen sind, aufzuführen, würde zu weit gehen.

Der deutsche Kunstguß entwickelte sich immer mehr und gelangte im 16. Jahrhundert zu hoher Blüte. In Nürnberg schuf Hervorragendes Peter Vischer, in Augsburg Hubert Gerhard sowie A. de Vries, in München Hans Krumper und Candido, in Forchheim Kopp und in Innsbruck Reinhardt. Als bedeutende Werke jener Zeit seien genannt: das Sebaldusgrab in Nürnberg, die Rittergestalten um das Grabdenkmal Kaiser Maximilians in der Franziskanerhofkirche zu Innsbruck, das Grabmal des Erzbischofs Ernst im Dom zu Magdeburg.

Erst mit der Erfindung des Schießpulvers wurde in Deutschland der Eisenguß heimisch. Zunächst wurden Geschützkugeln gegossen, doch bald erzeugte man auch Handelsware aus Eisenguß, wie Herde, Öfen, Töpfe, Platten und noch so manches mehr. Man erlangte auch im Eisenguß bald eine große Kunstfertigkeit, wie die Erzeugnisse der Harzer Kunstgußwerke beweisen. Eigentümlich ist, daß gerade die Erzeugung des Eisenkunstgusses mit wenigen Ausnahmen auf Deutschland beschränkt blieb. Wohl wurden auch um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Frankreich schon ganz feine Eisenkunstgüsse, wie Medaillen zu Deckeln für Tabakdosen, hergestellt, doch fand der Eisenkunstguß damals noch wenig Anerkennung. Das Lauchhammerwerk des Grafen v. Einsiedel nahm im Jahre 1784 den Kunsteisenguß wieder auf und brachte als ersten Guß eine Nachbildung der Bacchantin; dies war sozusagen der Anfang des Eisenkunstgusses in Deutschland. Der Weltkrieg und sein Ausgang hat für den Eisenguß einen Umschwung und Aufschwung gebracht, und dieser erhielt wieder in der Kunst einen würdigen Platz, zumal da das ganze Bestreben dahin geht, keine Massenherstellung von einzelnen Stücken zu betreiben, wodurch natürlich der Eisenkunstguß außerordentlich an Gediegenheit und Wert gewinnt.

R. W. Müller,
Reg.-Baumeister a. D.

Ausgießen des flüssigen Erzes in die Formen der Figuren.

Die Technik des Kunstgusses: Das seit 1784 geübte Sandverfahren.

1 Das feste Gipsmodell wird formgerecht zerlegt. Dann wird eine etwa 4 cm starke Formsandschicht stückweise aufgetragen. 2 Die Kernstücke werden mit dem Gipsmantel umgeben. Man erhält nun in zwei Arbeitsgängen eine obere (äußere) und eine untere (innere) Formschale. 3 Nach Abnahme des Gipsmantels werden die Kernstücke in denselben mit Kerneisen verankert. 4 Festes Ausfüllen des Hohlraumes mit Formsand. Dadurch entsteht ein Kern, der die genaue Form des Modells hat. 5 Um den Platz für das Gießmetall zu erhalten, wird vom Kern so viel abgeschabt, als der Guß stark sein soll. — Nach dem Trocknen der Form und des Kernes erfolgt Zusammenstellen und festes Verankern des Modells, das nun zum Guß fertig ist.

Die Leute von Nossimena

Eine Erzählung aus Madagaskar von Max Mezger

(2. Fortsetzung.)

Das Safymananga-Dorf Vohitraomby — das heißt der Ochsenberg — lag auf einem sanften Abhang und bestand aus wenigen Häusern. Es war ein richtiges Hirtendorf, mitten im Weideland, das dort oben selbst in der Trockenzeit grünes und saftiges Gras bewahrte. Bevor die Gewitter und die Regenzeit einsetzten, und wenn die tiefer gelegenen Grasplätze noch braunverbrannt waren, sammelten sich immer mehr Herden auf den Alpenweiden um Vohitraomby. Seit Generationen wohnte dort dieselbe Hirtenfamilie, die ihren Stolz darein setzte, die mageren Tiere, die sie empfing, als wohlgerundete Prachtexemplare mit fettgepolsterten Höckern — den Vorratskammern der Zebus — und seidenglänzenden Fellen wieder abzuliefern. Dafür durften die Hirten so viele Tiere zurückbehalten, als sie zur Bearbeitung ihrer Reisfelder brauchten, die sie mittels eines genialen Bewässerungssystems terrassenförmig übereinander anzulegen verstanden.

So lebten sie sorglos und friedlich mitten zwischen den Herden. Auf den Dächern ihrer schindelgedeckten Holzhäuser lagen runde Steine, damit der Bergwind die Schindeln nicht wegblies. Es war wenig Unterschied zwischen diesen Häusern und unseren Alpenhütten, und hinter den braunen Stirnen ihrer Besitzer wohnten hier wie dort dieselben schlichten Gedanken.

Nordische Maler schildern das Paradies als einen Palmenhain, in dem Löwen und Tiger, Elefanten und Gazellen zwischen Menschen und Engeln spazierengehen und Gottvater mit erhobenem Finger für Ordnung sorgt.

Wenn es madagassische Maler gäbe, würden sie als Paradies die Halden von Vohitraomby schildern mit der ganzen Pracht der braun und weiß, silbergrau und rot, schwarz und gelb gefleckten Zebuherden. Die feuchten Mäuler mahlen behaglich, die sanften Augen blinzeln in die Sonne, und die weitgeschweiften, spitzen Hörner zeichnen eine Lyra in den blauen Himmel. Es gibt keinen tieferen Frieden zwischen Menschen und Tieren als hier, wo kleine schneeweiße Reiher in leuchtenden Wolken die Zebus umflattern und sich auf ihrem Rücken niederlassen, um sie von der letzten Beeinträchtigung ihrer Seligkeit, den Parasiten, zu befreien. Ra Faralahy, der Vater und Hüter, brauchte nicht einmal einen Finger zu erheben. Ein leiser Schnalzlaut genügte, dann folgte ihm die ganze Gesellschaft einträchtig zu den Futtertrögen, in denen zerschnittene Maniokwurzeln die Stelle himmlischen Mannas vertraten.

Es führte nur ein schmaler Weg zu diesem Ochsenparadies, der leicht zu übersehen war. Im Rücken war es von unwegsamen Felsen und der Schlucht geschützt, in der nur der Bach einen Weg zu finden wußte — ein Mensch war noch niemals von dort gekommen.

Die Herden nächtigten uneingefriedet im Freien, und Faralahy und seine Familie hörten ihr Brummen im Traum. Der Weg von unten führte mitten durch das kleine Dorf.

Am Abend saß die ganze Familie auf Matten um das Herdfeuer in Faralahys Haus. Die beiden erwachsenen Söhne waren mit einem Trupp Ochsen unterwegs, die ihrem Besitzer zur Reisfeldarbeit wieder abgeliefert werden sollten. Sie konnten erst am Abend des nächsten Tages zurück sein. Kinder und Frauen schnitten Maniokwurzeln für den nächsten Tag zurecht, und Faralahy schliff mit einem Stein eine weiße Muschelschale rund, die auf der Stirn seines jüngsten Sohnes als Amulett prangen sollte. Als Hausgeist saß ein grauer Katzenmaki auf dem Dachbalken und mischte sich hier und da mit einem leisen, zärtlichen Blöken in die Unterhaltung. Sie drehte sich in jenen Tagen in allen Hütten der weiten Runde um das gleiche Thema: den Besuch des Kommissars in Nossimena. Ob es Freund oder Feind betraf, Nachrichten verbreiteten sich stets mit staunenswerter Schnelligkeit und wurden ihrer Seltenheit wegen mit zebuartigem Behagen wiedergekäut. Eine der Töchter war im nächsten Dorf gewesen und hatte alles erfahren.

Nun stritt man sich um die Zahl der Ochsen, die er mitgenommen hatte, und kommentierte mit ein wenig heuchlerischer Entrüstung die ungeheure Menge Zuckerrohrschnaps, die bei dieser Gelegenheit in die Magen der Rabehavana geflossen sein sollte.

Schließlich begann Faralahy zu gähnen und räumte seine Muschel weg. Die anderen schoben die Maniokschnitzel auf einen Haufen in der Ecke zusammen und trollten sich, außer Faralahys Frau und kleinem Sohn, zum Schlafen in ihre Hütten.

„Tanandriamanitra anereo — veloma anareo — Der gute Geist behüte euch — schlaft wohl", klang es noch vielfältig hin und her, dann schlossen sich die Türen.

Faralahy machte noch eine Runde ums Haus, dann ging er zur Herde hinüber. In der schwülen und windstillen Nacht hatten die Tiere nicht wie sonst den Schutz der überhangenden Felsen aufgesucht, sondern lagen mitten auf der Halde. Sehen konnte Faralahy nichts, aber er hörte am Schnaufen und Kauen, daß alles in Ordnung war.

Nun ging auch Faralahy zur Ruhe, machte seine Tür zu und streckte sich auf der Matte aus. Er schlief lange fest. Dann träumte er, daß Futsivavy, die weiße Kuh, neben ihm stehe und leise etwas zu ihm sage. Sosehr er sich auch mühte, er konnte nicht verstehen, was es war. Da sahen ihn Futsivavys große, blauschimmernde Kuhaugen so traurig an, daß sich sein Herz zusammenzog. Er wälzte sich unruhig hin und her. Nun sprach Futsivavy wieder, aber diesmal laut und deutlich:

„Avia, Faralahy — avia!" — Komm, Faralahy — komm!

Er taumelte schlaftrunken auf. Da war nichts als siedende Stille in dem dumpfen Raum, und auch von draußen kam kein Laut.

Das Herdfeuer glimmte noch ganz schwach. Er blies es an und legte trockene Späne darauf. Es war ihm so unheimlich, er wollte Licht sehen.

Nein doch — da brüllte wirklich ein Tier — und es war Futsivavy. Er kannte ja alle Stimmen und besonders jene der Kühe mit Kälbern. Aber es klang diesmal weit entfernt.

Jetzt fingen auch die anderen Tiere an zu brüllen. Alle — eines nach dem andern — und dann viele zusammen. Er hörte bis ins Haus hinein ihr aufgeregtes Schnauben. Es war deutlich, daß sie Angst hatten.

Faralahy öffnete vorsichtig die Tür und lauschte hinaus. Er schnupperte in die Luft. Es roch nach Tau. Es mußte ungefähr die zweite Stunde nach Mitternacht sein.

Da wieder Futsivavy — weit im Süden — ganz oben bei den Felsen:

„A — uum, A — uumm."

Faralahy schlich hinaus. Er nahm keinen brennenden Span mit. Er wußte gut, daß, wenn Gefahr lauerte, es töricht war, sich selbst zu beleuchten. Er sah schwach, wie die Herde zusammengedrängt in einem Haufen stand. Aber die Tiere schwiegen jetzt. Es konnte nichts Schlimmes in ihrer Nähe sein, sonst wären sie davongerannt. Nur Futsivavy brüllte immer kläglicher.

Er ging der Stimme nach bis zu der fernsten Ecke der Halde — bis zu den Felsen. Jetzt hörte er, daß auch Futsivavys Kalb dort war und blökend antwortete.

Endlich ein weißer Schimmer. Da stand Futsivavy und klagte in die Luft hinauf. Hoch über ihr aus den Felsschründen antwortete das Kalb.

Teufel, Tod und Beulenpest! Faralahy wurde grau vor Schrecken. Das war Zauberei. Das hatte Luhuluk, der böse Geist, getan. Nie im Leben kam ein Kalb allein da hinauf, über die schroffe Wand.

Faralahy zitterte, aber er zögerte nicht. Er kletterte. Seine Füße lösten ein paar Steine, die polternd herunterfielen.

Im selben Augenblick: Huiiii — Huiiii — Huiiii!

Ein Mark und Bein durchdringendes Pfeifen, Schreien und Heulen drüben bei der Herde. Riesige Feuerbrände loderten auf und bewegten sich von den Felsen her auf die Tiere zu. Nackte, schwarze Teufel sprangen hoch in die Luft und schwangen Speere.

Huiiii — Huiiii — Huiiii!

Laut auf brüllten die Zebus, drängten noch näher zusammen, trampelten auf der Stelle und bliesen durch die Nüstern.

Dann, wie mit einem Satz, packten sie auf und donnerten davon, auf das Dorf zu und den Weg hinunter. Hinterdrein das Feuer und die Teufel und die Speere. Aus den Hütten stürzten jammernd die Frauen und Kinder.

Jetzt begriff Faralahy. Mit einem Satz sprang er über den Felsen hinunter, stürzte und kollerte ein Stück über die Halde. Raffte sich auf und rannte — und rannte.

Zu spät. Als er zu den Hütten kam, war der ganze Spuk schon weit unten um eine Biegung des Weges verschwunden, und als letzter Gruß prasselte ein Hagel von Speeren gegen die Holzwände der Hütten.

Verfolgung war zwecklos. Allein konnte er gegen eine Schar von Räubern nichts ausrichten und das nächste Safymananga-Dorf war stundenweit entfernt.

Ja — jetzt begriff Faralahy alles — aber es wurde nicht besser dadurch. Er stand wie versteinert zwischen den heulenden Frauen und Kindern.

In der Schlucht mußten sie über den Wasserfall heraufgeklettert sein, und schon früher mußte einer auf diesem Weg gekommen sein und ausspioniert haben, daß seine Söhne fortgingen. Sonst

FRÜHLING / GEMÄLDE VON OSWALD POETZELBERGER

(Aus Brakls Kunsthaus, München.)

hätten sie es nie gewagt. Dann hatten sie Futsivavys Kalb auf die Felsen getragen, damit die Kuh ihn durch ihr Brüllen dorthin locke — und dann — und dann. Die ganze Herde. — Ach — die ganze Herde! Auch die eigenen Ochsen!

Faralahy sagte kein Wort. Er ging und kletterte wieder auf den Felsen. Er trug das Kalb auf dem Rücken herunter zu den Hütten. Futsivavy ging zufrieden brummend hinterdrein und leckte ihr Kalb. Aber Faralahy weinte.

Es ist sehr, sehr selten, daß ein Madagasse weint.

IV. Monseigneur.

Jahre vergingen und mit ihnen das Hovakönigtum.

Die Franzosen zogen in Antananarivo ein und machten die Insel zu ihrer Kolonie. Der Prinzgemahl, der zugleich Premierminister gewesen war, wurde erschossen, und Ihre Majestät, die Königin Ranavalona III., wurde nach Algier verbannt.

Dort lebte sie mit einer geringen Pension, einer alten Tante und einem jungen Neffen noch lange in einer kleinen, weißen Villa und träumte von Zebuochsen und Pariser Hüten.

Es dauerte geraume Zeit, bis die Ausstrahlungen der neuen Regierung jene ferne Ecke Madagaskars erreichten, wo unsere Freunde und ihre zahlreichen Feinde wohnten. In dieser Zeit wurde gar nicht geherrscht und nur wenig gestohlen. Man pflanzte Reis, hütete Ochsen, braute Schnaps, baute Hütten, feierte Totenfeste und tanzte in mondhellen Nächten.

Es kamen selten Europäer durch Nossimena. Der Weg von Norden nach Süden führte draußen, über die Dünen, die Küste entlang. Hier und da kam ein Kreolen- oder Chinesenhändler und tauschte Kautschuk und Wachs gegen Glasperlen, Baumwollstoffe, eiserne Kochtöpfe und zerhackte Dollarstücke ein, die als Kleingeld in Mode gekommen waren. Das gab jedesmal eine herrliche Gelegenheit, stundenlang zu feilschen und zu reden.

Aber der weltlichen Regierung war die geistliche vorausgeeilt. Eine französische Mission vom Orden der Lazaristen hatte sich in Fort Dauphin, an der äußersten Südostspitze Madagaskars, angesiedelt und nahm die Konkurrenz auf mit Andriamanitra, dem guten Geist — mit Luhuluk, dem bösen Geist — mit den ruhelosen Seelen der Verstorbenen, deren irdische Reste nicht sachgemäß behandelt worden waren, und mit allen den anderen Dämonen, die in Krokodilen, Aalen und Schlangen wohnten.

Auch einige glattrasierte Herren mit goldenen Brillen von der London Mission Society und mehrere blonde Enakssöhne von der protestantischen Mission in Stavanger hatten das Terrain rekognosziert. Aber die alleinseligmachende Kirche in ihrer Naturnähe und mit ihrem Stab so menschlicher und anpassungsfähiger Heiliger auf goldenem Grunde schlug sie alle leicht aus dem Felde.

An der Spitze der Mission in Fort Dauphin stand ein Bischof. Er hieß Monseigneur Zephir und war ein feiner, hochgewachsener alter Herr mit einem weißen, wallenden Vollbart — eine wohlgeeignete Erscheinung, um einem väterlich gütigen Gott gegen ein dunkles Geisterheer voranzuschreiten.

Wenn Jabankutavu durch seine ernste und manchmal auch hart zupackende Fürsorge für seine Schützlinge den Namen Vater wohl verdiente, so paßte es zu der silberhaarigen Liebenswürdigkeit des guten Bischofs ebensosehr, wenn die Patres und Fratres der Mission ihn unter sich „Papa Zephir" nannten. Aber auch sein Haus war in guter Ordnung, wenn auch vielleicht weniger die strenge Furcht des Herrn daran schuld war als die Scheu, den guten „Papa Zephir" zu kränken.

Monseigneur liebte mit leichtem Herzen alles Gute und Schöne — nicht nur im himmlischen Urtext, sondern auch in der irdischen Übersetzung, zu deren hauptsächlichsten Kapiteln duftende Blumen, gute Bücher und alter Wein — ausnahmsweise mal auch ein Likör — gehörten.

Als er zum erstenmal durch Nossimena kam, war er, was selten geschah, sehr niedergeschlagen. Es war ihm ein Unfall passiert — eigentlich nicht ihm, sondern dem ganzen Dampfer, auf dem er gereist war. Der Versucher war an ihn herangetreten und hatte gesagt: „Wenn du mir folgst, so wirst du alle Herzen auf dem Dampfer erobern."

Monseigneur merkte gar nicht, daß es der Versucher war; denn Herzen zu gewinnen, war eines Priesters Beruf und Gott wohlgefällig. Aber es mußte diesmal doch ein Formfehler mit untergelaufen sein, denn die Herzen wurden gewonnen, und der Dampfer ging verloren.

Es ereignete sich folgendermaßen:

Monseigneur kam von einer Pariser Urlaubsreise zurück. Er hatte im Faubourg Saint-Germain unter den Anhängern des alten Regimes, die man in Paris „Bien pensants" nennt, viele Verehrer und Verehrerinnen. Wie stets bei solchen Besuchen, wurde er mit Liebesgaben überhäuft, die nicht nur aus Strickjacken und Pulswärmern für die armen, nackten Heidenkinder, sondern auch in allerlei kondensierten und konservierten Tröstungen für die tapferen Streiter im Herrn bestanden.

Da war in schwarz eingebrannter Schrift auf weißgehobelten Kisten alles zu lesen, was es Gutes in Frankreich gab: Pâté de foie gras, Sardines de Nantes, Champignons au naturel, Barsac, Sauterne, Château-d'Yquem und das flüssige Gold der unermüdlichen Brüder Benedictine und Chartreuse.

Mit allen diesen Gottesgaben war Monseigneur in Tamatave vom großen Europa-Dampfer auf den kleinen Küstendampfer „Ville de Pernambuco" übergestiegen und hatte oben auf Deck in der Ehrenkabine Platz genommen, während das durch ein Kreuz leicht kenntlich gemachte Missionsgut in der Nacht des Packraums verschwand. Aber nicht alles. Eine kleine Auslese davon ließ Monseigneur unter seinem Bett, für dringende Fälle, verstauen.

Dann schraubte sich die gute alte „Ville de Pernambuco", bronchitisch hustend und rheumatisch knarrend, die Küste entlang, von einer Reede zur andern.

An Bord freute man sich sehr, den ehrwürdigen Herrn als Fahrgast zu haben. Es gibt nichts Stumpfsinnigeres als den Dienst auf einem Küstendampfer in den Tropen, und Monseigneur, voll von europäischen Neuigkeiten, war ein so interessanter und liebenswürdiger Erzähler, daß jeder Abend seiner Anwesenheit in der Offiziersmesse sich zu einem kleinen Fest gestaltete.

So gelangte man in einer der ruhigen, kühlen Herbstnächte, die auf der südlichen Erdhälfte in den April fallen, in die Gegend von Farafangana — nicht weit mehr vom südlichen Endpunkt der Reise.

Die Stimmung in der Messe war sehr gehoben, denn der Kapitän, ein feuriger Korse, dessen „R" nicht weniger stark rollte als sein Dampfer, hatte entgegen seiner sonst sehr ausgeprägten Sparsamkeit einige goldhalsige und eisgekühlte Flaschen zum Diner gespendet.

Nun war man beim Kaffee, und Monseigneur gab dem braunen Steward einen leisen Auftrag, worauf dieser verschwand und sehr rasch mit einer der gekreuzten Kisten wiederkam.

Die Likörgläser an Bord waren breit und geräumig, sonst wären sie bei dem ewigen Rollen leicht umgefallen.

Es geschah, daß man vom Erzählen ins Singen geriet. Der Kapitän gab die ergreifende Romanze vom „Floß der Medusa" zum besten, in der geschildert wird, wie die Besatzung eines gesunkenen Schiffes auf einem Floß durch die Wasserwüste treibt und sich schließlich gegenseitig auffrißt. Die beiden Matrosen, die übrigbleiben, erreichen nach endlosen Irrfahrten die Heimat, wo die Frauen der verzehrten Genossen sie, als die Grabmäler ihrer Lieben, mit Blumen bekränzen und mit Tränen begießen. Das Lied endigt mit einem feierlichen Choral. Es war sehr gemütlich.

Der erste Offizier gab die ihn treffende Wache großmütig an den zweiten ab, der merkwürdig schnell damit fertig wurde und schon wieder an seinem Platz saß, als man den unsterblichen Walzer von der blauen Donau sang. „Le Danube bleu" war damals sehr populär in Frankreich.

Der Landwind, der erst gegen Morgen einzusetzen pflegt, strich bereits kühl durch die Luken, und die Wache war schon beim Packmeister angelangt, dessen Aufmerksamkeit durch den Dienst bei den gekreuzten Kisten stark abgelenkt wurde, als die Fröhlichkeit in der Messe in das Lied von den beiden Liebenden einmündete, die auf einer Bank saßen und kein Geld hatten.

„C'étaient deux amants
Sur le bout du banc.
C'étaient deux amants
Qui n'avaient pas beaucoup d'argent!"

Da stürzte der Decksjunge, der letzte stellvertretende Wachhabende der „Ville de Pernambuco", herein und meldete:

„Kapitän, Kapitän — Brandung Steuerbord voraus."

Aber der Herr Kapitän, der selbst der größte Bewunderer seines schmelzenden Tenors war, verließ einer solchen Kleinigkeit wegen nicht so schnell das hohe C, das er eben glücklich erreicht zu haben glaubte.

„Sur le bout du" — — —
— — — — — — —
Krum — Krrrrum — Krrrrrrum.

Da endete das Lied und mit ihm die Tätigkeit der Schraube. Die Likörgläser fielen nun doch um — aber nicht nur sie, sondern auch der Herr Kapitän und seine Offiziere, Monseigneur und der ganze Dampfer.

Zuerst nach Backbord, dann nach Steuerbord und dann wieder nach Backbord. Es klirrte, rasselte, polterte, als wäre die Hölle los — dann breitete sich tödliche Stille aus.

Als es dem Herrn Kapitän endlich gelungen war, fluchend und stöhnend, aber doch merklich ernüchtert das Deck zu erreichen, sah er die Brandung über die Reling schlagen und dahinter die Wellblechdächer von Farafangana in der Morgensonne blitzen — so nahe, wie er sie vom Deck seines guten Schiffes aus noch niemals erblickt hatte.

Da wurde es ihm vollkommen klar, daß nicht die Liebenden auf der Bank saßen, sondern die „Ville de Pernambuco".

„Sur le bout du banc."

(Fortsetzung folgt.)

AUS DER GESELLSCHAFT

Besuch des früheren rumänischen Außenminsters Titulescu in Berlin.
Beim Diner im Hotel Adlon zu Ehren Nicolaus Titulescus (jetzigen Gesandten in London) am 6. Mai nach dessen im Reichstagsgebäude gehaltener Rede über „Die Dynamik des Friedens". An der Tafel (von links aus) Reichsfinanzminister a. D. Bernh. Dernburg; Titulescu; Reichsjustizminister a.D. Koch-Weser; (ganz rechts) Gerhart Hauptmann.

Links:
Christian A. Kupferberg,
Mitinhaber der Sektkellerei Kupferberg & Co. in Mainz, der auch als Reklamefachmann hervorgetreten ist, konnte vor kurzem sein 25jähriges Geschäftsjubiläum feiern.

Diplomaten als Zuschauer bei Lacostes Gastspiel.
Während des Kampfes zwischen dem Tennisweltmeister Jean René Lacoste (Frankreich) und dem deutschen Altmeister Froitzheim beim Blau-Weiß-Turnier in Berlin am 9. Mai. (Lacoste siegte überlegen.) Rechts vorn der englische Botschafter Sir Rumbold mit seiner Gattin; daneben der französische Botschafter de Margerie; links gegenüber der österreichische Gesandte Dr. Frank mit Gemahlin.

Wer hat die schönsten Hunde?
Frau Dr. Hilde Riehl, die Siegerin des am 6. Mai im Berliner Zoo veranstalteten Wettbewerbs „Die Dame und ihr Hund", mit ihren beiden preisgekrönten Skye-Terriern „Taps" und „Knäuel".

Der Komponist spendet Beifall.
Prof. Hans Pfitzner applaudiert bei einer Aufführung seiner Werke im Rahmen der Münchner Pfitzner-Woche, die zu seinem 60. Geburtstag am 5. Mai (vgl. unseren Beitrag in Nr. 4389) veranstaltet wurde.

Der Champion kann sich nicht verleugnen!
René Lacoste als aufmerksamer Zuschauer (er möchte am liebsten mittun!) auf dem Blau-Weiß-Platz in Berlin bei einem Spiel seines Landsmannes Du Plaix gegen Harras von Blau-Weiß.

DEUTSCHLANDS HANDELSVERTRAGSSYSTEM

Von Regierungsrat Dr. jur. et rer. pol. Heinz Schmalz.

Handelsverträge sind Vereinbarungen zwischen zwei oder mehr Staaten zur Regelung ihrer gegenseitigen wirtschaftlichen, besonders ihrer Handelsbeziehungen. Seit dem 17. Jahrhundert, nachdem die einzelnen Staaten durch hohe Zölle, Aus- und Einfuhrverbote u. dgl. den Verkehr außerordentlich erschwert hatten, trat bei Handelsverträgen das Streben nach Erringung von Vorteilen für die eigenen Landesangehörigen, von denen die Angehörigen anderer Staaten ausgeschlossen waren, und die mit entsprechenden Zugeständnissen erkauft werden mußten, hervor. Ihre Bestimmungen gingen dahin, daß den Vertragsstaaten die Einfuhr bestimmter Waren gegen einen niedrigeren Zoll erlaubt sein sollte als allen anderen. Solche Verträge nannte man Differentialzollverträge. Da der Verkehr mit vielen Ländern zu Schiff unterhalten wird, so werden hier die Handelsverträge zu Handels- und Schiffahrtsverträgen, wobei bezüglich des Schiffahrtsverkehrs Bestimmungen getroffen werden über Schiffahrtsabgaben, Zulassung der Fahrzeuge, Meßbriefe usw. Handelsverträge, die mit weniger zivilisierten Völkern abgeschlossen werden, heißen oft Handels- und Freundschaftsverträge. Die heutigen Handelsverträge suchen noch bestehende Durchgangsabgaben und Differentialzölle zu beseitigen. Diesem Zweck dient vor allem die sogenannte Klausel der Meistbegünstigung, die in dem epochemachenden englisch-französischen Handelsvertrag vom 23. Januar 1860 zur Geltung kam und dann in die meisten Handelsverträge, besonders auch in den Frankfurter Friedensvertrag von 1871 aufgenommen wurde. Durch diese Klausel sichert man sich dagegen, daß man nicht ungünstiger behandelt wird als ein anderes Land. Viele Verträge enthalten nur diese Klausel (Meistbegünstigungsverträge), andere auch Tarife (Tarifverträge) mit Zollbindungen, d. h. Zollsätzen, die nicht erhöht werden dürfen. In einigen Staaten hatten die Handelsverträge das Bestehen mehrerer Zollverträge nebeneinander zur Folge, indem neben dem allgemeinen oder Generaltarif noch besondere, mit einzelnen Staaten vereinbarte Vertrags- oder Konventionaltarife vorhanden sind, die für bestimmte Artikel Zollfreiheit zugestehen oder den bestehenden Zoll binden oder Zollermäßigungen vorsehen. Einige Staaten haben einen Minimaltarif aufgestellt, unter den auch gegenüber den zu begünstigenden Nationen in der Regel nicht heruntergegangen werden soll. Auf diese Weise entsteht ein Doppeltarif, ein Minimal- und ein Maximaltarif. So in Frankreich und Spanien 1892, Rußland und Griechenland 1893, den Vereinigten Staaten von Amerika 1897, Brasilien 1900.

Seit 1860 hatten sich die Handelsverträge auf freihändlerischer Grundlage weiterentwickelt; mit den meisten europäischen Staaten hatte das Deutsche Reich Handelsverträge mit Meistbegünstigungsklausel abgeschlossen. Durch den Kriegsausbruch hatte unsere bisherige Handelspolitik, der in der Vorkriegszeit die Caprivischen und Bülowschen Handelsverträge ihr Gepräge gegeben hatten, ein Ende gefunden. Sie wurde ersetzt durch Teil X des Versailler Vertrags, wonach Deutschland bis 1925 allen alliierten und assoziierten Mächten Meistbegünstigung ohne Gegenleistung einzuräumen hatte. Nachdem wir mit dem 10. Januar 1925 unsere Handelsfreiheit wiedererlangt hatten, galt es, Zusammengebrochenes wiederaufzubauen. Doch jetzt standen wir einer völlig veränderten Weltwirtschaftslage gegenüber.

Der Krieg und die Nachkriegszeit haben die Industrialisierung mächtig gefördert, die industrielle und die finanzielle Stellung Europas geschwächt und auch sonst die Absatzmöglichkeiten für die Industrieländer Europas vermindert. Überall hat sich ein wirtschaftlicher Nationalismus entwickelt, der zu einer immer stärkeren Verwirrung der zoll- und handelspolitischen Beziehungen der Welt führte. Währungsnöte, Übervölkerung und Arbeitslosigkeit, das Bestreben mancher Länder, ihre während des Krieges vielfach etwas künstlich aufgebauten Industrien zu erhalten, und der Gedanke, für den Kriegsfall auch wirtschaftlich möglichst stark gerüstet zu sein, bildeten die hauptsächlichsten Triebfedern dieser Entwicklung. Sie ist um so bedenklicher, als in Europa infolge des Krieges ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Zusammenhänge neue Zollgebiete entstanden, andere aber wesentlich geändert sind. Zudem sind die Systeme, nach denen die einzelnen Wirtschaftsgebiete der Welt zollpolitisch verwaltet werden, grundlegend verschieden. Europa leidet unter den Hemmnissen von Zolltarifen, die oft übermäßig hoch sind, und denen Klarheit und Einheitlichkeit fehlen.

Zu den Handelshemmungen kommen hinzu auch die Einfuhrverbote, die Vorschriften über Ursprungsbezeichnungen, die namentlich in Verbindung mit einer planmäßigen psychologischen Beeinflussung der Inlandskäufer protektionistisch wirken, der Ausübungszwang bei Patenten, ein in vielen Ländern stark verbreitetes System staatlicher Subventionierung und schließlich ein vielfach über den Bereich von Staatsaufträgen hinaus geübter Zwang, bei der Bedarfsdeckung die inländische Produktion zu bevorzugen, wie sie z. B. das spanische und italienische Industriedekret vorsehen.

Daneben traten nach dem beispiellosen Aufschwung der Vereinigten Staaten von Amerika neue Industrieländer außerhalb Europas in den Wettbewerb der Weltwirtschaft ein, so Ostasien, Südamerika, Kanada und Britisch-Indien. Aus diesen veränderten weltwirtschaftlichen Verhältnissen mußte sich notgezwungen eine Verschiebung der Absatzgebiete ergeben. Wenn man einer im Jahre 1927 veröffentlichten Denkschrift des Völkerbunds über „Zahlungs- und Handelsbilanzen in den Jahren 1911 bis 1926" folgt, so kaufen die Vereinigten Staaten von Amerika und Indien, jetzt weniger in Europa und mehr in Asien; China und

Wie es im Londoner Senderaum aussieht, wenn Sie mit Ihrem Radioapparat von dort „Funkbrettl" hören. Zeichnung von C. E. Turner.

Im Senderaum ist eine zahlreiche, von der Rundfunkgesellschaft geladene Zuhörerschaft versammelt, die gerade der vorm Mikrophon stehenden Sängerin Beifall zollt, während der Sprecher sich anschickt, die nächste Nummer anzusagen. Vorn befindet sich das Orchester, rechts die Künstlerschaft, die noch auf ihr Auftreten wartet. Im Hintergrund prüfen Funktechniker in einer schallsicheren Zelle die Klangwirkung der Vorträge, wie sie die Rundfunkteilnehmer vernehmen. — Es zeigt sich jedenfalls, daß auch der Rundfunkkünstler nicht ganz auf einen sichtbaren Hörerkreis und auf den Applaus verzichten kann.

Weihe der neuen Frauen-Friedenskirche in Frankfurt a. M.

Gesamtansicht des architektonisch bemerkenswerten Neubaues in der Zeppelin-Allee. Im Mittelbogen des Hauptportals die Figur der „Regina pacis“ (Friedenskönigin). — Rechts oben: Die feierliche Übergabe der Frauen-Friedenskirche, einer Stiftung der katholischen Frauen Deutschlands zum Gedächtnis der Kriegsgefallenen, durch die Präsidentin des Frauenbundes, Dr. Gerta Krabbel, im Kriegerhain der Kirche am 5. Mai.

Grundsteinlegung zu Deutschlands größter Schleuse in Bremerhaven.

Entwurf der Nordschleuse in Bremerhaven, gezeichnet von H. Saebens, Worpswede. Diese künftig nach der Ymuiden-Schleuse in Amsterdam zweitgrößte Schleuse der Welt soll 372 m lang werden und vor allem den neuen Lloyd-Riesendampfern „Bremen“ und „Europa“ das Einlaufen in den Binnenhafen ermöglichen. — Im Kreis: Geheimrat Stimming, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyds, gibt nach der Weiherede am 4. Mai drei Mörtelwürfe auf den Grundstein, dem eine Kassette mit Urkunden und Münzen (Drei- und Fünfmarkstücke von der 1000-Jahrfeier Bremerhavens) eingefügt ist.

Einweihung des Harnack-Hauses in Berlin.

Professor v. Harnack hält zur Einweihungsfeier am 7. Mai, seinem 78. Geburtstag, die Festrede. In der vordersten Reihe sitzend (von links aus) Dr. Stresemann, Frau v. Harnack, der amerikanische Botschafter Dr. Schurman und der preußische Kultusminister Dr. Becker. — Links: Außenansicht des von dem Münchener Architekten Sattler geschaffenen Hauses in Berlin-Dahlem, das von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft als Heim für ausländische Gelehrte errichtet und nach dem Präsidenten der preußischen Akademie der Wissenschaften, Wirkl. Geheimen Rat Adolf v. Harnack, benannt wurde.

Japan kaufen anstatt in Europa mehr in Nordamerika; Australien hat einen großen Teil seiner Einkäufe von Europa nach Nordamerika und Japan verlegt. Der Export Indiens und Chinas nach Nordamerika hat sich gehoben. Die Ausfuhr Japans nach Europa ist von 23,3 Proz. auf nur 6,6 Proz. seiner Gesamtausfuhr gefallen, während die Ausfuhr nach Nordamerika von 30 auf 44,5 Proz. gestiegen ist. Die Einfuhr Australiens aus Europa ist von 71 Proz. auf 54 Proz. seiner Gesamteinfuhr gefallen, die Einfuhr Argentiniens von 80 Proz. auf 64 Proz. Der Handel verschiebt sich vom Atlantischen Ozean nach dem Stillen Ozean.

Wie hat sich dieser wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands, Europas und der Welt gegenüber die deutsche Handelspolitik einzustellen? Wir müssen davon ausgehen, daß wir verlorene Werte wiederaufzubauen haben, besonders nach den Einbußen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet, die Deutschland durch Kriegsausgang und durch den Verlust wichtiger Absatzgebiete erlitten hat. Wir müssen ferner die uns auferlegten gewaltigen Kriegslasten erfüllen. Beides drängt aber auf eine Überschußwirtschaft hin, und es ergibt sich daraus die handelspolitische Hauptforderung, bei dem Ausbau unserer Außenhandelswirtschaft, unter verständiger Schonung und Beachtung unserer inneren Kräfte, unseren Export aufs höchstmögliche zu steigern. Diese Forderung müßte zunächst in der Ausbreitung der Meistbegünstigungsklausel und in der Ermäßigung des allgemeinen Zollniveaus ihren Ausdruck finden und das Hauptmotiv bei all unseren Handelsverträgen abgeben.

Unter Beachtung dieser Gesichtspunkte sind nach dem Kriege von Deutschland in dem Jahre 1925 Handelsverträge mit Belgien, Bulgarien, China, Estland, Finnland, Griechenland, Großbritannien, Italien, Jugoslawien, Lettland, den Niederlanden, Norwegen, Österreich, Portugal, Rußland, der Schweiz, der Tschechoslowakei und den Vereinigten Staaten von Amerika abgeschlossen worden. Dazu kommen im Jahre 1926 weitere Handelsverträge mit Dänemark, Guatemala, Honduras, Österreich, Schweden und Spanien; die beiden letzten Jahre haben eine Reihe von Wirtschaftsverhandlungen gebracht, die in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert sind. In einigen Fällen ist es zum Abschluß von Verträgen gekommen, die eine über das Durchschnittsmaß hinausgehende Bedeutung besitzen, so mit Frankreich, in anderen konnten die Verhandlungen noch nicht beendet werden, so mit Polen. Es ist in weiten Kreisen bekannt, daß bedeutende wirtschaftliche Wünsche Polens zusammen mit denen seiner Industrie große Zugeständnisse von Deutschlands Landwirtschaft und Industrie erfordern. Eine eigenartige Stellung nimmt das deutsch-russische Vertragswerk vom 12. Oktober 1925 ein, das sich als Ausführung des Rapallovertrags vom 6. April 1922 darstellt, aber einen viel umfangreicheren Stoff behandelt. Mit einer Reihe von besonders südamerikanischen Staaten, so Argentinien, Chile, Venezuela und Mexiko, verknüpfen uns freundschaftliche handelspolitische Beziehungen, die teilweise schon lange vor Ausbruch des Weltkriegs bestanden. Es ist das dauernde Verdienst der Genfer Weltwirtschaftskonferenz vom Mai 1927, daß sie im Interesse des Aufbaues und der Gesundung der durch den Krieg gestörten Weltwirtschaft Entschließungen angenommen hat, die alle auf einen Abbau des Protektionismus und des Überprotektionismus hinauslaufen. Es ist kein Zufall, daß die deutsche Regierung als eine der ersten sich hinter die Ergebnisse der Genfer Weltwirtschaftskonferenz gestellt hat. Die zweite Etappe in der Entwicklung der Handelsverträge ist aber bestimmt durch die gegenwärtige Unsicherheit in der Entwicklung der Weltwirtschaft, und diese Unsicherheit drückt der neuen Phase den Stempel der „Provisorien“ auf. Es ist zu wünschen, daß die europäische und Weltwirtschaft sich möglichst bald so weit stabilisieren mögen, daß wir nächstens in die dritte Phase der endgültigen und langfristigen Handelsverträge übergehen.

Bild des Prinzen aus seiner Knabenzeit. Neueste Aufnahme des Kronprinzen Rupprecht.

Zum 60. Geburtstag des Kronprinzen Rupprecht von Bayern am 18. Mai.

Kronprinz Rupprecht von Bayern, der Sohn des am 17. Oktober 1921 verstorbenen Königs Ludwig III., führte im Weltkrieg als Generalfeldmarschall eine Heeresgruppe auf dem westlichen Kriegsschauplatz. (Rechte Aufnahme: Phot. F. Grainer.)

Berlins erstes Industrie-Hochhaus.

Das im vorigen Jahre fertiggestellte, jetzt voll in Betrieb genommene Schaltwerk der Siemens-Schuckertwerke in Berlin-Siemensstadt. Das trotz aller Zweckbetonung nicht nüchtern wirkende Bauwerk ist über 45 m hoch und 175 m lang.

Admiral Oscar v. Truppel, in den Jahren 1901—1911 Gouverneur des Kiautschougebietes, wird am 17. Mai 75 Jahre alt.

Geheimrat Dr. Konrad Burdach, Professor an der Universität Berlin, bedeutender Germanist, vollendet am 29. Mai sein 70. Lebensjahr.

Robert Normann, Generaldirektor, Vorsitzender des Deutschen Versicherungs-Schutzverbandes und des Versicherungsausschusses des Reichsverbands der Deutschen Industrie, feierte am 10. Mai seinen 60. Geburtstag.

Die Mitglieder des neuen österreichischen Kabinetts.

Von links nach rechts: (Stehend) Dr. Josef Mittelberger (Finanzen); Dr. Franz Slama (Justiz); Dr. Hans Schürff (Handel und Verkehr); Dr. Emmerich Czermak (Unterricht); Florian Födermayer (Land und Forst); Dr. Josef Resch (Soziale Verwaltung). — (Sitzend) Bundeskanzler Dr. Ernst Streeruwitz; Bundespräsident Miklas; Minister für Heereswesen Karl Vaugoin.

Sir Arthur Conan Doyle, der durch seine Sherlock-Holmes-Geschichten berühmt gewordene englische Schriftsteller, neuerdings bekannt als Anhänger des Spiritismus, kann am 22. Mai seinen 70. Geburtstag begehen.

Zwischen Mittag und Abend.

Elegantes, eng anliegendes Kleid mit Glockenvolant und originellen, altertümlich wirkenden Ärmeln. Trägerin: Fritzi Bub. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Die Tänzerin und Schauspielerin Ina Elben in einem modernen blauen Prinzeßkleid mit Volants, weißer Weste und ebensolchen Ärmelaufschlägen. Dazu großer blau-roter Hut. Modelle: Weiß & Krauß (Kleid); Johanna Löw (Hut), Wien.

Schwarzes, sehr kleidsames Georgette-Kleid. Interessant sind das wollene Überjäckchen mit weißer Perlenstickerei und das um den Hals geschlungene breite Band aus hellgrünen Perlen. Getragen von der Wiener Schauspielerin Trude Brionne. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Alle Photos: Kitty Hoffmann, Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Dieses von Ina Elben getragene Nachmittagskleid wirkt besonders reizend an schmalen, schlanken Figuren. Modell: Weiß & Krauß, Wien.

Die Tänzerin Poldi Steiniger in einem flotten Imprimékleid mit gelblicher Glasbatistgarnitur. Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

Caligulas gesunkenes Prunkschiff wieder am Tageslicht.

Durch Senkung des Wasserspiegels wurde jetzt eins der beiden seit fast 1900 Jahren auf dem Grunde des Nemisees (bei Rom) liegenden Prunkschiffe des altrömischen Kaisers Caligula von den Fluten freigegeben. Auf unserem Bilde ist die Bordwand des hinteren Schiffsteils sichtbar; das Schiffsinnere füllen Sand und Schlamm. Der Soldat im Hintergrund steht auf dem äußersten Ende des bisher sichtbaren Teiles.

Im Kreis:

Die deutsche Polosaison hat begonnen.

Mit dem schöneren Wetter haben die Polospieler ihr Training wiederaufgenommen. Der bekannte Reiter Graf Kinsky (rechts) bei einem spannenden Zweikampf.

Sieben Giraffen sehen sich in ihrer neuen Heimat um.

Ankunft eines Tiertransports, darunter sieben Giraffen, im Leipziger Zoologischen Garten. Rechts Dr. Gebbing, Direktor des Zoos, links der Tierimporteur Farmer Schulze aus Südwestafrika.

Mit dem Ruderboot über den Atlantik.

Der deutsche Ozeanüberquerer Paul Müller auf seinem mit einem Hilfssegel ausgestatteten Ruderboot, mit dem er am 6. Juli vorigen Jahres Hamburg verließ und nun am 4. Mai glücklich den Hafen Gibara auf Kuba erreichte. Er will noch nach Neuyork fahren und dann auch wieder die Heimreise in dem gleichen Boot zurücklegen.

Der Segelsport wieder in Front.

Boote in rauschender Fahrt vor dem Winde bei der Eröffnung der Berliner Frühjahrssegelwoche auf dem Müggelsee am 5. Mai.

10 mal wertvoller als Gold

ist die Osmiridiumspitze der Parker-Feder

Am 24. April 1928 warfen wir einen Parker Duofold vom Berliner Funkturm auf das Steinpflaster herab, ohne dass er zerbrach.

Die Feder des Parker Duofold ist aus einem Material, das jahrzehntelange Schreibfähigkeit garantiert. Das kräftig-elastische Gold ist an der Spitze durch das kostbare, widerstandsfähige Osmiridium verstärkt. Diese Feder macht Ihnen das Schreiben leicht und angenehm.

Sie hat ein kleines Geheimnis: den zwischen die Blatthälften eingeschliffenen Tintenkanal. In ihm befindet sich gerade immer so viel Tinte, dass die Feder beim Aufsetzen auf das Papier sofort zu schreiben beginnt. Sie brauchen sich also mit dieser Feder nicht herumzuärgern, sie wird nicht aussetzen.

Diese ausserordentliche Feder sitzt an einem Halter, der ihrer würdig ist. Aus leichtem Material und in seiner Form wunderbar ausgeglichen, schmiegt er sich fest in Ihre Hand.

Der Parker Duofold trägt die wohltuende Wirkung edler Farben an Ihren Schreibtisch. Sie finden gewiss Ihre Lieblingsfarbe unter den prächtigen Hülsen in Lapislazuliblau, Jadegrün, Chinesisch-Lackrot, Mandaringelb und dem schweren Schwarz des Jett.

Jahrzehntelanges Schreiben mit dem unzerbrechlichen Parker Duofold

Eine Ausgabe von 35 Mark wäre sinnlos, wenn Sie diesen Füllhalter schon nach einem Jahr in die Ecke werfen müssten. Die Freude am Schreiben mit einem Parker Duofold hat kein so frühes Ende. Parker fand ein unzerbrechliches Material, das allen unglücklichen Zufällen des Alltags widersteht.

Das Füllsystem des Parker Duofold ist das bequemste und sicherste, das bis jetzt erfunden wurde. Bequem, weil kein Hilfsapparat zum Füllen gebraucht wird – sicher, weil der bei anderen Selbstfüllern in einer Oeffnung der Hülse sitzende Füllhebel durch einen Füllknopf am oberen Ende des Halters ersetzt worden ist. Es kann also nirgends Tinte ausfliessen.

Sie können alle diese Vorzüge des Parker Duofold in einer unverbindlichen Schreibprobe selber ausprobieren. Gehen Sie, bitte, in das nächste Schreibwarengeschäft. Der Händler ist auf Ihr Kommen vorbereitet und führt Ihnen gern den Parker vor.

Füllhalterständer mit einem Einstecker einschliesslich Verlängerer von Mk. 21,– bis Mk. 40,–

Preise der 4 Grössen:

35 Mk 30 Mk 25 Mk 20 Mk

Parker Duofold

PARKER A.-G., HEIDELBERG-DOSSENHEIM

STIMMEN AUS DEM KERKER

ABSCHIEDSBRIEFE AUS DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

Die Mörderin des Revolutionsmannes Marat, Charlotte Corday, schreibt im Kerker am Vorabend ihrer Hinrichtung (16. Juli 1793) den Abschiedsbrief an ihren Vater.
Kupferstich eines Zeitgenossen, im Kerker entworfen.

Eine Pariser Ausstellung von Andenken aus der großen Französischen Revolution brachte vor kurzem neben einer Fülle von interessanten Akten, Bildern, historischen Gegenständen auch die Originale von einer Reihe von Abschiedsbriefen, die von den unglücklichen Opfern jener Willkür meist unmittelbar vor ihrer Hinrichtung geschrieben worden sind. Trotz ihres erschütternden Inhalts, obgleich sie den letzten Wunsch an Überlebende bedeuteten, wurden sie von dem skrupellosen Fouquier Thinville, dem Vorsitzenden des Tribunals, teilweise nicht weitergegeben, sondern achtlos zwischen die stapelhohen Akten des Revolutionstribunals verwühlt, bis sie nach vielen Jahrzehnten gefunden und der Mitwelt überliefert worden sind.

Zu den erschütterndsten Briefen aus „den Frauenkerkern der Conciergerie" gehören zweifellos die Briefe, welche die unglückliche Königin Marie-Antoinette während ihrer langen Kerkerhaft an ihre drei in der Obhut ihrer Schwägerin, der „Madame Elisabeth", befindlichen Kinder schrieb. Denn da man ihr im Kerker inmitten der allerdürftigsten Möbel selbst Tinte und Feder verweigerte, erfand sie den Ausweg, mit der Nadel ihres Fichus die einzelnen Buchstaben — zu punktieren! Diese punktierten Briefe sind uns zum Teil erhalten. Auch das letzte authentische Bild der Königin Marie-Antoinette ist nun der Öffentlichkeit übergeben, das der — später durch seine Gemälde der Madame Récamier berühmt gewordene — Historienmaler David in genialem Erfassen des Wesentlichsten mit Kohle skizzierte, in dem Augenblick, als die Königin — mit auf dem Rücken gefesselten Händen, auf dem Kopfe eine einfache Haube, auf einem elenden offenen Karren — unter seinem Fenster in der Rue St-Honoré vorbei und zum Schafott gefahren wurde!

Auch der Abschiedsbrief von Charlotte Corday ist uns erhalten. Er mutet uns in seiner Fassung und knappen, großzügigen Haltung wie der Abschiedsruf einer antiken Tragödin an. In ihrer nordfranzösischen Heimatstadt Caen hörte die kaum Fünfundzwanzigjährige die aus Paris Geflüchteten über die blutige Willkür des Diktators Marat seufzen. Sie täuscht, um ihre Angehörigen nicht zu beunruhigen, eine Reise nach England vor, fährt aber in der Diligence nach Paris, kauft sich dort einen Dolch, fragt sich nach Marats Wohnung durch und stößt dem Bluttiger, als er sie nach den zwanglosen Gepflogenheiten der neuen französischen Republik in der Badewanne empfängt, den Dolch in den Rücken und läßt sich widerstandslos fesseln. Da sie ihren Namen mit Rücksicht auf ihre Angehörigen verschweigt, ist Paris und ganz Frankreich tagelang in Unklarheit, welches Heldenmädchen den Mut zu einer Tat fand, der Tausenden von Männern fehlte. Durch einen Zufall erkennt sie ein Nachbarssohn, und nach einer Anklage vor dem Tribunal, die sie selbst angesichts ihres vollen Einverständnisses und ihrer Todesbereitschaft als Farce bezeichnet, wird sie zur Hinrichtung schon am andern Tage verdammt. Unter den Augen des sie bewachenden Gardisten schreibt sie am letzten Abend einen Abschiedsbrief an ihren Vater, den sie mit den heroischen Worten schließt: Freue Dich, mein Vater, über mein Schicksal! Denn es ist herrlich, weil ich das Leben von Tausenden rächen und Tausende von kommenden Verbrechen verhindern konnte! Denke an die Worte unseres großen Dichters Corneille: „Nur die Tat schändet — nicht aber das Schafott!"

E. Grupe-Lörcher.

Letztes authentisches Bild der Königin Marie-Antoinette, von dem Maler David skizziert, als die Königin zum Schafott gefahren wurde.

Wissen und Leben

Lebende Wunderlampen.

(Hierzu die farbigen Abbildungen auf Seite 708.)

Weiter, als der Laie glaubt, ist die Eigenschaft, Licht auszusenden, unter Pflanzen und Tieren verbreitet; bei ersteren beschränkt sie sich auf gewisse winzige Bakterien und manche die Verwesung beschleunigende Pilze, während unter den Tieren Leuchtwesen von den einfachsten Einzellern, durch alle Tierklassen hindurch, bis zu den hochentwickelten Tintenfischen und Fischen entdeckt wurden. Leuchtbakterien hat manche Hausfrau zu ihrem großen Entsetzen gelegentlich auf dem eben gekauften, in der dunklen Speisekammer oder im Kellner aufbewahrten Schlachtviehfleisch oder im Schleimüberzug von toten Seetieren, Fischen, Krebsen und Muscheln, in bläulichem Lichte glänzen sehen und wohl zu Unrecht gemeint, das Fleisch wäre verdorben. — Ein schönes Beispiel für Pilzleuchten gibt uns der in unseren heimischen Wäldern so überaus häufige Hutpilz Hallimasch, der seine morsche Baumstümpfe aussaugenden, wurzelartigen Pilzfäden silbern unter der Baumrinde strahlen läßt. Landtiere, die „Leuchter" sind, gibt es wenige: einige Tausendfüßler, Asseln, Würmer und Insekten. Wer kennt nicht die Blinklichter unseres Johanniskäfermännchens und die bis auf 200 Meter sichtbaren Dauerlampen des am Boden sitzenden weiblichen Glühwürmchens! Deren Leuchtkraft verblaßt aber gegenüber ihrem herrlich strahlenden, auf den Antillen heimischen Verwandten Pyrophorus, der früher von den Eingeborenen als Lampe und Lichttelegraph benutzt und von den Frauen Mexikos als lebender, in allen Farben glitzernder Diamant getragen wurde. Ähnliches erzählt Alexander v. Humboldt von dem Schnellkäfer „Cucujo", der, zu vielen in eine durchlöcherte Kürbisflasche gesperrt, von den Eingeborenen als Lampe benutzt wurde. Die meisten tierischen Leuchtwesen sind jedoch Meerestiere. Unter den Urtieren sind es besonders die winzigen Leuchttierchen, manche der herrlichen, wahre Kleinkunstformen des Meeres darstellenden Strahltiere und jene bizarren Panzergeißler, die ölartige Tropfen in ihrer winzigen Zelle hervorbringen. In mildem gelben, grünen oder bläulichen Licht erstrahlend, besonders kräftig bei Wellenschlag oder Reizung durch das von der Schiffsschraube oder dem Ruder bewegte Meerwasser, erzeugen sie das immer wieder ehrfurchtsvoll bewunderte Glitzern und Gleißen, das als eigentliches Meeresleuchten bekannt ist. Die Milliarden von Lichtfunken — kommen doch oft Hunderttausende jener winzigen Wesen auf ein Kubikzentimeter Wasser — geben zusammen den einheitlich leuchtenden Untergrund, in dem größere Leuchtwesen, Leuchtqualle, Venusgürtel und zahlreiche Krebse des Meeresgeschwebes, ein ewig wechselndes, bezauberndes Lichtmosaik aufblitzen lassen. Und nicht nur Schwebwesen haben diese geheimnisvolle Fähigkeit: auch am Boden des Meeres, gerade dort, wo das Sonnenlicht ganz oder teilweise vom Wasser verschluckt wird, zünden viele Muscheln, Schnecken und Würmer ihre Leuchtfackeln an. Aber auch der Raum zwischen den oberen Schichten, etwa den obersten 200 Metern, dem Hauptwohngebiet der leuchtenden Schweber, und dem Meeresboden hat seine tierischen Leuchter. Die großen Tiefsee-Expeditionen, besonders die Deutsche, haben uns mit abenteuerlich gestalteten Tiefseetintenfischen und Tiefseefischen bekannt gemacht, die mit ganzen Batterien von rot, grün, blau und gelb glühenden Leuchtorganen ausgerüstet sein können, Laternen, wie sie verzwickter nicht vom menschlichen Hirn ausgedacht wurden, mit Linsen, Spiegeln, farbigen Vorsatzscheiben, Abblendeinrichtungen, Aus- und Einschaltern und äußerst sparsam arbeitenden Lichterzeugern. Zahllos sind die Versuche gewesen, hinter die Rätsel des märchenhaften lebenden Lichtes zu kommen. Wie weit ist es nun der unermüdlichen Forschung gelungen, den Schleier des Geheimnisses zu lüften? Da, wie sich jeder durch Anfassen eines Johanniskäfers, des bekannten Glühwürmchens, überzeugen kann, das Organismenlicht ein kaltes Licht ist, da ferner das Leuchten aufhört, sobald die Lebewesen vom Luftsauerstoff abgesperrt sind, lag es nahe, an ähnliche Erscheinungen zu denken, wie sie beim Leuchten des an der Luft bei Zimmertemperatur unter Sauerstoffaufnahme „kalt verbrennenden" und dabei Licht erzeugenden Phosphors sich zeigen. Ältere Forscher sprechen daher von Phosphoreszenz der Leuchtwesen und bezeichnen die für das Leuchten durch Sauerstoffaufnahme verantwortlich zu machenden Stoffe als „Lichterzeuger" oder Photogene. Neuerdings nennt man den Vorgang Biolumineszenz und versteht darunter die Lichterzeugung unter Mitwirkung eines Lebewesens. Nun, jene das Leuchten bewirkenden Stoffe, die Photogene, hat man tatsächlich aus dem leuchtenden Schleim verschiedener Meerestiere gewonnen; sie wurden von Dubois als Luziferin und Luziferase bezeichnet. Das Luziferin ist der eigentliche Leuchtstoff, die Luziferase ist der Sauerstoffüberträger: ohne diese ist Luziferin nicht imstande, „kaltleuchtend" zu verbrennen. Es ist auch gelungen, den Leuchtvorgang aus dem Lebewesen in das Reagenzglas zu verlegen. Verblüffend ist, daß den Leuchtorganen nur eine bestimmte Menge von Luziferin, dem eigentlichen Leuchtstoff, zur Verfügung steht, der beim Leuchtvorgang mittels des Sauerstoffüberträgers Luziferase in die Verbindung Sauerstoff-Luziferin übergeht und während der Leuchtpausen sofort unter Mitwirkung anderer Bestandteile der Leuchtzellen wieder seines Sauerstoffes beraubt und somit von neuem leuchtfähig gemacht wird. Etwa so, als wenn es uns gelänge, aus den Verbrennungsprodukten der leuchtenden Petroleumlampe sofort wieder Petroleum zu machen und dieses dem Ölbehälter und dem Docht zu neuer Verbrennung, zu neuem Leuchten, wieder zuzuführen. In neuester Zeit sind die Forscher, z. B. Buchner und Pierantoni, bei der Bearbeitung des tierischen Leuchtens noch einer anderen hochinteressanten Erscheinung auf die Spur gekommen. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß in vielen Fällen die Leuchtorgane (besonders von Tintenfischen, Manteltieren und Tiefseefischen) Wohnungen darstellen für Milliarden von in ihnen hausenden Leuchtbakterien, daß also in diesen Fällen das Leuchten nicht vom Tier ausgeht, sondern von den eingemieteten Spaltpilzen. Das Tier ist mit den leuchtenden Untermietern eine Lebensgemeinschaft, gewissermaßen eine G. m. b. H. zu gemeinschaftlichem Gedeih und Verderb eingegangen. Über den Sinn des Leuchtens und seine Bedeutung für das betreffende Lebewesen wird man wohl nur da sprechen können, wo die Leuchtorgane, wie bei Tintenfischen, Fischen, Tiefseefischen und Insekten, auf Reize hin aufleuchten und erlöschen und außerdem Lichtsinnesorgane, Augen, vorhanden sind, um die Umgebung im selbsterzeugten oder fremden Licht wahrzunehmen. Im Dunkel der Nacht und der Tiefsee ersetzen die verschiedenfarbigen, verschieden angeordneten Leuchtflecke einfach die Farben; sie dienen der Erkennung der Artgenossen, der Geschlechter untereinander, der Beutetiere und Feinde. Lichtflecke am

Maul und auf Tastern mögen auch als Anlockungsmittel gegenüber lichtwendigen Beutetieren verwendet werden. Ob bei den nicht sehenden leuchtenden Lebewesen das lebendige Licht als Schreck- und Schutzmittel dient oder gar, wie bei Pilzen und Bakterien, bestimmte Insekten, Würmer und Larven anzuziehen vermag, die sich dann mit den unzähligen Vermehrungszellen, den Sporen, beladen und so zur Verbreitung der pflanzlichen Leuchtwesen dienen, ist bisher nicht erwiesen. Dr. A. Popofsky, Magdeburg.

Pflanzen als Bazillenträger.

Es bestätigt sich immer mehr, daß Teile gewisser Pflanzen, denen man es nicht ohne weiteres anmerkt, Bazillenträger sind. So will man neuerdings festgestellt haben, daß das mehr oder weniger häufige Auftreten des Scharlachs parallel geht mit dem größeren oder geringeren Anbau von Kartoffeln. Im Orient z. B., wo sie nur ganz selten angebaut werden, kennt man auch keinen Scharlach. Die Art und der Verbreitungsherd des Scharlach-Bakteriums sind allerdings noch nicht gefunden. Dagegen hat neuerdings Dr. Stickl (Universität Greifswald) aufschlußreiche Versuche mit Tulpen gemacht, die beweisen, daß diese auch im Wohnzimmer vielgehaltenen schönen Blumen sogar für Typhusbazillen empfänglich sind. In vielen tausend Fällen schluckten die Pflanzen binnen hundert Stunden bis zu vierzig Kubikzentimeter der mit Typhuskeimen durchsetzten Nährflüssigkeit. Die Bazillen drangen bis zu elf Zentimeter in den Stengeln vor, dann begann das Blattgrün sich gelb zu verfärben, das ursprünglich leuchtende Rot der Blüten bekam einen Stich ins Violette, und die Blütenblätter rollten sich zu Spiralen zusammen. Gerade vom Typhusbazillus mit seinen besonders charakteristischen und feststehenden Formen hätte man nun und nimmer eine so weitgehende Anpassung seiner Lebensweise an einen Pflanzenorganismus erwartet. Dr. Stickl hält es nicht für ausgeschlossen, daß Menschen auf diesem Umweg angesteckt werden können. Die Tulpe gehört allerdings zu den am leichtesten beeinflußbaren Kulturgewächsen. Ist es kürzlich doch sogar gelungen, hellgrüne und schwarze Tulpen sowie solche mit geschlitzten und gefiederten Blütenblättern zu züchten. Unser weißes Windröschen (Anemone nemorosa) ist dagegen ein völlig wild wachsendes Blümchen, das im ersten Frühjahr in lichten Wäldern, an Waldrändern und Hecken aus dem Boden hervorbricht. Ein den Winter überdauernder Wurzelstock bewahrt die Anemone vor der Ausrottung. Da sie außerdem durch zahlreiche weichhaarige Schnabelfrüchtchen weiterverbreitet wird und gegen Tierfraß durch ihr narkotisch-giftiges Anemonin geschützt ist, so glaubte man lange, sie sei überhaupt gegen alle Gefahren gefeit. Bis im Jahre 1897 Universitätsprofessor Klebahn in Hamburg eine eigentümliche Anemonenkrankheit entdeckte. Einzelne grüne Stengel kommen nämlich schon auffallend verdickt und verunstaltet aus dem Boden, während dicht daneben, aus demselben Wurzelstock, die völlig normalen und so charakteristisch zierlichen Triebe hervorbrechen. Die krankhaft verdickten Stengel wachsen zwar ebenso rasch weiter wie die gesunden, sie bringen auch Blätter hervor, aber keine Blüten. Professor Klebahn forschte lange vergeblich nach dem Erreger dieser Krankheit. Er bedeckte schließlich gesunde, in Töpfen gezogene Anemonen mit in kleine Teile zerschnittenen kranken Pflanzen; andere gesunde Windröschen pflanzte er in Erde, die kranke Pflanzen genährt hatte. Auf diese Weise erhielt er in 69 Töpfen 144 unfruchtbare Dickleiber-Anemonen. Dadurch war erwiesen, daß es sich um eine ansteckende Krankheit handelt, die bis jetzt zum Glück nur vereinzelt auftritt und noch nirgends als wirkliche Seuche beobachtet wurde. Die mikroskopische Untersuchung ergab folgendes: In den Hautzellen der ganz jungen Triebe fanden sich bei starker Vergrößerung eigentümliche, an sich krümmende Würmer erinnernde Gebilde von den mannigfaltigsten Formen. Im Jugendstadium sind sie schlank und zart wie Stäbchenbakterien. Älter geworden, verdicken sie sich zu derberen Fäden, geknickten und ungeknickten Keulen mit Geißelenden, zu Spindeln, Schlangen und Schlingen. Diese Gebilde sind nur drei Tausendstel bis drei Hundertstel Millimeter lang, pflanzenhaft langsamer Bewegung fähig; man findet sie stets in dichtgedrängten Haufen, aber immer nur in zwei bis drei benachbarten Zellen, und zwar nur der jungen Triebe. Beim Älterwerden des Pflanzengewebes scheinen sie ihr herdenweises Zusammenleben aufzugeben und sich zu zerstreuen. Die bis jetzt bekannte Lebensweise dieser merkwürdigen, neu entdeckten Organismen erinnert bald an Bakterien, bald an Gallen bildende Pilze. Sie scheinen solche Gelegenheiten wie das Hervorbrechen junger Würzelchen aus dem wagerechten Wurzelstock zum Vordringen aus der Erde in die Pflanzenhaut zu benutzen. Wie sie dann aber weiterwandern und weiterwachsen, bleibt noch zu erforschen. Hermann Radestock.

Die Naturschutzparke der wichtigsten Länder.

In Deutschland und Österreich sind bis jetzt insgesamt 300 qkm Land zum Naturschutzpark erklärt worden und damit der Verunstaltung durch menschliche Eingriffe im wesentlichen entzogen. Die größten dieser Gebiete befinden sich in der Lüneburger Heide und in den Hohen Tauern. Das scheint im Verhältnis zur Gesamtfläche dieser Länder (Deutschland 472 000, Österreich 84 000 qkm) wenig, aber im Hinblick auf deren viel zu dichte Bevölkerung bedeuten diese 300 qkm sehr viel mehr als ungleich größere Flächen in weiten und dünnbesiedelten Ländern. Nach einer Zusammenstellung des Stuttgarter Vereins „Naturschutzpark" haben außerhalb Deutschlands gegenwärtig: Vereinigte Staaten von Amerika bei 7 840 000 qkm Gesamtfläche 29 608 qkm Naturschutzparke; Kanada 6 660 000 : 25 900; Südafrika 2 061 000 : 20 000 und Neuseeland 268 000 : 605. Hierzu käme noch das Großwild-Schutzgebiet bei Nairobi in Britisch-Uganda, über dessen Größe aber Angaben nicht vorliegen, und das auch kein Naturschutzpark im engeren Sinne ist, da sich der Schutz lediglich auf die jagdbaren Tiere, nicht aber auch auf die Flora, den Landschaftscharakter usw. erstreckt oder doch nur in gewissem Umfang. Auch die ansehnlichen südafrikanischen Schutzgebiete dienen in erster Linie der Erhaltung der letzten Reste von Großwild; sie heißen daher auch offiziell „Wildheiligtum". In Nordamerika und Neuseeland haben übrigens die Naturschutzparke mit den unsrigen z. T. bedenklich wenig Ähnlichkeit. Während bei uns Wert darauf gelegt wird, ein Stück völlig unberührter und unzerstörter Natur im Getriebe der Gegenwart zu erhalten, wird in den „Nationalparken" der Vereinigten Staaten, Kanadas und Neuseelands ein großes Hotel nach dem andern mit Sportgelegenheiten angelegt, so daß die „Kultur" die großartigen Natureindrücke mannigfach verschandelt. Der Fläche nach sind zum Naturschutzpark erklärt in: Südafrika 1 Proz., Vereinigten Staaten 0,4, Kanada 0,4, Neuseeland 0,2, Deutschland mit Österreich 0,05 Proz. Deutschlands Leistung auf diesem Gebiet erscheint hiernach nur klein, ist aber in Wahrheit die größte, da es bei seiner überdichten Bevölkerung jeden Fleck Boden bitter nötig hat. Ein Bild von der Größe dieser Opfer gibt die folgende Zahlenreihe. Es entfallen von der Gesamtbevölkerung auf die Naturschutzparkfläche in: Deutschland und Österreich 0,3 Proz., Neuseeland 0,15, Kanada 0,05, Vereinigten Staaten 0,003 und Südafrika 0,0003 Proz. Prof. Dr. R. Hennig.

Diese zuverlässigen, geschmackvollen Alpina-Gruen-Gilde-Uhren sind das Beste — darum wenden Sie etwas mehr an

Alpina-Gruen-Gilde-Uhren, Wunderwerke an Schönheit und Genauigkeit, werden von anspruchsvollen Personen begehrt

Getreu den ehrwürdigen Vorbildern *diese modernen Uhren*

Die Uhrmacher der alten Gilde — Künstler ersten Ranges — schufen Wunderwerke der Feinmechanik, die Generationen überdauerten. Nur was wirklich vollkommen war, hielt vor ihrer strengen Selbstkritik stand.

Getreu diesen ehrwürdigen Vorbildern hat die Alpina-Gruen-Gilde seit über einem halben Jahrhundert in der Schweiz hochwertige Uhren konstruiert, die ein Maximum an Genauigkeit und neuzeitlicher Formenschönheit darstellen.

Uhren für jede Gelegenheit, für den verwöhntesten Geschmack, entzückende, kostbare Schmuckgegenstände; für die Dame zum Straßenkleid, zur eleganten Nachmittags- und Abendtoilette passende zierliche Armbanduhren. Elegante und schlichte Taschen- und Armbanduhren für den Herrn, zum Gesellschaftsanzug, im Geschäft, zum Sport. Die hochelegante Gruen Pentagon als Geschenk bei feierlichen Anlässen — zum Geburtstag, zur Konfirmation, zum Jubiläum — bevorzugt.

Die Alpina-Uhrengeschäfte in den führenden deutschen Städten werden Ihnen die vielen geschmackvollen Alpina-Gruen-Modelle gerne vorlegen; treffen Sie Ihre Wahl. Alpina Gruen Gilde Uhrenfabriken, Schweiz.

IN DEN ALPINA-UHREN-GESCHÄFTEN KENNTLICH AM ROTEN DREIECK

Alpina

Gruen · Gilde · Uhren

SEIT 1874

GRUEN UHREN

ANEKDOTEN AUS DEM REICHE DER KUNST

Der berühmte Künstler Giovanni Lorenzo Bernini (1598—1680), gleich bedeutend als Architekt, Bildhauer und Maler, war an dem Bau der Peterskirche in Rom hervorragend beteiligt. Doch sagt man dem Künstler nach, daß er durch ein Versehen einen Riß in der Kuppel verursacht habe. — Nun hatte der Bildhauer Mochi mehrere Statuen geschaffen, die in der Peterskirche aufgestellt werden sollten. Unter den Bildsäulen befand sich auch eine solche der heiligen Veronika; der Meister hatte sie in einem sehr leichten Gewand und ihr Schweißtuch fast fliegend dargestellt. Bernini musterte einst diese Statue, und angesichts des wehenden Schweißtuches sagte er spöttisch: „Wo in aller Welt mag denn aber wohl der Wind herkommen, der das Schweißtuch so heftig bewegt?" — Mochi verstand den Spott, war aber schnell gefaßt und erwiderte trocken: „Wahrscheinlich aus dem Riß in der Kuppel!"

Die berühmte Sängerin Marietta Alboni gastierte eines Tages in Triest, als sie erfuhr, daß man sie am Abend ihres ersten Auftretens auszischen wolle, da sie vorher auch in München und in Wien gesungen hatte. Schnell entschlossen, warf sich die Künstlerin in Männerkleider und begab sich in das Kaffeehaus, wo eben über das Komplott beratschlagt wurde. Die Sängerin setzte sich an einen Nebentisch und hörte den Beratungen zu, dann stand sie plötzlich auf und sagte, sich zu den Herren wendend: „Es scheint mir, Sie haben für heute abend einen Streich vor. Ich schwärme für so etwas und möchte mich gern daran beteiligen."

Nach einigem Hin- und Herreden wurde die Künstlerin in den Plan eingeweiht, daß die Alboni heute abend ausgepfiffen werden solle. Man händigte ihr eine kleine Pfeife ein und schärfte ihr ein, daß der Lärm nach der Arie der „Rosine" losbrechen solle. — Das Theater war am Abend ausverkauft. Als nun Rosine zum erstenmal auf der Bühne erscheint — man spielte den „Barbier von Sevilla" — bricht ein ohrenzerreißender Lärm los. Lächelnd tritt die Sängerin an die Rampe, nimmt das Pfeifchen heraus und sagt ruhig: „Aber, meine Herren, warum denn schon jetzt? Ich dachte, es soll erst n a c h meiner Arie losgehen?"

Einen Augenblick herrscht Totenstille, dann aber setzt ein brausender, Minuten dauernder Beifall ein, in den die Unruhestifter am lautesten einstimmen. — Am nächsten Abend aber wurde der Alboni von denselben jungen Leuten, die sie hatten auspfeifen wollen, ein Fackelzug gebracht.

Als Goethe nach Italien reiste, fanden sich zahlreiche Bekannte ein, die ihm Aufträge über Aufträge erteilten, aber nur wenige dachten daran, ihren Bestellungen auch den nötigen Geldbetrag beizufügen. Als Goethe zurückgekehrt war, erhielten nun nur diejenigen das Bestellte, die ihn mit Geld versehen hatten. Den anderen, die fragten, warum er ihnen das Gewünschte nicht mitgebracht habe, erzählte der Dichter folgende Begebenheit: „Als ich eines Tages in Venedig mit meiner Gondel im Canale grande fuhr, nahm ich mir, da ich gerade nichts anderes zu tun hatte, eure Wunschzettel vor, breitete sie vor mir aus, aber plötzlich erhob sich ein Wind, der sie zu meinem Entsetzen ins Wasser wehte."

„Warum aber haben doch einige von uns das Bestellte erhalten?" fragte man.

„Ja," sagte Goethe, „diese hatten eben das nötige Geld in ihre Bestellzettel gepackt; durch dieses Gewicht beschwert, blieben sie liegen und konnten nicht fortgeweht werden!"

Die Frager verstanden und — schwiegen.

In einer Universitätsstadt wurde einst die „Natürliche Tochter" aufgeführt. Nach dem zweiten Akt wendet sich ein Student an einen neben ihm sitzenden Herrn mit der Frage: „Verzeihen Sie, aber ist das Stück nicht von Vulpius?" (Vulpius war ein seinerzeit literarisch übelberüchtigter Verfasser von „Rinaldo Rinaldini" und ähnlichen Schreckensbüchern.)

Der Nachbar erwidert: „Nein, das Stück ist von Goethe."

Nach dem dritten Akt fragt der Student: „Wissen Sie gewiß, daß das Stück nicht von Vulpius ist?"

„Nein," erwidert der Nachbar, „das Stück ist von Goethe."

Nach dem vierten Akt meint der Student: „Ich glaube immer, das Stück ist von Vulpius."

„Von Goethe", lautet die Zurechtweisung.

Am Schlusse endlich behauptet der Student: „Sie mögen sagen, was Sie wollen, das Stück ist von Vulpius."

Da erhebt sich der stattliche Nachbar und sagt mit flammendem Auge: „Das Stück ist von Goethe, und i c h bin Goethe!"

„Sehr erfreut," sagt der Student, „mein Name ist Meier!"

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gastierte der einst sehr berühmte Schauspieler Reizenberg in Troppau. Er wurde von dem schwach besuchten Hause hervorgerufen, wobei sich besonders Kinderstimmen hervortraten. Reizenberg tritt vor, blickt nach den Engelstimmen im Paradiese und sagt: „Der hoffnungsvollen Jugend Troppaus meinen Dank."

Eine rauhe Stimme aber versichert ihm: „Es waren auch Männer dabei!"

Reizenberg verbessert sich verbindlich: „Den h o f f n u n g s v o l l e n M ä n n e r n von Troppau meinen Dank!"

GRAUBÜNDEN

(Schluß von Seite 706.)

Selbst der zeitweise ans Verwegene streifende modische Betrieb, wie ihn Sport, Tanz und Spiel in den beliebtesten Fremdenplätzen auch dieses idealen Berglandes aufwirbeln, vermag der unmittelbaren Wucht und Schönheit der Natur nicht den geringsten Eintrag zu tun. In „lieblicheren" Gegenden kann schon eine Bergbahn oder ein pratschig hingesetztes Gasthaus die Landschaft „verstimmen". Diese Gefahr bleibt in den Bündner Alpen so gut wie ausgeschlossen. Sie lassen sich nicht ein Quentchen ihrer überwältigenden Gelassenheit abringen und stehen beherrschend über dem kleinlichen Menschengetue. —

Bevor man Luft und Licht, Sonne und Schnee jene erstaunlichen Erfrischungsmöglichkeiten für den menschlichen Körper zuzutrauen vermochte, lockten die von den Einheimischen längst geschätzten und eifrig benutzten Heilquellen die Fremden zahlreicher ins Land.

Dicht vor der Grenze Graubündens, noch auf Sankt-Galler Boden entspringend, geben nach dieser Richtung den deutlichsten Fingerzeig, die heißen Wässer von Ragaz. Die vier Kilometer abseits von der klösterlichen Siedlung Bad Pfäfers durch die tosende Taminaschlucht hergeleiteten

Segenspender haben dem kleinen Dorfe zum Rang eines Weltbades verholfen, das unter Ausnützung seiner glücklichen Lage und seiner mustergültigen Kuranlagen sich auch als beste Übergangsstation vor und nach dem Genuß hochalpiner Gegenden erwiesen hat.

Das in nächster Nähe von Chur prächtig auf einem bewaldeten Bergvorsprung über der Rabiusa 829 m hoch gelegene Bad Passugg überreicht dem Fremden bereits die Musterkarte der verschiedenartigen Heilwässer, die das mit ihnen so gesegnete Land zu bieten hat. Die ausgedehnten und gepflegten Kuranstalten des lieblichen Bades Fideris im grünen Prätigau oder des stimmungsvollen, aber strengeren Vals mit seiner eisenhaltigen Gipstherme (28° C) bieten den Heilungsuchenden kaum geringere Erholungsmöglichkeiten als die großen, äußerlich bewegteren Badeorte.

Seitdem sich der internationale Sport die ursprünglich nur durch ihre Heilerfolge zu Weltruhm gelangten Lungenkurorte Davos und Arosa zu den beiden Hauptfremdenzeiten des Jahres nicht weniger erobert hat als andere komfortable, in beglückender Landschaft aufgeblühte, früher aber nur auf die beschauliche Erholung an der stärkenden Höhen- und Waldluft eingestellte Fremdenplätze, wie das lauschige Flims, hat ein wesentlich dichterer Zustrom von Vergnügungsreisenden eingesetzt, dessen bunte, zuweilen sensationelle Zusammensetzung oft eine ebenso große Anziehungskraft erweist wie die durch Reklame und Prospekte angebotenen Unterhaltungen und Genüsse.

Der stufenweise Aufbau des Bündner Landes und seine besondere Lage auf einer Grenzscheide zwischen Süden und Norden bewirken, daß es eine abwechslungsreiche Reihe von Klimaten besitzt, die es jedem ermöglichen, sich das für ihn zur Erholung oder zum Wohlbefinden Benötigte auszuwählen. Der manchen zu gesteigerter Lebenslust auftreibende Föhn kann andererseits von dem, der sich von ihm bedrückt fühlt, leicht gemieden werden. Wie die Schneeverhältnisse im Winter sich in den unterschiedlichen Tälern durchaus voneinander unterscheiden — das Engadin wird nie die meterhohen weißen Massen aufweisen können wie die mit diesem Himmelsstoff ganz besonders gesegneten Stätten Arosa und Davos — so kann die Sommersonne auch ganz nach persönlichen Bedürfnissen und gesundheitlichen Einstellungen ihrer Intensität nach in hohen oder tiefen Lagen genossen werden.

Die Übergangszeiten haben ihre Reize für sich. Schneeanemonen künden in der Höhe das erwachende Leben nicht minder an als Veilchen, die um den Brunnentrog des Talsiedlers den Lenz anfeiern, wenn die Sonne den Winterknoten der Starre durchsticht und tausend Rinnsale und Wasserstürze den Jubel aus Schründen und Tobeln aufposaunen.

Wer das Land recht kennenlernen will, darf es, wann er auch komme, nicht durchhetzen. Die seit Jahrzehnten so beliebten Übergangsstationen, wie Thusis, am Eingang der stets durch ihre Felsphantastik wieder überwältigenden Via Mala, durch die sich die Splügenstraße windet, wie Bergün, Disentis oder, für den vom Süden Aufsteigenden, im Bergell Promontogno, das kastanienumrauschte Soglio mit seinem unvergleichlichen Blick auf den Bondascagletscher und Vicosoprano, nicht zuletzt im Münstertal St. Maria und Cierfs laden nicht nur aus klimatologischen Gründen, sondern auch ihrer reizvollen örtlichen Lage wegen zur besinnlichen Rast ein.

Das Engadin drängt alle Reichtümer seiner alpinen Ursprünglichkeiten eng aneinander und rückt sie im gigantischen Wurf seiner Talweite doch gleichzeitig in eine solche Himmelsperspektive, daß das Auge davon übergeht. Gletscher werfen sich schon dem Talwanderer an die Brust, während der Hochtourist die Viertausender mit einer doppelten Tagestour bezwingen kann. Aus diesem Beieinander und Ineinander der Erscheinungen fügt sich jene Einheit zusammen, die uns im Anschauen und Aufnehmen niemals ermüdet, weil sie uns durch den überschwenglichsten Genuß selbst in die Einheit überfließen läßt.

Die Wunder von St. Moritz und seiner nahen und ferneren Umgebung gehören gewiß zu den erhabensten, die Menschensinne und -herzen aufzunehmen vermögen. Voll ausgeschöpft hat die malerische Verklärung des Engadins Giovanni Segantini. Er ist der künstlerische Meister jener Bergwunder geworden, die sich in einer Glorie von Licht baden, und deren herbe Urkraft aus dem Erdkern hervorzudringen scheint. St. Moritz beherbergt in seinem würdigen, aus Arven und Lärchen aufstrebenden Segantini-Museum auch die letzten zu dem großen Triptychon „Werden — Sein — Vergehen" vereinigten Bilder des Künstlers — „des Dichters und Helden des Tales".

Ein Blick von der das Veltlin mit Graubünden verbindenden Bernina-Bahn (Alp Grüm!) auf den Palügletscher und hinab über das leuchtende Tal von Poschiavo, ein anderer — unweit Pontresina — von der Höhe der Bergbahn Muottas Muraigl über das Oberengadin und die Kette seiner Seen bis zur strahlenden Paßhöhe von Maloja verschaffen auch dem Nichtbergsteiger hochalpine Eindrücke unvergänglicher Art.

Zuoz, der einstige Hauptort des Oberengadins, mit seinen altertümlichen Steinpalästen und seinen eindrucksvollen modernen Hotelbauten liegt beherrschend auf einer sonnigen Platte über dem Inn und hat sich zu einem vornehmen Kur- und Sportplatz entwickelt, der von einem auf möglichste Abgeschlossenheit und Ruhe bedachten Publikum bevorzugt wird. Sein Lyceum Alpinum erfreut sich, wie die meisten Lehranstalten des Kantons, eines ausgezeichneten Rufes.

Eine kurze Bahnfahrt innabwärts trennt uns noch vom Unterengadin, dessen von einer gewissen Starre befreiter Charakter nach dem Austritt bei der Schlucht von Süs sofort erkennbar wird. Wogende Kornfelder mildern zur Sommerszeit den Blick auf die sich riesenhaft in den tiefblauen Himmel reckenden Felspyramiden. Am Fuß des mächtigen Piz Pisoc finden wir unweit der Tarasper Heilquellen in gelinder, waldumrauschter Lage den besonders von verwöhnten Kulturmenschen aufgesuchten Kurort Vulpera.

Von Zernez, dem Hauptort des Unterengadins, zweigt die Ofenbergstraße ab. Sie führt mitten durch das Naturschutzgebiet und vermittelt infolge der reichen Abwechslung der Aus- und Einblicke auch dem bisher Ahnungslosen starke Eindrücke von dem verdienstvollen Werk. Allerdings darf nicht jeder Reisende im schlanken, sich gewandt um Rank und Rüfe windenden Postauto erwarten, daß hinter dem nächsten besten Felsvorsprung ein verschmitztes Steinbockauge voll selbstbewußter Neugier nach einem begeisterten Fremdling ausspähe, der ihm einen Knipsfilm widmen möchte, oder daß auf jedem verwitterten Arvenstumpf ein brauner Mutz hocke, der sich den zähen Wildhonig von den feisten Tatzen schleckt, oder gar, daß er ein Adlergeschwader in Flugzeugstaffel über den wie Wanderheuschreckenschwärme die Hochmatten überdunkelnden Gemsenrudeln beutegierig zum Angriff vorgehen sehe.

Wem sich jenseits des Ofenberg-Hospizes, das noch in Waldeinsamkeit gebettet liegt, und nach Überschreiten der wilden Alp Buffalora im Felsentor des Passes urplötzlich die überwältigende Schau über das aus tiefer grüner Talferne aufleuchtende Münstertal und den darüber thronenden König Ortler auftut, der wird außer den im Naturgenuß neugewonnenen Kräften gewiß auch seelische Erhebungen dankerfüllt mit sich nehmen, die ihm das Land Graubünden in seiner unverfälschten Ursprünglichkeit erschlossen hat.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Stadt in Ägypten, 4 Nebenbuhler, 7 nordischer Dichter, 9 italienische Landschaft, 11 alte Wurfwaffe, 13 geographischer Begriff, 14 Anerkennung, 16 orientalischer Fürstentitel, 18 wichtiges Dokument, 19 Fluß in Armenien, 20 Nahrungsmittel, 21 Singstück, 23 Mädchenname, 25 süddeutsche Stadt, 26 Reformator, 28 Niederlassung, 29 Prophet, 32 klösterliches Stift, 33 Schneideinstrument, 34 Gesteinsart; **senkrecht:** 1 altes Seefahrzeug, 2 brasilianische Stadt, 3 Früchte, 4 spanische Münze, 5 Nebenfluß der Donau, 6 Zuneigung, 8 Kartenspiel, 9 römisches Kriegsschiff, 10 Weingeist, 12 Schmelzglas, 15 Pelztier, 17 Wagenteil, 18 Gattungsbegriff, 21 übertriebener Aufwand, 22 geographischer Begriff, 24 Titanensohn, 26 Tochter des Zeus, 27 Überlegenheit im Kampf, 30 ehemaliger osteuropäischer Fürst, 31 Artikel. (ch = 1 Buchstabe.)

Kreuzrahmen.

Wörter von links nach rechs: 1 ehemals mit Vorrechten ausgestatteter Stand, 3 Vorstentier, 6 Insektenlarve, 8 weiblicher Name, 10 Königreich, 11 Stadt an der Themse; **von rechts nach links:** 2 Geliebte des Zeus, 4 Teil des Weinstocks, 5 niederländische Stadt, 7 Wärterin, 9 Feldfrucht, 12 Musikzeichen; **von oben nach unten:** 1 Pflanze, 2 Weinernte, 4 zusammenhängende Gedankenäußerung, 6 weiblicher Name, 9 Herrscherin, 11 griechische Göttin; **von unten nach oben:** 3 Haustier, 5 Nebenfluß der Fulda, 7 Hauch, 8 Grenzland im Süden Palästinas, 10 französische Anrede, 12 weibl. Name.

Vorsetzrätsel.

Insel — Lachs — Wein — Orden — Laube — Achse — Reue — Ente — Stern — Turm — Sau

Durch Vorsetzen je eines bestimmten Buchstabens vor die einzelnen Wörter sind Wörter anderen Sinnes zu bilden. Die vorgesetzten Buchstaben nennen, aneinandergereiht, eine Blume.

Rösselsprung.

	stein	nicht	da	mör	
dom	so	tel	meß	bau'	zu
nen	du	als	trag'	auch	bei
stand	bau	bei	her	ge	be
kannst	stein	ster	und	und	dir
mei	ver	sand	fehlt	sein	schick

Der Ton macht die Musik.

Das Erste: Hilferuf der Armen,
Das Zweite: Frommer Rufen um Erbarmen.

Die vergessene Silbe.

Wie heißt die Silbe, die hinter me und ko, und die vor ke und zen steht?

Gitterrätsel.

Nach richtiger Einordnung der Buchstaben a a a a b b e e e e e e e g g h h h h i i k k k l l l l n n n n o o r r r r r s s s s s s s t t t u u u u ergeben sich 4 Wörter, die wagerecht und senkrecht gleichlauten. Die Wörter bedeuten: 1 Ringelbahn, 2 alte Nationalmelodie der Schweizer Alpenhirten, 3 Beamtentitel, 4 Stadt in Sachsen.

Ergänzungsaufgabe.

Pal — ra, Gum — nen, For — na, Stan — te, Ich — mon, Vor — teil, Land — ge, Weg — ser, Mei — gen, Pa — te, Aus — be, Re — rung, Mal — ne, Ma — ver, Bal — sar, Gra — da, Phan — sie, Lu — burg, Nor — die, Ka — chen, Chri — ne, Ge — nis, Pat — li, Beet — ven, Ver — ter, Thus — da, Gi — tar, Mil — on, Bal — de, De — ger, Mes — na

An Stelle der Striche sind Silben zu setzen, so daß dreisilbige Wörter entstehen, deren Mittelbuchstaben dann, der Reihe nach gelesen, ein Sprichwort ergeben. Zur Verwendung kommen folgende Silben: bin, bral, dar, freg, ga, gie, heim, ho, la, li, man, my, na, nel, neu, nin, nin, nö, schu, si, ste, sti, ta, tha, tu, ur, wal, wei, wi, xem, zun.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4393.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4391.

Buchstabenordnungsrätsel: Bruder, Essig, Salta, Sichel, Egoismus, Ragusa, Keller, Augsburg. — Besser karg als arg.

Bauwerks-Arithmogriph: 1 Prado, 2 Tower, 3 Louvre, 4 Tivoli, 5 Vatikan, 6 Zwinger.

Erwünschter Wandel: Versorgt.

Ohne Zweifel: Recht mäßig — rechtmäßig.

Kürzungsrätsel: Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Plebs, 5 Lache, 6 Rauch, 8 Bankett, 10 Aszese, 11 Ferner, 13 Sonde, 14 Linse, 15 Ethik, 18 Amati, 20 Rennes, 22 Lapsus, 23 Estrich, 24 Hagel, 25 Beute, 26 Laden; senkrecht: 1 Phrase, 2 Leine, 3 Brief, 4 Sattel, 5 Lasso, 7 Hades, 8 Beduine, 9 Triumph, 10 Aster, 12 Remis, 16 Teich, 17 Kessel, 18 Aachen, 19 Tüte, 21 Stola, 22 Liebe.

Magisches Kreuz: 1 Uhland, 2 Alesia, 3 Basalt, 4 Anilin.

Magie:

K A N O S S A
A E P S
N E U H E I T
O H R A
S P E R R E R
S I E T
A S T A R T E

Deauville. Die Besucher von Deauville werden heuer eine neue Überraschung erleben. Wenn Deauville bisher eine Königin der französischen Seebäder war, so wird es sich bald den Namen der Königin des eleganten Sportes beilegen können. Wie aus dem Erdboden gestampft hat Deauville ein herrliches Hotel am Golfplatz erbauen lassen, welches mit seinen mannigfaltigen Unterhaltungen die Herzensfreude aller Golfliebhaber sein wird. Aber auch die anderen Ereignisse dieser Saison werden in Deauville das Hervorragendste bieten, was bisher überhaupt geleistet wurde. Auf den zwei Rennplätzen wird an 40 Renntagen dem edlen Pferdesport gehuldigt werden. Die Siegerpreise übersteigen diesmal eine Million Mark. Gegen Ende Juli wird ein internationaler Concours Hippique stattfinden. Für die im Juli festgesetzte internationale Regatta sind bereits jetzt Nennungen aus aller Herren Länder eingetroffen. Im Monat September wird eine Automobil-Sternfahrt aus allen europäischen Hauptstädten durchgeführt. — Während der ganzen Saison finden Tennis-Turniere statt und selbst für die Liebhaber des Fischereisportes sind neue Möglichkeiten dieses lieblichen Sportes geboten. Die Krone der Festlichkeiten dürfte der Schönheitswettbewerb zwischen Amerika und Europa sein, der statt in Galveston in diesem Jahr in Deauville abgehalten wird. Unter einer internationalen Jury wird sich Miß Europa mit Miß Amerika um den Preis der schönsten Frau der Welt be werben. Ob der Apfel des Paris der Preisträgerin des alten Europa oder dem jungen Amerika zufallen wird muß noch dahingestellt sein. Aber dieses Ereignis, mi dem unzählige Festlichkeiten verbunden sind, wird un bedingt die größte Anziehungskraft ausüben. Für di Gourmands ist aufs neue Sorge getragen worden. „Che Brümmel" heißt der neue Tempel der Feinschmecke welcher heuer zum erstenmal die Pforten öffnet. Alle in allem verspricht die Saison äußerst abwechslungsreic zu werden. Wie in dem Vorjahre wird Deauville gewi auch in dieser Saison das Zentrum der vornehmen Wel der Vergnügungen und des eleganten Sportes bleibe

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leip
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Streller

LEIPZIG

VERLAG I·I·WEBER

NR·4393 ★ 23·MAI·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

A.A.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4393. 172. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 23. Mai 1929.

Allgemeine Notizen.

Der Eichendorff-Preis zur Förderung des oberschlesischen Schrifttums wird auch in diesem Jahre wieder zur Verteilung kommen. Mit ihm ist eine Ehrengabe von 1000 Reichsmark verknüpft. Als Bewerber kommen Schriftsteller in Frage, die entweder von Geburt Oberschlesier sind, oder deren Werke sich im wesentlichen auf Oberschlesien beziehen. Die Einsendungen haben an die Eichendorff-Gedächtnis-Stiftung in Hindenburg (Oberschlesien) bis zum 1. Oktober d. J. zu erfolgen.

Geologische Forschungsexpedition nach Südafrika. An den im Juni stattfindenden internationalen Geologen-Kongreß in Pretoria anschließend, wird einer der deutschen Teilnehmer, der Professor für Mineralogie Dr. Hans Schneiderhöhn, Freiburg, eine Expedition nach dem ehemaligen Deutsch-Südwestafrika und Rhodesia unternehmen. Die Forschungsreise wird bisher ausschließlich von privaten Mitteln getragen und ist vorerst für die Dauer eines Jahres berechnet.

Marburger Festspiele 1929. In diesem Sommer bringen die Marburger Festspiele Schillers „Wilhelm Tell" und Shakespeares „Was ihr wollt" zur Aufführung. Die Regie übernahm Dr. Fritz Budde. Das Ensemble wird unter den Prominenten des Deutschen Schauspiels gewählt. Das Marburger Festspielhaus, eine eigenartige Kombination von Natur- und Kunstbühne, ist nach seiner Erneuerung im vorigen Jahr die größte Freilichtbühne Deutschlands. Sie bietet 3000 Personen Platz. Die erste Festspielaufführung wurde auf den 9. Juni festgelegt.

Kongresse in Bad Neuenahr. Seit einigen Jahren wird Bad Neuenahr, dessen sportliche Veranstaltungen sich stetig steigender Beliebtheit erfreuen, auch gern für Kongresse und Tagungen bevorzugt. So findet am 15. Juni die Tagung der Gemeinde-Rentmeister statt. Der Bund deutscher Baumschulenbesitzer hat für den 11. Juli einen Ausflug nach Bad Neuenahr vorgesehen. Vom 29. August bis 1. September hält der Allgemeine Deutsche Tanzlehrer-Verband, Gau Rheinland, seine Tagung ab, an welche sich eine große Tanzschau und ein Turnier anschließen. In diesem Jahre besuchten wieder 150 Ärzte auf einer Studien- und Besichtigungsfahrt Bad Neuenahr. Am 29. und 30. Juni wird ein besonderer Fortbildungskursus für Ärzte abgehalten. Auch der Verein der Ärzte in den Kreisen Altena und

Bad Steben. Der in den letzten zwei Jahren durchgeführten Erneuerung der Stahlbäder schließt sich heuer die neuzeitliche Einrichtung der Moorbäder nach den Plänen des Landbauamts Hof in einer vorbildlichen Ausstattung an. Bad Steben hat damit seine Wiederaufbauarbeit nach Krieg und Inflation in recht glücklicher Weise fortgesetzt und verfügt nun über neuzeitliche, gediegene Anlagen seiner Stahl- und Moorbäder.

Lüdenscheid beabsichtigt am 1. Juni eine Studien- und Besichtigungsfahrt nach den Heilquellen Neuenahrs.

Wildbad. Das durch seine berühmten naturwarmen Heilquellen gegen Gicht, Rheuma, Ischias u. a., wie auch als herrlich gelegener Luftkurort bekannte Schwarzwaldbad hat jetzt im Westen Berlins, am Augusta-Viktoria-Platz, in einem Pavillon neben dem Gebäude Rankestraße 1 eine eigene, an das Fernsprechnetz angeschlossene Auskunftsstelle über Wildbad eröffnet. — Im vergangenen Jahr hatte Wildbad mit 23034 Gästen die Höchstzahl der Vorkriegszeit nicht nur erreicht, sondern wesentlich überschritten. Als Kongreßstadt erfreut es sich ebenfalls immer regeren Zuspruchs. Von ganz besonderer Bedeutung ist die Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Presse, Landesverband Württemberg, der am 15. und 16. Juni in Wildbad versammelt sein wird.

St. Moritz. Der Verkehrsverein veröffentlichte eine neue Sommerbroschüre, die den sommerlichen Badekurort und das Sportdorado St. Moritz in Wort und Bild veranschaulicht. Es ist ein kleines auf knappstem Raum zusammengedrängtes Kompendium, das dem Erholungsuchenden und dem Ferienfreudigen das nahe bringen will, was St. Moritz im Sommer zu zeigen und zu bieten hat. Was für eine vergnügliche Fülle bunter Mannigfaltigkeiten und Möglichkeiten der Begriff „St. Moritz im Sommer" umschließt, erfährt der Leser dieses Heftchens in einer Reihe interessanter Abschnitte. Dem Bildschmuck wurde weitester Raum gewährt. Bilder reden eine mächtigere, eindrücklichere Sprache als Menschenwort. In ganz- und halbseitigen Tiefdruckreproduktionen spiegelt sich die stille Größe der Engadiner Landschaft wider, wirbelt munteres sportliches Treiben vorüber.

Die Kultur des Bades. Auf die hygienische Bedeutung des Badens und der häuslichen Gesundheitspflege überhaupt hinzuweisen, war die Aufgabe des Ufa-Kulturfilms „Der Jungborn der Menschheit", der vor kurzem in Leipzig gezeigt wurde. Den Stand der Bade- und Körperkultur in den verschiedenen Kulturepochen, die eigenartigen Badesitten der verschiedenen Völker und Zeiten führt dieser lehrreiche und dabei fesselnd interessante Film in schönen Bildern vor Augen. Zum Schluß sah man die schlichte Zweckmäßigkeit und hohe Gebrauchsfähigkeit moderner Bade- und Warmwasser-Anlagen, wie sie u. a. von der bekannten Firma Junkers & Co. in Dessau (Anhalt) seit Jahren hergestellt werden.

Saint-Malo,

das ebenso beliebte wie bekannte französische Seebad, bildet das Ziel der während der Saison täglich stattfindenden Exkursionen, die immer und immer wieder neue Besucher anziehen. — Zwei Mittelpunkte des gesellschaftlichen Lebens in Saint-Malo sind die Hotels „Franklin" und „Hotel de France et Chateaubriand". Ersteres besitzt eine fürstliche Einrichtung und befindet sich direkt im Zentrum des großen Strandes neben dem Kasino. Das zweite der genannten Hotels bietet einerseits Aussicht auf den „Place Chateaubriand", während man von der Rückfront eine wundervolle Aussicht auf den Strand genießt. Sehenswert ist das im Urzustande erhaltene Geburtszimmer Chateaubriands, das den Besuchern jederzeit zugänglich ist.

RENGER-FOTO

Photographiere Krausware ⚓ du kannst einen schönen Preis gewinnen!

Drei Millionen Deutsche — so schätzen wir anhand unserer Produktionszahlen — baden in einer ⚓ Krausswanne od. ⚓ Sitzwanne, waschen mit einer ⚓ Waschmaschine, benützen ⚓ Waschwannen, ⚓ Wäscheschleuder und ⚓ Klein-Waschgeräte, wärmen sich den Leib mit einem ⚓ Leibwärmer und das Bett mit einer ⚓ Wärmflasche.

Ei, was wird das für lebendige Bilder geben!

Ihr Liebhaber und Photographen, hier sind Motive für euch. (Auch Kraussware allein kann Stilleben-Motive hergeben). Besitzt ihr nicht selbst irgend ein Kraussgerät, so seht euch bei Bekannten um, ihr werdet sicher bald darauf stossen.

Ihr Besitzer von Kraussware aber, die ihr nicht selbst photographiert, unter euren Freunden wird der eine oder andere gewiss einen Apparat besitzen. Denkt, wenn er euren Jüngsten im Bad festhält oder den Grosspapa mit dem Leibwärmer oder die Mutter an der Waschmaschine! Es muss euch doch selbst Freude machen, so ein Bild als Andenken zu erhalten.

Helft uns, Bilder von Kraussware erlangen!

B E D I N G U N G E N :

Jedermann kann sich beteiligen, gleichgültig ob er selbst Kraussware verwendet oder nicht. Jeder kann beliebig viel Bilder einsenden. Mindestgrösse 6 × 9, doch sind auch $4^1/_2 \times 6$ Aufnahmen zugelassen, wenn sie vergrösserungsfähig sind. Ob die Abzüge unaufgezogen oder aufgezogen eingesandt werden, ist gleichgültig; wir bitten nur, keine gerahmten Bilder zu schicken. Die Bilder dürfen noch nicht veröffentlicht sein. Jedes Lichtbild ist auf der Rückseite mit der genauen Adresse des Absenders zu versehen. Die Anschrift der Verpackung oder des Umschlages:

Krausswerke
⚓ Wettbewerb
Schwarzenberg Sa.

Der letzte Termin der Einsendungen ist der 10. November 1929 (Poststempel). Briefe die das Ausschreiben betreffen, können nicht beantwortet werden. Es dürfte auch keine Anfrage nötig sein, da Photomaterial, Kopierverfahren und was sonst zur Herstellung der Bilder gehört, dem Einsender überlassen bleibt. Die einzige Forderung ist die Anwesenheit eines Stückes Kraussware. Die eingesandten Bilder werden von einem Preisgericht beurteilt, die 400 besten Bilder nach nebenstehendem Plan mit Preisen ausgezeichnet.

Die preisgekrönten Bilder gehen mit allen Rechten in den Besitz der Krausswerke über, die berechtigt sind, Film oder Platte der preisgekrönten Aufnahmen vor Auszahlung des Preises anzufordern. Die nicht preisgekrönten Bilder werden unter Beifügung einer Abbildung der mit dem höchsten Preise ausgezeichneten zurückgeschickt. Wir gehen mit allen Einsendungen sorgfältig um, können für Verlust und Beschädigung jedoch keine Haft übernehmen.

Das Ergebnis des Wettbewerbs werden wir möglichst bis 15. Dezember veröffentlichen und die Preise Weihnachten 1929 verteilen. Die Entscheidung des Preisgerichtes ist endgültig, unter Ausschluss von Beanstandungen und des Rechtsweges. Jeder Teilnehmer unterwirft sich diesen Bedingungen.

Preisrichter: Fräulein **Helene Paul,** Leiterin der Versuchsstelle für Hauswirtschaft des Reichsverbandes Deutscher Hausfrauen-Vereine R. V. in Leipzig, Herr Oberstleutnant a. D. **Max v. Grundherr,** 1. Vors. des Reichsverbandes Deutscher Amateur-Photographen-Vereine, Herr **Hugo Erfurth,** Photograph, Dresden. Herr **Renger-Patzsch,** Photograph, Bad Harzburg. Herr Dir. **Riesebrodt,** 1. Vors. des Deutschen Reklame-Verbandes e. V. und Dir. der Deutschen Reichspost-Reklamegesellschaft. Herr **Wigo Weigand,** Werbeberater, Baden-Baden. Seitens der Krausswerke: Herr Fabrikbesitzer **Fr. E. Krauss,** und der Werbeleiter der Krausswerke.

Photowettbewerb
Kraussware im Lichtbild
Preise von RM. 10.000

Preis		Betrag
1. Preis		**RM. 1000.—**
2. Preis		RM. 750.—
3. Preis		RM. 600.—
4. Preis		RM. 500.—
5. Preis		RM. 300.—
6. Preis		RM. 250.—
7. Preis		RM. 200.—
8.— 10. Preis	je RM. 100.— =	RM. 300.—
11.— 20. Preis	je RM. 50.— =	RM. 500.—
21.— 30. Preis	je RM. 40.— =	RM. 400.—
31.— 50. Preis	je RM. 30.— =	RM. 600.—
51.— 70. Preis	je RM. 25.— =	RM. 500.—
71.—100. Preis	je RM. 20.— =	RM. 600.—
101.—200. Preis	je RM. 15.— =	RM. 1.500.—
201.—400. Preis	je RM. 10.— =	RM. 2.000.—
400 Preise		**RM. 10.000.—**

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

ANNA MAY WONG

als Tschang-Haitang in der Londoner Aufführung von Klabunds „Kreidekreis“.

(Zu dem Beitrag „Die Blume aus dem Fernen Osten“ auf Seite 747.)

ALT-BERLINER MALEREI

AUS DER AUSSTELLUNG „HUNDERT JAHRE BERLINER KUNST" DES VEREINS BERLINER KÜNSTLER

Julius Schoppe (1795—1868): Bildnis Prinzessin Karl von Preußen (1839).

Carl Ludwig Becker (1820—1900): Der Künstler mit Frau und Tochter vor dem Café Florian in Venedig.

Eduard Grawert († 1864): Bürgerwehrposten auf der großen Haupttreppe im Berliner Schloß (1848).

Eduard Gärtner (1801—1877): Eine Straße in Paris.

In der Kunstgeschichte des vorigen Jahrhunderts ist von Berlin nicht allzuoft die Rede. Die preußische Residenz hat sich nie des Ruhmes einer besonderen Kunststadt erfreut: und wenn der weiteren Öffentlichkeit einige große Namen dort lebender und schaffender Maler schließlich bekannt geworden sind, die Namen etwa der Schinkel, Blechen, Krüger, Hosemann, Menzel, so blieb sie doch ohne jede Vorstellung einer vielfältigen, breit und fruchtbar gedeihenden Berliner Malerei und ihrer Wesensart. — Der auf rund hundert Jahre seines Bestehens zurückblickende Verein Berliner Künstler bietet in diesen Wochen eine ganz groß angelegte Ausstellung, die in den Werken

Oscar Begas (1828—1883): Winterlandschaft mit Jäger (1859).

seiner Mitglieder sein ganzes Dasein und damit ein Säkulum Berliner Malerei und Plastik vor Augen rückt. Die Geschichte dieses Vereins ist wenigstens für die ersten beiden Drittel des Zeitraums nahezu identisch mit der Geschichte der Berliner Kunst überhaupt. So gewinnt man hier wie niemals zuvor ein Bild ihrer an liebenswerten und selbständigen Erscheinungen unvermutet reichen Vergangenheit.

Der ausgeprägte Wirklichkeitssinn Berlins hat der Kunst dieser Stadt gewisse religiös vertiefte, idealistisch gesteigerte Ausdrucksmöglichkeiten verwehrt, wie sie anderwärts ihre geniale Erfüllung gefunden haben. Aber er hat ihr auch manchen Gefühls- und Bildungsschwulst, manchen leeren Formalismus und öden Historizismus erspart. Die alte Berliner Malerei (von der Plastik schweigt man besser) hat sich fast ausschließlich an das gehalten, was unmittelbar vor Augen stand: an Straßenblicke und Interieurs, an die kleinen Auftritte und Beschaulichkeiten des täglichen Lebens, also an das sogenannte „Genre", und nicht zuletzt an den einzelnen Menschen im Bildnis. Selbstverständlich ist ihre Formensprache und Darstellungsweise nicht unberührt geblieben von den stilistischen Bestrebungen der Zeit. Vorherrschend jedoch ist ein durchaus sachliches Verfahren der Wiedergabe, ob nun der feinste Pinsel detailgenau und ausführlich Schauplatz und Vorgang schildert, oder ob späterhin eine gewisse Lockerung der Malerei Platz greift, die dem Zittern und Schwingen der Luft gerecht zu werden sucht. Es ist eine höchst reizvolle Mischung von objektiver Verläßlichkeit, feinnervigem Blick und dem freundlichen Humor des Chronisten, die das alte Berliner Bild kennzeichnet. Seine bekannteren Vertreter sind in dieser Ausstellung vielfach so aufgezeigt, daß sie erst jetzt im vollen Ausmaß ihrer Vorzüge erkennbar werden; das gilt etwa von dem bezaubernden Gärtner, der als Meister des Straßenbildes selbst hinter den besten niederländischen und französischen Beispielen der Gattung keineswegs zurückstehen muß. Ihren Ereignis-Wert gewinnt aber die Veranstaltung vor allem dadurch, daß sie unzählige vergessene Persönlichkeiten von ernstlicher und oft kostbarer Eigenart erst wieder hat sichtbar werden lassen.

Dr. Willi Wolfradt.

Fritz Werner (1825—1908): Der Tierpräparator (1878).

DER SPRECHENDE FILM IN AMERIKA

Achtung! — Tonfilm-Aufnahme!
Eine Szene aus dem Paramount-Sprechfilm „Die Herren der Presse". Über den Darstellern aufgehängt (in der Mitte) das die Töne aufnehmende Mikrophon; im Hintergrund der Kamerakasten-Behälter, der ebenso wie der ganze Raum lärmdicht abgeschlossen ist.

In Amerika hat der sprechende Film einen raschen, ungeheueren Aufschwung genommen, wie man ihn dort bei allen technischen Erfindungen erlebt. Man hat in der ersten Zeit — es sind kaum einige Monate her — rund zweihundert Millionen Dollar dafür ausgegeben, und neuerdings, vor einigen Tagen, hat sich eine der größten Gesellschaften ganz auf die Erzeugung des Klangfilms eingestellt, mit einem Kapital, das etwa zwanzig Millionen Dollar beträgt. Man mußte sich in dieser Industrie ganz umstellen. Neue Ateliers waren zu bauen, mit abschließbaren Zellen, neue Kamerawagen, Monitoren für die Einstellungsapparate für die Lautstärke der Stimmen, neue Vorführungsapparate in den Kinos, Lautsprecher. Dialogschreiber wurden verpflichtet; Bühnenschauspieler, die die Sprache beherrschen, wurden und werden engagiert, und neuartige „All-talking"-Manuskripte müssen gesucht werden, denn der „stille" Film ist ganz verschieden, sowohl im Motiv als auch in der Art der Herstellung.

Der sprechende Film zwingt die Arbeiter zur Ruhe. Das Mikrophon hängt über der aufzunehmenden Szene, jederzeit bereit, alles mitaufzunehmen, jeden Schritt, jeden Laut. Der Regisseur sitzt unbeweglich an seinem Arbeitstisch mit den Telephonen und Lichtsignalapparaten. Der Kameramann steht in seinem lautdicht verschlossenen Kasten mit dem Kurbelapparat. Vorn eine Glasscheibe für die Aussicht zur Szene. Die Kurbel wird elektrisch betrieben. In einem anderen fahrbaren Raum finden wir den „mixer", der, ebenso auf die Befehle des Regisseurs wartend, die Stimmen der Filmschauspieler „mischt"; er vermag es, aus dem Summen einer Fliege das Trompeten eines Elefanten zu machen.

Proben der Schauspieler gehen jetzt der Szene voran. Die Akteure müssen studieren, Rollen lernen. Und oftmals muß eine Szene mehrere Male gedreht werden, wenn der richtige Effekt bei der Wiedergabe der Sprechpartien nicht wie gewünscht erzielt wird. Orchester im Atelier bringen die musikalische Malerei für den Film. Daher sind die Musiker im Kino überflüssig geworden.

Im Augenblick gibt es, zum Beispiel bei der Paramount-Firma, zwei Systeme des sprechenden Films. Das eine benutzt die Grammophon- oder Hartgummiplatte, die die Stimmen im Theater wiedergibt, und das andere den Filmstreifen, auf dem die Stimmen im Schattenriß eingezeichnet werden. Für beide Systeme wurde ein einziger Vorführungsapparat gebaut.

Der sprechende Film ist sehr kostspielig. Früher wurde bei wiederholt gedrehten Szenen nur das Zelluloid wertlos, jetzt ist das Zelluloid zugleich das Material für die Stimmen. Auch sind die Manuskripte ganz anders. Große Bewegungsszenen werden vermieden. Der sprechende Film nähert sich dem Theater. Es „geht nichts vor auf der Bühne": lange, stille Aufnahmen, bei denen gesprochen wird. Auch sind die Unterschiede in den Stimmen noch sehr undeutlich; alles Individuelle geht natürlich verloren. Bis vor kurzem waren die Frauen- und Männerstimmen noch gleich. Das Zerreißen des Papiers, das Klopfen an der Tür, Küsse, Händeklatschen usw., Pferdegetrappel, all das bekommt einen metallischen Klang.

Der sprechende Film ist in die Grenze seiner Sprache, seiner Nation zurückgetreten. Es dürfte kaum möglich sein, einen amerikanischen Sprechfilm in einer deutschen Stadt zu spielen. Um so weniger, als man in Amerika viel mit dem „Slang" arbeitet, was schon für den Engländer Schwierigkeiten im Verstehen bedeutet. Denn die meisten amerikanischen Filme, die ich bis jetzt gesehen habe, waren „bodenständig", entweder im Neuyorker Dialekt oder in einem der Farmergebiete. Nach dem erfolgreichen „The Singing Fool" mit Al Jolson, den die Warner Brothers als ersten Sprechfilm herausbrachten, und der bisher ununterbrochen in einem Broadway-Kino gespielt wird, kam die Paramount mit einer Reihe „100-%-all-talking"-Filme — wie man sie zu nennen pflegt — heraus, und alle übrigen Großfirmen produzieren neuerdings nur noch Sprechfilme.

Die Sprechfilme haben ohne Zweifel einen großen Reiz und einen gewissen Erfolg; aber es machen sich auch schon Stimmen bemerkbar, die den sprechenden Film dem stillen Film nicht vorziehen.

Der sprechende Film hat jedenfalls den einen großen Erfolg, daß er die eigene Industrie zu heben vermag; denn jedes Land kann nur Sprechfilme in seiner Sprache brauchen.

Wie lange? Man arbeitet in Amerika mit unerhörtem Eifer an dem vollständig wirkenden Farbenfilm und an dem plastischen Film. Alles wird rasch vergessen und überlebt sich. Man nimmt den sprechenden Film als längst bekannte Tatsache hin, und er ist bereits „alt", bevor er bei uns noch auf den richtigen Füßen steht.

Franz Friedrich Oberhauser.

Hier geht der Ton durch die Zensur.
Der Wagen des „mixers", der die Stimmen der Schauspieler reguliert. Er vermag aus dem Summen einer Fliege das Trompeten eines Elefanten zu machen. — Der Wagen ist „lärmdicht"; Anweisungen vom Regisseur erfolgen telephonisch.

WENN DER FRÜHLING IN DIE GROSZSTADT KOMMT: DAS BUDDELN IST DES STÄDTERS LUST! / ZEICHNUNG VON RUDOLF LIPUS

Die durch den langen Winter verzögerten Arbeiten am Straßenkörper und am unterirdischen Leitungsnetz wollen nachgeholt sein, und so bersten nun die Straßen unter dem Rattern des Bohrers und den Schlägen der Spitzhacke. Ein wahres Netz friedlicher Schützengräben entsteht, Fußgänger und Automobilisten genießen das nette Vergnügen verzwickter Umleitungen, und für jung und alt bietet dieses Maulwurfswühlen ein kostenloses fesselndes Schauspiel.

JOSEPH PLAUT

ZUM 50. GEBURTSTAG DES MEISTERHUMORISTEN

Der bekannte Vortragskünstler wird am 5. Juni 50 Jahre alt und feiert zugleich sein 25jähriges Bühnenjubiläum. Auf unseren Wunsch hat er uns eine lustige Erzählung aus der Zeit seines ersten Engagements zur Verfügung gestellt, und wir lassen ihn nun selbst zu unseren Lesern sprechen:

Jetzt sind es gerade 25 Jahre her, da ich bei herrlichstem Juniwetter, einen Militärrock über dem Arm, durch die Berliner Gipsstraße ging und besagten Rock feilbot. Ich hatte soeben meine letzte achtwöchige militärische Übung in Prenzlau hinter mir und konnte des Rockes wohl entbehren, denn ich brauchte Geld, um ins Engagement fahren zu können. Jawohl, ins Engagement, in mein allererstes (damit ist nicht gesagt, in ein allererstes). Also, ich ging bei praller Junisonne die Gipsstraße rauf und runter, runter, rauf, von einem Trödlerladen zum andern und bot feil. „Würden Sie vielleicht diesen Rock kaufen?“ — „Junger Herr, was benetigen wir zu gebrohchen ainen Soldatenrock? Wir kohfen Zivilanzüge, bringen Sie uns, wir werden kohfen, wir werden zahlen die hechsten Preise.“ Und dann ging der Handel los. Sie boten mir zunächst 2.50 Mk. und gingen mit Hangen und Würgen herauf bis 4.50 Mk. Erstaunlich, bei jedem Althändler dasselbe Manöver, auf einen Pfennig dasselbe Angebot, dasselbe Höchstgebot. Das nenne ich Solidarität. Empört verließ ich jedesmal den Laden, bis ich schließlich, müde und abgekämpft, dieser fabelhaften Altkleiderhändler-Taktik erlag und den Rock für 4.50 Mk. hergab. — Das gute Stück!

Er beginnt den Seifenschaum zu rühren!
Joseph Plaut in „Mein Barbier“ von Mark Twain. Zeichnung von Gabriele Mucchi.

Nun fuhr ich vierter Klasse (damals gab's dies noch) nach Doberan und von da mit Pferdegespann (eine günstige Gelegenheit) nach Brunshaupten zu meinem Direktor. Der Gute gab mir gleich eine herrliche Rolle, und zwar den Leutnant in „Rosenmontag“, der das Lied zu singen hat: „Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden“. Ich war beglückt. Kurz vor Beginn der Premiere kam der sehnlichst erwartete Korb mit den Uniformen. Hastig packten wir aus, doch welche Enttäuschung! Er enthielt nur wenige Offiziersröcke, die den Trägern der Hauptrollen zufielen, und für mich blieb eine Husarenjacke. Ich bitte Sie, als Infanterieoffizier eine Husarenjacke, noch dazu eine ganz gewöhnliche! Was nützte da das bißchen Weihnachtsbaum-Lametta, das ich um die Schnüre wickelte, um sie zu versilbern und das Offiziersmäßige vorzutäuschen. Der Schnitt, der erbärmliche Schnitt! Mein damals so schlanker Hals hätte zweimal in dem Kragen Platz gehabt, und die allzu weiten Ärmel hingen schlotternd an mir herunter und reichten bis über die Finger. Damit sollte ich wirken? Ich weinte. Mit Wehmut gedachte ich der Gipsstraße. Mein schöner Infanterierock, auf Taille gearbeitet, nutzlos hing er da auf der Stange, in unwürdiger Umgebung. Wie gut hätte ich darin ausgesehen! Der wundervoll hohe Kragen, den ich in Prenzlau erst neu hatte aufsetzen lassen für 7 Mk., und ich mußte den ganzen Rock für 4.50 Mk. lassen. Schändlich!

Joseph Plaut in „Zivil“.
Der Vergleich dieser Aufnahme mit den beiden Karikaturen zeigt, wie groß die auf künstliche Hilfsmittel verzichtende mimische Ausdruckskunst Plauts ist. (Phot. Hirsch.)

Der Direktor sah mein Leid, und ich erzählte ihm von meinem Gang nach Kanossa bzw. Gipsstraße. Da weinte auch er. „Jungchen, Jungchen,“ schrie er einmal übers andere, „was haste da gemacht! Wie kann man nur! Hättest du nur ein Wort geschrieben, ich hätt' dir doch Vorschuß geschickt.“ Erneut stürzten die Tränen, ihm wie mir, und:

In den Armen lagen sich beide / Und weinten vor Schmerz, nicht vor Freude.

Doch wohin verliere ich mich! Ich soll ja meine Biographie schreiben. Nun aber schnell, kurz und sachlich: Ich bin geboren am 5. Juni 1879 in Detmold, wurde Kaufmann, ging aber nicht hin, mit 25 Jahren bei der Bühne, 50 Jahre Erden-, nicht Ehrenbürger, 25 Jahre Schauspieler mithin: Doppeljubilar — Schluß!

Plaut als Intendant: „Herr Beleuchtungsinspektor! Also, wenn die Elsa auftritt, ganz in Weiß getaucht.“ Zeichnung von Gabriele Mucchi.

DER FILMSTAR MAY WONG AUF DER SPRECHBÜHNE

Zu der nebenstehenden Bildertafel und der Abbildung auf der ersten Seite dieses Heftes.

Anna May Wong vermochte ihre großen künstlerischen Qualitäten als Filmschauspielerin erst dadurch zu entfalten, daß sie durch den weitblickenden Filmregisseur Richard Eichberg von Amerika nach Deutschland gebracht wurde. Das Amerika der Rassenvorurteile konnte dieser begabten Chinesin nur untergeordnete Rollen zuteilen, weil es nach der dort noch immer geltenden Einstellung nicht häufig vorkommt, daß eine Farbige tragende Rollen spielt. Anna May Wong, die früher einmal Buchhalterin in ihres Vaters Waschanstalt in Los Angeles war, kam also durch Richard Eichberg nach Deutschland und rückte sogleich in die allererste Reihe der weltberühmten Filmdarstellerinnen. Diese reinblütige Chinesin, deren Eltern einst nach Kalifornien einwanderten, verkörpert einen unverfälschten mongolischen Typ. Und darin liegt gerade der fremdartige Reiz ihres Gesichts, das nicht — wie das der meisten Chinesinnen — glatt und übergangslos ist, sondern außerordentlich ausdrucksvoll und lebendig. Mit einem Schlage wurde nun die seelisch und körperlich gleich Bevorzugte ein Publikumsliebling der Welt.

Richard Eichberg stellte Anna May Wong vor zwei große künstlerische Aufgaben. Der erste Film, den er mit ihr in Deutschland drehte, ist „Song“ nach einer Erzählung von Karl Vollmoeller. Da ist sie ein kleines, stilles Malaien-Mädel, das gequält und verfolgt wird, das aber einen Weißen liebt und an dieser Liebe zugrunde geht. Zauberhaft in Geste und Blick vermenschlichte sie diese Figur und errang einen Bombenerfolg. In Richard Eichbergs zweitem Film „Großstadt-Schmetterling“ zeigte sich die mimische Kraft dieser wohlproportionierten Ostasiatin, ihre seelische Einfühlung wiederum ganz unvergleichlich. Sie spielt ein armes, verlorenes, junges Ding in einem Vorstadt-Zirkus, das der Intrige eines zudringlichen Kollegen weichen muß und nach vielerlei schweren seelischen Leiden verzichtend wieder in die weite Welt geht.

In England spielte sie dann unter Duponts Regie die Hauptrolle in dem Film „Piccadilly“, der auch in Deutschland wieder lebhaften Anklang fand. Dann betrat sie vor kurzem im Neuen Theater in London zum erstenmal die Sprechbühne bei der Aufführung des chinesischen Stückes „Der Kreidekreis“, dessen deutsche Bearbeitung durch den im vorigen Jahr verstorbenen Dichter Klabund in unseren Theatern viel gegeben worden ist. Die Übersetzung des 600 Jahre alten Schauspiels hatte nach Klabunds Fassung James Laver besorgt. Anna May Wong spielte darin die Hauptrolle des Teehausmädchens Haitang, das, nach dem Tode ihres Vaters an ein Teehaus verkauft, dann die Gattin des Mandarinen Ma wird. Von Mas Frau „ersten Ranges“ wird sie des Mordes an ihrem Gatten und des Kindesraubs beschuldigt, von bestochenen Richtern zum Tode verurteilt und darauf vor den neuen Kaiser nach Peking gebracht. Der Kaiser spricht Haitang nach der Kreidekreis-Probe frei; dazu hat sie die Liebe des Kaisers gewonnen, der sie früher bereits im Teehaus kennengelernt hat und sich auch als der wahre Vater ihres Kindes erweist.

Anna May Wong entfaltete in ihrer Rolle die ganze fremdartige Schönheit und den lieblichen Scharm ihrer Erscheinung und nahm mit der feinen Sparsamkeit ihrer Mimik und Gebärden, mit ihrem graziösen, seelenvollen Tanz die Zuschauer ganz für sich ein. Nur der amerikanische Akzent ihrer Sprache beeinträchtigte ein wenig ihre Wirkung auf das darin sehr empfindliche englische Publikum.

DIE BLUME AUS DEM FERNEN OSTEN

ANNA MAY WONG

AUF DER SPRECHBÜHNE IN DER LONDONER AUFFÜHRUNG VON KLABUNDS „KREIDEKREIS"

Oben rechts: Anna May Wong (links) als Haitang verteidigt sich vor ihrem Gatten Ma gegen die Beschuldigungen von dessen Frau „ersten Ranges".

Mitte links: Der Filmstar als tanzendes Teehausmädchen.

Mitte rechts: Die zum Tode verurteilte Haitang wird im Block bei Nacht und Sturm von Soldaten nach Peking zum Kaiser transportiert.

Unten rechts: Haitang bei ihrem Tanz vor dem Teehausbesitzer.

Aufnahmen: Bertram Park.

DER MODERNE WOHNBAU

HAUS AM RUPENHORN BEI BERLIN

ENTWORFEN VON ARCHITEKT KARL BERTSCH

AUSFÜHRUNG: DEUTSCHE WERKSTÄTTEN A.-G.,
HELLERAU, DRESDEN, BERLIN, MÜNCHEN

Außenansicht des Hauses am Rupenhorn bei Berlin.

Speisezimmer mit eingebautem Geschirrschrank. (Vgl. Bild links unten.)
Links: Vorplatz mit Garderobe.

Küche mit Anrichte und Rückwand des eingebauten Speisezimmer-Büfetts.

Rechts: Blick aus dem Speisezimmer in den Wintergarten.

Die Leute von Nossimena

Eine Erzählung aus Madagaskar von Max Mezger

(3. Fortsetzung.)

Einen Augenblick knickte der Kapitän zusammen, aber dann nahm er als Landsmann Napoleons die Strandung seines Schiffes mit korsischem Elan.

„Signal hissen: Sendet Schlepper — sind auf Sand geraten!" kommandierte er mit der ganzen Pracht seines sonoren Organs.

Aber der Steuermann neben ihm sagte leise und bescheiden: „Ach, du lieber Gott, Kapitän, was ein Schlepper ist, wissen sie nicht in diesem Niggerdorf, und das, worauf wir geraten sind, ist seiner Lebtag noch kein Sand gewesen, sondern ein Riff, dessen Spitze jetzt mitten in unserer Maschine steckt."

„Alorrrs — ja dann!" — sagte der Kapitän, und damit war seine Weisheit zu Ende.

Da schossen schon die Eingeborenenboote aus der Flußmündung und tanzten ein wenig spöttisch um den dicken, wehmütig auf der Flanke liegenden Fremdling. So endete die letzte so fröhliche Fahrt der „Ville de Pernambuco". Aber es wurde kein Drama daraus. Alle Mann ließen sich an Land rudern. Monseigneur verschwand unauffällig in der Menge und setzte seine Reise nach seiner südlichen Residenz im Tragstuhl fort. Der Kapitän machte eine sehr umständliche Verklarung, in der viel von Stromversetzung und veränderten Landmarken die Rede war. Dafür bekam er später einen Dampfer an der Westküste, wo es keine liebenswürdigen Bischöfe und keine unhöflichen Riffe gab, sondern nur weiche, einladende Sandbänke.

Es war also ein wunderbarer Weg, der Monseigneur über das Riff von Farafangana nach Nossimena führte. Ob wirklich dabei die Kraft im Spiele war, die stets das Böse will und doch das Gute schafft, ist schwer zu entscheiden, weil niemand die Ufer kennt, an welche die von einem Gedanken oder einer Tat im Meere des Geschehens erregten Wellen schlagen. Jedenfalls konnte Monseigneur dem Wunsche, sich ein wenig von seinem Schrecken auszuruhen, nicht widerstehen, als er von der Düne aus die Sonne hinter den mächtigen Kuppeln der Mangobäume auf der Laguneninsel untergehen sah, in deren Schatten das friedliche Dorf Nossimena lag.

Er ließ sich übersetzen und wurde von Jabankutavu freundlich aufgenommen. Ein gesegneter Schlaf glättete die Wogen seiner Gewissensbrandung und stärkte aufs neue sein Vertrauen auf Gottes Einsicht und Güte. Am nächsten Morgen gefiel es ihm so gut auf der Insel, daß er im stillen den Gedanken erwog, eine Missionsstelle auf Nossimena zu gründen.

V. Pater Benediktus.

Eines Tages schickte Monseigneur Pater Benediktus nach Nossimena und überließ es seiner Entscheidung, ob er Gott dort ein Vorwerk errichten wolle.

Benediktus fand Jabankutavu auf der Schwelle seines Hauses sitzend und sagte zu ihm:

„Guten Tag, Vater. Wie geht es dir heute, und wie hast du die letzte Nacht geschlafen? Wie geht es deiner Frau und deinen Kindern? Wie geht es deinen Rindern, Schweinen und Hühnern?"

„Danke, gut", sagte Jabankutavu und freute sich, daß ein weißer Mann — ein Vazaha — so richtig, wie es Sitte ist, auf madagassisch grüßen konnte. „Tritt ein, o Herr, der gute Geist segne dich und gebe dir ein glückliches Leben."

Pater Benediktus folgte gern der Einladung und setzte sich zu Jabankutavu auf die Türschwelle. Er war müde, denn er war zu Fuß gewandert und hatte nur zwei Träger und weniges Gepäck bei sich.

„Ist dieses kleine Scheusal da dein Sohn?" fragte Benediktus und wies auf einen hübschen, etwa sechsjährigen Knaben, der mit viel Geschicklichkeit, Geschrei und Sachkenntnis einen mächtigen Ochsen in den Kral trieb.

„Nein, Herr, der Racker heißt Ingila und ist der Sohn meines Sohnes Kutavu."

Man darf in ihrer Gegenwart nicht lobend von Kindern sprechen, das bringt ihnen Unglück. Aber man darf auch Kinder nicht schlagen. Tut es ein Fremder, so fragen die Madagassen erstaunt: „Ja, was tust du denn? Es ist doch ein Kind."

Benediktus wußte viel von diesen Dingen und mühte sich unablässig, noch mehr davon zu erfahren. Obwohl er noch jung war, hatte er den Weg vom Einzelnen zum Ganzen schon zurückgelegt und liebte Gott in aller Kreatur — gleichgültig, ob es Pflanze, Tier oder Mensch war, und ob der Mensch weiß, gelb, braun oder schwarz aussah. Er hatte erkannt, daß Fliegeraufnahmen langweilig sind, und daß, von oben herunter gesehen, alles flach erscheint. Deshalb stellte er sich bescheiden neben das Seiende und hatte so viel mehr Freude daran.

Seine Abstammung von normannischen Edelleuten hatte ihn mit jener glücklichen Blutmischung der blonden Nordfranzosen begabt, in der die Schwere germanischer Kraft eine Auflockerung durch romanische Grazie erfuhr. Sorgfältige Erziehung leitete in seine etwas mystische Gemütstiefe den belebenden Strom französischer Kultur, die edle Form mit Geist und Klarheit verbindet. So entstand das Schönste, was es auf der Welt gibt: ein harmonischer Mensch.

Es waren wohl keine alltäglichen Geschehnisse, die den jungen normannischen Edelmann zum Pater Benediktus machten und ihn, ohne seiner Menschlichkeit und guten Erziehung Schaden zu tun, auf einer Türschwelle mit Jabankutavu, dem Haupt der Rabehavana, vereinten. Aber wir wollen versuchen, ebenso höflich zu sein wie die Einwohner Madagaskars, die niemals einen Gast mit neugierigen Fragen belästigen über den Weg, auf dem er zu ihnen kam.

„Du hast ein großes und schönes Haus, Jabankutavu," sagte Benediktus, „aber es ist leer. Wo ist deine Familie?"

„Ich habe nur einen Sohn, Herr, seine Mutter starb bei seiner Geburt. Kutavu ist stark, jung und neugierig. Er ist nach den Städten des Nordens gegangen, um die vielen neuen Dinge zu sehen, die deine Landsleute jetzt dorthin übers Wasser bringen."

„Wenn er stark ist, wie du sagst," meinte Benediktus, „dann werden ihm die neuen Dinge nichts schaden."

Dann sprachen sie von naheliegenden Dingen: vom Schaden, den die Wildschweine in den Maniokfeldern anrichteten, von Zebuochsen und der neuen Regierung in Antananarivo. Was sie sagten, war einerlei — der Ton macht die Musik, und es war ein behaglicher Ton.

Schließlich erkundigte sich Benediktus nach der Herkunft des Wracks, das im Süden am Strand lag und grausilbern vermorschte.

Da erzählte Jabankutavu mit lebhafter Anschaulichkeit, wie an einem schönen Tag bei leichter Brise ein Schiff am Horizont aufgetaucht war — ein Segler, der aber ohne Segel fuhr. Sie sahen bald, daß er nur trieb. Der Wind stand auf Land zu und schob das Schiff von der Breitseite. Es war kein Wille in dem Schiff. Gegen Abend geriet es in die Brandung. Das ganze Dorf war an den Strand gelaufen. Sie schrien und schwenkten ihre Lambas an Stangen, um die Besatzung zu warnen. Es war keine Besatzung zu sehen. Die Brecher machten mit dem Schiff, was sie wollten, und warfen es hoch auf den Strand. Da lag es und war ein unheimlich stilles Schiff. Natürlich war es Kutavu, der sich zuerst an Bord wagte. Das Schiff war leer. Es war auch keine Ladung im Raum. Nur Steine als Ballast, aber es waren fremde Steine — sie kamen nicht von der Madagaskarküste. Sonst war alles in Ordnung auf dem Schiff. Keine Havarie. Keine Spuren eines Kampfes. Alles lag so, als wäre die Besatzung nur eben einmal rasch weggegangen. Es muß auch eine Frau an Bord gewesen sein. Es waren Frauenkleider in der Kajüte, eine angefangene Stickerei und ein merkwürdiges Ding, vor dem sie zuerst große Scheu hatten. Nur Lebensmittel waren keine da und auch kein Rettungsboot.

Die Dorfleute schafften an Land, was sie für brauchbar hielten, auch das merkwürdige Ding, vor dem sie Scheu hatten.

Benediktus fragte, ob keine Papiere und Bücher dabei gewesen seien.

Jabankutavu wußte wohl, was Papiere und Bücher sind, wenn er auch nicht lesen konnte. Nein, es waren keine dagewesen.

Die Händler, die hier und da kamen, hatten solche Zauberblätter, die sie immer erst befragen mußten, wenn sie etwas kaufen wollten. Jabankutavu hatte das nicht nötig — er wußte immer genau, was er wollte.

„Nein, es waren keine Papiere an Bord gewesen."

„Und das merkwürdige Ding?"

Der Alte führte Benediktus ins Haus. Da stand säuberlich auf einer Matte ein polierter Kasten, und wenn man den Deckel abhob, war eine Nähmaschine darin.

„Rasua, Kutavus Frau, kann damit umgehen — ein Chinese hat es sie gelehrt. Die Frauen kommen von weither zu Rasua, um zu sehen, wie sie das macht."

Großvater war sichtlich stolz, und Benediktus begriff, daß Rasua Macht und Einfluß besaß im Reiche der Rabehavana — ein Faktor, mit dem er rechnen mußte.

Das Schiff hatte „Espérance" geheißen. Jabankutavu hatte einen Boten nach Farafangana geschickt. Ein Hovabeamter war gekommen und hatte alles untersucht, aber nicht mehr gefunden als Jaban-

Intime Eleganz

Links: Grünlich-gelbe Crêpe-de-Chine-Kombination mit kostbaren Spitzeneinsätzen.

Unten rechts: Elegante Kombination aus Crêpe Satin mit breiter Spitzenpasse und ausgezacktem Rand.

Nachthemd aus Crêpe Satin in gelb-bronzenem Ton. Apart wirken die geschickt verteilten Spitzeneinsätze.

Rechts: Rosa Waschkrepp ist das Material zu dieser Kombination, deren Taille feine Säumchenarbeit aufweist. Auch diese Kombination schmücken reiche Spitzengarnituren.

Links oben: Breite Spitze bildet die Unterärmel dieses lila Bettjäckchens aus Crêpe Satin.

Trägerin aller Modelle (außer Abbildung oben rechts) die Filmschauspielerin Hella Steels; alle Modelle: Richard Rosenfeld, Wien.

Photos: Kitty Hoffmann.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

kutavu. Man hat nie mehr darüber erfahren. Dann kam ein Zyklon. Die Springflut zerschlug die „Hoffnung" und warf das Wrack hoch auf die Düne, wo es bald völlig im Sand verschwunden sein wird.

Was war aus der Besatzung und allen ihren Hoffnungen geworden?

Was wird aus Nossimena werden, nachdem ein Bischof und eine Nähmaschine seine bukolische Unberührtheit bedrohten?

Benediktus war nachdenklich und still geworden. Vielleicht war er auch nur müde. Jabankutavu führte ihn in die Gasthütte und breitete reine Matten auf dem Boden aus.

Da kam Ingila, der kleine, forsche Ochsentreiber, sehr artig an der Hand seiner Mutter Rasua herbei. Sie sah nicht im entferntesten nach einer Nähmamsell aus. Schlank und groß, mit federndem Gang, hatte sie jene Ruhe in der Haltung, die Menschen bekommen, wenn sie gewohnt sind, Lasten auf dem Kopf zu tragen. Um so lebhafter waren ihre Augen — froh und klug. Sie brachten die üblichen Gastgeschenke: etwas Reis, ein mageres Hühnchen, das aussah, als ob es schon einmal gerupft worden wäre, und ein Bündel prachtvoller Bananen.

Benediktus dankte freundlich, und da er nichts anderes zur Hand hatte, schenkte er dem Jungen als Gegengabe sein Taschenmesser. Das hatte zwei Klingen, von denen die eine noch fast brauchbar war, während die Schneide der anderen ähnliche Unterbrechungen aufwies wie das Gefieder des Hühnchens. Die Mutter bekam eine Silbermünze, die reichlich den Wert ihrer Gaben aufwog. Alle Teile waren vollauf zufrieden. Der Großvater grüßte mit zur Stirn erhobenen Händen und trollte sich mit seiner Familie gemächlich nach Hause.

Die Träger, die auf Reisen immer auch gutwillige Diener sind, stellten die mitgeführten leichten Klappmöbel auf: Stuhl, Tisch und Bett, so daß in der sonst leeren Hütte eine kleine Insel bescheidener Behaglichkeit entstand. Dann trugen sie die Abendmahlzeit auf, die aus dem inzwischen gargekochten Hühnchen bestand. Die Madagassen wissen dieses unvermeidliche Tropengericht mit allerlei geheimnisvollen Kräutern zu würzen, deren botanische Feststellung noch niemand versuchte, die aber so reizvoll duften und schmecken, daß man ihrer nie müde wird. Auch Pater Benediktus schmeckte das Mahl nach dem langen Marschtag so gut, daß die graugelbe Katze, die auf die Reste lauerte, eine recht geringe Meinung von reisenden Patern bekam.

Dann kam die Stunde, mit der fast alle einsam in den Tropen lebenden Europäer schwer fertig werden. Der Körper ruht befriedigt nach der Anstrengung des heißen Tages. Nun möchten Geist und Seele auch etwas Gutes haben. Alle Sinne sind offen in Erwartung und Sehnsucht.

Aber da brennt nur matt eine tropfende Kerze in einem zerbeulten Windleuchter. Die leeren braunen Wände lösen sich im Dunkel auf, das wie eine schwüle Wolke den Dachraum erfüllt. Das Singen des eigenen Blutes vermischt sich mit den spitzen Stimmen der Moskitos, und irgend etwas spannt sich bis zum Zerreißen.

Eine Flucht in die dunklen Dorfgassen vertieft nur die Einsamkeit. Aus allen Hütten dringt murmelndes Schwatzen, Kinderlaute und singende Frauenstimmen. Aber den Vazaha, den Fremden, trennt mehr von ihnen als nur die dünnen, aus Blattrippen geflochtenen Wände. Er fühlt mehr, als er sieht, die dunkelhäutigen Gestalten, die auf lautlosen Sohlen zwischen den Hütten wechseln, und die bei seinem Nahen sogleich scheu in die Nacht zurückweichen.

Vom Ochsenkral kommt warmer Dunst und sattes Brummen. Einzelne matte Windstöße tragen das traumschwere Rollen der Brandung über die Lagune. Riesenfledermäuse umflattern die schwarzen Dome der Mangobäume, angezogen vom faulig süßen Duft der überreifen Früchte.

Am Tage können wir diese unwahrscheinliche Welt fassen und mit ihr ringen, aber in der Nacht schwimmen wir losgelöst in ihr, wie ein Blatt auf einem dunklen See, und wissen nicht, wohin wir in diesem fremden Element treiben. Es kommt nichts zu uns an einem solchen Abend als ein mühsam errungener Schlaf, der erst gegen Morgen so tief wird, daß er den zehrenden Seelenhunger stillt.

Doch bei Sonnenaufgang haben sich die Tränen der schwermütigen Nacht in Quellen frischen Lebens gewandelt, das in Milliarden leuchtender Tautropfen die Kraft birgt, einen neuen Sonnentag zu ertragen.

Auch in Benediktus hatten die Nachtgedanken nur wie ein Pflug gewirkt, der neues Erdreich an die Oberfläche wirft. Er liebte dieses Land und diese Menschen. Er glaubte sie weniger weit von Gott entfernt als seine europäischen Brüder, deren mit allen Mitteln der Technik gesteigerte Fahrgeschwindigkeit doch nur das Ziel im Rücken zu lassen schien. Hier wollte er beten und arbeiten, die Insel Nossimena erobern und auf ihr ein Reich der wahren Menschlichkeit errichten.

Zunächst machte er einen Spaziergang um die Insel und beneidete die kleinen, schwarzen Schweinchen, die sich ohne Furcht vor Krokodilen im flachen Uferwasser tummelten. Ein schlankes Kanu verlockte ihn. Das Rudern und Steuern mit einer Paddel war ihm längst kein Geheimnis mehr. Es war ein Genuß, wie das schnittige Boot über die Fläche schoß. Er machte erst bei den Dünen halt und kletterte über die weißen Berge in den schaumdurchsprühten, salzigen Seewind. Da war er allein mit Sonne, Wasser, Sand und Wind. Er warf rasch die Kleider ab und sprang mit einem durchaus nicht priesterlichen Satz in die Brandung.

Es gehört Kraft und Erfahrung dazu, sich von dem saugenden Rückzug nicht zu weit hinausspülen zu lassen und die Brecher so zu nehmen, daß sie einen nicht überrollen. Aber wer mit ihnen aufzusteigen und auf dem Überfall wieder hinunterzuschießen versteht, der lernt die weißen Rosse Neptuns von ihrer herrlichsten Seite kennen. Benediktus war nicht an seinem ersten Versuch — er hatte als Knabe an der normannischen Küste genügende Vorstudien getrieben.

Als er endlich müde war und sich im warmen Sand zum Trocknen ausstreckte, war ihm so wohl und fröhlich zumute, daß ein leises Kichern über ihm keine Aufmerksamkeit erregte. Erst bei seiner Wiederholung schien es ihm befremdlich. Er richtete sich halb auf und sah sich um. Aber da war nichts Neues — nur Sonne, Wasser, Sand und Wind. Doch nach einer kleinen Weile erschien am oberen Dünenkamm, zwischen Sand und blauem Himmel, etwas wie eine Schlange, die immer größere Buckel machte und schließlich in wohlgerundete, schwarze Kugeln zerfiel, deren jede ein Paar blitzende, weißumrandete Augen auf ihn richtete.

Da wußte Benediktus Bescheid, drohte mit der Faust und fuhr rasch in seine Soutane. Wie mit einem Zauberschlag verschwanden die Kugeln, doch als Benediktus oben ankam, purzelten sechs kleine Negerlein mit wildem Geschrei den Abhang hinunter, kletterten in ein Kanu und paddelten, als gälte es das Leben, in den schützenden Schatten von Nossimena.

Benediktus lachte, denn er hatte sein Taschenmesser erkannt, das in ebenso tollen Sprüngen wie sein neuer Besitzer, der es an einer Schnur um den Hals trug, Reißaus nahm.

Auf dem Weg zu seinem Kanu wurde Pater Benediktus von einer weiteren Entdeckung überrascht. Merkwürdige Linien im Sand zeigten Formen, die ihm wohlbekannt vorkamen. Bei näherer Betrachtung erwiesen sie sich als eine leicht stilisierte, aber dennoch treffende Karikatur seiner selbst. Der Tropenhelm, die ein wenig lange Nase und was sonst dazu gehörte, konnten niemand anders als ihn, den einzigen Europäer in der weiten Runde, zum Vorbild haben.

Benediktus entdeckte, daß zwischen braunen Jungen und weißen Jungen ein geringerer Unterschied sei, als er vermutet hatte, und während er gemächlich über den Fluß paddelte, erwuchsen in ihm starke Hoffnungen auf eine rasche Verständigung mit der kommenden Generation von Nossimena.

Derselbe Tag brachte noch eine sehr ernsthafte Beratung mit Jabankutavu, der Benediktus durchaus nicht um den Hals fiel, als er ihn, soweit er es für gut hielt, in seine Absichten einweihte.

Obwohl ihm der Pater vernünftiger vorkam als andere Reisende, die durch sein Reich gekommen waren, gehörte er doch zu den Vazahas, also zu den Leuten, die vom Himmel herunter mit Donnergepolter platzende Eisenkugeln in den Palast der Königin von Antananarivo hatten fallen lassen. Da war einige Vorsicht im Umgang geboten. Die Hovas waren ja gewiß eine Plage gewesen, aber es waren immerhin Verwandte, mit denen man reden konnte, und wenn der Kommissar seine Ochsen hatte, ging er wieder fort. Von den neuen Herren, den Franzosen, wußte man noch gar nicht, wie sie zu behandeln waren.

Pater Benediktus sagte wohl, daß er mit der Regierung nichts zu tun habe und nur die Stellung eines ratenden und helfenden Freundes einnehmen wolle. Auch hatte Jabankutavu schon allerlei von der im Grunde unverständlichen, aber doch friedlichen Tätigkeit der Missionare gehört. Das war ja alles ganz gut und schön, aber Jabankutavu war bis jetzt so prächtig allein fertig geworden. Später, wenn er Hilfe brauchte, würde ja Kutavu wieder dasein, der jetzt noch in den Hafenstädten herumbummelte und sich die Hörner abstieß. Der war in vielen Dingen schon geschickter als sein Vater und hatte jetzt auch noch Gelegenheit, im Umgang mit Europäern Erfahrungen zu sammeln.

Die Vorstellung, daß künftig Pater Benediktus jeden Tag dasein und künftig alles hören und sehen wollte, was vorging, beunruhigte ihn nicht wenig. Und so ein Vazaha blieb selten allein. Wo erst einer war, kamen andere bald nach.

Kränken wollte er den Pater auch nicht. Wer weiß, was geschah, wenn er unzufrieden fortging. Außerdem war er ihm freundlich gesinnt.

Ach — was waren das plötzlich für Sorgen! Sein Haus und sein Dorf schienen schon jetzt verändert. Aber es war vorläufig nichts anderes zu tun, als abzuwarten, was geschah. Er antwortete daher höflich und unbestimmt:

„O Herr, das Land gehört jetzt dir und deinen Brüdern. Tu, was dir beliebt."

(Fortsetzung folgt.)

BALLETTPROBE IN DER STÄDTISCHEN OPER IN CHARLOTTENBURG / ZEICHNUNG VON R. DUSCHEK
Vor die Aufführung setzten die Götter die Proben! Was dann leicht, graziös und aller Anstrengung bar erscheint, das ist der Zins eines beträchtlichen Kapitals, das unermüdliche Mühe und Arbeit heißt.

Holzschlag im Urwald
IN DEN PANGLONGS AN DER OSTKÜSTE SUMATRAS

Panglong — ein Wort einschmeichelnden Klanges — umschließt Stätten heißer Arbeit mitten in dem Urwald, der die sumpfige Landschaft Bengkalis an der Ostküste Sumatras und auf den vorgelagerten Inseln überzieht. Dieses in der Höhe von Singapore an der Malakkastraße gelegene Gebiet hat für die Handelsbilanz Sumatras große Bedeutung, weil von hier aus neben Baumstämmen wertvolles Zimmerholz und Holzkohle, auch Brennholz in erheblichen Mengen zur Ausfuhr gelangen. Da der Transport des in den Panglongs gewonnenen Holzes nur zu Wasser erfolgen kann, müssen die Holzschläge unweit von Flüssen und sonstigen fahrbaren Wasserrinnen erfolgen, gleichviel ob am Rande des Urwalds oder in dessen tiefstem Dickicht. An den Ufern der Wasserstraßen sind aus gewaltigen Baumstämmen Landungsstege aufgebaut, an denen die Transportboote die Frachten übernehmen. Das Anrollen dieser Stämme erfolgt mittels Kufenschlittens auf Schleifbahnen, die bis an den Ort führen, wo die Bäume geschlagen werden. Es bedarf mehrerer Leute, um eine Schlittenladung vom Schlagort bis zum Verladeplatz zu bringen, darum wird die Schlittenschleifbahn mehr und mehr durch die Schienenbahn ersetzt, auf der die beladenen Rollgestelle mit Leichtigkeit von einem Mann befördert werden können. Dies bedeutet für den Panglongunternehmer eine große Ersparnis an Arbeitskräften, obwohl die Arbeiter in den Panglongs, chinesische Kulis, einen verhältnismäßig geringen Lohn erhalten. Dabei ist der Aufenthalt im Urwald mit mancherlei Gefahren verbunden. Wohl brauchen die Leute in den Panglongs nicht schwerer zu werken als an Arbeitsplätzen verwandter Art, aber schon die fallenden Riesenbäume mahnen zu fortgesetzter Vorsicht. Daneben heißt es, sich vor den Tieren des Urwalds zu schützen. Am schlimmsten aber ist für die Arbeiter als Mensch ein Feind — die Einsamkeit. Monatelang von allem Verkehr abgeschnitten, nur auf den Umgang mit ihren Arbeitsgenossen und mit — sich angewiesen, umfängt sie der Urwald mit all seinen Äußerungen von Kraft und Ungebundenheit. Leicht werden hier in den Menschen von primitiver Denkungsart, die die Selbstzucht des Geistes noch nicht gelernt haben, die letzten Hemmnisse von ihren aus der Urzeit des Menschen ererbten und nur schwach zurückgedämmten Tierinstinkten hinweggerissen, so daß sie sich in schneller Reizbarkeit und Begehrlichkeit oft am Eigentum ihrer

Balkensteg zum Rollen von Baumstämmen nach dem Ladeplatz eines Holzfällerunternehmens (Panglong) in dem seichten Buschufergelände Ostsumatras.
Auf dem Balkensteg zwei Förster und ein Holzvermesser mit einem chinesischen Dolmetscher auf dem Heimweg.

Kameraden oder an ihnen selbst vergehen. Dann gibt es nach dem Schluß einer Inspektion, wie die mehrere Monate dauernde Arbeitskampagne bezeichnet wird, für manchen Kuli ein gerichtliches Nachspiel in Bengkalis. Diesem sozusagen naturgegebenen Übel steht wohl die niederländische Regierung fast machtlos gegenüber, doch hat sie wenigstens durch strenge Maßnahmen dafür gesorgt, daß die Wohnverhältnisse sich in bester Weise gehoben haben. Die Wohnungszustände in den Panglongs sind heute von so ausgezeichneter Art, daß mancher in den östlichen Städten Sumatras wohnende Eingeborene mit Neid auf einen Bangsal, wie der Wohn- und Schlafraum eines Panglongs heißt, blicken kann. Auch Badegelegenheit ist vorhanden, aber das Bad würde einen Europäer schwerlich reizen. In den schlammigen Grund des Urwalds wird ein Loch gegraben, das sich mit hellbraunem Wasser anfüllt. So gern auch der Kuli sein Brot in schwerer Arbeit verdient, so freudig zählt er am Ende einer Inspektion die Tage, die ihn noch von seiner Rückkehr zu Menschen trennen — bis er sich wieder als Panglongarbeiter verdingt. M. J. A. Oostwoud Wijdenes.

Zum Abtransport angerollte Baumstämme auf dem Verladesteg (Behtau) des Panglongs Nr. 17.

An der Schleifbahn eines Panglongs: Küche für die als Holzfäller und Transportarbeiter beschäftigten chinesischen Kulis.
Auf der Matte liegt Fisch zum Trocknen. Die Stämme der Bahn sind mit Rindstalg beschmiert, damit die holzbeladenen Schlittengestelle, von denen eins umgekehrt auf der „Schlife“ zu sehen ist, leichter gleiten.

Eßraum in einem Bangsal, der Aufenthalts- und Schlafstätte der Panglong-Kulis.
Rechts ein chinesischer Hausaltar. Der Durchgang führt zum Schlafraum.

Fern von aller Welt: Ein Panglong im tiefsten Urwald.
Ein solcher Holzschlagplatz befindet sich immer in der Nähe eines Wasserlaufs, der den Abtransport der Stämme ermöglicht. Vor dem Stacheldraht, mit dem der Bangsal zum Schutze gegen Tiger umzogen ist, steht der Panglong-Leiter mit seinen Arbeiterkulis.

Holztransport auf einer Schienenbahn.
Immer mehr verdrängen diese Bahnen wegen der leichteren Transportmöglichkeit der gefällten Stämme vom Schlagplatz im Urwald zur Verladestelle die alten Schleifbahnen, auf denen 10 Kulis zum Schleppen einer gleichen Holzmenge nötig sind.

BRUNNEN UND TORE

An alten, besonders ehemals befestigten Städten bewundern wir Heutigen das Schönheitsgefühl und den feinen baukünstlerischen Takt der damaligen deutschen Baukünstler und Handwerker. Aber die dicken Mauern, die stolzen Tore, die wuchtigen Türme, die engen krummen Gassen sind dennoch, wie unsere modernen Verkehrsstraßen und weiten Plätze, aus der Zweckmäßigkeit heraus entstanden.

Die Befestigung war im Mittelalter Lebensnotwendigkeit dieser Städte. Die Mauern hatten das Stadtinnere gegen die Außenwelt, gegen feindliche Angriffe zu sichern, und die Tore, welche die Verbindung der städtischen Hauptstraßen mit den Landstraßen bewirkten, mußten zugleich, da sie die schwächsten Punkte der Ringmauer bildeten, mit besonderen Sicherungen ausgestattet werden. Die Tore pflegten die mittelalterlichen Baukünstler als bedeutungsvolle Wahrzeichen der Stadt auszubilden; aber die trutzigen Mauertürme, Zinnen, Wachttürme, das ganze Rüstzeug der befestigten Burg war nicht bloßes Zierwerk; es war aus der Notwendigkeit entstanden und diente dem Zwecke der Verteidigung. Und doch, welch wunderbaren Schönheitssinn, welch reiche Phantasie, welch tiefes Empfinden für die Landschaft bekunden diese alten Stadttürme mit ihren starken Mauern, ihren weit vorgekragten Gesimsen, ihren Zinnen und Türmen! Als der wachsenden Stärke der Angriffsmittel die Befestigung nicht mehr genügte, legten größere Städte einen doppelten Befestigungsring um die Stadt, und das einfache Tor wurde zum Doppeltor, aus dem sich mit der Zeit eine ganze Torburg entwickelte. Nicht selten bildete diese der Bürger letzten Zufluchtsort, der, wenn die Stadt selbst bereits in die Hände des Feindes gelangt war, noch mit größter Hartnäckigkeit verteidigt wurde.

Es wird manchem aufgefallen sein, daß das Außentor gewöhnlich ganz schlicht gehalten ist, das Innentor aber eine reichere künstlerische Gestaltung zeigt. Die Tore waren die Schlußpunkte der Hauptstraßen, und die alten Baumeister hatten offenbar das Gefühl, daß sie diese hervorragenden Punkte durch eine eindrucksvolle Architektur zum Ausdruck bringen müßten.

Der Herkulesbrunnen in Augsburg.

Der Brunnen auf dem Marktplatz in Besigheim am Neckar.

Der St.-Georgs- oder Herterichbrunnen in Rothenburg o. d. Tauber.

Am Hahnentor in Köln am Rhein.

Derselbe unfehlbare baukünstlerische Takt, den wir in dem Aufbau und der Gliederung der Torbauten und Wachttürme finden, offenbart sich auch in den Brunnenbauten. Leider tritt dies überall, wo die Brunnen von hohen, vielstöckigen modernen und massiven Wohn- und Geschäftsgebäuden umgeben sind, heute nicht mehr deutlich hervor. Aber in Städten, die, wie Nürnberg und Rothenburg, im wesentlichen in ihrer ursprünglichen Verfassung erhalten geblieben sind, und wo auch dafür gesorgt wird, daß die Neubauten im Charakter der früheren Wohngebäude ausgeführt werden, sehen wir, wie trefflich die alten Brunnen mit ihrer Umgebung harmonieren. — Die Brunnen der alten Städte waren jedoch nicht bloße Dekorationsstücke, sondern sie dienten vor allem dem praktischen Zweck, Wasser für den Hausgebrauch, für Löschzwecke, zur Pflege der Gärten usw. zu spenden; und gerade diese wunderbare Verknüpfung des Schönen mit dem Zweckmäßigen machte sie zu so reizvollen, vielbewunderten Werken.

Und wenn wir des Nachts über den Marktplatz einer alten Stadt schreiten, so erinnert uns das Plätschern eines schönen Brunnens sicher nicht nur an das Werk des Künstlers, sondern auch an das Leben, an die lebendige Tätigkeit unserer Voreltern. Es ist aber dennoch eine romantische Welt, in die uns das Rauschen und Flüstern der Brunnen versetzt; und es erfüllt uns mit wehmütigem Schmerz, daß so viel von dieser Schönheit deutschen Kunstschaffens in den Staub gesunken ist. Friedrich Huth.

An der Ostseite des Zwingers in Dresden.
Oben rechts: Am Galgentor in Rothenburg o. d. Tauber.
Rechts: Fischbrunnen mit Pranger in Schwäbisch Hall.

Das Espantor in dem ehemals reichsstädtischen Isny (Württemberg).
Rechts: Das Friedländer Tor in Neubrandenburg (Mecklenburg-Strelitz).

Der Page Lavendel

NOVELLE VON HORST WOLFRAM GEISSLER

Vom einsamen Felsen zu Baux schwebte der Blick gleich einem Vogel mit kaum bewegten Schwingen weit hinaus in die heiße Grenzenlosigkeit.

Der Mittag, wie ein sichtbar gewordenes Zikadenschwirren, zitterte über der Provence: über der unabsehbaren Ebene La Crau; über dem weiten, dürren Silber der Ölbäume; über den erhitzten Feldern voll Trauben; über dem Streifen des Mittelmeers, der im Süden hauchfein zu ahnen war, und über dem Grau der Alpen, die im Osten aus dem sommertrockenen Boden wuchsen.

Auf dem Felsen zu Baux starrten die Mauern und Türme der Burg senkrecht trotzig empor über diese Weite, die in ihrer lassen Dehnung nichts zu sein schien als Horizont.

In der Burg zu Baux saß die Dame Douce am Fenster.

Sprach Douce: „Was träumst du gegen Aufgang, Page? Aller Glanz des Landes, Page, liegt gen Mitternacht, zu Avignon. Was träumst du nach Osten?"

Sprach der Page fast singend in den klingenden Mittag: „Jeden Morgen, Domina, geht die Sonne an der Stelle auf, wo weit und fern Bargemon liegt, das Schloß meiner Väter. Das kennt Ihr nicht, Dom'na. Im Felsgebirg ist es; niemand weiß dort, daß es Land gibt gleich diesem, flach wie eine Tafel. Bei Bargemon reicht der Blick nicht weiter als bis hinab ins Tal, hinüber zur Felswand, hinauf zu den unerreichbaren Zacken, über denen der Adler schwebt... Aber Matten fließen wie grüner Samt an den Bergen herab, Quellen blitzen wie Silberfäden, und in den Tälern duften Felder von Jasmin und Rosen! Was ist hier? Das dürre Silber der Ölbäume, schattenlos über der gelbverdorrten Erde; heiße Weingärten, schattenlos wie jene; kaum ein Duft, kaum ein Wässerlein, kaum eine Blume. Nur eben bei Euch, am Hange des Felsens von Baux —"

Die Dame Douce lachte. „Nur eben hier, den Hang heraufkletternd, ein sanfter Schwall von blauen Lavendelblüten, so willkommen dem Junker von Bargemon, daß ihm die Herren den Spottnamen Lavendel gegeben!"

„Ich trag' ihn ohne Spott!" sprach der Page Lavendel und trat näher, „gab es doch andere auf der Burg von Baux zu Gast, die auch eine Pflanze im Schilde führten und weltberühmt wurden."

„Wer sollte das sein, Page?"

„Einer der besten Troubadours, Dame, und König von England war es: Richard, dem sie den Beinamen Löwenherz gaben. Es mögen hundert oder zweihundert Jahre her sein, ich weiß es nicht. Sein Geschlecht hieß Plantagenet von der Pflanze Ginster im Wappen, und er schämte sich dessen gewiß nicht. Am Felsen von Baux, Dame, wachsen Ginster und Lavendel — jener für den Herrn von England, dieser für mich. Ich bin noch jung, aber doch nicht mehr so jung, daß ich nicht manches für mich zu behalten hätte."

„Wirklich?" fragte Douce und lehnte sich recht schlaffüß in ihrem Sessel zurück. „Es ist so still, Guilhen, um diese Mittagsstunde. Weißt du Geschichten von Richard Löwenherz?"

„Soviel Ihr wollt, Domina," sprach der Page, „und wenn ich sie erfinden müßte!"

Er setzte sich zu ihren Füßen auf den Teppich.

•

Sechs Herren zogen von der Jagd nach Hause durch den sinkenden Abend.

Das Land lag schon in Dämmerung, nur der Felsen von Baux glühte noch wildrosenrot über der tiefen, bläulichen Ebene.

Raimbaud von Baux, an der Spitze, sang vor sich hin, Lieder der Provence, der Troubadours; manches hatte er selbst gedichtet.

Auf einmal hielt er inne und sprach zu den Freunden: „Avignon! Daß mir's doch nicht aus dem Kopfe will, dies Avignon! Die Päpste sitzen darin, bauen Turm neben Turm, Mauer an Mauer. Noch gehört die Stadt der schönen Königin Jeanne, die meine Tante ist. Aber hört auf mich: eines Tages, und sie verkauft Stadt und Grafschaft an die Pfaffen, will sagen an den Heiligen Vater. Wir Herren in der Provence werden klein! Sind es schon geworden! Im Norden der König von Frankreich, im Süden der Papst — helf' Gott, wo bleiben wir zwischen solchen Mühlsteinen?"

„Der Abend macht Euch melancholisch, Raimbaud!" sprach Herr Guy von Orange. „Singt weiter, singt ein neues Lied, Troubadour!"

„Haben wir doch die alten schon fast vergessen!" sprach der von Baux. „Troubadour! Ja, daß dich zehntausend römische Teufel! Wir, die wir sagen, was aus Herz und Schnabel geht, sind unscheinbar worden wie die Amseln in den Weinfeldern. Die Päpste haben eine neue Dichtkunst aus Italien mitgebracht, schön, glatt, untadelig wie italienischer Marmor — das ist die Mode! Wollt Ihr die hören, so reitet nicht nach dem alten Felsenneste Baux, sondern reitet den Weg nach Avignon! Dort sitzt der große Meister der neuen Kunst und seufzt verliebt wider die ungeheuren Mauern des Papstschlosses."

„Petrarca," nickte Herr Peyre von Comban, „einer von den ganz Gelehrten, die schreiben können und Lateinisch, ja sogar Griechisch verstehen. Da sind wir freilich Bauern."

Sprach Herr Perceval von Noves: „Aber unsere Frauen sind ihnen nicht zu schlecht! Wißt Ihr, wie die Seufzer im Papstschloß hallen? Laura! Und wer ist das? Die Dame von Sado, Laurette, meine Nichte, die Galanteste auf hundert Meilen in der Runde!"

Da lachten die sechs Barone, daß weit hinter ihnen das Jagdgefolge aufhorchte.

„Bleibt wenigstens zu hoffen, daß sie den Italiener schlecht behandelt!" rief Herr Raimbaud, heiter getröstet.

„Das versteht sich!"

Herr Raimbaud hielt sein Roß an: „Heut abend, ihr Herren, ein kleines Fest für Laurette, Percevals untadelige Nichte! Der Wein aus Burgund soll uns trösten über das italische Tränenwasser in der Provence — und ich will Euch vorsitzen und einen Plan ausbrüten, den ich in mir spüre wie eine Henne ein ungelegtes Ei!"

Herr Peyre nahm sein Hifthorn und blies den lustigsten Hirschtod, den seit langem ein provençalischer Baron geblasen.

„Um Gott!" sprach da die Dame Douce in der Burg zu Baux, „kommt schon Herr Raimbaud von der Jagd zurück? — Alles könnt' ich doch vergessen, Page, über deinen Geschichten!"

•

Diener mit Fackeln standen am Tor, als die Herren einritten. Die goldenen Flammen zitterten verhalten in die süße Nacht hinein, und der Abendhauch, der den Felsen heraufglitt, trug Lavendelduft auf seinen Eulenschwingen.

Douce stand am Fenster.

„Wo ist mein Page?" rief Herr Raimbaud, „mein trefflicher Held Lavendel?"

„Hier, Herr!" sagte Lavendel und stand neben ihm.

„Höre, mein Held," sprach Raimbaud, „laß dir das beste Pferd aus dem Stalle ziehen und reite nach Avignon. Fürchtest du dich?"

„Nein, Herr!" sagte Lavendel.

„Siehst du die Nacht im Osten silbern werden? Der Mond geht auf —"

„— hinter Bargemon!"

„Hinter Bargemon oder des Teufels Nachtstuhl, was kümmert's uns, wo der Mond aufgeht! Du reite nach Norden, nach Avignon, und wenn du morgen früh dorthin kommst, so tritt vor die Domina Laura de Sado und sprich: Ma Dom'na, mein Herr von Baux entbietet Euch seinen Gruß und fleht Euch an, mit Eurem Hofstaat und wer sonst der Reise willig ist, zu ihm nach Baux zu kommen, weil die Weinlese beginnt."

„Es ist recht, Herr!" sagte Lavendel.

„Wirst du auch wissen, wie man mit einer Dame umgeht, Page?"

„Ich denke, Herr!" sagte Lavendel.

„Ein Page, der denkt!" sprach Raimbaud hinter ihm drein. „Armes Land, was ist aus der Blüte deiner Jugend geworden!"

Und er schüttelte noch den Kopf, als schon Roßhufe den Felsenweg hinabklipperten in die nächtliche Ebene.

•

Der Mond stieg groß und voll herauf, glanzheller Silberschein floß um den Pagen Guilhen von Bargemon, daß es war, als ob er samt dem Pferd in silbernen Wassern schwämme. Die Grillen sangen ihr lautestes Liebeslied, und Lavendel sang sein leisestes mit stillem Lächeln vor sich hin:

„E si m'partetz un juec d'amor,
Non suy tan fatz.
Non sapcha triar lo melhor
Entr' els malvatz!"

„Wollt ihr von mir ein Liebesspiel —
So dumm bin ich nicht mehr,
Daß ich nicht wüßte, welches Ziel
Das beste dabei wär!"

An einer Kreuzung hielt er voll Nachdenklichkeit. Geradeaus lief der kürzeste Weg nach Avignon, links aber führte die Straße in einem Bogen über das Schloß Entrecasteaulx auch nach Avignon. Fünf oder sechs Stunden mußte man geradeswegs rechnen — was sollte er noch vor dem ersten Hahnenschrei in Avignon? Nicht einmal das Stadttor würde man ihm öffnen. Sieur Bertran von Entrecasteaulx aber saß mit den Jagdgenossen im Saale der Burg

HOCHGEWITTER IM WETTERSTEINGEBIRGE

AQUARELL VON PROF. LUDWIG FROMME

zu Baux, der Page hatte ihn gesehen... Die Dame Stephanette würde sich gewiß freuen, von ihrem Herrn zu hören...

Also ritt Lavendel den linken Weg und kam zur Burg Entrecasteaulx, die ganz weiß im Mondlichte stand.

Drinnen wachte die Dame Stephanette aus dem ersten Schlummer auf: „Wer singt da in der Nacht?"

„Ein Page aus Baux, Domina."

Lavendel wurde eingelassen.

„So spät, Page?"

„So früh, Dom'na! Noch eine Stunde bis Mitternacht — erst im Morgenlicht sollt' ich in Avignon sein."

„Was gibt es dort?" fragte Stephanette neugierig und rückte ein wenig beiseite.

Der Page Lavendel setzte sich bescheiden auf den äußersten Rand des Bettes und berichtete.

Durch die Bogenfenster floß mit dem Mondschein der Duft der warmen, reifen Nacht. Ein Lämpchen blinkte wie ein stiller goldener Stern in der fernsten Ecke des Gemachs.

„Da feiern sie nun ein Fest," sagte Stephanette und dehnte sich unter der dünnen Seidendecke, „ich aber muß trostlos hier die Tage in Einsamkeit versitzen. Keiner singt mir die alten Lieder —"

„Mit Eurer Erlaubnis, Dame!" sprach da Lavendel und nahm die Laute.

„Aber leise, Guilhen, daß nur ich dich höre!"

„Ganz leise!"

„Was für ein Lied war das vorhin?"

Der Page Lavendel rückte sich ein wenig auf der Bettkante zurecht. „E si m'partetz un juec d'amor..."

Das Mondlicht glitt langsam aus dem Gemach.

•

Um die frischeste Morgenstunde ritt Guilhen in Avignon ein.

Durch enge, stickige Gassen, voll von Menschen, drängte er das Pferd; kaum ein Streifen des Himmels stand hier noch zwischen den Dachtraufen — welch ein Gedanke, da zu wohnen! Dann hob sich über den plötzlich flachgeduckten Dächern riesig die Papstburg — hoch, steil und weiß und doch finster mit ihren Mauern, deren Flächen kaum durch Fenster unterbrochen wurden. Der Stellvertreter Gottes schien ein mißtrauischer Mann zu sein. Immer wieder mußte der Page Rede stehen: woher und wohin. Sein Pferd band er an einen Brunnen im Hofe, fragte sich durch Hallen und Flure, über Treppen und Wehrgänge und stand endlich vor Laurette de Sado, die hier zu Gast war.

Laurette lachte und versprach zu kommen, heute noch.

Lavendel verneigte sich und blieb nicht einen Augenblick länger in diesen Mauerhaufen, in denen die Menschen bleich waren und Augen hatten, die die Ferne nicht mehr kannten.

Er mußte sich sputen, die Nachricht zeitig genug nach Baux zu bringen, und überdies war er von der Dame Stephanette mit einer Botschaft betraut worden, die er im Schlosse Bougarris ausrichten sollte — und dies bedeutete wieder einen von jenen Umwegen, an die der Page Lavendel so gewöhnt war, daß er niemals für nötig fand, davon zu reden.

Am Abend dieses Tages aber kam die schöne Laurette wirklich nach Baux, mit ihr ein buntes, glänzendes Gefolge, so daß sie wie eine Königin durch die reifen Weinfelder zog. Samt und Gold schimmerte auf den glatten Rossen, Waffen blitzten, Fähnlein schwankten heran. Nur einer war ganz unscheinbar unter denen, die da mitritten. Er trug ein knappes schwarzes Gewand, darüber einen weiten italischen Mantel. Sein Gesicht war mönchisch glatt rasiert und sehr blaß, und er sprach weder, noch sang er.

„Das ist Petrarca?" fragte Herr Raimbaud den Herrn von Porcellet. Und der von Porcellet zwinkerte Herrn Raimbaud zu und stieß ihn mit dem Ellbogen ein wenig in die Rippen.

•

Wie eine bunte Insel der Freude im weiten Meere war der Felsen von Baux. Auf dem Plateau neben dem Schlosse, hoch über der schwermütig sonnenvollen Ebene, wehten die Flaggen im heißen Wind; die Hufe turnierender Rosse stampften Funken aus dem grauen Stein; Blumengänge führten zu natürlichen Söllern, die Lauben trugen, zugerankt von blauen Blüten; Reigentänze schlangen die Menschen wie Girlanden ineinander; und der alte Sang der Troubadourgeschlechter perlte noch einmal schäumend über den Felsen. Ein Minnehof nach altem Brauch ward eingerichtet. Laurette und die Dame Douce herrschten da, und die Barone taten das Beste an Spitzfindigkeit der Fragen und Urteile.

Nur daß nicht alles so fröhlich war wie ehedem. Avignon mit seiner neuen Zeit stand wie ein Schatten über allem. Da wandelte ja einer unter ihnen, im Gelehrtentalar, die fast mönchische Kapuze über der Stirn, ein ungreifbares Lächeln der Höflichkeit auf dem glatten, blassen Gesicht! Die Barone hatten herzlich Lust gehabt, diesen Petrarca, den sie heimlich haßten, zu verspotten; er war kein Adliger, hatte niemals auf einem Schlosse gesessen, focht nicht und zeigte durch nichts, daß er ein großer Dichter war, wie man doch sagte. Aber es gelang weder Herrn Perceval noch Herrn Peyre noch Herrn Raimbaud, ihm zu nahe zu kommen. Petrarca hatte eine ganz fremde Art von höfischer Gewandtheit, der mit Scherz und Necken nichts anzuhaben war. Er entglitt auf die liebenswürdigste Weise, und stets ergab sich, daß zum Schlusse der, so ihn hatte angreifen wollen, hilflos alleinstand und aussah wie einer, der einen Fisch im Wasser hatte mit einem Knüttel totschlagen wollen. Die Damen, mit ihrem sicheren Empfinden für Lächerlichkeit, merkten das immer. „Mir scheint," sprach Herr Raimbaud und zwirbelte seinen provençalisch kühnen Schnurrbart, „mir scheint, sie machen sich lustig über uns." Die anderen wußten darauf nichts zu erwidern. Was sollte man tun gegen diesen italischen Schreiber, der von Avignon kam und bisweilen sogar seinen Degen vergaß? Hatten die Herren sich vorgenommen, den Schreibergesellen tüchtig aufzuziehen, so wurden sie am zweiten Tage bedenklich, am dritten gaben sie ihre Absicht auf, am vierten fühlten sie sich selber befangen, am fünften bequemten sie sich zu widerwilliger Achtung. Am sechsten Tage hingegen, da das Fest einen rauschenden Höhepunkt erreichen sollte, war ein großer Troubadourstreit geplant, und es sollte sich entscheiden, wer das beste Lied erfinden könne.

Douce, die Schloßherrin, war das Haupt des Gerichtshofes.

Da sich aber die Barone feierlich versammelten und manchem das Herz stärker klopfte, als sollt' er gegen feindliche Lanzen anrennen, setzte sich der blasse Italiener ohne ein Wort zu den Damen.

„Wie das, Herr Petrarca?" wollte Raimbaud wissen.

Petrarca lächelte höflich und sprach: „Wo so viele berühmte Liedfinder dieses Landes beisammen sind — wie sollte ich Fremder mich vermessen, mit ihnen in die Reihe zu treten? Die Kunst der Provence ist nicht die meine, Ihr Herren. Mir ist nicht gegeben, frei heraus zu singen, wie der Vogel tut. Meine Gedichte wachsen in der Stille, mühevoll aus dem Grunde der Seele, langsam empor ans Licht, wie die Wasserrose, die aus tiefer Einsamkeit herkommt und einen langen Weg hat, ehe sie die Sonne sehen kann. Hier ist, was ich in letzter Nacht schrieb — sagt selber, ob es nach leichter Findung aussieht!" Und er entrollte ein Blatt, das von oben bis unten mit Zeilen bedeckt war, und von den Zeilen waren mehr ausgestrichen als unversehrt geblieben.

Die Damen betrachteten dies Manuskript mit lauter Bewunderung; daher konnten die Herren, so geringschätzig sie insgeheim von solch zaudernder Schreibarbeit dachten, nichts anderes tun, als es ebenfalls bewundern. Raimbaud kam auf den erlösenden und sehr ritterlichen Ausweg: da der berühmte Gast sich nicht beteiligen möge, so wollten sie auf den Wettstreit überhaupt verzichten, denn das ginge doch nicht an, daß ein Petrarca schwiege, während ein paar bescheidene Landbarone ihre Verse machten!

Man konnte diesen Worten nicht anhören, ob sie ironisch gemeint waren. Aber man nahm sie ernst und ließ den Wettkampf bleiben.

Nur der Page Lavendel kümmerte sich nicht darum. Noch während sie verlegen herumsaßen und nach Luft schnappten wie Fische, über denen plötzlich der Teich abgelassen worden, stimmte er seine Laute, als hätt' er nichts gehört, und sang ein Lied frisch aus dem Stegreif, wie es ihm gefiel, recht meisterlich im Bau und in der Melodie! Indessen den heimischen Herren eine Wolke des Unmuts über die Stirn flog und Raimbaud sogar bedrohlich seinen Schnurrbart zwirbelte, stützte Petrarca das Kinn in die Hand und sah den Pagen mit seinen schwarzen italischen Augen aufmerksam an. Zum Schlusse nickte er beifällig und sprach, mit einem unerklärlichen Lächeln zu den Damen gewandt: „Beneidenswerte Jugend, die keine Bedenken kennt...!" Worauf die Damen still unter sich sahen, als ob sie dasselbe dächten.

„Guilhen!" rief da Herr Raimbaud grollgiftig, „mein süßer Page Lavendel! Laß das Singen sein, Milchbart, und lauf in die Küche und sag': sie sollen noch einen Braten mehr an den Spieß stecken, weil es gefeiert werden muß, daß zwei so große Dichter einander in der Burg zu Baux begegnen."

Lavendel ging ohne Zögern.

Die Barone blickten ihm verheißungsvoll nach, denn jeder dachte: hier sei endlich einer, an dem man seine üble Laune auslassen dürfe. Und sie nahmen sich vor, den kleinen Guilhen von Bargemon tüchtig zu foppen, damit ihnen ein wenig leichter würde.

•

An diesem Abend jedoch geschah etwas ganz Ungeahntes.

Als schon die Tafel gerichtet war, ließen die Damen durch eine Kammerfrau sagen: sie gedächten, für sich zu bleiben und nicht bei Tische zu erscheinen — denn es sei ganz unritterlich, den Pagen so zu beschämen, und Unritterliches verdiene Strafe!

Die Barone blickten einander an und bekamen rote Köpfe.

Raimbaud aber, der Schloßherr, nachdem er lange genug zornig an seinem Schnurrbart gezerrt, stampfte auf, daß es dröhnte, und sprach gleichermaßen dröhnend: „So sollen sie's in drei Teufels Namen bleiben lassen! — Ihr aber, mein Herr Petrarca?"

Antwortete Petrarca: „Ich bin nur zu gern bereit, den Frieden zu vermitteln —"

„Nichts da!"

„— und werde, so es Euch recht ist, dies den Damen zu wissen tun und heute abend bei Euch Herren bleiben und mich ehrlich um eine Vermittlung bemühen."

„Man kann ihn nicht fassen!" murmelte Herr Perceval von Noves.

Die anderen dachten Ähnliches.

*

War es nun, daß sie etwas haben mußten, daran sie einen Halt finden konnten, oder war es, weil ihnen Besonderes schwante — kurz, die Herren trugen, als sie zu Tische gingen, alle das Schwert an der Seite, auf das sie sonst bei der friedlichen Beschäftigung des Essens und Pokulierens verzichteten.

Da der Page Lavendel dies erkannte, verschwand er für einen Augenblick, und als er wiederkam, trug auch er das Rapier, jene biegsame, dünne Klinge, mit der die Herren in seiner Heimat, den Seealpen, Meister im Treffen waren.

Nur Petrarca zeigte sich wehrlos in seiner Gelehrtentracht.

Im übrigen aber bemühten sich alle um den heitersten und friedlichsten Ton, und daß sich dahinter eine schlimme Laune verbarg, war nur an der Schnelligkeit zu merken, mit der Weinkrüge geleert wurden und wieder gefüllt werden mußten. Lavendel hatte zu tun, um die Küfer im Trab zu halten.

Mit den rinnenden Stunden stiegen der Lärm und der Mut. Um Mitternacht schleuderte der Sieur von Porcellet den leeren Krug statt nach dem säumigen Kellner durch das Fenster, und das splitternde Glas gab ein Signal zum allgemeinen Jubel.

Taten!

„Sind wir denn," rief der Chevalier von Lauris, „sind wir denn, ihr Herren (sauf votre paix!) so alt und nichtsnutzig, daß man uns verachten darf?"

Ho ho!

„Hat man uns nicht die Blüte der Provence genannt?"

„Und mit Recht!" bekannte Petrarca laut.

„Euer Wohl, Herr!" schrie die Runde.

Aus dem feindlichen Lager im andern Saal des Schlosses kam die Botschaft: der Page Guilhen sei für den Frauendienst bestimmt, man fordere ihn!

„Nichts da!" sprach Raimbaud, „Lavendel, wofern er ein Mann ist, bleibt hier! Oder willst du hinüber, Schoßkind? Geh — aber beim Schritt über die Schwelle müßt' ich dich aufspießen wie einen Käfer!"

Fragte Lavendel mit gelassener Keckheit: „Was wäre, Herr, wenn ich zurückspießte?" und zog bei plötzlicher Stille das Rapier aus der langen Lederscheide, daß es zischte.

Petrarca sah ihn unverwandt an.

„O du kleiner Bergteufel!" lachte Herr Raimbaud, nachdem er einen Augenblick verdutzt dreingeschaut hatte — griff einen Apfel aus der Zinnschüssel, so auf der Tafel stand, und warf ihn nach des Pagen Kopf.

Aber Lavendel zuckte das Rapier ein wenig höher — der Apfel traf die stählerne Spitze und saß dann mitten auf der bebenden Klinge fest.

„Durch und durch!" staunte Herr Perceval. „Und gerade in der Mitte! Keinen Pfifferling für Euer Leben, Raimbaud!"

„Das wäre!" schrie da der edle Herr von Baux aufspringend und zog gleichermaßen vom Leder.

Die anderen wollten dazwischentreten. Lavendel indessen ließ das Rapier sinken und blickte Herrn Raimbaud fragend an.

Der stutzte abermals, bekam einen roten Kopf und ließ sich brummend wieder in seinen Sessel fallen. „Kindereien! Mach', daß du hinauskommst, Junge!"

„Nun nicht mehr!" sprach Lavendel und blieb.

Petrarca betrachtete ihn und hatte ein Lächeln auf den Lippen.

Die Barone spülten die neue Mißlaune, die das Begebnis aufgerührt, mit neuem Wein hinunter.

„Recht ist's, daß du dableibst, Guilhen!" rief Herr Peyre versöhnlich, „bleibe, damit du lernst, wie man ein Mann wird! Oder sind wir keine, holla? Seid standhaft, Freunde, in diesem Weiberkrieg! Die Damen — morgen kommen sie ja doch!"

„Morgen kommen sie!" wiederholte Herr Guy von Orange, mehr begeistert als überzeugt.

„Wie sollten sie auch leben ohne uns?"

„Wie sollten sie? Bravo!"

Rief Herr Raimbaud, stieg auf den Stuhl und schwang den Becher: „Wie sollten sie? — Wer bin ich? Es gibt keinen hier, der so feine Schmeichelworte finden kann wie ich — ausgenommen Petrarca!"

Rief Herr Perceval von Noves spotthöflich: „Es gibt keinen hier, der mich im Turnier besiegte — ausgenommen Petrarca!"

Sprach der Graf von Vintimille: „Es gibt keinen hier, der so singt wie ich — ausgenommen Petrarca!"

Sprach Herr Peyre von Comban: „Es gibt keinen hier, der die Laute schlägt wie ich — ausgenommen Petrarca!"

Sprach Herr Jaufred Rudel zwinkernden Blicks: „Es gibt keinen hier, der so springt und läuft wie ich — ausgenommen Petrarca!"

Sprach Herr Guy von Orange: „Es gibt keinen hier, der so zierlich tanzt wie ich — ausgenommen Petrarca!"

Sprach Herr Bertran von Entrecasteaulx: „Es gibt keinen hier, der Balladen dichtet wie ich — ausgenommen Petrarca!"

Petrarca lächelte und schwieg.

„Und du, Lavendel?"

Lehnte der Page Lavendel am Türpfosten, hielt das Rapier wie von ohngefähr vor sich hin und sprach verträumt: „Es gibt keinen hier, dem ich nicht schon Hörner aufgesetzt hätte — ausgenommen Petrarca!"

— — — — — — — — — —

Still war es wie in einem Grabe.

Petrarca sah in den Bogenfenstern die Sterne erbleichen.

Dann zerschellte ein gläserner Becher an der Tür, hinter der Lavendel verschwunden war.

Wie auf ein Zeichen brüllten sie los, rissen die Degen heraus und stürmten nach der Tür.

Dort aber stand Petrarca, blickte sie an, lächelte und schwieg.

Sie stockten. Die Degen sanken.

„Was war das?" sprach Herr Raimbaud und sah ernüchtert in die Gesichter rundum, auf denen das kalte, blasse Morgenlicht lag.

Jaufred Rudel aber, der treffliche Springer, schrie vor Wut und sprang mit einem Satze durchs Fenster in den Hof hinab. Er zerrte ein Pferd aus dem Stall und jagte blutdürstig gen Norden die Straße nach Avignon hinab, denn er gedachte den fliehenden Pagen fraglos umzubringen.

*

Guilhen aber ritt um diese Zeit gemächlich nach Osten, wo in den Bergen das Schloß Bargemon lag.

Die Sonne ging vor ihm auf, und er sang.

DIE BEGEGNUNG
LITHOGRAPHIE VON PROF. KLAUS RICHTER
(Linden-Verlag, München.)

EIN NACHTSCHRECK

AUS DEM LEBEN DER HEIMISCHEN FLEDERMÄUSE

VON MARTIN SCHLOTT, BRESLAU

(Mit 6 Bildurkunden nach Blitzlichtaufnahmen des Verfassers)

Schon hat die Riesenfledermaus die Flügelfittiche zum Abflug gespreitet.

Unsere flatternden Jäger der Dämmerung und Nacht, die Fledermäuse, sind für den Menschen von jeher unbeliebte, ja, unheimliche Vertreter der Tierwelt gewesen. Ihr absonderliches Äußeres, ihr geräuschloser Flug, ihr Dunkelleben und ihre unangenehm zirpende Stimme mögen die Veranlassung zu solcher Abneigung gegeben haben. Kein Wunder, daß sich bald auch Aberglauben mit ihrer Erscheinung verquickte und solch Getier, das nur mit „Greuwel und Furcht“ zu betrachten war, schließlich gemeinhin zu Sendboten des Bösen, zu Teufelswerk und Höllenspuk gestempelt wurde und allerhand grundlose Verleumdungen auf sich nehmen mußte, von denen sich manche im Volksglauben bis auf den heutigen Tag erhielt. Erinnert sei nur an die noch recht allgemein verbreitete Ansicht vom „In-die-Haare-Kriechen oder -Fliegen“ unserer Flattertiere oder von ihrem „Speck-, Fleisch- oder Wurstfressen“ in unseren Vorratskammern. Auch das „Glückbringen“ einer über die Haus- oder Stalltür genagelten Fledermaus als Schutz gegen böse Mächte kennzeichnet den heute noch häufig geübten Glauben an geheimnisvolle, bannende Kräfte in diesem Tier, eine Fabel, die besonders unter dem Landvolk noch weitverbreitet ist und unseren nützlichen Flattertieren zum Schaden gereicht. Denn wer sich nicht die Mühe verdrießen läßt, in das Leben der heimischen Fledermäuse tiefer einzudringen, wird sich nicht nur sehr bald von ihrer völligen Harmlosigkeit überzeugen können, sondern wird auch erkennen, daß sie infolge ihres enormen Nahrungsverbrauchs an Insekten gerade des Menschen beste Freunde sind. Die Fledermäuse vertilgen nämlich auf ihren nächtlichen Jagdausflügen besonders unzählige der schädlichen Kerbtiere in Flur und Wald und leisten so vor allem der Land- und Forstwirtschaft wertvolle Dienste. Also nicht Verfolgung und Abscheu, sondern gerade Hege und Schonung muß unseren Flattertieren in vollstem Maße zuteil werden!

(Schluß auf Seite 770.)

In freiem Hang am Höhlenfelsen: Eine Kleine Hufeisennase in Ruhestellung.

Ein solcher Anblick kann schon schaudern machen: Kriechendes Langohr in Abwehrstellung.

Der Winterunterschlupf von drangvoll fürchterlicher Enge: Mopsfledermäuse in einer Felsspalte.

Heraus aus dem Felsenquartier: Die Riesenfledermaus verläßt ihren Unterschlupf.

EIN SCHAUSPIEL NEUZEITLICHER SEEKRIEGFÜHRUNG:
JAPANISCHE RIESEN-FLUGZEUGMUTTERSCHIFFE IM SCHUTZE KÜNSTLICHER WOLKENWÄNDE.

Hinter den anderen Seemächten nicht zurückzubleiben, ist auch Japan eifrig bemüht. So hat es seine Flugzeugmutterschiffe „Kaga“ und „Akagi“ zu wahren Seeriesen von je 28 100 t Deplacement ausgebaut. Bizarr mutet ihr Anblick an: Die wie gewaltige Baumstämme erscheinenden Schornsteine sind mittschiffs auf die Seite nach außenbord gelegt, so daß der ihnen entqualmende Rauch die Plattform für die Flugzeuge nicht überströmen kann. Auf unserem Bilde stoßen aus dem Schornstein der „Kaga“ mächtige Rauchschwaden zu einer Wolkenwand zusammen, die das Schiff dem Blick des Gegners entzieht. Inzwischen legt ein Flugzeug vor beide Flugzeugträger eine Phosphorwolke, den besten bisher bekannten Schutz gegen Sicht. Die dunklen und hellen Wolkenschleier, davor die seltsamen Seeungeheuer auf wogender See ergeben eine Szene von grandioser Wucht und Schönheit.

Dr. Wilhelm Ellenberger,
Geheimer Rat, ehemaliger Professor an der Tierärztlichen Hochschule in Dresden, Vizepräsident des sächsischen Landesgesundheitsamts, † am 5. Mai im 82. Lebensjahre. (Phot. Ursula Richter.)

Ein Dorf auf Usedom zerstört.
Blick auf das in der Nacht vom 12. zum 13. Mai durch eine Feuersbrunst heimgesuchte Dorf Mölschow bei Zinnowitz, in dem 28 Gebäude vernichtet wurden.

Im Kreis:
Dr.-Ing. e. h. Wilhelm Meyer,
Hannover, Vorsitzender des Vereins Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller, Mitbegründer des Stahlwerkverbands, Vorstandsmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, † vor kurzem, 62 Jahre alt.

Die Eröffnung der Dresdener Jahresschau „Reisen und Wandern".
Die Ehrengäste in der Abteilung „Rheinland" während der Besichtigung der diesjährigen Jahresschau Deutscher Arbeit am 15. Mai.

Fußballkampf Berlin-Paris 3 : 0.
Moment aus dem Städte-Fußballkampf auf dem Preußenplatz in Berlin am 12. Mai.

Celso G. Pastor,
der erste Gesandte, den der Staat Peru nach dem Kriege nach Deutschland sandte, traf kürzlich in Berlin ein, um sein Beglaubigungsschreiben dem Reichspräsidenten zu übergeben.

A. Hugo Hergesell,
Geheimrat, ehemaliger Professor an der Technischen Hochschule in Berlin, Direktor der Sternwarte in Lindenberg (Mark), Präsident des internationalen Komitees zur Erforschung der freien Atmosphäre, bekannt als Förderer des deutschen Luftschiffahrtswesens, feiert am 29. Mai seinen 70. Geburtstag.

Die Ibero-Amerikanische Ausstellung in Sevilla hat begonnen.
Die spanische Königsfamilie bei der Eröffnungsfeier der Ausstellung am 9. Mai.

Der volkstümliche englische König.

König Georg V. in seinem Wagen bei der Verabschiedung von einem Verwaltungsmitglied der Stadt Bognor am 15. Mai. Von Bognor, wo sich der König zu seiner völligen Genesung über drei Monate aufhielt, fuhr er nach Schloß Windsor zu einem vierwöchigen Aufenthalt.

Rechts oben: Die letzte Fahrt der gehobenen „Seydlitz".

Das Kriegsschiff „Seydlitz", eines der bei Scapa Flow versenkten deutschen Schiffe, wird (kieloben) von Schleppern nach Rosyth in Schottland abgeschleppt, wo es verschrottet werden soll.

Bulgarien begeht die 50-Jahrfeier der Befreiung von der türkischen Herrschaft und gleichzeitig die 1000-Jahrfeier der Regierung Zar Symeons, einer Glanzzeit Bulgariens.

König Boris (×) und die Minister beim Festbankett in der alten Residenzstadt Preslaw am 12. Mai.

Mitte links: Der König (×) nimmt die Huldigungen des Volkes entgegen.

Die Stefanik-Feier in Bad Pistyan.

Das Mausoleum auf einem 700 m hohen Berge bei Bad Pistyan, das an der Stelle errichtet wurde, wo der erste Kriegsminister der Tschechoslowakei, General Milan Stefanik, 1919 mit dem Flugzeug verunglückte. Davor die Teilnehmer der Feier, die kürzlich zum 10jährigen Todestag veranstaltet wurde.

DIE SEITE DES AUTOMOBILISTEN

Film-Expedition durch Afrika im Auto.
Am Aufnahmeapparat auf dem Kraftwagen der Expeditionsunternehmer Martin Johnson, am Steuer seine Gattin. — Die bei der Expedition gemachten Aufnahmen vom Leben wilder Tiere in Afrika erscheinen als Film unter dem Titel „Simba".

Im Oval:
Rund um den Neroberg.
Stumpf (Mainz) am Steuer seines „Hag-Gastel"-Wagens, mit dem er bei dem Wiesbadener Autoturnier am 12. Mai die beste Zeit der Sportwagen fuhr.

Der Mann, der die Geschwindigkeit kontrolliert.
Das Blaue Band des Automobilismus versucht jetzt Hauptmann Malcolm Campbell auf einer Bahn in Verneux Pam (Südafrika) zu erobern. Unser Bild zeigt den Schnelligkeitskontrolleur während eines Rekordversuchs Campbells bei der Untersuchung des Geschwindigkeitsschlauchs, der beim Darüberfahren des Autos die Zeiten registriert. Der breite weiße Strich dient als Fahrtrichtungszeichen.

Künftige Augen des Gesetzes.
Angehende Londoner Polizisten erhalten Unterricht, wie man bei Autozusammenstößen ein ordentliches Protokoll aufnimmt.

Rechts:
Besuch deutscher Automobilisten in Dalmatien.
Aufenthalt der Teilnehmer an der von München ausgegangenen Dalmatienfahrt des Allgemeinen Deutschen Automobil-Clubs in Split (Spalato).

JAPANISCHE PERLENKULTUR

Auf der Suche nach Perlmuscheln: Röntgenapparat zur Durchleuchtung von Perlmuscheln. Der Beobachter wird gegen die Einwirkung der Strahlen (Röntgenstrahlen) durch einen mit Blei bedeckten Schirm oder durch ein Gewand aus Bleigummi geschützt.

Es ist noch nicht so lange her, daß die Perlenhändler der ganzen Welt interessiert aufhorchten, als aus Japan die Kunde kam, daß es einem gewissen Kokichi Mikimoto nach jahrelangen Versuchen gelungen sei, künstliche Perlen zu züchten, die den natürlichen in keiner Weise an Glanz und Güte nachständen. Man nahm anfangs diese Nachricht recht skeptisch auf und versuchte aus durchsichtigen Gründen, die ganze Sache ins Lächerliche zu ziehen. Aber der einstige kleine Bohnenkuchenhändler aus Toba, einem Fischerdorf am Eingang der Isebucht, südöstlich von Kobe-Osaka, ging unbeirrt seinen Weg, und heute zweifelt niemand mehr an seiner Erfindung, die ihn zum „Perlenkönig von Japan“ machte.

Die künstliche Perlenkultur ist zu einem wichtigen Faktor im japanischen Wirtschaftsleben geworden, was auch von der Regierung anerkannt worden ist, die den Erfinder mit einem hohen kaiserlichen Orden belohnte. Und in der Tat muß man staunen, wenn man sieht, was aus kleinen Anfängen entstanden ist. Eine mehr als 1600 qkm große Wasserfläche dient der Perlenkultur; über 1100 Personen sind jährlich beschäftigt, 3 000 000 junge Muscheltiere ins Wasser zu setzen. Hier heften sich diese an die dort über den ganzen Boden verstreut liegenden Steine an, wo sie sich drei Jahre lang ungestört entwickeln können. Dann werden sie gesammelt, und in jede wird ein winzig kleines, abgerundetes Stück Perlmutterschale eingeführt, das den Anreiz zur Perlenbildung gibt. Hierauf werden sie wieder ins Wasser versenkt, und zwar so tief, daß der Frost sie nicht erreichen kann: Fünf Jahre und noch länger werden sie in Ruhe gelassen, damit die Perlenbildung ungestört vor sich gehen kann. Nach dieser Zeit beginnt die Perlenernte. Früher mußte jede Muschel aufgebrochen werden, was natürlich den Tod des Muscheltiers zur Folge hatte. Seit einiger Zeit hat man die Wissenschaft in den Dienst dieser Industrie gestellt. Mit Hilfe eines von der Firma Shimazu, Kyoto, konstruierten Röntgenapparats werden jetzt die Muscheln durchleuchtet. Mit diesem Apparat (vgl. unsere Abbildungen) läßt sich ohne große Mühe feststellen, welche Muschel Perlen enthält, und wie groß diese Perlen sind. Auf diese Weise wird nicht nur viel Arbeit erspart, sondern auch ungeheuer viel Material. A. Mäcke, Nagoya.

Mit Röntgenstrahlen durchleuchtete Perlmuscheln.

Muscheltiere mit einer großen Perle (a) — mit zwei großen Perlen (b) und einer großen und zwei kleinen Perlen (d). Die Muschel c ist leer.

Detailskizze des Röntgenapparats zur Perlmuscheluntersuchung (Abbildung links oben).

A. Heraushebbarer Muschelträger mit Nummern 1—9. B. Fluoreszenzschirm mit einer Schutzdecke aus Bleiglas. C. Spiegel zum Zurückwerfen der Bilder. D. Beobachtungsöffnung.

Phot. Eberth, Kassel.

DEUTSCHER FRÜHLING: ALTE STIFTSKIRCHE IN OBERKAUFUNGEN (HESSEN)

Wissen und Leben

Das Pseudonym — die Maske des Autors.

Jüngst hat sich das theaterfreundliche Publikum, anläßlich der Aufführung des Schauspiels „Verbrecher“ im Deutschen Theater zu Berlin, mit dem Pseudonym Ferdinand Bruckner sehr lebhaft beschäftigt. Es wurde um dieses Pseudonym viel herumorakelt, ohne daß es gelungen wäre, das Geheimnis zu lüften. Hier hat somit der Deckname wirklich seinen Zweck erfüllt, denn das Pseudonym bezweckt ja eigentlich nichts anderes, als den wahren Namen des Verfassers zu verdecken, zu verhüllen, ihn gleichsam unsichtbar zu machen. Das Wort Pseudonym, eine Zusammensetzung vom griechischen pseudos (falsch) und onoma (Name), wurde erst im achtzehnten Jahrhundert geprägt; das Pseudonym selbst aber, das heißt der Brauch, Druckschriften unter falschem Namen herauszugeben, war schon viel früher bekannt. In der deutschen Literatur finden wir Pseudonyme bereits in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Die Gründe, die manchen Schriftsteller veranlaßt haben mochten, seine geistigen Erzeugnisse unter falscher Flagge in die Welt zu schicken, lassen sich nur schwer feststellen; wahrscheinlich waren es zunächst praktische und späterhin auch ästhetische Erwägungen, die die Annahme eines Pseudonyms als zweckmäßig erscheinen ließen. Anfangs war das Pseudonym wirklich Deck- und Versteckname, eine Maske, mit der sich der Verfasser, sei es aus Ängstlichkeit, sei es aus kleinlicher Bescheidenheit, vor der breiten Öffentlichkeit unkenntlich machte. In der Folge aber war es oft die Sucht nach einem wohlklingenden, suggestiv wirkenden Namen, die manchen Schriftsteller bestimmte, sich einen Nom de guerre beizulegen. Schriftsteller und Dichter haben gleich den Künstlern, namentlich den Schauspielern und Sängern, für die Wirkung eines klangvollen Namens eine gute Witterung. Wenn z. B. Albert Bitzius sich Jeremias Gotthelf nennt, Kaspar Schmidt sich in Max Stirner wandelt oder Anatole Thibault seinen Namen in Anatole France ändert, so schwingt in allen diesen Fällen das Pseudonym einige Oktaven höher als der Alltagsklang des eigenen Namens. Um das Geheimnis der suggestiven Kraft, die einem wohlklingenden Namen innewohnt, wußte auch Johann Paul Friedrich Richter; er, der sonst in seinen Werken alles Einfache und Bündige verschmäht, nennt sich einfach und bündig Jean Paul, ein Name, der sich schon wegen seiner Kürze und Gedrungenheit unverlöschlich ins Gedächtnis prägt. Mitunter wächst der falsche Name so innig mit seinem Träger zusammen, daß man darob seinen wahren vergißt. Wer denkt heute noch an Johann Scheffler, wenn man von Angelus Silesius spricht, wer noch an Friedrich v. Hardenberg, wenn von Novalis die Rede ist? Wer von allen, die ihn kennen — Literarhistoriker natürlich ausgenommen — weiß es heute noch, daß Anastasius Grün mit seinem wahren Namen Anton Alexander v. Auersperg, daß Friedrich Halm Eligius v. Münch-Bellinghausen hieß? Derartige Pseudonyme, die die Persönlichkeit des Dichters ganz umhüllen, sind indes äußerst selten. In der Regel wird ein Pseudonym für das Erstlingsbuch gewählt; es ist dies eine Art Vorsichtsmaßregel, wobei der Verfasser schön verborgen im Hintergrund bleibt, um vorerst die Wirkung seines geschriebenen Wortes abzuwarten. August v. Kotzebue gab seinen Erstling unter dem Pseudonym Friedrich Germanus heraus. Justinus Kerner, der Verfasser der „Seherin von Prevorst“, veröffentlichte sein erstes literarisches Erzeugnis unter dem Decknamen „Schattenspieler Luchs“. Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Deutschlandliedes, wählte für seinen Erstling den Schriftstellernamen Henricus Custos. Wilhelm Hauff ließ seine prachtvolle erste Novelle, „Der Mann im Monde“, worin er die Claurensche Manier persiflierte, unter Heinrich Clauren erscheinen, einem Decknamen, der wieder nur das Pseudonym des Schriftstellers Karl Heun war. Ludwig Tieck hat seinen „Gestiefelten Kater“, die „Volksmärchen“, den „Ritter Blaubart“ zuerst unter den Decknamen Gottlieb Färber und Peter Lebrecht erscheinen lassen. Friedrich Rückert nannte sich auf dem Titelblatt seines ersten Gedichtbuches Freimund Reimar. Wilhelm Raabe zeichnete den Erstdruck seiner „Chronik der Sperlingsgasse“ mit dem falschen Namen Jakob Corvinus. Und Ludwig Anzengrubers markige Volksstücke „Der Pfarrer von Kirchfeld“, „Der Meineidbauer“ und „Die Kreuzelschreiber“ trugen bei ihrem ersten Erscheinen den Verfassernamen L. Gruber. — Ein schönes Pseudonym zu ersinnen, ist beinahe ebenso schwierig, wie einen guten Buchtitel zu erfinden. In den meisten Fällen wird es schwer festzustellen sein, welches Verfahren der Schriftsteller oder Dichter anwandte, um seinen Decknamen herauszubekommen. Denn ganz willkürlich sind die Decknamen denn doch nicht erfunden. Das beweisen die vielen anagrammatischen Pseudonyme, die durch eine Buchstabenverschiebung oder Silbenumstellung erzielt werden. Ein reines Anagramm stellt das Pseudonym Sined dar, mit dem der Jesuit und Kustos der Kaiserlichen Bibliothek in Wien, Michael Denis, seine Bardenlieder zeichnete. Hans Jakob Christoffel v. Grimmelshausen, der berühmte Simplicius Simplicissimus, erfand durch anagrammatische Umstellung nicht weniger als sechs Pseudonyme, unter denen er abwechselnd seine Werke herausgab. Auch Berthold Auerbach wandte einmal die anagrammatische Methode an; er ließ nämlich sein Erstlingswerk „Friedrich der Große“ unter dem Pseudonym Theobald Chauber erscheinen. Arnold Ruge gab mehrere seiner Bücher unter dem anagrammatischen Pseudonym R. Durangelo heraus. Ebenso wählte Richard Wagner für seine Schrift „Herr Eduard Devrient und sein Stil“ den Verfassernamen Drach (eine Umkehrung der zweiten Silbe von Richard). Unter allen Gattungen von Pseudonymen die merkwürdigsten sind die sogenannten ungelüfteten Pseudonyme, das heißt: jene Decknamen, die man trotz allen Nachforschungen nicht aufzudecken vermag. In den ungelüfteten Pseudonymen sind gewissermaßen für alle Zeiten die wahren Namen der Verfasser wie ein streng gewahrtes Geheimnis eingeschlossen. Mit gutem Recht hat man die Schriften dieser Gattung „die maskierte Literatur“ genannt, denn diese Literaturerzeugnisse tragen eine ewige Maske, und es gelingt fast nimmer, sie den Verfassern vom Gesicht zu reißen. Als literarisches Kuriosum sei hier erwähnt, daß drei berühmte Dichternamen, nämlich Jean Paul, Heinrich Heine und Adelbert von Chamisso, als Pseudonyme verwendet wurden. Unter dem Decknamen „Jean Paul“ ist 1803 ein Buch „Die Tageszeiten, geschildert für Bänkelsänger“ erschienen. Ein 1872 angeblich in Boston gedrucktes Buch „Ein neues Wintermärchen“ trägt den Verfassernamen „Heinrich Heine“. Und der Name „Adelbert von Chamisso“ ziert eine „Die Gauner“ betitelte Schrift, die in Sondershausen 1836 erschienen ist. Die Namen der wirklichen Verfasser sind unbekannt geblieben. Es entbehrt sicherlich nicht eines gewissen Reizes, Jean Paul, Heinrich Heine und Adelbert von Chamisso unter den ungelüfteten Pseudonymen zu finden.

G. Meisels.

Über den Blutdruck.

Noch sind nicht 50 Jahre verflossen, seit die ersten Verfahren angegeben wurden, die zur Blutdruckmessung beim Menschen als brauchbar sich erwiesen. Nach eingehender Erprobung in wissenschaftlicher Forschung fand dann allmählich diese Untersuchungsmethode Eingang in die tägliche Tätigkeit des Arztes. Heute wird schon von Nichtärzten der Blutdruck so häufig erörtert an Stammtischen, in Kaffeekränzchen usw., daß eine Klarstellung über den Begriff und über die gesundheitliche Bedeutung des Blutdruckes angebracht erscheint. Die Schlagadern unseres Körpers

umspannen ihren Inhalt, die Blutsäule, unter Anwendung eines bestimmten Druckes. Dieser Druck, der Blutdruck, ändert sich ständig im Verlaufe jeder Pulswelle. Das Herz wirft bei jeder Zusammenziehung eine bestimmte Blutmenge in das Röhrennetz der Schlagadern, deren Wand hierdurch pulsatorisch stärker gespannt wird. Mit dem Pulse zeigt der Blutdruck ständig Hebungen und Senkungen zwischen Minimaldruck und Maximaldruck. Wenn wir nun uns der kurzen Ausdrucksweise bedienen: „der" Blutdruck, so ist hierunter zu verstehen der höchste Druck entsprechend dem Gipfel der Pulswelle, der an der Messungsstelle nachweisbar ist. Man mißt in Herzhöhe, da natürlich der Druck der Blutsäule mit verschiedener Höhenlage der Messungsstelle sich ändert. Der normale Blutdruck des Menschen ist nach neuesten Feststellungen mit verbesserten Instrumenten etwas höher, als bisher angenommen wurde; er beträgt etwa 15 cm Quecksilber, das entspricht einer Wassersäule von etwa 2 m Höhe. Über die Bedeutung einer übermäßigen Höhe des Blutdruckes herrschen vielfach grundfalsche Anschauungen. Zunächst hört man oft die Meinung, mit zunehmendem Alter gehe ständig der Blutdruck in die Höhe. Richtig ist nur, daß im zarten Organismus der frühen Jugend die Blutzirkulation geringere Energie aufwendet als im Alter der größten Leistungsfähigkeit, aber nach erreichter körperlicher Vollkraft steigt der Blutdruck nicht weiter an bei ungestörter Gesundheit. Selbst im höchsten Greisenalter braucht der Druck nicht höher zu sein als im Zenit des Lebens. Ganz unberechtigt ist die Meinung, Blutdruckerhöhung sei gleichbedeutend mit Arterienverkalkung. Blutdruckerhöhung kann auf Arterienverkalkung beruhen, dann nämlich, wenn die kleinsten Wege des Schlagadernetzes erstarrt und verengt sind, so daß nur ein hoher Druck den Widerstand überwinden kann. Aber die Erschwerung der Strömung kann auch bedingt sein durch krampfhafte nervöse Gefäßspannung. Rasch vorübergehend kann eine solche Gefäßspannung auftreten schon durch Erregung über die Untersuchung. Auch zeitliche Erregungszustände, z. B. in den Wendejahren, sind oft Ursache von Blutdruckerhöhung. Hieraus ergibt sich, daß die oft gehörte Befürchtung falsch ist, ein hoher Blutdruck habe die Bedeutung eines unabwendbar drohenden Schicksals. Zur Verhütung von Unheil erfordert ein hoher Blutdruck Rücksichtnahme in der Lebensführung. Vollblütige Menschen müssen mit möglichst einfacher und möglichst knapp bemessener Kost sich begnügen. Im Genuß von Bier ist wegen des Nährwertes bei Vollblütigkeit äußerste Zurückhaltung geboten. Sonst ist im Genuß alkoholhaltiger Getränke nur die für alle Menschen gültige Forderung der Mäßigkeit zu beachten. Der Alkohol wirkt nicht blutdrucksteigernd, sondern sogar lösend auf übermäßige Gefäßspannung. Nikotin und Koffein wirken blutdrucksteigernd. Der Genuß von starkem Kaffee oder Tee ist streng verboten. Das Rauchen muß ganz eingestellt werden oder wenigstens auf mäßigen Genuß allerleichtester Tabake beschränkt werden. Geistige Erregungen aller Art sind sorgsam zu meiden. Starke und plötzliche Anstrengungen sind gefährlich. Sehr wohltuend wirken häufige lauwarme Bäder. Die wichtigste Vorschrift lautet: Ruhe ist die erste Gesundheitspflicht: ausgiebige Nachtruhe, Unterbrechung der Tagesarbeit durch Ruhestunden, ruhiges Tempo der Arbeit, behagliche Erholung, geruhsamer Lebensgenuß.

Chefarzt Dr. P. Engelen, Düsseldorf.

Gleichstrom, Wechselstrom, Drehstrom.

Die Elektrizitätsversorgung Deutschlands und vieler anderer Länder ist nicht gleichmäßig. Das eine Kraftwerk liefert Gleichstrom, das andere Wechselstrom, das dritte Drehstrom. Dort wieder findet eine Umstellung von Gleichstrom auf Drehstrom statt. Was hat es nun mit diesen Stromarten für eine Bewandtnis? Der Gleichstrom stellt die älteste Form des elektrischen Stroms dar. Man versteht darunter einen Strom, der immer in gleicher Richtung durch die Leitung hindurchfließt. Der Wechselstrom hingegen wechselt ununterbrochen in rascher Folge seine Richtung. Er fließt also zunächst von rechts nach links durch die Leitung, dann von links nach rechts, hierauf wieder von rechts nach links, und so geht es fortwährend hin und her. Ein einfacher Vergleich mit dem Wasser macht den Unterschied vielleicht am besten klar. Ein höher und ein tiefer stehendes Gefäß sind durch einen Schlauch verbunden. Das Wasser fließt vom höher stehenden nach dem tieferen: Gleichstrom. Nehmen wir beide Gefäße, und bewegen wir sie rasch auf und nieder, so daß bald das eine, bald das andere höher steht, so fließt das Wasser bald in der einen, bald in der andern Richtung durch den Schlauch. Wir haben Wechselstrom. Das einmalige Hin- und Herfließen des Wechselstroms wird in der Elektrotechnik als eine „Periode" bezeichnet. Der gewöhnlich gebrauchte Wechselstrom hat 50 Perioden in der Sekunde. Da jede Periode aus zwei Wechseln, einem hinfließenden und einem herfließenden, besteht, erfolgen also in der Sekunde 100 Wechsel. Die Zahl 50 wurde deshalb gewählt, weil eine geringere Periode bei der Beleuchtung unangenehm auffällt. Bei 50 Perioden bemerkt das Auge nichts mehr vom Hin- und Herfluten des Stroms. Es sei denn, daß man besondere Kunststücke vornimmt, um zu erkennen, ob man Gleichstrom oder Wechselstrom vor sich hat. Bewegt man z. B. den Spazierstock oder die Hand rasch hin und her, so sieht man bei manchen Arten der Beleuchtung, sofern diese unter Wechselstrom stehen, die Spitzen des Stocks und der Finger vervielfältigt. Der Gleichstrom ist für manche Arbeiten, z. B. für die Galvanoplastik, also zur Herstellung von Metallüberzügen mit Hilfe der Elektrizität, ferner zum Aufladen von Akkumulatoren usw. unentbehrlich. Sie können mit Wechselstrom nicht vorgenommen werden. Trotzdem ist man bei der Elektrizitätsversorgung in immer weiterem Umfang zur Verwendung von Wechselstrom übergegangen, weil sich das Versorgungsgebiet der einzelnen Werke immer mehr vergrößert. Je größer ein derartiges Gebiet wird, desto längere Leitungen braucht man. Längere Leitungen sind teurer. Je höher man den Strom spannt, desto dünnere Leitungen kann man nehmen, desto mehr kann man also die Kosten für die Leitungen verbilligen. Mit den Gleichstrommaschinen kam man nur bis zu einer gewissen Spannung. Der Wechselstrom hingegen läßt sich leicht auf sehr hohe Spannungen bringen. Er ist also angesichts der immer steigenden Größe der Versorgungsgebiete unserer Kraftwerke das Gegebene. Dies um so mehr, als er sich in den Fällen, wo für bestimmte Arbeiten nur Gleichstrom gebraucht werden kann, leicht wieder in diesen umwandeln läßt. Ein großer Teil des erzeugten Stroms fließt in Elektromotoren. Die immer weitere Verbreitung des Elektromotors stellte Aufgaben, die mit Hilfe des Drehstroms gelöst wurden. Der Drehstrom besteht aus drei Wechselströmen, die zeitlich so aufeinanderfolgen, daß in jedem Drittel einer Periode einer dieser Wechselströme einsetzt. Nehmen wir wieder den Vergleich mit dem Wasser: Man muß sich dann drei miteinander in Verbindung stehende Rohrleitungen vorstellen. In jede dieser Rohrleitungen pumpt eine Pumpe Wasser hinein. Die Pumpen arbeiten in einem bestimmten Rhythmus, so daß also innerhalb einer Periode in gleichmäßigen zeitlichen Abständen Wasser in das Rohrsystem gesandt wird. Tatsächlich braucht man für Drehstrom drei Leitungen. Mit Rücksicht auf die Bedeutung des Elektromotors wird der Drehstrom der Strom der Zukunft sein. Immer mehr Kraftwerke stellen sich auf die Erzeugung und damit Lieferung von Drehstrom um. Diese Umstellung greift auch ins Leben des einzelnen und des Haushalts ein. Bei Lampen, Bügeleisen, Zigarrenanzündern usw. ist es gleichgültig, ob man statt Gleichstrom eines schönen Tages Drehstrom geliefert erhält. Dagegen gibt es an Nähmaschinen usw. vielfach noch alte Gleichstrommotoren, die dann für Drehstrom abgeändert werden müssen. Aber schon seit geraumer Zeit werden seitens der Industrie mit Rücksicht auf die bevorstehende Umstellung die Motoren in Staubsaugern, Haartrocknern, Ventilatoren, Bohner- und Küchenapparaten, an Nähmaschinen usw. als sogenannte „Universalmotoren" gebaut, die für jede Stromart geeignet sind. Wer aber wissen will, welche Stromart er hat, der braucht nur auf den Elektrizitätszähler zu blicken: dort steht es angeschrieben.

Dr. Albert Neuburger.

UNSERE HEIMISCHEN FLEDERMÄUSE

(SCHLUSS VON SEITE 760.)

In erster Linie ist diese Maßnahme durch den intensiven Schutz ihrer Schlupfwinkel zu erstreben, insbesondere durch die Erhaltung hohler Bäume, da in diesen gerade viele unserer nützlichen Fledermäuse, wie etwa das Langohr, die Mopsfledermaus und der Abendsegler, sehr gern ihre Tag-, zum Teil auch ihre Winterruhe verbringen. Die Zahl der Arten wie Individuen dieser Flattertiere ist zudem in unseren Breiten schon gering genug im Vergleich zu den südlichen Gegenden, so daß hier gefährdende Einflüsse verhältnismäßig schnell in die Wagschale fallen. Unser Vaterland liegt nämlich bereits in der Grenzzone der Fledermausverbreitung, und so beherbergt Deutschland von den etwa 600 gut unterschiedenen Arten lebender Fledermäuse nur noch gegen 20. Ganz besonderer Schutz ist unseren Flattertieren an ihren Überwinterungsplätzen (für die einzelnen Arten lokal meist von den Sommerquartieren verschieden) vonnöten, da sie hier infolge ihrer während des Winterschlafs ja nur geringen Beweglichkeit dem Menschen am leichtesten zum Opfer fallen. Höhlen, hohle Bäume, Keller, Brunnengewölbe bilden, soweit diese Örtlichkeiten frostfrei sind und einen gewissen Luftfeuchtigkeitsgehalt aufweisen, am häufigsten solche Winterquartiere. Mit Anbruch der kalten Jahreszeit werden diese Örtlichkeiten von den Fledermäusen bezogen, und hier ruhen sie dann dem neuen Frühjahr entgegen, meist in artlich, ja, oft individuell unterschiedlicher Haltung und Lage, sei es etwa in eine Felsritze eingezwängt (s. Abbildung „Mopsfledermäuse“ auf Seite 760) oder mehr oder weniger ampelförmig frei von einem Vorsprung herabhangend (s. „Hufeisennase“), dabei ganz, halb oder gar nicht in die Flughaut eingehüllt, oft auch an die Unterlage kopfunter „angeklebt“. Ihre Ruhe ist jedoch nicht durchweg ein völlig bewegungsloser Schlafzustand. In der meisten Zeit ist sie vielmehr ein gewisses „Hindämmern“ — ganz besonders bei milderem Winterwetter — in dem auch Platzveränderungen (s. Abbildungen „Riesenfledermaus“) vor sich gehen können.

ZUM NACHDENKEN

Silben-Kreuzworträtsel.

Wagerecht 3 Italienischer Opernkomponist, 6 deutscher Dichter, 7 Getreideunkraut, 9 Delikatesse, 11 Menschenaffe, 12 photographischer Apparat, 13 altgriechisches Sagenwesen, 15 Roman von Zola, 17 Edelgas, 18 Teil der Uhr; senkrecht: 1 Kundschafter, 2 Hauptstadt eines osteuropäischen Staates, 3 gegerbte Tierhaut, 4 ehemaliger deutscher Reichskanzler, 5 Papageienname, 6 Teil Südslawiens, 8 Erklärung für Steuern usw., 9 griechische Hafenstadt, 10 Säulengang, 14 Wassernymphen, 16 Sinnesorgan, 17 Menschenrasse, 19 Abnehmer, Geschäftsfreund, 20 Finkenvogel.

Gegensatzrätsel.

böse — jung — laut — verträglich — artig — dunkel — liederlich — ewig — tief — voll — äußerlich — akut — niemals — schwach — billig — oberflächlich — links — unten — trübe

Suche die gegensätzlichen Wörter. Ihre Anfangsbuchstaben ergeben ein Sprichwort. (ch = 1 Buchstabe.)

Verschiebrätsel.

Dreikampf — Stallmagd — Robert — Cromwell — Osiris — Stickstoffreich — Radeburg — Dolch — Städtebund

Die obenstehenden Wörter sind seitlich so lange untereinander zu verschieben, bis drei senkrechte, nicht nebeneinander befindliche Reihen je eine deutsche Stadt nennen.

Das gleiche Wort.

Ich kenn' ein Rätselwort, das hat
Verschiedene Gesichter,
Bald ist es Fluß, bald eine Stadt
Und bald ein deutscher Dichter.

Kettenrätsel.

1 Fluß in Rußland, 2 schwedisches Fürstengeschlecht, 3 biblische Stadt, 4 Verwandte, 5 Schlachtort in Frankreich, 6 italienischer Dichter, 7 Eidechse, 8 Angehöriger eines Volkes, 9 Geistlicher, 10 Gefäß

Es sind 10 zweisilbige Wörter von obenstehender Bedeutung zu bilden. Die zweite Silbe ist stets gleichlautend mit der ersten Silbe des folgenden Wortes.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:
ar — bach — be — bra — bu — blau — cham — che — chie — da — di — dolf — dorf — e — ei — el — er — eu — feu — gner — go — gu — he — i — i — in — ka — ko — land — le — le — li — mar — mon — nam — nan — neu — pa — pi — ra — re — rings — ru — rus — see — sen — spi — stel — ster — ver — vid — vol
sind die nachstehend umschriebenen Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. 1 Giftschlange, 2 Teil des Neuen Testaments, 3 sagenhafter Flieger, 4 Inselgruppe im Stillen Ozean, 5 geometrische Figur, 6 Schaumwein, 7 Ostseebad auf Usedom, 8 Pflanze, 9 brasilianisches Straußhuhn, 10 Staatsform, 11 Geburtsort Schillers, 12 Laubbaum, 13 Schußwaffe, 14 deutscher Fluß, 15 männlicher Vorname, 16 Naturkraft, 17 Vogel, 18 Farbe, 19 Nordpol-Forscher, 20 ein König der Juden.

Vierundzwanzig-Stundenuhr.

Die Ziffern sind durch folgende Buchstaben zu ersetzen: a a b d d e e g g h i k l l n o r s t u u v w z. Alsdann ergeben: 1—4 Quell der Volksernährung, 5—8 Künstlerschöpfung, 9—12 Arbeitsleistung, 13—16 Webstoff, 17—20 Wohnstätte, 21—24 ehemaliger Beamter, 1—8 Gemälde, 5—12 Skulptur, 9—16 Arbeitsgerät, 13—20 militärisches Gebäude, 17—24 ehemaliger Beamter, 1—4 Teil des Freistaates Sachsen.

Synonym.

…nder — Gatte — Fußsoldat — Quaste — Verlobte — Schrift…ter — Biene — Holland — Erzählung — Feingefühl — Pferd — Furcht — Eheschließung

Für jedes Wort ist ein sinnverwandtes Hauptwort (z. B. …ige für Unwahrheit) zu setzen. Die Anfangsbuchstaben der …uen Wörter ergeben, aneinandergereiht, ein Sprichwort.

Bilderrätsel.

Was sagt das alte Mütterlein?

Karussell.

Jede Zahl ist durch eine Silbe zu ersetzen, und zwar muß sich folgender Sinn ergeben: 1—2 weiblicher Personenname, 1—5 Gestalt aus Lohengrin, 1—12 deutscher Strom, 2—3 buddhistischer Priester, 2—10 Aufbewahrungsgegenstand, 2—12 etwas Erquickendes, 3—4 weiblicher Personenname, 3—10 Insektenlarve, 4—5 Stadt in Sachsen, 5—6 Tropenprodukt, 6—7 zentralasiatische Wüste, 6—12—9 Webbild, 7—8 Pelztier, 7—9 Stadt in Böhmen, 8—9 Stadt in Deutschland, 9—10 Baum, 10—11 altrömische Münze, 11—10 Duftpflanze, 11—12 Überbleibsel einer Wunde, 12—2 ungarischer Personenname, 12—13 griechischer Buchstabe, 13—1 chinesische Münze, 13—14 spanischer Strom, 14—1 biblischer Prophet, 14—13 griechischer Buchstabe.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4394.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4392.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Kairo, 4 Rival, 7 Ibsen, …Toskana, 11 Ger, 13 Tal, 14 Lob, 16 Emir, 18 Akte, 19 Aras, …Brot, 21 Lied, 23 Thea, 25 Ulm, 26 Hus, 28 Ort, 29 Ezechiel, …Abtei, 33 Schere, 34 Gneis; senkrecht: 1 Kogge, 2 Rio, 3 Obst, …Real, 5 Inn, 6 Liebe, 8 Skat, 9 Trireme, 10 Alkohol, 12 Email, …Otter, 17 Rad, 18 Art, 21 Luxus, 22 Bucht, 24 Atlas, 26 Hebe, …Sieg, 30 Zar, 31 ein.

Vorsetzrätsel: **P**insel, **F**lachs, **Z**wein, **N**orden, **G**laube, **S**achse, …eue, **R**ente, **O**stern, **S**turm, **E**sau. — Pfingstrose.

Rösselsprung: Kannst du nicht Dombaumeister sein, / Behau' als Steinmetz …inen Stein, / Fehlt dir auch dazu Geschick und Verstand, / So trag' Mörtel …rbei und Sand.

Kreuzrahmen:

```
      a d e l
      r     e
      o     s
e t o n     e b e r
r                 e
i                 d
s i a m     m a d e
      o     e
      d     t
      e m m a
```

Die vergessene Silbe: „ran“ — Meran, Koran, Ranke, Ranzen.

Der Ton macht die Musik: gebet — Gebet.

Gitterrätsel: 1 Karussell, 2 Kuhreigen, 3 Assistent, 4 Olbernhau.

Ergänzungsaufgabe: Pal**m**yra, Gumb**i**nnen, For**t**una, Stan**d**arte, Ichn**e**umon, Voru**r**teil, Land**z**unge, Wegw**e**iser, Mein**i**ngen, Pas**t**ete, Aus**g**abe, Regi**e**rung, Mal**w**ine, Man**ö**ver, Balt**h**asar, Gra**n**ada, Phan**t**asie, Luxe**m**burg, Norm**a**ndie, Kani**n**chen, Chri**s**tine, Gehe**i**mnis, Pats**c**huli, Beet**h**oven, Verw**a**lter, Thus**n**elda, Gibr**a**ltar, Mi**l**lion, Bal**l**ade, Defr**e**gger, Messina. — Mit der Zeit gewöhnt man sich an alles.

Deutsche Touristen in London und Schottland.

In diesem Jahre wird ein großes deutsches Touristenschiff die Themse hinauffahren und vor Greenwich ankern. Es ist das 14000 Bruttoregistertonnen große Motorschiff „Monte Olivia" der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft, das in der Zeit vom 22. Juni bis zum 1. Juli eine Gesellschaftsfahrt nach London und Schottland unternimmt. Je nach der Unterbringung an Bord sind die Fahrpreise gestaffelt. Sie beginnen bei Reichsmark 150.—. Der Aufenthalt in London ist auf drei Tage berechnet, damit die Reiseteilnehmer genügend Gelegenheit haben, die vielen Sehenswürdigkeiten dieser Riesenstadt zu besichtigen. Davon sind zu nennen der berühmte Tower mit seinen vielen Schätzen, darunter die englischen Kronjuwelen, die Towerbridge, die Münze, die unserer Reichsbank entsprechende Bank von England, das Parlamentsgebäude, die Westminster-Kathedrale, die Westminster-Abbey, die Guildhall, die Börse, die St.-Pauls-Kathedrale, die Nationalgalerie und vieles andere. Außerdem wird ein Ausflug nach Windsor und der Isle of Wight unternommen, der lieblichen Insel an Englands Südküste. Nach Beendigung des Londoner Aufenthalts fährt die „Monte Olivia" nordwärts und ankert am übernächsten Morgen vor Leith, der Hafenstadt im Firth of Forth. Von hier aus begeben sich die Touristen nach Edinburgh, der alten schottischen Königsstadt, die viele historische Erinnerungen an die Geschichte von England und Schottland in ihren Mauern birgt. So trutzig wie die alte Feste Marienberg in Würzburg überragt auf schroffem Fels das Edinburgher Schloß die Stadt. Der Holyrood-Palast enthält die historischen Erinnerungen an die unglückliche Königin Maria Stuart. Das John-Knox-Haus ruft die Erinnerung an den schottischen Martin Luther wach. So ist Edinburgh recht reich an Sehenswürdigkeiten. — Anschließend an den Besuch von Edinburgh wird ein Ausflug nach den malerischen Seen des schottischen Hochlandes unternommen. Somit bietet diese zehntägige Reise nach England und Schottland eine große Fülle des Sehenswerten und wird sich sicher jedem ihrer Teilnehmer für immer ins Gedächtnis einprägen.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig: Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

LEIPZIG
VERLAG I·I·WEBER

NR·4394 ★ 30·MAI·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A. A.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4394. 172. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 30. Mai 1929.

Illustrirte Zeitung

DIE GEDANKEN GEHEN SPAZIEREN

GEMÄLDE VON CYPRIEN BOULET

DIE SCHWARZE VÖLKERWANDERUNG

VON DR. MANFRED SELL

Die Entdeckung Amerikas war der Anlaß zu einer Völkerwanderung größten Ausmaßes, die sich der „Völkerwanderung" der Geschichte, nämlich der Jahrhunderte durchtobenden, mit den Germanenstürmen an Rhein und Donau einsetzenden und eigentlich erst im beispiellosen Siegeszug des Islams ausklingenden Zertrümmerung des römischen Weltreichs, würdig an die Seite stellt und sie in ihren Ausmaßen bestimmt übertrifft. Wenn man beide Wanderungen miteinander vergleicht, so weisen sie auch das Gemeinsame auf, daß an ihnen sowohl Völker und Rassen aus eigenem freien Antrieb teilnahmen als auch Tausende, ja Millionen, jeder Selbständigkeit bar, in die allgemeine Bewegung gezwungen wurden. Die Menschheit hatte sich noch nicht des Gedankens entwöhnt, ihresgleichen auf den Rang von Arbeitstieren zu degradieren und zum fast rechtlosen, mehr oder minder furchtbaren Leben in der Sklaverei zu verdammen.

Hatte der Stand der Sklaven und Hörigen in Altertum und Mittelalter Mitglieder aller Völker und Stämme umfaßt und sich in dieser Weise mehr als soziale Schicht offenbart, der allerdings ganze in Kriegen unterworfene Völkerschaften eingegliedert wurden, so kannte im Rahmen der Besiedlung Amerikas die weiße Rasse in ihren verschiedenen Nationen die Sklaverei für ihresgleichen mit vereinzelten Ausnahmen nicht mehr, brachte dagegen kraft ihrer überlegenen Kenntnisse im Kriegswesen, in Wirtschaft und Geistesleben die altüberkommene Sklaverei den als minderwertig angesehenen farbigen Völkern gegenüber zur Anwendung. Das Schicksal der Urbewohner Amerikas, die in weiten Gebieten dem Zwange zu ungewohnter Arbeit schnell erlagen, ist oft behandelt worden. Nicht alle indianischen Stämme sind von diesem Schicksal betroffen worden. Manche wehrten sich gegen die Versklavung bis zum Untergang; so wurde Nordamerika — mit Ausnahme der „Negerstaaten" — weißes Siedlungsgebiet. Anderen widerfuhr eine mildere Behandlung, so daß sie nur zur Übernahme der geistigen und wirtschaftlichen Errungenschaften und des Glaubens der europäischen Eroberer gezwungen wurden, dagegen ihrer Rasse nach und in vielen Eigenheiten heute im Begriff stehen, die letzten reinrassigen Europäer aufzusaugen; es ist der Verlauf der Dinge in den Gebirgsländern Mittel- und Südamerikas von Mexiko ab südwärts.

Die Neger, die heute in den erwähnten „Negerstaaten" der nordamerikanischen Union, in der westindischen Inselwelt, in sämtlichen feuchtheißen Küstengebieten Mittel- und Südamerikas den großen oder größten Teil der Bevölkerung stellen, sind aus ihrer afrikanischen Urheimat ausschließlich durch die Sklaverei, als Sklaven, in die Neue Welt verschleppt worden. Wenn wir von einer „schwarzen Völkerwanderung" sprechen, so ist als ihr eigentümliches Merkmal dieser Sklavenhandel hervorzuheben, der Millionen Menschen gegen ihren Willen und mit roher Gewalt auf die Wanderschaft getrieben und zur Besiedlung einer neuen Heimat angeleitet hat. Die Sklaverei, die die weiße Rasse den Negern auferlegte, ist der einzige Grund zu einer Völkerwanderung vieler Millionen aus Afrika nach Amerika gewesen. Sie sollte von den europäischen Sklavenhändlern unbeabsichtigte, zum mindesten nicht vorausgesehene Auswirkungen zeitigen.

Es ging den Entdeckern Amerikas, nachdem der erste Rausch des Sieges und der kriegerischen Beute von mitunter fabelhaften Ausmaßen verflogen war, um eine möglichst mühelose und gewinnbringende Fortsetzung ihrer ersten Erfolge. Sie ließ sich im mittleren Amerika, in den erwähnten Niederungsgebieten mit ihrem feuchtwarmen, oft fieberschwangeren Tropenklima nur gewährleisten, wenn geeignete Arbeitskräfte für den Bergbau und besonders für die Plantagen beschafft werden konnten, da der weiße Eroberer selbst weder zahlenmäßig zur Stellung dieser Arbeiter stark noch körperlich widerstandsfähig genug war, während die Indianer sich schnell als völlig ungeeignet erwiesen. So begannen Spanier und Portugiesen mit der Herbeischaffung des hochbezahlten „schwarzen Elfenbeins" der Negersklaven, die in den tropischen Küstengebieten Afrikas im Kriege oder auf Sklavenjagden geraubt und eingefangen oder käuflich von den eingeborenen Potentaten, Stammesfürsten und Sklavenhändlern gegen europäischen Tand, Waffen und Schnaps eingehandelt wurden. Der Sklavenhandel und die von ihm als einzige Möglichkeit zur Arbeiterbeschaffung abhängige Plantagenwirtschaft waren ein äußerst lohnendes Geschäft, an dem alle Seemächte des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bis zur Abschaffung dieses Schmachfleckens der Kolonialgeschichte ihren Anteil nehmen wollten.

Briten, Franzosen, Niederländer, Schweden, Dänen, Brandenburger und Kurländer machten einander den Vorrang bei diesen gewinnbringenden Unternehmungen streitig. Ein unaufhörlicher Krieg aller gegen alle, der die hohe Politik dieser Jahrhunderte maßgeblich beeinflußte, tobte im Bereich des Negerhandels. Das Seeräubertum der Bukanier und Flibustier blühte mächtig empor. Und die Plantagengebiete Amerikas, deren Erzeugung an Gewürzen und Genußmitteln, besonders aber an Zucker aus dem Zuckerrohranbau — eine eigenartige Fügung wollte, daß die Aufhebung der Sklaverei zwar einen starken Rückgang der Zuckerrohr-Plantagenwirtschaft im tropischen Amerika nach sich zog, Europa aber in der Gewinnung des Zuckers aus Rüben einen vollen Ersatz für diesen Ausfall fand — und an Baumwolle für Europa unentbehrlich geworden war, füllten sich mit Negern, deren gesunde Volkskraft sich trotz aller Härten der Sklaverei schnell ausbreitete. Die farbige und Mischlingsbevölkerung schwoll gewaltig an und wurde durch steten Nachschub neuer Sklavenscharen aus Afrika verstärkt, bis die Erkenntnis des unwürdigen Treibens und der Abscheu vor der Vergewaltigung des Mitmenschen ebenso wie die praktische Furcht vor der schwarzen Überflutung den europäisch-amerikanischen Kulturstaaten die Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei geboten.

In der Folgezeit, bis auf diesen Tag, offenbarte sich erst die ganze Bedeutung dieser eigenartigen schwarzen Völkerwanderung. Zwar blieb die Verbindung der gewaltsam aus ihrer Heimat gerissenen schwarzen Wanderer mit Afrika zerschnitten. Aber die gewaltige Masse der in Amerika seßhaft gewordenen, mit europäischem Kulturgut mehr oder minder vollständig ausgestatteten Neger erwies ihre Kraft. Alle Stufenleitern kultureller Entwicklung der Neger in Amerika unter europäischem Einfluß sind zu erkennen, von den auf Universitäten gebildeten farbigen Hochschulprofessoren der Vereinigten Staaten von Amerika bis hinab zu den Buschnegern der Guayanakolonien, die so gut wie völlig in ihre afrikanischen Urzustände zurückgefallen sind und sogar einzelne afrikanische Dialekte sprechen; letztere Erscheinung ist eine Ausnahme, da es eine kennzeichnende Folge der Sklaverei ist, daß überall die Negersklaven die zumeist stark verstümmelte, oft zum Negerdialekt gewordene Sprache nebst einem gewissen Kulturgut ihrer einstigen Herren zwangsweise übernommen haben. Viele heimische Gewohnheiten und Sitten, zumal die unverwüstliche Rasse der Neger setzten sich durch und bilden das große amerikanische Zukunftsproblem, mag auch in der Gegenwart das politische, wirtschaftliche, geistige Übergewicht noch durchaus auf seiten der weißen Rasse zu suchen sein.

Eine große Antilleninsel, Haiti, ist ausschließlich Siedlungsgebiet der Neger und Mischlinge mit mehr als drei Millionen Bewohnern geworden. Auf sämtlichen anderen großen und kleinen Antillen überwiegt das aus Afrika zugewanderte Element durchaus. Auf Kuba mit fast drei Millionen Bewohnern, wovon über sechzig vom Hundert Neger und Mischlinge, ist das Verhältnis für die weiße Rasse noch am günstigsten! Die tropischen Küstengebiete Mittel- und Südamerikas stehen im Zeichen des schwarzen Arbeiters, leider häufig auch Nichtstuers, der sich mit seinen Mischlingen mehr und mehr ausbreitet und in den nördlichen Staaten Brasiliens, in den europäischen „Guayana-Kolonien" — man beachte den Namen „Guayana", der von den afrikanischen Sklaven-Ausfuhrgebieten auf die Neue Welt übertragen wurde — und in Venezuelas Küsten-Provinzen der herrschende Bevölkerungstyp ist. Am besten bekannt, weil zuerst erkannt, gewürdigt und als Menschheitsproblem in Angriff genommen, ist die Lage in den Vereinigten Staaten von Amerika, die heute neben hundert Millionen Weißen mehr denn zehn Millonen Neger umfassen und bei Abdrosselung der europäischen Nachwanderung und weiterem Geburtenrückgang der weißen Bevölkerung gegenüber dem unverminderten kräftigen Wachstum der Farbigen und der Zunahme der Mischlinge die Bedeutung der schwarzen Völkerwanderung mit ganzer Wucht erfahren.

Es ist unnötig, alle Versuche zur Lösung dieses Problems darzustellen, die auf der einen Seite nach dem Vorbild von Lynch und großer Kampforganisationen wie des Ku-Klux-Clan den Kampf gegen die schwarze Gefahr aufnahmen, während menschenfreundliche Versuche zur friedlichen Rückführung der Neger nach Afrika, wie sie in der Gründung der westafrikanischen Republik Liberia einen schwachen Niederschlag fanden, gleich unfruchtbar, weil undurchführbar blieben. Nicht nur haben sich diese Ansätze zu einer Rückwanderung der amerikanischen Neger nach Afrika, die ja ebenfalls im Zeichen der weißen Aufsicht stehen würde, wieder völlig verwischt, sondern die schwarze Völkerwanderung ist im Gegenteil, nachdem sie sich trotz des Sklavenhandels als Eroberung weiten amerikanischen Siedlungsraumes für die schwarze Rasse kundgetan hat, auch heute nicht zum Stillstand gekommen. Gerade in den Vereinigten Staaten breitet sich das Negertum allenthalben und schnell aus und ist als soziale Schicht in die Erscheinung getreten, der die Erfüllung gewisser niederer Aufgaben des täglichen Lebens fast ausschließlich obliegt, während ihr andererseits höchster Aufstieg nicht unversagt bleibt, und der aus den sehr stark von Farbigen besiedelten südlichen Plantagenstaaten („Negerstaaten") steter Nachschub zuteil wird.

Die genannten Zahlen sprechen für sich und für die Bedeutung des tropischen Afrikas als schwarzen Menschenreservoirs, das seit ältesten Zeiten überquillt, aber in geschichtlich erkennbaren Zeitabschnitten nicht etwa dank einer Überfülle an Bewohnern, sondern nur zufolge der Menschenjagden, die kulturell überlegene Rassen zur Erlangung billiger Arbeitskräfte auf die Neger veranstaltet haben. Den Völkern Nordafrikas ist dergestalt der Stempel der Durchsetzung mit Negerblut mehr oder minder deutlich aufgedrückt worden; und es tritt sogar von dieser Seite her mit den Kolonialheeren und -herrschaften europäischer Mächte, zumal mit den farbigen Kriegern Frankreichs und seinen Bemühungen um die Herbeiführung afrikanischer Arbeiter für die französische Industrie, die schwarze Rasse einen Siegeszug in Richtung auf Europa an, den Ursitz der weißen Rasse; sie gewinnt mit jedem Tage, wiederum gegen ihren eigenen Willen fremdem Druck gehorchend, an Geltung für die Zukunft. Eine offene, bis heute nie beantwortete Frage ist die nach dem Verbleib der Negersklaven, die zu Hunderttausenden in den vorderen Orient verschleppt wurden und verschwunden sind, ohne sichtbare Spuren zu hinterlassen. Doch dient auch diese Andeutung dem Problem des erzwungenen Zuges des Negers in alle Welt, der sich trotz aller Eigenarten, die ihn von den anderen großen Wanderungen der Völker unterscheiden, trotz Sklavenjagden und Sklavenhandels und Sklaverei, in seinen Auswirkungen als eine Völkerwanderung größten Stiles entpuppt, einen großen Teil Amerikas der schwarzen Rasse gewonnen hat, die Zukunft der Weißen in Amerika und selbst in Europa in Frage stellt.

Die Morgenfeier auf dem Marinesportplatz Flandern an der Wiker Bucht am 19. Mai.

Pater Sonntag aus Augustendorf in der Bukowina, einer der Führer des Ausland-Deutschtums, spricht bei der Morgenfeier zu den Versammelten.

Marsch der Jugend an der Wiker Bucht.

EIN DEUTSCHER TAG

VON DER KIELER PFINGST-TAGUNG DES VEREINS FÜR DAS DEUTSCHTUM IM AUSLAND

Die Tagung war von etwa 25000 Deutschen aus aller Welt besucht. Den Höhepunkt der Veranstaltung bildete neben der am Pfingstsonntag abgehaltenen Morgenfeier der große Festzug sämtlicher Teilnehmer am Pfingstmontag, ein lebendiges Bekenntnis zum deutschen Volkstum.

Im Hochland des Pamirs.

Von der Deutsch-Russischen Pamir-Expedition

BERICHT DES EXPEDITIONSLEITERS W. RICKMER RICKMERS.

Die Entwicklung der Forschungsreise bewegt sich heute mehr und mehr in der Richtung des Großbetriebs. Die Zeit der weiträumigen Entdeckerfahrten ist vorbei. Die nun folgende genaue Untersuchung bestimmter Landstriche, die Mosaikarbeit, hat aber keinen Sinn, wenn sie nicht mit dem vollen Rüstzeug der Wissenschaft unternommen wird. Da die allgemeinen Reisebedingungen in dem erwählten Erdstück bekannt sind, handelt es sich darum, eine fliegende Forschungsanstalt an Ort und Stelle zu schaffen, was eine reine Organisationsfrage ist, die allerdings Landeskunde und die Kenntnis wissenschaftlicher Betriebsführung voraussetzt.

Die deutschen Expeditionsteilnehmer: Von links nach rechts: Reinig, Nöth, Allwein (vor Nöth), Biersack, Wien, W. Rickmer Rickmers, Schneider, Borchers (sitzend), Finsterwalder.

Ferner legen die Herrenstaaten steigendes Gewicht darauf, daß auch ihre Wissenschafter gleichberechtigt an dem Unternehmen beteiligt werden. Dergestalt kommen große Stäbe aus den Vertretern beider Völker zusammen. Ein vorbildliches Beispiel dieser Art liefert die Deutsch-Russische Alai-Pamir-Expedition des Jahres 1928, die aus elf Deutschen und elf Russen bestand. Die Anregung zu dieser Großfahrt verdanken wir dem Leiter des Preußischen Meteorologischen Instituts, Professor Dr. Heinrich v. Ficker, der das Land schon 1913 mit Rickmers bereiste. Er fand Gegenliebe bei Staatsminister Dr. Schmidt-Ott, dem Leiter der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, und bei Professor Fersman, dem Leiter des Expeditionsausschusses der Akademie der Wissenschaften der Sowjetunion, sowie bei N. P. Gorbunoff, dem Chef des Vollzugsausschusses des Rates der Volkskommissare. Die Oberleitung wurde selbstverständlich Herrn Gorbunoff als dem Vertreter des einladenden Landes überlassen. Der russische Gruppenleiter war Professor Schtscherbakoff, der deutsche Leiter W. Rickmer Rickmers.

Reiterspiel der Kirgisen in Altai masar (2900 m hoch gelegen).

Als Dritter beteiligte sich der Deutsche und Österreichische Alpenverein, der eine Abteilung von vier der besten deutschen Bergsteiger auf seine Kosten entsandte. Diese Bergsteiger sollten den Wissenschaftern im Hochgebirge helfen und im übrigen versuchen, auch sportliche Erfolge einzuheimsen, wobei man indes nie vergessen darf, daß das Erreichen hoher Gipfel auch wissenschaftliche Bedeutung hat (körperliche und seelische Leistungsfähigkeit).

Der gewaltige Sockel und Gebirgsknoten des Pamirs wird von überragenden Alpenketten umrahmt, von denen die Mustagatagruppe im Osten, Alai im Norden und Seltau im Westen die wichtigsten sind. Das Pamir und seine im westlichen Halbkreis ausstrahlenden Gebirge faßt man unter dem Namen Alai-Pamir zusammen. Das bisher unerforschte Gletschergebiet des Seltaus war das Hauptarbeitsgebiet der Expedition, die etwa sieben Monate dauerte. Wenn trotz dieser kurzen Zeit durchaus gründliche Ergebnisse erzielt wurden, so verdanken wir das dem Anwenden der Grundsätze des industriellen Großbetriebs auf die Reisegemeinschaft.

In der Gebirgswelt am Karakul: Das Standlager der Expedition in 4300 m Höhe.

Im Verlauf der Reise wurde ein über zwanzigtausend Geviertkilometer großer Abschnitt des Westpamirs eingehend erforscht. Unter den zunächst mehr auffälligen Entdeckungen seien drei hervorgehoben: Die Überschreitung des sagenhaften Gebirgspasses Kaschalajak, die Erschließung des Fedtschenko - Gletschers, der mit seinen siebzig Kilometern der zweitlängste der Welt ist, und die Besteigung des Piks Lenin (7130 m), des höchsten Gipfels der Sowjetunion. Den Gipfelrekord (nicht Höhenrekord) hält der Engländer Longstaff (Trisul im Himalaja, 7150 m). Es kann sich aber bei genauerer Vermessung ganz leicht ergeben, daß die Deutschen einige Meter mehr zu ihren Gunsten haben.

Als ganz hervorragende wissenschaftliche Leistung wird sich die photogrammetrische Karte von Dr. R. Finsterwalder herausstellen, der mit seinem Gehilfen Hans Biersack ein gewaltiges Meer von Kämmen, Tälern und Gletschern vermaß, wobei 50 Standpunkte in 5000 bis 5500 m Höhe bestiegen werden mußten. Die fertige Karte wird sich als eine Glanzleistung der Photographie erweisen. Ungefähr den gleichen Flächenraum bedeckte der Geologe Dr. Nöth mit seinen Forschungen, die das bunte Gesteinsbild der Karte ausfüllen werden. Der Zoologe Dr. Reinig bereiste alle Seen und Täler des Pamirs, um die Veränderungen und Lebensgemeinschaften der Insekten zu ergründen. Der russische Meteorologe Zimmermann wird wichtige Beiträge zum Pamirklima liefern, das besonders für die Gletscherforschung ausschlaggebend ist. Gorbunoff beschäftigte sich mit angewandter Pflanzenkunde und Zoologie. Der Pulkower Astronom Professor Beljeff sorgte für die so unerläßlichen genauen Ortsbestimmungen. Kurz, es herrschte eine rege Tätigkeit auf allen Gebieten der Wissenschaft, wobei noch besonders betont sei, daß sich alle russischen Herren gleichwertig an den deutschen Arbeiten beteiligten, so daß ein durchaus harmonisches Gesamtbild zu erwarten ist, wenn das mächtige wissenschaftliche Gesamtwerk erscheint. Ganz besonders erfreulich ist auch die Tatsache, daß sich das Reiseleben in ungetrübter Kameradschaft abwickelte, was nicht zum wenigsten der uneigennützigen Hilfe und Gastfreundschaft der Russen zu verdanken ist.

Die wunderbaren Bilder, die Erlebnisse der Expedition wurden in einem Film festgehalten, der unter dem Titel „Pamir“ im Monat Juni seine deutsche Uraufführung erleben wird.

Terrassenbildung im Alaital in 3000 m Höhe, gegen die Trans-Alai-Kette gesehen.

Steppenberge im Alaital.

Kirgisensiedlung im Alaital.

EIN PARADIES DES FEILSCHENS:
EINGANG ZUM BASAR KHAN KHALIL IN KAIRO

GEMÄLDE VON TONY BINDER

Die Leute von Nossimena

Eine Erzählung aus Madagaskar von Max Mezger

(4. Fortsetzung.)

Benediktus fühlte wohl das Ausweichende dieser Antwort, aber er gab sich über die Schwierigkeiten des Anfangs keinen Täuschungen hin. Er wußte, daß ihn noch viele Abende erwarteten, an denen ihm die Hüttenwände wie Festungen mit Wall und Graben erscheinen würden. Aber er glaubte an sich und an die Kraft seines guten Willens. Das machte, daß er Jabankutavu mit einer frohen und sicheren Gebärde die Hand gab und sagte: „Du sollst von jetzt an nicht nur Jaban-Kutavu, sondern auch Jaban-Benedikti heißen, und ich will wie ein Sohn zu dir sein."

Dann ging er in seine Hütte und schrieb einen langen Brief an Monseigneur Zephir in Fort Dauphin. Er bat ihn, ihm mit seinem Segen gleich das nötige Handwerkszeug zur Erbauung einer neuen Missionsstelle nach Nossimena zu senden.

Als der Brief fertig war, rief er die beiden Träger, die mit ihm gekommen waren, und fragte sie, ob sie den Brief nach Fort Dauphin bringen, mit der Antwort wiederkommen und dann bei ihm hierbleiben wollten?

Ja, das wollten sie gern, denn Reis und Fisch waren hier gut und billig. Außerdem gab es jene Taschenkrebse, die bei den Madagassen so beliebt sind, daß das Sprichwort entstand: „Misy sakaiza raha misy patsa." Das heißt: „Du hast Freunde, solange du Krebse hast."

So gewann Nossimena aus verschiedenen Gründen an einem Tag drei neue Freunde.

VI. Aufbau.

Benediktus segelte mit tausend Masten in das unbegrenzte Meer seiner neuen Wirksamkeit. Es galt, das Zutrauen der Leute von Nossimena zu erwerben. Es galt, zu erkennen, was er von ihnen lernen und was er sie lehren sollte. Ob es ihm wohl jemals gelingen würde, seinen europäischen Gesichtswinkel umzustellen und das braune Volk so zu sehen, wie das Licht einer fremden Sonne — Erde, Luft und Wasser einer fremden Welt — sie geschaffen hatten? Er verstand wohl die Sprache ihrer Zunge — wie viel oder wie wenig würde sie ihm von der Sprache ihrer Herzen verraten? War es gut oder töricht, was er vorhatte? Würde er ein Fremdkörper in diesem Organismus bleiben, der letzten Endes nur Störungen und Entzündungen hervorrief? Oder war er berufen und auserwählt?

Benediktus erfuhr aufs neue die alte Weisheit, daß wir nichts wissen können, wenn wir nicht die Kraft haben, den Glauben als tiefstes und letztes Wissen in uns aufzurichten. Und er glaubte von ganzer Seele daran, daß der gute Wille, der in ihm lebendig war — der ihn trotz schweren Kämpfen und bitterem Leid immer wieder zwang, ja zu der Welt und ihren Erscheinungen zu sagen — daß dieser gute Wille die Stimme Gottes sei.

Und er glaubte daran, daß es schließlich ganz einerlei sei, wo die Welt mit diesem guten Willen zusammenträfe — in Paris oder in Nossimena.

Darum entschlug er sich endgültig aller Zweifel und ging frisch ans Werk.

Es galt zunächst, die Stelle der neuen Niederlassung zu bestimmen.

Dabei war vieles zu bedenken. Sie durfte nicht zu dicht beim Dorf sein; denn Abstand wahren, ist die erste Bedingung, wenn man jemand recht nahe kommen will. Der frische Monsunwind, der von der See herkommt, mußte Zugang haben und der Landwind, der das Fieber aus den Sümpfen bringt, abgehalten werden. Der Boden sollte kein blauer Sand sein, denn der war gänzlich unfruchtbar, während sich auf rotem oder gelbem Sand mit Wasser und Dung in wenigen Monaten ein Paradies schaffen läßt. Ein paar alte Bäume sollten schon dastehen, damit man nicht zu lange auf Schatten warten mußte, und das Grundwasser durfte nicht zu tief unter der Oberfläche sein, damit man einen Brunnen graben konnte — das Wasser der Lagune war oft salzig.

Natürlich erfüllte keiner der Plätze, die Benediktus untersuchte, sämtliche Bedingungen, und Jabankutavu sah kopfschüttelnd zu, wie der Pater nachdenklich von einem Ende der Insel zum andern lief. Eine Forderung nach der andern mußte er streichen, bis er sich endlich für einen etwas erhöhten Grund am Südende der Insel entschied, der wenigstens an gelbem Sand und frischem Wind keinen Mangel aufwies. Ein alter Mangobaum, in dessen Krone Tausende von Webervögeln ihre Nester aufgehängt hatten, war zunächst das einzige Wahrzeichen von Wohnlichkeit. An ihm wollte er nun sein Lebensschiff festmachen.

Ein Haus bauen und einen Garten pflanzen, heißt aus der ungastlichen Unendlichkeit flüchten in von uns selbst begrenzte Räume und darin Gott sein. Mag solch eigene Scholle noch nicht einmal einen Staub im All bedeuten, für uns ist sie eine Welt, in der wir Herr sind. Wir mischen und bereiten die Erde, so daß sie hervorbringt, was wir bestimmen. Wir regeln das Wasser, wie es uns beliebt. Unsere Hauswände setzen dem Wind einen Damm, hinter dem wir das Feuer gefangenhalten.

Benediktus genoß sein Schöpfertum mit vollen Zügen, nachdem der gute Bischof ihm nicht nur seinen Segen und die erbetenen Werkzeuge, sondern auch eine ganze Trägerkarawane mit allen erdenklichen Dingen gesandt hatte, die seine Fürsorglichkeit zur Gründung einer Missionsstelle für nützlich erachtete. Es waren nicht wenige gekreuzte Kisten darunter, die Benediktus wohl zu schätzen wußte. Er war kein Asket und feierte die Feste, wie sie fielen.

Radana und Iboto, die beiden Krebsfreunde, waren wieder mitgekommen und erwiesen sich als brauchbar.

An Radana war alles rund und zierlich. Sein Körper war wie gedrechselt und poliert. Seine Augen, zwei schwarze Glaskugeln, rollten und glitzerten vor Lustigkeit, und wer sein Mundwerk erlebte, für den war die Frage des Perpetuum mobile restlos gelöst. Er hatte natürliche Begabung zur Reinlichkeit, weshalb ihn Benediktus für Küche und Haushalt erzog.

Radana fühlte sich sehr wichtig auf seinem Posten und brachte Benediktus in manche Verlegenheit, weil er in dessen Namen allerlei Requisitionen bei den Dorfbewohnern vornahm, zu denen er von seinem Herrn keinen Auftrag hatte. Für seine große Zungenfertigkeit war die reine Wahrheit viel zu kurz und kunstlos, deshalb log er gern und ausgiebig. Aber seit Benediktus ihm gesagt hatte, daß ein Mensch, der lügt, einem nicht in die Augen sehen könne, starrte er Benediktus, jedesmal wenn er damit anfing, so auffällig ins Gesicht, daß dieser mühelos Bescheid wußte. Niemand war ihm lange böse, denn er wußte durch Liebenswürdigkeit und eine Ziehharmonika jeden Widerstand zu besiegen.

Der lange und sehnige Iboto war von nachdenklicher Gemütsart. Er gab wenig aufs Äußere, dagegen hatte er geschickte Hände und praktischen Verstand für alles Handwerkliche. Es dauerte nicht lange, so sägte und hobelte er mit der beschaulichen Andacht eines Dorfschreiners, nur blieb die Langsamkeit seiner Gedankengänge manchmal hinter den Ereignissen zurück.

So passierte es ihm einmal, daß er das Ende eines Dachbalkens, auf dem er saß, völlig durchsägte, so daß beide — das Ende und Iboto — mit großem Gepolter in die Tiefe fuhren. Außer einem Splitter, an dem seine sehr weit vorstehende Unterlippe nicht hatte vorbeifinden können, war Iboto nichts Schlimmes begegnet, und Benediktus hatte Mühe, den Ausdruck ernster Anteilnahme zu bewahren, als er sah, wie sein Architekt mit blutendem Rüssel und maßlosem Erstaunen in die Höhe blickte, aus der er kam, ohne die Ursache seines Falles zu ergründen.

Die Hölzer zum Bau des Hauses holte sich Benediktus mit Hilfe der Jungmannschaft aus dem Bergwald. Man fuhr, in mehrere Kanus verteilt, den Fluß hinauf bis zu den ersten Stromschnellen und drang dort in den Urwald ein. Die braune Schar wußte mit den Holzarten gut Bescheid und fand rasch eine Anzahl schlanker, dauerhafter Stämme, die den richtigen Umfang hatten. Das Fällen machte auch keine Schwierigkeiten. Jeder der bezeichneten Bäume wurde von den übermütigen Burschen als „Fahavalo", das heißt als „Feind", behandelt. Sie umtanzten ihn mit tollen Sprüngen und drohenden Gebärden, flohen vor ihm und kamen schleichend wieder zurück, bis sich einer wie besessen mit der Axt auf ihn stürzte und mit klingenden Hieben den Gegner überwand.

Dagegen war es nicht so einfach, die Stämme zum Wasser zu bringen. Es mußte ein Weg durchs Unterholz geschlagen werden. Unterholz in einem Tropenwald! — Wer unter Wald eine von der Forstverwaltung aufgestellte, numerierte und mit Leimringen versehene Bataillonskolonne versteht, kann sich davon keinen Begriff machen.

Die jungen Leute arbeiteten eifrig, weil Benediktus ihnen alle Freiheit ließ, aus der Arbeit ein Spiel zu machen, bei dem unaufhörlich getanzt, gesungen und gejohlt wurde. Aber es kam der Abend und die Nacht, ehe die Stämme den halben Weg zum Wasser zurückgelegt hatten. Es war kein Dorf in der Nähe, deshalb beschloß man, auf dem freien Platz im Wald zu übernachten, der durch das Fällen der Bäume entstanden war.

Proviant, Kochtöpfe und sogar ein Moskitonetz für Benediktus waren vorsorglich mitgebracht worden. Giftige Schlangen und bös-

artige Raubtiere gibt es in Madagaskar keine, man kann also in der trockenen Jahreszeit ungefährdet im Freien übernachten.

In wenigen Minuten entstand ein kleines Dorf aus Laubhütten, ein riesiges Feuer flammte in der Mitte. Über den aus Steinen errichteten Kochstellen brodelten dreibeinige Eisentöpfe. Reis, geräucherte Fische und gebratene Bananen schmeckten Benediktus so gut wie den hungrigen Holzfällern. Als Benediktus einige Flaschen leichten Landweines spendete, an dem es in französischen Kolonien nie fehlt, wurde Radana so begeistert, daß er gleichzeitig Laute, sang, tanzte und Ziehharmonika spielte. Seine Lustigkeit steckte alle an, und niemand spürte Ermüdung.

Allmählich wurde es ruhiger. Die prasselnden Flammen sanken zu roter Glut herab, und aus dem Johlen und Singen wurde behagliches Schwatzen. Schließlich erzählte nur noch einer, und die anderen hörten zu.

Er erzählte von der schönen Frau im Dorf, die keinen Liebhaber erhörte, weil sie nachts von einem Krokodil besucht wurde, das ihr goldene Spangen und Ringe schenkte. Von den Frauen mit Fischschwänzen, die auf den schwarzen Klippen im Meer saßen und junge Fischer verlockten, die man nie wieder sah. Vom Ochsen, der redete und den Willen der Dämonen verkündete. Vom Ochsen, der kein Ochse war. Er trug ein langes, spitzes Horn mitten auf der Stirn; mit dem stieß er nachts gegen die Hütten im Dorfe, so daß sie umfielen. Wenn die erschreckten Bewohner erwachten, hörten sie deutlich, wie der Einhornochse davongaloppierte. Aber sie hüteten sich, nach ihm hinzusehen, denn wer ihn sah, der mußte sterben. Von Menara, der blutroten Schlange, die einen Schatz im Walde hütete, und von vielen anderen Gestalten, die in Madagaskar ebenso wie bei uns den Wunsch zum Vater und die Furcht zur Mutter haben.

Märchen und Müdigkeit — verglimmende Glut — duftendes Dunkel, vom Atem des schlafenden Waldes erfüllt, woben die Wirklichkeit zum Traum, der Benediktus Wald, Sterne und Weltall so nahe und vertraut erscheinen ließ, daß ihm zumute war wie einem kleinen Knaben, der, den Kopf an der Mutter Knie gelehnt, noch einen leisen, zarten Kuß auf den schon geschlossenen Augenlidern fühlt.

Beim ersten Morgengrauen fuhr Benediktus in die Höhe. Ein schmetternder Hahnenschrei durchschnitt die taufrische Luft. Nun, dachte Benediktus, gibt es im Urwald Haushähne?

Als er sich die Augen rieb, sah er das Tier, das mit vorgestrecktem Halse und mit den Flügeln schlagend im Kreise stolzierte. Es war Radana, der auch in dieser unnützen Kunst Meister war. Rasch wurde es lebendig in den Laubhütten. Ein zweiter Hahn antwortete auf die Herausforderung, und es entspann sich ein vollkommen naturalistisch durchgeführter Hahnenkampf, wie er als Tanzmotiv fast allen Naturvölkern geläufig ist. Zwei Parteien bildeten die Chöre, die mit rhythmischem Händeklatschen und mit allerlei Zischlauten die Kämpfenden anfeuerten, bis sie schließlich alle unter tollen Luftsprüngen gegeneinander vorrückten. Ein wildes Raufen und mörderisches Geschrei bildeten den Schluß.

Benediktus hatte große Mühe, den losgelassenen Übermut wieder an die Lianenseile seiner Bauhölzer zu spannen. Immer wieder brach einer aus, sprang in die Luft und hackte auf seinen Nebenmann los, der natürlich das Tauende fahren ließ und gleicherweise antwortete. Aber Benediktus hatte eine gute Ablenkung in Bereitschaft.

Am Tage vorher hatte er die Leute auf ihre Weise schleppen lassen, die darin bestand, daß sie die Stämme an Querhölzern aufhingen, die sie auf den Schultern trugen. Nun zeigte er ihnen, wie man aus Rundhölzern eine rollende Unterlage herstellt. Das war ihnen noch ganz unbekannt. Diese Neuerung machte ihnen großen Spaß, und sie wandten sie mit so viel Fanatismus an, daß die Stämme rechts und links in die Büsche schossen, von wo sie nur mit Zeitverlust und Mühe wieder auf den Weg gebracht werden konnten.

Aber die steigende Sonne verdampfte den Kräfteüberschuß und verhalf ruhiger Methode zum Sieg. Nur ein kleiner Teil der Mannschaft war noch an den Seilen nötig. Die übrigen verlegten rasch die Rundhölzer von hinten nach vorn, so daß die Stämme schließlich fast mühelos rollend ihre Reise vollzogen.

Es war noch nicht einmal Mittag, als die Expedition bei der Landungsstelle anlangte. Die braune, schweißglänzende Schar stürzte sich mit einem Kopfsprung ins Wasser, so daß man einen Augenblick lang nur weiße Sohlen sah. Dann koppelte man die Hölzer an die Kanus und fuhr stromabwärts zur Mittagsrast in einem Dorf, das schon zum Gebiet der Rabehavana gehörte.

Ein baumloses Eingeborenendorf in der Mittagsglut — keine Dornröschenerzählung kann etwas so Verschlafenes schildern. Bei den ersten Hütten hört alle Vegetation auf. Hühner und Schweine haben den letzten Grashalm aus dem Sand gewühlt. Die weiße Fläche ist nur noch ein ungeteilter Reflex. Die senkrecht einfallenden Strahlen geben keinem Schatten Raum. Licht stürzt vom weißglühenden Himmel herab und steigt flimmernd wieder zu ihm empor. Licht flammt still und steil über den Palmblattdächern. Licht frißt alle Formen auf, löst alle Linien. Noch restloser als das Dunkel der Nacht verschlingt das weiße Mittagslicht der Tropen alles Gegenständliche und lähmt Mensch und Tier mit wehrlosem Schlaf.

Die Ankunft der Holzfäller rief eine kurze Bewegung hervor, die rasch wieder verebbte. Die jungen Leute verteilten sich zu ihren Freunden und Bekannten in die Hütten, kochten ab und legten sich schlafen. Auch Benediktus war eben im Begriff, im Dunkel der ihm eingeräumten Beratungshütte die Augen zu schließen, als ein schriller, Mark und Bein durchdringender Schrei die Stille durchstieß. Der Schrei wiederholte sich in kurzen Zwischenräumen. Schritte liefen vorbei, nach der Hütte nebenan. Benediktus trat heraus und erfuhr, daß ein junges Mädchen von Krämpfen befallen war. Derartige Anfälle sind nichts Seltenes und werden dem Einfluß böser Dämonen zugeschrieben. Man sammelte sich um die Kranke, klapperte mit Holzstäben, trommelte und tanzte. Der entsetzliche Spektakel dieser Teufelsaustreibung diente nur dazu, die Kranke noch mehr zu erregen.

Benediktus, dem das klägliche Geschrei des Mädchens ans Herz griff, war von der Zweckmäßigkeit der Zeremonie nicht sehr überzeugt und fühlte sich gedrängt, irgendwie helfend einzugreifen. Ohne viel zu überlegen, füllte er einen Becher mit Wein, schob die Gesellschaft, die viel mehr besessen schien als die Kranke, beiseite, hielt dem Mädchen den Becher an die Lippen und sagte kurz und bestimmt: „Trink."

Das Mädchen hörte sofort zu schreien auf, sah Benediktus groß an, trank den Becher leer, stand auf und machte sich an der Feuerstelle zu schaffen, als ob nichts geschehen wäre.

Der Pater war sehr erstaunt über diesen gründlichen und unerwarteten Erfolg. Er begriff, daß nur die Überraschung ihn herbeigeführt haben konnte. Vielleicht hatte das Mädchen noch nie einen weißen Mann gesehen. Die plötzliche Erscheinung des weißgekleideten Paters machte einen so starken Eindruck, daß er ihren Krampfzustand durchdrang.

Die Dorfleute aber waren überzeugt, daß sich vor ihren Augen ein Wunder vollzogen habe, und daß Benediktus ein großer Zauberer sei. Sie umstanden ihn erst scheu und ehrfürchtig murmelnd. Dann neigten sie sich vor ihm, mit zur Stirn erhobenen Händen. Schließlich brachen sie in jubelndes Geschrei aus, umtanzten ihn, rannten davon und kamen mit Geschenken wieder, die sie um ihn ausbreiteten: Hühner, Reis, bunte Matten und was sonst gerade zur Hand war. Sogar ein kleines Schwein befand sich unter den Gaben und einige fette, stachellose Igel, die als besondere Leckerbissen galten.

Benediktus kam in große Verlegenheit. Nichts lag ihm ferner als der Ehrgeiz, die gefährliche Stellung eines Wunderrabbis einzunehmen und auf so unreeller Grundlage Schweine und Igel zu erwerben. Er bemühte sich umsonst, die Begeisterung zu dämpfen und den guten Leuten seine Auffassung von der Natürlichkeit des Vorgangs klarzumachen.

Es half alles nichts. Man ließ sich eine so prächtige Gelegenheit, als Augenzeuge eines Wunders wichtig zu erscheinen, nicht nehmen. Das ganze Dorf kam herbei und hockte im Kreise um Benediktus. Der Dorfälteste tat, was im madagassischen Sinn das Selbstverständlichste war: er hielt eine Rede. Aber Radana schnitt ihm höchst respektlos das Wort ab und verkündete mit rollenden Augen und wilden Gesten, daß der „Vazaha" noch ganz andere Dinge vermöge. Zum Beispiel Baumstämme von selbst aus dem Wald in den Fluß rollen zu lassen. Er mischte, seiner Leidenschaft folgend, Wahrheit und Dichtung so geschickt, daß die ganze Jungmannschaft begeistert zustimmte und schrie: „Ja, das haben wir alle gesehen!" Dann überboten sie sich in ausführlichen Erzählungen von wunderbaren Dingen, die der Vazaha bereits vorher in Nossimena vollbracht haben sollte.

Benediktus hatte sich noch nie so machtlos gefühlt, als seit man ihm übernatürliche Mächte zuschrieb. Wenn er wirklich hätte zaubern können, würde er nicht gezögert haben, seine übereifrigen Freunde mit einem Zungenschlag zu belegen. Doch unter den gegebenen Umständen sah er keine andere Möglichkeit, seiner rasch fortschreitenden Kanonisierung Einhalt zu tun, als seiner neuen Gemeinde den Gegenstand ihrer Verehrung zu entziehen. Er drängte zum Aufbruch und wurde vom ganzen Dorf feierlich zur Landungsstelle begleitet. Nicht genug damit, kletterte ein Teil der jüngeren Bevölkerung in Kanus und geleitete die Holzfällerflotte ein gutes Stück auf dem Fluß. Es wurde ein Wettrudern daraus mit allerlei Kunststücken.

Benediktus vergaß rasch seinen Ärger und freute sich an dem munteren Treiben. Noch lange nachdem das Geleite sich verabschiedet hatte, kreuzten helle Zurufe von einer Flotte zur andern über den Windungen des Flusses.

Als endlich die ruhigen und geschlossenen Formen der Insel Nossimena in der Dämmerung auftauchten, war es Benediktus nicht viel anders zumute als früher, wenn er von irgendwoher aus der Welt in das alte Haus an der normannischen Bucht heimkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Katzen-studien.

Aus dem Skizzenbuch
von Otto E. Voigt.

Schutzmann 1122

Von Fritz Mack

Der Juwelier Salomon war eben damit beschäftigt, seinem jungen Neffen einige praktische Ratschläge zu geben: „Ich habe in Amsterdam, in Paris und in London in den ersten Häusern gearbeitet. Das gibt den Blick für Menschen. Menschenkenntnis ist das erste Erfordernis für unsere Branche. Und dann vor allem sei mißtrauisch! Unsereiner muß grundsätzlich jeden Kunden so lange für einen Spitzbuben halten, bis man genau weiß, daß er keiner ist. Ganz besondere Vorsicht ist geboten, wenn zwei Käufer zusammen kommen. Keinen aus dem Auge lassen! Nie mehr als zwei oder drei Stück auf einmal auf den Ladentisch legen. Der Kunde, der im Hotel wohnt, ist von vornherein verdächtig, besonders, wenn er durch Eleganz der Kleidung und durch Sicherheit des Auftretens für sich einzunehmen scheint."

In diesem Stadium seiner väterlichen Ermahnung schrillte die Klingel der Ladentür. Ein Herr, dem man den Ausländer auf den ersten Blick ansah, im Pelz und Zylinder, betrat den Verkaufsraum.

Salomon wechselte einen Blick mit seinem Neffen, der soviel bedeuten sollte wie: Jetzt gib acht, nun kommt der praktische Anschauungsunterricht.

Der Herr wünschte einen Schmuck für seine Gattin zu kaufen.

„Steine oder Perlen?"

„Vielleicht kann ich beides betrachten!"

Salomon legt einige Stücke zur Auswahl vor. Nicht mehr als zwei, höchstens drei. „Guck' ihm auf die Finger", flüsterte er im Vorbeigehen seinem Neffen zu. Der ließ den Fremden nicht aus den Augen.

„Dieses Brillantkollier? Der Rubin ist ein ausgesuchter Stein."

„Ja, es sein sehr schön, aber ich möchte sehen noch Perlen."

„Sehr wohl!" Salomon legt das Kollier wieder ins Etui und schob es dann in den Glaskasten zurück, immer darauf bedacht, seinem Neffen ein Beispiel zu geben. Gleich darauf legte er eine Perlenkette auf den Tisch, das wertvollste Stück, das er augenblicklich im Besitze hatte.

„O ja, das ist wundervoll, das wird gefallen meiner Frau, wie teuer kostet das?"

Salomon nannte den Preis.

„Das ist eine sehr hohe Summe."

Salomon lobte die besondere Schönheit der Perlen.

„Sie geben nicht billiger?"

Salomon betonte sein Geschäftsprinzip, feste Preise, aber er habe noch einige andere, weniger kostbare Ketten auf Lager.

Der Kunde winkte ab. „Ich will haben das Beste."

Wieder schrillte die Ladentür. Ein Herr in dunklem Ulster und weichem modischen Filzhut ging direkt auf Salomons Neffen zu.

„Der Herr kommt wegen des Ringes?"

Während der junge Mann in die nebenan liegende Werkstätte eilte, musterte Salomon den eben angekommenen Kunden mit etwas mißtrauischen Blicken. Aber noch ehe er Zeit hatte, sich ein Urteil über den Unbekannten zu bilden, wandte sich dieser an den ausländischen Käufer: „Guten Morgen, Herr Direktor, ein reizender Zufall! Der Abend gestern gut bekommen? Der Minister war übrigens entzückt von Ihnen. Meinen Handkuß der Frau Gemahlin, wenn ich bitten darf!"

Salomons Mienen hellten sich auf. Hier lag offenbar kein Grund zum Mißtrauen vor.

„Ich habe eben etwas sehr Schönes ausgesucht für meine Frau. Wollen Sie sehen? Diese Perlenkette!"

„Fabelhaft! Frau Gemahlin wird sich freuen!"

„Ja, ich hoffe, aber sie soll sehen vorher, ehe ich kaufe."

„Das würde ich in jedem Falle empfehlen. Frauen sind — bitte um Vergebung — gerade in diesen Dingen unberechenbar."

„Aber wie soll man machen?"

„Das dürfte keine Schwierigkeiten haben, Sie nehmen den Schmuck mit ins Hotel und zeigen ihn dort Ihrer Frau Gemahlin. Unterdessen bleibe ich hier, als Sicherheit für diesen Herrn."

„Aber kann man beanspruchen so viel Vertrauen an einem fremde Mann."

„Zu einem Fremden vielleicht nicht, aber zu einem immerhin nicht ganz unbekannten Bürger dieser Stadt. Sie kennen mich doch, Herr Salomon?"

Salomon hatte keine Ahnung, aber er hätte es für eine Unhöflichkeit gehalten, diese Frage zu verneinen.

„Aber gewiß doch, selbstverständlich!"

„Nun also, dann ist ja alles in Ordnung!"

Der Fremde zögerte noch immer: „Eigentlich könnte ich ja kaufen auch so, aber — wenn dann doch nicht gefällt — es ist ein Risiko."

„Aber warum wollen Sie es nicht so machen, wie ich Ihnen vorschlug? Herr Salomon hat gewiß nichts dagegen!"

Salomon beeilte sich, sein Einverständnis kundzutun. Das Verhalten des fremden Herrn zuletzt hatte jedes Mißtrauen in ihm beseitigt. Dieser gab ihm jetzt seine Karte, nannte eines der vornehmsten Hotels als seine Adresse und bat, sich durch telephonischen Anruf von der Richtigkeit seiner Angaben zu überzeugen.

Salomon wehrte höflich ab, er war nun völlig beruhigt. Der Herr nahm den Schmuck und empfahl sich: „In spätestens zehn Minuten werde ich sein wieder hier. Ich haben draußen Auto."

Salomon geleitete ihn mit vielen Verbeugungen zur Tür, sah noch, wie er draußen in einen eleganten amerikanischen Wagen stieg und wandte sich dann wieder dem zweiten Kunden zu.

Dieser hatte inzwischen den reparierten Ring in Empfang genommen, die Kosten dafür sofort bezahlt und begann nun Salomon in ein Gespräch über die politische Lage zu verwickeln.

Ein zufälliger Blick auf die Uhr erinnerte den Juwelier daran, daß die zehn Minuten um waren. Auch der Herr sah jetzt auf die Uhr. Salomon fühlte sich verpflichtet, zu bemerken, daß der Herr ja nun bald zurück sein müsse.

Es vergingen indessen weitere zehn Minuten, ohne daß sich diese Prophezeiung erfüllte. Obwohl auch dieser Zeitraum in anregendstem Gespräch mit dem sympathischen Herrn verflossen war, meldete sich bei Salomon allmählich doch so etwas wie Unruhe. Er gab dieser Stimmung auch Ausdruck, indem er meinte, der Herr müsse jetzt eigentlich zurück sein.

Der Angeredete sah auf die Uhr und stand mit einem Ruck auf: „Tut mir furchtbar leid, aber länger kann ich nun nicht mehr warten, sind doch bereits zwanzig Minuten, habe selbst eine Verabredung."

Salomon erschrak, aber er zwang sich zur Ruhe, als er sagte, der Herr müsse ja nun wirklich jeden Augenblick kommen.

Nach weiteren zehn Minuten erklärte die lebende Sicherheit kategorisch, daß sie keine Zeit mehr habe, daß sie endgültig fort müsse. Salomon wagte einen schüchternen Hinweis auf die Tatsache, daß der Herr ja gewissermaßen für den fremden Herrn bürge, worauf jener bedauerte, mit einer so langen Abwesenheit habe er nicht rechnen können. Er wollte eben den Laden verlassen, als der Juwelier ihm in den Weg trat.

„Wie habe ich diese Geste aufzufassen, Herr Salomon?"

„Bitte um Entschuldigung, aber ich muß Sie leider bitten, hierzubleiben, bis Ihr Bekannter zurückkommt."

„Ich sagte Ihnen bereits, daß ich keine Zeit mehr habe. Bitte, geben Sie den Weg frei."

Salomon bedauerte und blieb, wo er war.

In diesem Augenblick ging draußen ein Schutzmann vorüber. Der Herr, der gehen wollte und nicht gehen durfte, klopfte mit der Krücke seines Stockes ans Schaufenster und winkte den Polizisten herein. Er schilderte ihm seine Lage und bat um seinen Beistand gegen den offenbaren Versuch einer Freiheitsberaubung.

Der Juwelier wiederum gab dem etwas mißtrauisch zuhörenden Schutzmann eine ausführliche Darstellung der Umstände, die ihn nach seiner Meinung zu seinem Vorgehen berechtigten.

Dem Schutzmann schienen die Gründe des Juweliers einleuchtend; er forderte deshalb den Herrn auf, ihm behufs Feststellung seiner Personalien auf die Wache zu folgen. Ein vielsagender Blick auf den Juwelier sollte diesem offenbar andeuten, daß auch er der Geschichte nicht traue. Den Juwelier bat er ebenfalls, mitzukommen.

Während der Schutzmann mit dem Herrn vorausging, holte Salomon Hut und Mantel, übergab seinem Neffen das Geschäft, schärfte ihm, etwas kleinlauter als vorhin, Vorsicht ein und begab sich dann zur Polizeiwache.

Der diensthabende Wachtmeister war sehr erstaunt, von dem ihm wohlbekannten Juwelier zu vernehmen, daß einer seiner Beamten einen Herrn in seinem Laden festgenommen und hierher geführt haben sollte.

„Es war der Schutzmann 1122. Ich erinnere mich ganz genau seiner Nummer!" sagte Salomon.

Der Wachtmeister machte ein sehr ernstes Gesicht, als er dem Juwelier sagen mußte, daß ein Schutzmann mit dieser Nummer heute überhaupt keinen Dienst habe.

Salomon, dem der Angstschweiß ausgebrochen war, wagte noch einen letzten Einwand: „Aber es *war* doch ein Schutzmann in meinem Geschäft!"

„Ja, aber ein *falscher*!"

Salomon sank vernichtet auf einen Stuhl.

Schlicht, aber schick

Nebenstehend: Elegantes Complet aus sandfarbenem Seidenkrepp, mit feiner Handarbeit verziert. Modelle: Max Becker (Kleid); Hoherz (Hut), Berlin.

Rechts: Nachmittagskleid aus schwarzem Crêpe Georgette, dessen Reiz durch handgefertigte Spitze erhöht wird. Dazu passender Hut. Modell: Goetz, Berlin.

Schwarz-weißer Jumper aus neuartigem porösen Stoff, dazu kleidsamer Hut. Modell: Hammer, Berlin.

Viola Garden trägt ein Abendkleid aus kirschroter Seide mit tiefem Rückenausschnitt. Modell: Goetz.

Links: Ein mit bunten Blumen bedrucktes, lindfarbenes Kleid und ein dunkelblauer Mantel bilden dieses geschmackvolle Complet, das durch einen dunkelblauen leichten Strohhut mit lindfarbener Filzgarnitur ergänzt wird. Modelle: Max Becker (Kleid); Hoherz (Hut), Berlin.

Alle Aufnahmen: Yva, Berlin.

DEUTSCHE KUNST IN BUENOS AIRES

HERMANN SANDKUHL: MUTTER UND KIND

HEINRICH ALTHERR: BARMHERZIGER SAMARITER

FRANZ STOCK: VERKAUFSSTAND

In Argentinien soll Anfang Juli 1929 im Einvernehmen mit dem Auswärtigen Amt erstmalig eine Auswahl Bilder deutscher Maler gezeigt werden, die den wichtigsten Richtungen zeitgenössischer Kunst Ausdruck verleihen. Es wurden dabei von dem „Hauptausschuß der Allgemeinen Deutschen Kunst-Genossenschaft" Arbeiten nicht mit Rücksicht allein auf berühmte Namen, sondern vor allem unter dem Gesichtspunkt des Bezeichnenden, Charakteristischen ausgesucht. Den Impressionismus repräsentieren Roehricht, Michelsohn, Krause, Peter Jansen, Fenkohl, Berend-Corinth, Ullrich Hübner, Crodel und Sandkuhl. Bezeichnende Werke der expressionistischen Malerei sind vertreten durch Bahnbrecher dieser Bewegung: Max Pechstein, Schmitt-Rottluff, Erich Heckel, ferner Breinlinger, Kerschbaumer, Purrmann sowie Max Kaus. Der Arbeitsausschuß hat es sich auch angelegen sein lassen, die für die deutsche Kunst sehr typische „neuromantische Bewegung" durch ein paar feine Bilder zu zeigen. Hierher gehören der an Spitzweg erinnernde Erich Richter, der Düsseldorfer Maler Champion, Winkler-Tannenberg und E. R. Weiß. Die abstrakte

MAX PECHSTEIN: FISCHSTILLEBEN

B. H. HUNDT: BILDNIS DES SPANISCHEN DICHTERS DON JACOBO SUREDA

WALTHER TEUTSCH: MÄDCHEN MIT KÜHEN

LOTHAR BECHSTEIN: NACH DEM BAD

Malerei ist absichtlich nur durch einige Werke vertreten, und zwar durch solche, die gegenständlich Verständnis und Interesse erwarten dürfen. Auch die Malerei, die jetzt in Deutschland in der Künstlerschaft besonders gepflegt wird, die „Neue Sachlichkeit“, ist nicht vergessen.

Die Bilder — mehr als 100 Gemälde, dazu 25 Plastiken und 50 graphische Arbeiten — werden in Buenos Aires im Staatlichen Landesausstellungsgebäude (Comision nacional de bellas artes) ausgestellt werden.

Dr. Zucker.

F. M. JANSEN: DIE FELDERHOFERBRÜCKE IM BROHLTAL (RHEINLAND)

Könige des Schlagers

Der Operettenkomponist
Franz Lehár
schuf die bekannten Schlager „Gern hab' ich die Frauen geküßt", „Ich hab' ein blaues Himmelbett" und „Mädel, mein Mädel".

„Ich küsse Ihre Hand, Madame!" Der populäre Schlagerkomponist
Ralph Erwin,
von dem auch „Vier Worte möcht' ich dir jetzt sagen ..." stammt.

Franz Dölle
zeichnet für den viel gehörten Schlager „Wenn der weiße Flieder wieder blüht" verantwortlich. Früher wurden auch seine Tanzlieder „Ich habe im Mai von der Liebe geträumt" und „Man schenkt sich Rosen, wenn man verliebt ist" viel gesungen.

Der Schlager der untersten Stufe wächst, vom Reim gedüngt, auf dem Mistbeet des absoluten Blödsinns. „Was macht der Meier am Himalaja?" Unlösbare Frage. Aber erinnern wir uns doch, daß wir als Studenten in vorgerückter Kneipstimmung nicht ungern sangen: **„Stumpfsinn, Stumpfsinn, du mein Vergnügen" und „Der Elefant von Borneo, der trägt den Rüssel vorneo". Das war vor zwanzig Jahren. Heute in den Tanzlokalen setzt** man gleich mit der vorgerückten Stimmung des Blödsinns ein.

Diese Art Schlager mit einem leichten Stich halten sich meist nicht lange. Sie schwirren, gebrütet vom Asphalt, wie Mai- und Mistkäfer aus, sie treten epidemisch auf, aber schon in der nächsten Saison haben sie keinen Kurswert mehr, werden von der Zentrale — Berlin — in die Provinz, von der Provinz in die Kleinstädte abgeschoben. Dort summt und tanzt die Jeunesse dorée die Schlager von vorgestern.

Der Bedarf ist ungeheuer. Noch kennt man nicht — Volkswirtschaftler heraus! — die Umsatzziffern dieses Handelszweiges. Es soll Leute geben, die an e i n e m Schlager Millionäre wurden.

Die Frage, ob zuerst die Melodie oder der Text da war, ist ziemlich ungelöst. Jedenfalls hat der gute Textschlager schon den Rhythmus der modernen Tänze in sich. Er hat die Keßheit des Foxtrotts, er hackt die Synkopen des Charlestons — „Das macht die Amanda mit der Propaganda" — oder er zieht die gefühlvollen Schleifen des Valse-Boston und zeichnet die süß schwingende Arabeske des Tango Milonga. Der Schlager ist gleichsam und je nachdem Sekt, Cock-tail, Himbeerlimonade in Pulverform; sobald die Musik dazukommt, schäumt das Zeug auf.

Der Schlagerkomponist
Willy Meisel
hatte mit „Ilona" (Tango), „Das macht die Amanda mit der Propaganda ...", „Fräulein, Pardon, ich glaub', wir kennen uns schon" u. a. großen Erfolg.

Der Schlager aller Schlager ist die Liebe. Wieviel Prozent — Philologen heraus! — haben das Erotische zum Thema? Ich behaupte, ohne statistisches Material beibringen zu können; 93 Prozent. Daß die Käte etepetete ist, kann man von einem Tenor nicht gut singen lassen. Aber die Frauenverehrung: „Ich küsse Ihre Hand, Madame", „Gern hab' ich die Frauen geküßt" und „Ich habe im Mai von der Liebe geträumt", das wird nicht nur auf**gespielt, getanzt, gesummt, gepfiffen, im Klavierauszug und auf der Grammophonplatte vertrieben, das schmettern auch prominente Tenöre mit dem innigsten Schmelz ihrer** Stimme. Das sind die Prominenten der Schlager, die sogar eine Saison überleben. „Die schönsten Augen hat meine Frau", „Von einer Frau träum' ich fast jede Nacht", und jener junge Mann, der sein Herz in Heidelberg verloren hat, hat es am Traualtar gewiß wiedergefunden! Van de Velde kann an dieser Innigkeit monogamer Liebesverklärung seine Freude haben. Andererseits, um jedem Anspruch des Marktes gerecht zu werden, verbreiten Casanova und Don Juan eine parfümierte Schwüle für 75 Pfennig. Alle Kinder Floras: Rosen, Veilchen und sogar eine weiße Chrysantheme, werden der Geliebten zu Füßen gelegt, und das Ladenfräulein, das nur Zwiebelhyazinthen kennt, freut sich, als wären ihr die Blumen persönlich verehrt. Es kann für die Geschöpfe eines liebearmen Lebens gar nicht genug von der Liebe gesungen werden. Die Galanterie der Schlager ist eine Galanterieware, die reißend Absatz findet.

Hans Natonek.

Anton Profes
beglückte die Welt mit den Schlagern „Was macht der Meier am Himalaja?", „Heut' ist die Käte etepetete" und „Von einer Frau träum' ich fast jede Nacht".

Willy Rosen
fand ebenfalls Melodien, die in aller Munde waren, so z. B. „Das kannst du deiner Großmama erzählen", dann „Eine schöne weiße Chrysantheme", „Frau Meier tanzt Tango", „Ich schick' dir ein paar Veilchen".

DAS TAUSENDJÄHRIGE MEISSEN

ZUR JAHRTAUSENDFEIER DER PORZELLANSTADT AM 2. JUNI

Blick auf die 1000jährige Stadt mit dem Dom und dem Frauenkirchturm, in den ein Glockenspiel aus Porzellan eingebaut worden ist.

Blick durch den Triumphbogen auf den Altar mit segnendem Christus, in den Ecken flankiert von zwei überlebensgroßen Müttergestalten, an die sich Kinder schutzsuchend anschmiegen.

Nebenstehend: Trauernde Mutter, Seitenfigur am Altar.

Unten links: Außenansicht der Nikolaikapelle.

Oben rechts: Der Chor und Schiff der Kapelle verbindende Porzellan-Triumphbogen und Gefallenen-Gedenktafeln, ebenfalls aus Porzellan.

Die alte Nikolai-Kapelle als Kriegergedächtnisstätte, mit ihrer neuen Porzellanausstattung zugleich ein Erinnerungsmal an die Jahrtausendfeier.

Die durch Prof. Börner von der Staatl. Porzellanmanufaktur Meißen in echt Meißener Porzellan ausgebaute Kapelle wurde anläßlich der Jahrtausendfeier am 26. Mai zur Kriegergedächtniskirche geweiht. Der Innenausbau hat acht Jahre in Anspruch genommen.
Aufnahmen: A. E. Heckmann, Meißen.

AUSTRALIEN HUNDERT JAHRE ENGLISCH!

VON PROFESSOR DR. R. HENNIG

Nur ein einziges Mal in der ganzen Geschichte ist es bisher gelungen, einen ganzen Erdteil als staatliche und wirtschaftliche Einheit zusammenzuschweißen, und es ist auch wenig wahrscheinlich, daß Ähnliches an anderer Stelle in absehbarer Zeit zum zweiten Male gelingt. Australien war am 2. Mai hundert Jahre lang in ganzer Ausdehnung britischer Besitz, wenn auch die einzelnen Bundesstaaten weitgehende Selbstverwaltung im Rahmen des australischen Gesamtdominiums genießen. Daß aber die Betonung der staatlichen Einheit des ganzen Kontinents in neuerer Zeit eher stärker als schwächer geworden ist, beweist in eindringlicher Weise die Schaffung einer ganz neuen, aus dem Nichts gestampften Bundeshauptstadt Canberra im Jahre 1927, bei deren Einweihung sogar deutlich zum Ausdruck kam, daß man stark darauf hofft, es werde in Zukunft auch Neuseeland im australischen Staat aufgehen, wie die Insel Tasmanien schon seit langem zu ihm gehört.

Wenn bei Australien möglich wurde, was bei keinem anderen Erdteil zu erreichen war: die staatliche Zusammenfassung in einer Hand, so spielten die besonderen Verhältnisse mit, die der fünfte Erdteil von jeher aufwies. Menschenleer, ohne jede Spur von Ansätzen zur staatlichen Gestaltung, von nur ganz wenigen Wilden der untersten Kulturstufe bewohnt, endlos weit entfernt von den Stätten der europäischen Kultur, so schlummerte Australien auch nach seiner ersten Entdeckung im Jahre 1601 dahin, da die sonst so kolonisationsfreudigen europäischen Völker es verschmähten, Niederlassungen in so weiter Ferne und in einem Lande, das gar nichts zu bieten schien, vorzunehmen. Als Cook 1770 seine erste Weltreise aus der Südsee in westlicher Richtung zu Ende zu führen, im Begriff war, wurde von ihm Australien gewissermaßen neu entdeckt: am 18. April sichtete er die bis dahin unbekannt gebliebene Botany-Bay im Südosten, landete aber nirgends, sondern fuhr längs der Ostküste zur Torresstraße hinauf, die von ihm ebenfalls ganz neu entdeckt wurde. Auf seinen zwei weiteren Reisen, die ihn andere Südseegebiete, wie Neuseeland und Tahiti, immer wieder aufsuchen ließen, verschmähte er es, Australien nochmals anzulaufen — ein Zeichen, wie wenig Wert er selbst und seine ganze Zeit auf dieses Land legten!

Erst im Jahre 1788 beginnt die eigentliche moderne Geschichte Australiens. Ein Reiseteilnehmer Cooks machte damals die englische Regierung, die nach dem Verlust der Neuenglandstaaten nach einer neuen Gegend suchte, in die sie ihre Verbrecher abschieben konnte, auf die 1770 entdeckte Botany-Bay aufmerksam, und in der Tat wurde der Kapitän Phillip mit einem Sträflingstransport dorthin gesandt, um eine Niederlassung zu begründen. Phillip wurde auf diese eigentümliche Weise zum Vater der heutigen Weltstadt Sydney. Seine neue Kolonie hatte mit erheblichen Kinderkrankheiten zu kämpfen, denn es erwies sich als ein äußerst schwieriges Problem, „aus Taschendieben Farmer zu machen“, wie ein Zeitgenosse treffend ausführte. Dennoch gelang die Aufgabe. Seit 1800 aber machte Frankreich, damals der Todfeind Englands, mit dem man in einem 22jährigen Krieg auf Tod und Leben verwickelt war, mehrfach Anstrengungen, auf dem australischen Festland und auch auf Tasmanien gleichfalls Kolonien zu begründen. Die ersten derartigen Versuche gelang es, abzuschlagen, durch rechtzeitige Begründung britischer Niederlassungen von Australien her an den von den Franzosen in Aussicht genommenen Stellen. Einer solchen britischen Eifersuchtshandlung dankte z. B. 1804 Hobarttown (heute Hobart) in Tasmanien seine Begründung. Nach Napoleons Sturz hörten die französischen Absichten auf australischen Boden für ein Jahrzehnt auf, aber in den 20er Jahren machten sie sich wiederholt aufs neue bemerkbar, so daß man nicht nur in Neusüdwales, das damals der einzige englische Staat in Australien war, sondern auch in London unruhig wurde. Um nun jede französische Kolonisation in Australien ein für allemal unmöglich zu machen, entschloß sich die englische Regierung endlich zu einem Schachzug großen Stils, zur Annexion des ganzen Erdteils. Der Kapitän Fremantle, dessen Namen heute eine westaustralische Stadt trägt, wurde zum Swan-Fluß entsandt und verkündete von dort am 2. Mai 1829 die Besitzergreifung des ganzen Erdteils durch die Krone von England.

Es war ein gewagtes Spiel, denn es widersprach vollständig dem von England 1580 selbst verkündeten Grundsatz, daß koloniale Besitzansprüche nur anerkannt werden sollten, wenn sie von einer wirklichen Besitzergreifung und Besiedelung begleitet seien. Aber das kühne Spiel gelang über Erwarten gut: die Geschichte hat die Annektierung von 1829 als zu Recht bestehend anerkannt. Nie ist auch nur der Versuch von irgendeinem anderen Staat gemacht worden, der Verkündung der britischen Monroe-Doktrin über Australien zu trotzen. Pan-Australien ist seit langem ein beinahe selbstverständlich scheinender geopolitischer Begriff geworden, und das Dominium Australien ist auch eines der verläßlichsten Glieder des britischen Imperiums, da es genau weiß, daß ihm, dem außergewöhnlich dünn besiedelten Erdteil, der fast so groß wie Europa ist, aber nicht mehr Menschen aufweist als etwa Berlin mit weiterer Umgebung allein (7 Millionen), sofort das letzte Stündlein schlägt, sobald ihm einmal der Rückhalt des mächtigen Englands und der großen britischen Flotte fehlen sollte. Daher hatte man sowohl in England als auch in dem Kolonialland Australien allen Anlaß, das Jubiläum des all-englischen Australiens am 2. Mai 1929 festlich zu begehen.

Eine Erinnerung an die Landsknechtszeit: Vereidigung bei der Schweizer Garde im Hofe des Vatikans.
Für die „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Edmondo Abbo.
Das Konkordat zwischen der italienischen Regierung und dem Päpstlichen Stuhl hatte eine Vergrößerung der seit 400 Jahren bestehenden Schweizer Leibgarde des Papstes zur Folge. — Die neuen Mannschaften legen das feierliche Gelübde der Treue ab.

NEUE STERNE am Filmhimmel

Nebenstehend:

Marlene Dietrich (Terra-film).

Oben rechts:

Der amerikanische Filmstar Marietta Millner, die von Hollywood nach Berlin engagiert wurde (Ufa).

Grita Ley (Ufa).

Nebenstehend:

Tilla Garden, ein Star der Eichberg-Filmgesellschaft.

Unten links:

Die Filmschauspielerin Betty Byrd (Starfilm).

AUS DER GESELLSCHAFT

Silberne Hochzeit des Großherzogspaares von Mecklenburg-Schwerin.
Friedrich Franz IV. von Mecklenburg mit seiner Gemahlin Alexandra, einer Tochter des verstorbenen Herzogs von Cumberland, und seinen Kindern, Friedrich Franz (links), Christian Ludwig, Thyra und Anastasia (rechts). Die silberne Hochzeit wird am 7. Juni in Ludwigslust gefeiert. (Phot. F. Esch.)

Zwei Stars des Weißen Spiels.
Der französische Tennis-Champion Henri Cochet mit Cilly Aussem, seiner Partnerin im Doppelspiel beim internationalen Tennisturnier des Berliner Rot-Weiß-Klubs, auf dem Wege zum Platz. Das favorisierte Paar unterlag am 20. Mai gegen die südafrikanisch-französische Kombination Miß Heine—Brugnon. Im Herreneinzel errang Cochet den Sieg, während im Dameneinzel Cilly Aussem von Frau v. Reznizek geschlagen wurde.

Im Oval:

Ein deutscher Prinz als amerikanischer Flugschüler.
Prinz Louis Ferdinand von Preußen, zweiter Sohn des ehemaligen Kronprinzen Wilhelm, weilt gegenwärtig in Amerika und ist in eine Fliegerschule in Kalifornien eingetreten, um das Pilotenzeugnis zu erwerben.

Helen Wills in Hoftracht.
Die amerikanische Tennismeisterin in dem Hofkleide, das sie während ihres Londoner Aufenthalts bei der Defiliercour vor der Königin von England zu deren Frühlings-Empfang trug. (Phot. Dorothy Wilding.)

Lilli Lehmann,
die berühmte Sängerin (Wagner, Verdi, Mozart, Beethoven), die schon unter Wagner bei den ersten Bayreuther Festspielen mitwirkte, † am 16. Mai, 80 Jahre alt, in ihrer Villa im Grunewald bei Berlin. (Phot. F. X. Setzer, Wien.)

Nebenstehend:

Ein Philosoph auf Reisen.
Hermann Graf Keyserling an Bord des Dampfers „Sierra Ventana“ (Norddeutscher Lloyd), mit dem er am 9. Mai seine Reise antrat. Der bekannte Philosoph und Schriftsteller wird in Südamerika Vorträge halten.

Gianninos Heimkehr.

Von Giselar v. Berger.

Von einem wilden Zechgelage in der Stadt reitet Giannino heim, ein noch jugendlich schlanker Mann in der vollen Kraft seiner Jahre. Auf seinen trotz Spuren seelischer Verwilderung nicht unedlen Zügen trägt er jenen Ausdruck von loderndem Leben und Schlaffheit zugleich, wüster Überkraft, die in Müdigkeit getaucht scheint, wie er den maßlos Genießenden eigen ist. In seinen finsteren Augen schwimmt der Brand eines ewigen Sehnens neben dem lüsternen Verständnis für alle niederen Freuden der Welt. Seine Kleidung und Haltung lassen auf einen, wenn auch nur nachlässig zur Schau getragenen Glanz seiner äußeren Verhältnisse schließen.

Einsam reitet er heim aus dem lärmenden Kreis der Freunde nach einem kleinen Ort der Umgebung, etwa eine Stunde entfernt, wo er Quartier genommen hat. Denn Giannino ist ein ewiger Reisender und Wanderer. Alleinstehend, ohne andere Rücksichten als die seiner eigenen Vergnügungen, treibt es ihn wie unter einem unwiderstehlichen Drang von Ort zu Ort. Nirgends haftend, nirgends daheim, taucht er bald da, bald dort auf wie ein geheimnisvoller Stern, der alles, was reich, lebenstoll und leichtsinnig ist, mit untrüglicher Anziehung um sich sammelt, geehrt, bewundert, geliebt wird von allen, durch seine Gegenwart alle Vergnügungen zu rauschenden Festen steigert, bis er dann, von jener ewigen Unrast entführt, die plötzlich hinter seinen Fersen steht und ihn zwingend anfaßt, wieder hinwegschwindet aus dem eben gefügten Kreis, beklagt, bedauert und selten oder nie wiedergesehen.

Dieses bunte, immer neu geknüpfte, immer neu losgerissene Leben aber ist Gianninos eigentlichstes Wesenselement. Es lag in ihm schon der Hang dazu, als er noch ein Knabe war. Das ewige Schwärmen und die unlustige Abkehr von jedem festen Lebensgrund machten den Heranwachsenden zu einer Quelle des Kummers für die Seinen. Und als, durch den Tod zerbrochen, das Heim seiner Kindheit in Trümmer fiel, da setzte er all seine unsteten Triebe in die Tat um. Nie hatte er mit Ernst etwas erfaßt und erstrebt. Unabhängigkeit und Vergnügen waren die Lockungen, nach denen er griff, und die ihn nie mehr wieder sich selbst zurückgaben. Er glich einem Menschen, der sein Dasein stückchenweise zwischen den Fingern zerbröselt und den Staub restlos in den Wind verstreut. Er glich einem Menschen, der, im Leben verirrt, keinen festen Ankerpunkt mehr zu finden vermag. Er glich einem Menschen, der durch verachtendes, spottendes Genießen der niedrigsten Freuden sich beweisen will, daß das Glück, das er heimlich sucht, nirgends zu finden ist, und der aus Furcht vor den Schmerzen des Lebens nur mit dem Leben zu spielen sich entschließt.

So reitet Giannino heim aus der schwülen Sphäre des Vergnügens an diesem Abend. Die kalte Nachtluft umhaucht ihn, und nichts ist hörbar als der Hufschlag des Rosses und das Rauschen eines Zweiges, der zuweilen sein Haupt oder seine Schulter streift. Das erhitzte Blut hämmert und tönt ihm noch in den Schläfen. Und dabei empfindet er wieder ein Gefühl, das als ein stiller, grauer Begleiter auf solchen einsamen Heimwegen ihn jetzt häufig umschleicht. Ein Empfinden der Öde ist es in dem, was eben seine Freude war, ein dumpfer, verborgener Schmerz seines Innern inmitten seiner leichten Berauschung von Wein, Lust und Müdigkeit, ein leerer Abgrund, der unerfüllt bleibt von all dem bunten Wust seines Freudenlebens.

„Ich werde alt", flüstert Giannino vor sich hin. „Es ist das Alter, das seine graue Hand auf mich legt, und wie ich aller Jugendseligkeit voller und fesselloser mich hingab als irgendein anderer, so bin ich eben deshalb auch wehrloser dem Alter gegenüber. Ich habe die Jugend in tausend flüchtigen Bildern ans Herz gedrückt und darüber versehen, sie in irgendeinem Gegenstand des Lebens dauernd an meine Seite zu bannen."

So sinnt Giannino und lacht mit spöttisch gekräuselten Lippen über die eigenen philosophierenden Betrachtungen. In seinem frivolen Lebesinn ist er es gewohnt, auch sich selbst nicht ernst zu nehmen. Er weiß, dies ist die Stunde, in der ihm trübe Erwägungen kommen, und er weiß, morgen im Kreis der Freunde ist all dies vergessen und er selbst der Wildeste und Jugendlichste von allen!

Aber seltsam — er wird sich heute zum Anstoß in seiner Selbstbespöttelung. Warum? Warum will sie heute nicht wie sonst ihm über sich selbst hinweghelfen? Warum bleibt ihm ein wehes Gefühl in der Brust, das sich nicht beschwichtigen läßt? Er weiß es nicht. Aber drinnen im heißen, weindunstigen Gemach ist sie plötzlich wie ein Geist neben ihm aufgestiegen, die Erinnerung früher Jugendzeit, und hat ihn angeblickt mit Schattenaugen. Warum fuhr ihm bei dem sonderbar klingenden Laut, mit dem sein Glas an das seines Nachbars stieß, ganz unvermutet der längst nicht mehr gehörte Ton der schepperigen Klingel von einst daheim im Hausflur durchs Gehör? Und was war es, das aus den dunklen, lusttrunkenen Blicken, mit denen die kleine Tänzerin in wildem Scherz ihn anflackerte, wie der Spuk einer geheimnisvollen Ähnlichkeit ihn traf und dann plötzlich das Bild eines Mädchens vor seinem Sinn emportauchen ließ, mit stolzen Locken und strahlenden Augen, unwesenhaft blaß aus dem Abgrund der Vergessenheit steigend?

Er aber, der Feind jeder Vergangenheit und Zukunft, der nur dem Augenblick sein Recht geschehen läßt, er sinnt und sinnt jetzt verstohlen vor sich selber der halb entschwundenen Erinnerung nach, bis seine forschenden Gedanken das Bild empor und an die Oberfläche seines hellen Bewußtseins heben.

Mit einem Schlag findet er Namen und Beziehung zu der Gestalt. Floretta hieß sie und wohnte im Flachshändlerhaus, ein kurzes Stück Weg von seinem Elternhaus entfernt. Er sieht sie vor sich mit stolzen, dunklen Locken und sanft leuchtenden Augen, mit roten Bändern und rotem Rock. So blickte sie aus den Fenstern der Verkaufsräume ihres Vaters, so wandelte sie daheim durch die Straßen, und er erinnert sich, daß er sie oft so sah, blühend und schön, mit leise schwingendem Schritt, und daß er dennoch niemals wirklich ihrer gedachte. Und seine jetzige Kenntnis und Erfahrung lassen es ihn heute sofort durchblicken, daß, wenn auch er nicht ihrer, sie seiner damals um so mehr gedacht haben müsse. Einzelne Zeichen und Anhaltspunkte tauchen ihm auf, Worte seiner Mutter, die das Mädchen mit den hellschimmernden Augen liebt.

Ob es wohl wirklich so war? denkt Giannino und weiß nicht, was ihm bei dem Gedanken ins Herz hinabzittert.

Nichts ist hörbar als der Hufschlag des Rosses auf dem gedämpft tönenden Boden und das Rauschen eines Zweiges, der hier und da Gianninos Schulter streift. Seltsam zauberhaft liegt die Nacht im Walde. Und seltsam ist die Stunde, die über Giannino herabsinkt. Eine eiskalte Stunde, die ihn erweckt aus allen Unwahrheiten seines Lebens, die alle Oberflächlichkeit ihm entreißt und ihn hinabzwingt ins Tiefste seines Wesens. Eine schmerzvolle Stunde, die ihm späte Sehnsucht ins Herz träufelt nach versäumten Dingen. Eine verwirrende Stunde, die ihn Straßen legen läßt über Abgründe und Brücken schlagen über Unmöglichkeiten. Und sein Geist taucht tief hinab in das Rätselwesen seiner eigenen Geheimnisse und geht einen traumhaften Pfad.

An der nächsten Biegung widerfährt Giannino etwas Sonderbares. Er muß vom Weg abgekommen sein und weiß nicht, wo. Nun reitet er quer durch den Wald, zwischen dessen Stämmen das blaue Mondlicht niederfällt. Und seltsam, nach und nach wird, wo er reitet, ein Pfad deutlich, ein Pfad, an dessen Rändern das Waldgras wächst, und auf dem die Steine im Mondlicht glänzen. Wo hat er diesen Pfad schon gesehen? Über ihm an Sträuchern hangen Dolden wilden Goldregens, aus denen im Berühren des Vorbeireitens Tau herabschauert und ihm ins Antlitz sprüht. Im Holz drinnen gurren Tauben klagend zärtlich, und nun schlägt nicht weit im Freien draußen mit schütterndem Laut ein Hofhund an, der den Heimkehrenden wittert.

Und Giannino weiß es plötzlich. Es ist sein Jugendland, in dem er reitet. Es ist der Weg, auf dem er damals heimgekehrt ist, abends, nachts, oft auch des Morgens erst, mit jugendfieberndem Herzen. Und er verspinnt sich hinein in den Traum. Dort, wenn er aus dem Walde kommt, müßte quer über der Straße, nur wenig entfernt, sein väterliches Haus liegen. Und der Wald lichtet sich, und er hält wie erstarrt still: dort liegt es in der Tat drüben weiß im Mondschein, das Haus! Das alte Haus, das ihm, wenn er von bunten, fremden Eindrücken heimkam, immer wie von einer unerträglichen, lastend grauen Eintönigkeit umweht schien, mit dem stillen, regelmäßigen Leben und Tun, das es erfüllte. Heute, da es, eine zauberhaft nächtliche Vision, aus dem Totengrab der Vergangenheit vor ihm auftaucht, sieht er es anders. Etwas Eigenartiges, Unaussprechliches, wie ein wundersüßer, unhörbarer Ge-

sang schwebt um das alte Gemäuer und den stillen Fleck Erde dort, und dieser Gesang geht aus von dem Herzen der alten Frau da drinnen, die für ihn leidet und betet, und die ihn liebt. Das weiß er heute plötzlich, und das Herz wird ihm sonderbar eng.

Die Pappeln, die am Graben stehen, flüstern leise hin übers Dach, und dann schimmert es rot auf über dem weißen Grunde der Straße, die vom Dorf herführt. Ein leichter, beweglicher Umriß erscheint im Mondlicht — Floretta ist es, die herbeiwandelt und in die Haustür schlüpft, um eine stille Abendstunde, wie sie es häufig pflegt, bei seiner Mutter zu verbringen.

In Giannino aber steigt blitzschnell der wunderliche Gedanke auf, daß er es jetzt erfahren könnte, was er vorhin erwogen hat — ob sie ihm wirklich mehr, als er es damals geahnt hat, zugetan war? Und er springt vom Pferde, dessen Zaum er an dem Stamm eines Baumes festknotet, eilt lautlosen Schrittes die kurze Strecke hinüber über die Straße und den Graben zu dem alten Haus und tritt an das eine der niedrigen, erhellten Fenster neben der Tür, in das er spähend hineinlugt.

Da sitzt seine Mutter drinnen und spinnt. Eine alte Gewohnheit, die sie beibehalten hat von Mutter und Großmutter her, mehr als Ausdruck ihrer Gesinnung als wirtschaftlichen Wertes halber. Floretta hat den Schal, der sie gegen die Nachtluft schützt, über einen Stuhl gebreitet, und er sieht sie stehen, die formenfeine Gestalt im Jugendglanz ihrer Schönheit, sieht das vom raschen Gang gesteigerte Rot ihrer Wangen, sieht das braundunkle Gelock, das, wo es den Hals berührt, vom Pulsschlag leise erzittert. Ihre Augen blicken nach Gianninos leerem Platz am Tisch, dann nach der Uhr und zuletzt nach der Tür, mit einem Ausdruck von leisem Zagen und jubelndem Erwarten zugleich.

„Er kommt nicht", sagt seine Mutter, die ihrem Blick gefolgt ist, mit einem Seufzer in der Stimme. Und Floretta senkt wie ertappt ihr erglühendes Köpfchen.

„Er bleibt vielleicht wieder drei Tage aus wie unlängst," fährt die Mutter leise fort, „und kein Mensch weiß, wo! O dieser Kummer um ihn und sein wüstes Treiben — glaub' mir, es macht mich vorzeitig müde und alt!"

Aber da ist Floretta schon zu ihr hingesprungen und schlingt die Arme um ihren Hals mit einer zärtlichen Gebärde der Abwehr.

„Er ist so gut", sagt sie, und dem lauschenden Giannino gibt die Innigkeit ihres Tons einen Stich durchs Herz.

„Meinst du?" flüstert die Mutter, und ein mitleidiger Blick streift das Mädchen. „Ich glaube, gerade du hättest wenig Grund, dies zu sagen."

Da aber wirft Floretta beide Arme durch die Luft in leidenschaftlicher Bewegung.

„Nein, nein, nein," ruft sie aus, „und dennoch — dennoch glaub' ich an ihn, glaub' an das Gute, das Edle, das Herrliche in ihm, das keine Täuschung sein kann, das in ihm bestehen muß, eben weil ich daran glaube! Wenn es ein Irrtum wäre," fügt sie hinzu, und es liegt ein Schauer des Erschreckens auf ihrem Ton, „dann wäre das ein Irrtum, der bis in die Wurzeln meines Lebens hinabreicht, ein Irrtum, der sich aus meinem Leben nicht mehr lösen läßt, mit dem es vergehen müßte und zerfallen. Und darum glaube ich, muß ich an ihn glauben, wie ich an mein eigenes Leben glaube!"

Sie spricht in einer Erregung, die sie fortreißt und sie nicht wahrnehmen läßt, welch ein Geständnis in ihren Worten liegt.

Die Mutter hört ihr zu und sieht sie an mit einem langen Blick.

„Ich habe mir sein Leben so ganz anders gedacht," sagt sie, „und nichts davon sollte in Erfüllung gehen. Ich dachte, daß er seinem Vater in der Tätigkeit und im Wirken nachfolgen werde, daß er Sinn für die goldene Stütze des Lebens, die Arbeit, und ein Heimatgefühl in diesem alten Hause und auf diesem Grund und Boden haben werde, auf dem er und sein Geschlecht geboren sind, und aus dem seine Väter mit starken Händen ihren Reichtum zogen. Ich dachte ihn mir als einen jungen Mann, klug, heiter und tatkräftig, der mein Trost und meine Hoffnung wäre, und in dem meine eigene Jugendzeit sich schöner wiederholte. Hätt' er es begonnen, wie ich es gedacht habe, so säh' ich ihn wohl jetzt, anstatt daß er, sich und andern zum Unfrieden, ohne Plan und Ernst umherschwärmt, in rüstigem Schaffen die öden oberen Stuben des Hofes neu ausgestalten, schmücken und verschönen, um hinter die alten Fenster, vor denen die Schwalben nisten, bald ein neues, junges Glück hineinzuholen. Denn auch an ein Weib hab' ich gedacht, Floretta, das mit ihm wandeln sollte durchs Leben und alles Milde, Gütige in ihm hegen und ans Licht ziehen mit weicher, alle Schroffheit ausgleichender Hand. Eine hätte es sein müssen mit feurigem Herzen und sanftem Sinn, mit ihrer Liebe ihn beglückend und in seiner Liebe ihr Glück findend, und ich weiß," sagt sie mit einem Seufzer, „ich weiß, er hätte ein solches Weib zu finden vermocht."

Floretta aber blickt in die Luft, glühend, beseligt, atemlos.

„Morgen ist Tanz", flüstert sie stammelnd. „Ich habe eine Rose gepflückt im Vollmond der Johannisnacht. Sie sagen, eine solche Rose fesselt denjenigen, dem sie geschenkt wird, mit heimlicher Macht an den Schenkenden. Soll ich sie ihm geben morgen, die Rose, soll ich sie ihm geben?" Ein schluchzender Klang liegt in ihrer Stimme wie der Liebeslaut einer Nachtigall. „Oh, wie schön ist das Leben", ruft sie dann in durchbrechendem Jubel. „Oh, ich weiß es, ich weiß es ganz gewiß, daß er eines Tages zu uns zurückkehren wird! Und wenn er's noch viel toller triebe, und wenn er noch viel, viel schlimmer wäre — nicht um ein Haar, nicht um den kleinsten Strich möcht' ich ihn anders haben, als er ist, meinen Giannino!" Und sie lacht und weint und jubelt und weiß nicht mehr, was sie spricht vor Seligkeit und Glück.

Giannino aber steht draußen am Fenster, bis ins Herz erschüttert. Er erinnert sich eines Tanzes an einem fernen, fernen Tag, während dessen Floretta ihm eine rote Blume schenkte, erinnert sich, daß sie ihm später achtlos entfiel, und sieht dabei undeutlich Florettas totenblasses Gesicht vor sich, das irgendwoher erschrocken nach ihm schaute.

Wenn ich gewußt hätte, wenn ich gewußt hätte! denkt er mit erzitternder Seele. Er weiß nicht, daß er, auch wenn er gewußt hätte, damals nicht anders gehandelt hätte, weiß nicht, daß die zarte Hoffnung jener Tage fast greifbar wie jene rote Blume in seiner Hand lag und er sie dennoch achtlos ihr entfallen ließ. Er weiß nicht, daß es mit zu den Tragödien des Daseins gehört, daß man in dem traulich Gewohnten, von dem man sich leichten Sinnes entfernt, oft plötzlich das ewig verlorene Glück des Lebens erkennt.

Das Herz wird ihm weit und schwer. Brennendes Heimweh ergreift ihn nach seinem eigentlichsten Leben, dessen Wurzeln in dem alten Hause lagen, und das er nicht gelebt hat, blutende Sehnsucht nach jenem Mädchen mit dem heißen, hoffenden Herzen, das den wunderbaren Glauben an ihn hatte und das Wunder seines Lebens zu erwecken vermocht hätte. Noch steht er am Fenster, über dem die Pappeln flüstern, da ertönt nun auch draußen von den Feldhügeln her wie einst das Horn des Kuhhirten in jener schwermütigen Weise, die er in seiner Kindheit gehört hat, und seine Seele schwillt über in sehnsuchtsvollem Erinnern.

Da kommt ihm plötzlich eine sonderbare Eingebung. Er weiß, es muß ein Traumbild seines erregten Geistes sein, was er hier erlebt und sieht, und dennoch — er steht am Fenster, sechs Schritt von ihm entfernt ist die Tür — wenn er hinginge, sie öffnete, einträte, dann müßte er zu ihnen gelangen, zu den beiden geliebten Gestalten, nach denen sein Herz jetzt in heißem Weh vergeht. Und in einem wunderlichen Taumel kommt ihm das Bewußtsein, daß er in diesem Augenblick die Macht hat, die Schranke zwischen sich und dem Traumbild zu durchbrechen, sich mit den Längstverlorenen zu vereinen. Schleppenden, schweren Schrittes schiebt er sich vom Fenster die Wand entlang nach der dunklen Tür, seine Hand ertastet den Griff, mit einem schweren, mühsamen Druck klinkt er sie auf und schwankt hinein…

Ein wirrer Jubelruf schlägt an sein Ohr. Vor seinen Blicken wird es bunt und dunkel. Er fühlt, wie der warme Duft der Stube ihn umgibt. Ihm ist, als ob er zu Boden sinken müßte vor dem Anhauch eines gänzlich Unfaßbaren. Und Floretta — Floretta neigt sich zu ihm und hält seine Hand, und ihr Haupt fällt an seine Brust. „Ich habe dich geliebt," sagt sie in einem Ton voll weicher Glockenhelle, „immer — immer — unendlich!" Und sie küßt ihn auf die Lippen…

Und plötzlich fühlt er, wie der kühle Nachtwind ihm durchs Haar streicht. Seine Hände greifen Steine und Moos. Er liegt an der Erde. Er spürt einen undeutlichen Schmerz in der Brust, und dann geht ein sonderbares Verstummen und Ruhewerden durch seinen ganzen Körper. Und während so sein irdisches Bewußtsein noch einmal dumpf aufflackert, sinkt wie mit zärtlichen Händen eine große, wunderbare Stille über ihn hin, aus deren Abgrund es dann aufrauscht wie Antwort auf alle Heimwehfragen seines Lebens, näher, näher und näher.

*

Giannino ist nicht in seine Herberge heimgekehrt und ist nicht mehr im Kreis seiner Freunde erschienen. Als man Nachforschungen nach ihm anstellen ließ, fand ihn ein Hirt, zwei Tage nach seinem Verschwinden, tot im Walde. Eine ziemliche Strecke vom Weg entfernt, auf einer einsamen Lichtung lag er zwischen niedrigem Gestrüpp, das Gesicht nach oben gekehrt, mit ausgebreiteten Armen. Er mußte, als er von dem Festgelage heimkehrte, ganz plötzlich gestorben sein. Keine Spur einer Verletzung oder einer Krankheit war an ihm zu entdecken. Merkwürdig blieb, daß er so weit ab vom Wege lag, und daß, einige Schritte von ihm entfernt, sein Pferd an einen jungen Baum angeknotet stand, heftig am Zaume reißend.

Zirkuszauber unterm Abendhimmel: Vorstellung einer Wanderkünstlertruppe in einer Ortschaft an der Mosel.

Zeichnung von Rudolf Lipus.

Die riesige Werbetrommel und ein verheißungsvoller Umzug der Truppe haben viele der Ortsbewohner gelockt zu dem nächtlichen Schauspiel. Hell überstrahlen Lampen die „Arena“, auf der die Artisten ihre Künste zeigen, nicht zuletzt der lustige Clown. Inzwischen aber gehen spielfreie Darsteller „mit dem Teller kassieren“. Locker liegt ja das Geld in der Tasche, solange Herz und Sinne gefangen sind.

Eröffnung der Weltausstellung in Barcelona.
König Alfons, der Protektor der Ausstellung, mit der Königin Viktoria Eugenia und dem Infanten Jaime auf dem Balkon des Palastes der Nationen während der Eröffnungsfeier (19. Mai).

Links: Blick auf die Ausstellung am Eröffnungstag. Im Hintergrund der Palast der Nationen, der Mittelpunkt der Ausstellung.

„Graf Zeppelin" in Frankreich.
Der havarierte „Graf Zeppelin" im Sturm über dem Rhonetal vor der Notlandung in Cuers (bei Toulon) am 17. Mai.
Links: Der bewährte Luftschiff-Führer Kapitänleutnant Flemming und der einzige weibliche Passagier der geplanten Amerikafahrt, Miß Mary Pierce, mit einem französischen Admiral, der das Luftschiff in der Halle von Cuers besichtigt.

Dr.-Ing. e. h. J. H. Jansen, bedeutender Architekt, Professor für Städtebau an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, feierte am 28. Mai seinen 60. Geburtstag. (Phot. F. Bieber, Berlin.)

Prof. Dr. Max Rubner, Geheimer Obermedizinalrat, hervorragender Vertreter der Hygiene-Wissenschaft, Direktor des physiologischen Instituts in Berlin, vollendet am 2. Juni sein 75. Lebensjahr.

„Graf Zeppelin" auf der Reise.
Das Luftschiff beim Flug über das Palm-Beach-Casino in Cannes (Südfrankreich).

Der englische Staatsmann Lord Rosebery †.
Der ehemalige liberale Premierminister Englands bei einer Ausfahrt von der Erkrankung, die am 21. Mai den Tod des Zweiundachtzigjährigen herbeiführte.

Hafen-Neuweihe in Yokohama.
Einzug des japanischen Kaisers durch das Ehrentor bei der Einweihung der neuerbauten Hafenanlagen von Yokohama, des Ersatzes für die beim Erdbeben 1923 zerstörten. Der kaiserliche Wagen wird von Polizisten auf Motorrädern begleitet.

Empfang beim italienischen Gesandten anläßlich des Scala-Gastspiels in Berlin.
Am 21. Mai trafen die Mitglieder der Mailänder „Scala" mit ihrem Dirigenten Arturo Toscanini in der Reichshauptstadt ein zur Mitwirkung an der Berliner Festspielwoche. — Sitzend von links aus: Generalintendant Tiedgen; die Sängerin Mafalda Salvatini; Toscanini; Frau Dr. Stresemann; Frau de Capitani d'Arzago, Gattin des Oberbürgermeisters von Mailand. Stehend von rechts aus: Der italienische Gesandte Graf Aldrovandi-Marescotti; Oberbürgermeister de Capitani d'Arzago; Kultusminister Dr. Becker; Prof. M. v. Schillings.

Strecken-Weltrekord im Segelflug.
Robert Kronfeld, Wien, vor seinem Segelflugzeug (in zusammengelegtem Zustande), mit dem er am 15. Mai eine Flugstrecke von 102 km, von Rheine i. W. bis Horn-Bad Meinberg i. Lippe, in 5 Std. 15 Min. zurücklegte.

Rechts: Der König der Lüfte.
Der amerikanische Fliegerleutnant Soucer in seiner Maschine, mit der er in Philadelphia 12270 m Höhe erreichte und damit den von seinem Landsmann Champion aufgestellten Rekord von 11727 m brach.

Die 400-Jahrfeier der Protestation zu Speyer.
Der Festzug, der die Protestation der Fürsten und Stände versinnbildlicht, am Dom zu Speyer (20. Mai).
Die Protestation von 1529 (nach der der Protestantismus seinen Namen hat!) durch die evangelischen Stände richtete sich gegen den die Reformation hemmenden Beschluß des Reichstags von Speyer.

Max Kretzer,
bekannter Novellist, Bühnen- und Romanschriftsteller, kann am 7. Juni seinen 75. Geburtstag feiern.

Prof. Dr. Johannes Rahts,
Oberregierungsrat, namhafter Statistiker, Mathematiker und Astronom, früherer Direktor des Statistischen Reichsamts und Dozent der Handelshochschule in Berlin, wurde am 22. Mai 75 Jahre alt.

Wissen und Leben

Eine Königin der Häßlichkeit läßt sich Dauerwellen machen.

Frau Mary Ann Bevan, eine Londonerin, die behauptet, die häßlichste Frau Englands zu sein, verschmäht doch nicht die Verschönerungskunst des Friseurs.

Nebenstehend: Ein weiblicher Häßlichkeits-Champion der Vergangenheit.

Margarete Maultasch, Gräfin von Tirol, † 1369. Dieses von dem holländischen Maler Quinten Matsys stammende Porträt fand in Amerika einen Liebhaber, der 400000 Mark dafür bezahlte.

Rekord der Häßlichkeit.

Die französische Schauspielerin Claudine Polaire ist ängstlich bemüht, den Ruhm der Außerordentlichkeit, den ihr ein besonders breiter Mund, ungewöhnlich kleine, stechende Schlitzaugen und nicht zuletzt der wespenhafte Taillenumfang von nur fünfunddreißig Zentimetern verliehen hat, zu wahren. Sie verklagte kürzlich den Besitzer eines Autos, unter dessen Räder ein Unfall sie gebracht hatte, und forderte Schadenersatz für verminderte Häßlichkeit. Die groteske Eingabe brachte vor, daß die klassische Garstigkeit der Demoiselle durch den Unfall beeinträchtigt worden sei. Die Pariserin verteidigt ihren modernen Rekord der Häßlichkeit nicht unangefochten. Mrs. Mary Ann Bevan (siehe obenstehende Abbildung), eine Londonerin, macht ihr den zweifelhaften Ehrenplatz streitig. Es ergibt sich also, daß nicht nur eine Konkurrenz der schönsten Frauen der Erde wird abgehalten werden müssen. Der Dampfer, der die gesammelten Schönheitsköniginnen zum endgültigen Wettbewerb nach Amerika bringt, wird eigene Kabinen für die Konkurrentinnen um den Weltpreis der Häßlichkeit einrichten müssen. Mrs. Bevan allerdings legt keinen Wert auf das Weltchampionat. Ihre Eitelkeit ist genügsam. Sie beschränkt sich auf die Behauptung, die häßlichste Frau zu sein, die augenblicklich in England lebt, und wird als Miß England der Häßlichkeit in einem amerikanischen Zirkus dem Publikum vorgestellt. Mrs. Bevans Originalität besteht vor allem in der besonderen Größe ihres übelgeformten Antlitzes, das trübsinnig und schicksalsergeben in die Welt blickt. Sie ist der Clown der schlechten Laune. Sie ist das leibhaftige Paradoxon. Genau so wie sie aus dem Kapital der Häßlichkeit mehr Zinsen zieht als die meisten Schönen aus dem Kapital ihrer Schönheit, so bringt sie durch die bewegungslose Trauer das erstaunte Publikum noch viel mehr zum Lachen als der beweglichste Clown mit seinen drolligsten Kapriolen. Es genügt, daß sie in der Manege Platz nimmt und schlechtweg vorhanden ist. Wenn diese Sphinx der Häßlichkeit mit dem ungeheuren Gesicht auftritt, wirkt ihre Erscheinung so sehr jenseits der gewohnten Wirklichkeit, daß ihre Trauer die umgekehrte Wirkung hervorruft. Sie reizt die Tränendrüsen, allerdings auf dem Umweg über das vom Lachen erschütterte Zwerchfell. — Unsere beiden Zeitgenossinnen, Mlle. Polaire und Mrs. Bevan, füllen den Platz nicht ganz aus, den ihre Vorgängerin im Wettstreit der Häßlichkeit durch Jahrhunderte gehalten hat. Die Reihe der schönsten Frauen der Historie, die mit der Trojanerin Helena einsetzt, hat ein Gegenstück in der Reihe der Häßlichsten, die ganz unbestritten mit Margarete Maultasch (siehe die mittlere Abbildung) beginnt. Denn daß der Ruhm der langlippigen, kurznasigen Herzogin nicht der Ruhm einer Eintagsfliege war und über alle Zeiten hinweg dauert, beweist der Wert, der ihren Bildnissen noch heute zugesprochen wird. Wir wollen dennoch die grandiose Häßlichkeit der Lebenden in keiner Weise herabsetzen. Vielleicht liegt die Schätzung, die Margarete Maultasch erfährt, auch darin, daß sie, die Erbin eines mächtigen Herzogtums, im Alter von zwölf Jahren zum erstenmal heiratete, nach wenigen Jahren ihrem durchlauchtigen Gatten die Tür wies und bald darauf sogar die Frau eines Kaisersohns wurde. Als sie auch diesen beseitigt hatte, fesselte sie in der Folgezeit noch eine Schar von Männern an sich. Kurz, vielleicht liegt ihre posthume Berühmtheit an ihrem liebeserfüllten Lebenswandel, den sie trotz der liebesfeindlichen Eigenschaft ihres monströsen Aussehens führte. Jedenfalls ist kaum zu erwarten, daß ein Bild der Mlle. Polaire oder der Mrs. Bevan nach Jahrhunderten den Preis erzielen wird, den das Porträt der Margarete Maultasch von Quinten Matsys erreichte. Es fand sich in Amerika ein liebhabender Käufer, der für das Bild der häßlichsten Frau der Welt den Betrag von vierhunderttausend Mark bezahlte. Obwohl der niederländische Meister Quinten Matsys die abstruse Physiognomie der Herzogin ungeschmeichelt wiedergegeben hat.

Stefanie Frischauer.

Ägyptische Handelsgeschäfte vor 3500 Jahren: Die Expedition nach Punt.

Dieses Relief aus dem Tempel von Dêr-el-Bahri zeigt in der oberen Reihe die Großen von Punt, wie sie der ägyptischen Königin Hatschepsut ihre Gaben darbringen. In der zweiten und dritten Reihe ist jeweils links das Ein- und Ausladen der ägyptischen Schiffe, rechts deren Heimfahrt dargestellt. (Vgl. hierzu den nebenstehenden Beitrag „Das Wunderland Punt".)

Das Wunderland Punt.

(Hierzu die Abbildung auf dieser Seite.)

In der Zeit der Blüte des altägyptischen Staatswesens entwickelte sich zwischen Ägypten und seinen Nachbarländern ein recht lebhafter Handelsverkehr. Unter den von den Ägyptern besuchten Ländern nimmt das sagenumwobene Punt eine bevorzugte Stelle ein. Die ägyptischen Quellen wissen viel Wunderbares von diesem Lande zu erzählen, aus dem ihre Schiffe die begehrtesten Kostbarkeiten jener Zeit holten, so Gold, Myrrhenharz, Elfenbein, kostbare Hölzer und Spezereien. Schon zur Zeit der zwölften Dynastie (2000—1790 v. Chr.), vielleicht aber schon früher, wurden regelmäßige Fahrten nach Punt unternommen. Die berühmteste Expedition dieser Art fand unter der Regierung der Königin Hatschepsut (Mitte des 15. Jahrhunderts v. Chr.) statt; sie wurde in einem Bericht, der sich im Tempel des Gottes Amun in Theben befindet (heute Tempel von Dêr-el-Bahri), genau und ausführlich beschrieben. Im neunten Regierungsjahre der Königin Hatschepsut wurde eine Flotte von fünf großen Schiffen nach Punt gesandt. Die Flotte stand unter dem Befehl eines besonderen königlichen Gesandten und führte eine Menge von Tauschwaren mit, die in jenem Lande sehr begehrt waren, wie Ringe, Ketten und ägyptische Waffen. Nach langer Fahrt längs der Gestade des Roten Meeres gelangte die Flotte an die Küste von Punt, und die ägyptischen Soldaten konnten die kleinen, auf Pfählen erbauten Häuser der Puntier, die nur mittels einer Leiter zu erreichen waren, bestaunen. Die mitgeführten Waren wurden ausgeladen, und dann erschien

Adolf Müllner,

ein erfolgreicher Bühnenschriftsteller aus der Goethe-Zeit, starb vor 100 Jahren am 11. Juni (1774). Heute lebt von ihm eigentlich nur noch als Zitat das Wort des Don Valeros in dem Drama „Die Schuld": „Erklärt mir, Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur!" (Hierzu der so betitelte Artikel auf Seite 802.)*

Eine neue Hütte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins.

Das „Ingolstädter Haus" (2132 m) im Steinernen Meer (Berchtesgadener Alpen), erbaut von der Sektion Ingolstadt des Alpenvereins, das im Sommer eröffnet wird. Links oberhalb des Hauses die Schönfeldspitze (2651 m).

am Gestade der Fürst von Punt mit seiner Gattin und seinen Söhnen und Töchtern, um die Gäste zu begrüßen. Bald kamen die Einwohner von Punt ebenfalls an den Landungsplatz, und ein reger Tauschhandel setzte ein. Die Puntier brachten Gold, Myrrhen, edle Hölzer und Elfenbein und erstanden dafür die von den Ägyptern mitgebrachten Gegenstände. Nach Erledigung der Geschäfte wurden die „Großen von Punt" im Zelt des königlichen Gesandten festlich bewirtet. Als die ägyptischen Schiffe den Rückweg antraten, waren sie hoch beladen mit den kostbarsten Waren des Wunderlandes, mit Gold, Myrrhenholz, grünenden Myrrhenbäumen, die in Kübeln mitgeführt wurden, Weihrauch, Elfenbein, köstlichen Hölzern, ferner mit Fellen von wilden Tieren und Sklaven mit ihren Kindern. Auch eine Gesandtschaft des Fürsten von Punt mit Geschenken für die Königin Hatschepsut befand sich an Bord. Die Ankunft in der Hauptstadt gestaltete sich zu einem großen Triumph. Die mitgebrachten Schätze wurden im Angesicht des ganzen Volkes gezählt und gewogen und nach Gebühr von der versammelten Menschenmenge bestaunt. Der größte Teil der Kostbarkeiten wurde dem Gotte Amun von Theben geweiht, unter dessen Beistand die Expedition zustande kam. Nach dieser großen Fahrt wurde der Verkehr mit dem reichen Lande noch durch sehr lange Zeit aufrechterhalten, und immer wissen die Berichte von den kostbaren Dingen zu erzählen, die aus ihm bezogen wurden. — Wo dieses wunderbare Land gelegen war, läßt sich nach den Berichten nicht mit Sicherheit ermitteln. Wahr-

Der Ozeanriese in Rekonvaleszenz.

Der im Februar während des Ausbaues von einem Schadenfeuer heimgesuchte Lloyd-Schnelldampfer „Europa" liegt jetzt wieder im Dock der Werft Blohm & Voß in Hamburg; die Wiederaufbauarbeiten sind in vollem Gange, und aller Voraussicht nach wird die „Europa" bereits im Frühjahr 1930 in Dienst gestellt werden können.

scheinlich lag es irgendwo an der heutigen Somaliküste. Die Bewohner des Landes scheinen mit den Ägyptern stammverwandt gewesen zu sein, soweit aus den erhaltenen Reliefbildern zu ersehen ist. Auffallend an den Berichten über die Punt-Expeditionen ist, daß sie den Bibelberichten über die Ophir-Reise des Königs Salomo in vielen Punkten außerordentlich ähnlich sind. Auch Ophir ist ein mit reichen Schätzen gesegnetes Land, aus dem die Schiffe des Königs Salomo eine große Menge Gold, Silber, Edelsteine sowie seltene Tiere mitgebracht haben. Sollte es sich etwa um das gleiche Land gehandelt haben? Auch die Flotte des Königs Salomo ging von einem Hafen am Roten Meere aus, konnte also verhältnismäßig leicht die Somaliküste erreichen. Außerdem stand sie unter phönizischer Führung, und den Phöniziern, diesen schlauen Seefahrern und Handelsleuten, konnte ein so reiches Land wie Punt nicht unbekannt sein. Es ist auch möglich, daß zur Zeit des Königs Salomo die Ägypter nicht mehr nach Punt fuhren, da sich das ägyptische Reich damals in einem Niedergang befand. Darum konnten es die Phönizier vielleicht wagen, mit Hilfe der mit ihnen verbündeten Israeliten dem reichen Lande ihren Besuch abzustatten. Allerdings wird von den meisten Forschern heute angenommen, daß Ophir ungefähr im heutigen Sofala-Land in Ostafrika gelegen haben muß. Die Frage nach der Lokalisation dieser Länder ist sehr schwer zu entscheiden, da man in der Hauptsache auf Hypothesen angewiesen ist. Immerhin bleibt sie ein dankbares Betätigungsgebiet für die historisch-geographische Forschung.

Dr. J. Seide.

„Erklärt mir, Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur!"

(Hierzu das Porträt Adolf Müllners auf Seite 800.)

Schon diese vielgebrauchte Sentenz aus dem Drama „Die Schuld" von Müllner, das einzige, was ihn überlebt hat, rechtfertigt sein Gedenken; mehr noch seine Persönlichkeit dadurch, daß sie mit flachen Lustspielen und Schicksalsdramen, dabei das Wesen der Tragödie vollkommen verkennend, fast zwei Jahrzehnte hindurch es verstand, auf allen Bühnen gefeiert zu werden und als sehr anfechtbarer, befangener Kritiker seine Zeit mit terroristischer Autorität zu meistern. Die ersten Bühnenleiter priesen ihn allein würdig, den durch Schillers Heimgang frei gewordenen Platz einzunehmen; Männer wie Körner (Vater), dem doch ein Urteil zuzusprechen ist, huldigten ihm; die ersten Verleger rissen sich um seine Manuskripte und überboten sich im Honorieren; und als Kritiker hörte man ihn einen zweiten Lessing nennen. Und das alles, dieser plötzliche Aufstieg Müllners von 1812, nachdem Kleist ein Jahr zuvor durch Nichtbeachtung seiner Meisterwerke zugrunde gegangen war. Es läßt sich das nur erklären einmal aus der Dumpfheit jener durch Kriegs- und Reaktionsdruck halb gelähmten Zeit heraus und dann aus Müllners guten Seiten. Denn wenn ihm auch als Schwestersohn G. A. Bürgers dessen innerer Trieb zum Dichten völlig abging und seine Aufbauten mühsam errechnet waren, so leuchtete doch überall hindurch, daß Müllner ein geistreicher und kluger Kopf war, der an seinem Weißenfelser Privattheater alle Momente der Bühnentechnik studiert hatte, einen lebhaften, spannenden Gang einhielt und durch blühenden Dialog, durch kraftvolle, epigrammatische Diktion zu bestechen wußte. Seine leichte Versifikation rechnete ihm seine Zeit besonders an. Er selbst war eine zwiespältige Natur. Eitelkeit, Gewinnsucht, Streit- und Spottlust und Reizbarkeit und Heftigkeit schufen trotz des reichen, vielseitigen Geistes eine negative Kritikertätigkeit, Feindschaft mit den besten Geistern und schließlich einen Untergang im jämmerlichsten Wortwechsel. Der Stern seines Ruhmes, jäh aufgeleuchtet, aber schon bei Lebzeiten im Sinken, ist über seinem Grabe schnell erblichen.

K. Hildebrand.

Fiffie duldet um der Schönheit willen.
Ein Preisanwärter im Banne der letzten Vorbereitungen für die Prämiierung auf der Hundeschau des Londoner Damen-Kennel-Klubs.

Das Bier im Altertum.

Unsere Anschauungen über das Altertum sind vielfach bestimmt durch die Erinnerung an die Römer, die fast die ganze damals bekannte Erde beherrscht und auch unsere eigene Kultur stark beeinflußt haben. Sie sind untergegangen, aber ihr Geist lebt noch fort. Bei solchen Völkern fragen wir gern auch nach ihrem Privatleben. Wir möchten vor allem wissen, wie sie sich genährt, besonders — wie es bei zechfreudigen Deutschen begreiflich ist — was sie getrunken haben. Sie sind Weintrinker gewesen, und daraufhin möchten wir annehmen, daß die ganze antike Welt dem Weingenuß gehuldigt hat, von dem auch das „schönste der Märchenbücher", die Odyssee, soviel erzählt. Dem ist aber nicht so. Italien und Griechenland waren vielmehr Weininseln in einem ungeheuren Biermeer. Zunächst machen wir die überraschende Entdeckung, daß im Lande der Pharaonen Bier gebraut wurde, dessen Bereitung der Gott Osiris gelehrt haben soll. Das ägyptische München war die Seestadt Pelusium. Gehen wir nach Europa hinüber, so finden wir das Bier bei den Urbewohnern der Pyrenäischen Halbinsel, den Iberern. Diese waren so vortreffliche Brauer, daß sie ihr Getränk haltbar zu machen wußten. Wir hören von einem König, der schon ein halber Grieche geworden war, jedoch am nationalen Getränk festgehalten hatte. In seinem Palast standen goldene und silberne Gefäße, die mit Gerstensaft gefüllt waren. Die tapferen Numantiner, die zehn Jahre lang der Übermacht Roms trotzten, stärkten sich vor einem Ausfall mit Bier. Auch die den Iberern stammverwandten Ligurer im Hinterland der heutigen Riviera tranken Gerstenwein. Von den Iberern übernahmen die Kelten das Bier, das noch das eigentliche Volksgetränk bildete, als Südgallien unter den ersten römischen Kaisern bereits ein ausgesprochenes, mit Italien wetteiferndes Weinland geworden war. Von den Galliern lernten die britischen Kelten

Bier brauen. Wie hoch sie es schätzten, zeigt die Sage von der heiligen Brigitta, die, um durstige Aussätzige zu erquicken, Wasser in Bier verwandelte. Gehen wir nun über den Rhein zu unseren Altvordern, so erfahren wir zu unserem Erstaunen, daß die Germanen, die wir uns als die eigentlichen Propheten des Biergenusses denken, ihren Rauschtrank ursprünglich aus Honig, nicht aus Gerste, herstellten. Das Bier, das Ackerbau und somit Seßhaftigkeit zur Voraussetzung hat, ist jünger als der Met, der überall da, wo wilde Bienen hausten, leicht zu bereiten war. Für die größere Jugend des Gerstensaftes spricht auch der Umstand, daß die Worte „Bier" und „Ale" aus dem Lateinischen stammen (von bibere, bzw. oleum). Das Paradies des Biertrinkers: Bayern, war im Mittelalter durchgängig ein Weinland, das erst vom deutschen Norden aus wieder für das Getränk des Gambrinus erobert werden mußte. Litauer und Slawen entlehnten das Bier ihren deutschen Nachbarn, soweit sie nicht dem Met treu blieben, für den die lindenreichen Wälder des Ostens den Grundstoff in reicher Fülle lieferten. Auf der Balkanhalbinsel treffen wir Biertrinker in den indogermanischen Illyriern und Thrakern, denen die im heutigen Ungarn wohnenden Pannonier die Braukunst abgeguckt haben mögen. Übrigens bereiteten die Pannonier ihr Bier nicht nur aus Gerste, sondern — wie manche Negervölker — auch aus Hirse. In Asien werden uns als Verehrer des Gerstensafts genannt die indogermanischen Phrygier und die wenigstens dem indogermanischen Kulturkreis angehörigen Armenier. In ihren Dörfern entdeckten die zehntausend Griechen, wie Xenophon im vierten Buch seiner „Anabasis" erzählt, „Mischkrüge" mit Gerstenwein. Die Getreidekörner lagen noch bis oben hinauf darin. Man sog den Saft durch größere oder kleinere Rohrhalme ein. Das Getränk war stark und berauschend, wenn man nicht Wasser zugoß, doch schmeckte es lieblich, wenn man sich daran gewöhnt hatte. Wie verhielt sich nun dieser Gerstenwein zu unseren jetzigen Bieren? Er war jedenfalls fader als diese, denn ihm fehlte der Hopfen, der den Alten unbekannt war und erst kurz vor dem Tode Karls des Großen erwähnt wird. Sein Anbau verbreitete sich von Frankreich aus langsam durch Deutschland, und er taucht erst 1224 in Schlesien auf. Die Alten wendeten, um den süßlichen Geschmack ihrer Biere zu verdecken, allerlei beißende Zutaten an: die Ägypter z. B. Rapunzel und Lupinen, die Thraker Dürrwurz. Über die antiken Brauweisen sind wir nicht unterrichtet. Wir dürfen aber mit Sicherheit annehmen, daß man nur obergärige Biere herstellte, die dann — nach Tacitus — „zu einer gewissen Ähnlichkeit mit Wein verpfuscht" waren. Untergärige Biere, auf die wir ihrer größeren Haltbarkeit wegen besonderen Wert legen, erfordern niedrige Temperaturen, können also nur im Winter oder in künstlich gekühlten Kellern gebraut werden. Das Altertum aber kannte keine Keller, auch die Germanen begnügten sich anfangs mit Erdlöchern oder Gruben. Es kann demnach damals nur obergärige Biere nach Art des Lichtenhainers oder der Berliner Weiße gegeben haben. Prof. Dr. Sigismund.

Gibt es Menschen auf anderen Sternen?

Unsere großen Fernrohre lassen uns über eine Milliarde Sterne erkennen, wir haben aber Beweise dafür, daß es noch viele Milliarden von Sternen gibt, die wir nicht zu sehen vermögen. Sollte es auf keinem dieser Sterne Wesen geben, die, wie wir, mit Vernunft begabt und auf derselben oder einer womöglich noch höheren Stufe der Entwicklung angelangt sind? Diese Frage beschäftigt die Menschheit schon lange, aber aus Mangel an hinreichenden Kenntnissen über die Beschaffenheit des Weltalls konnte man keine wissenschaftlich begründete Antwort auf sie geben. Jetzt hat Arthur Stanley Eddington, Professor der Astronomie an der Universität Cambridge, diese Frage in „Harper's Magazine" einer dem neuesten Stande der Wissenschaft angepaßten Beantwortung entgegenzuführen versucht. Wir müssen nach den letzten Ergebnissen der Forschung annehmen, sagt er, daß das mit Materie erfüllte Weltall nicht, wie man bisher meist geglaubt hat, unendlich, sondern leicht gekrümmt ist und daher schließlich in sich selbst zurückläuft. Auch die Zahl der Sterne muß demgemäß eine bestimmte Größe haben. Wie alt sie sind, können wir nicht angeben, aber wir wissen, daß sie jedenfalls schon seit Hunderten von Millionen Jahren vorhanden sind. Genauer kennen wir nur unser Sonnensystem. Von den um unsere Sonne kreisenden Planeten kommen nur Venus und Mars als solche in Betracht, die von menschenähnlichen Wesen bewohnt sein könnten. Venus hat ziemlich dieselbe Größe wie die Erde und ist nur ein bißchen wärmer, doch scheint es nach den spektroskopischen Untersuchungen dort keinen Sauerstoff in der Atmosphäre zu geben, und der Venushimmel ist ständig mit Wolken bedeckt. Noch schlimmer aber ist, daß die Oberfläche der Venus nach den Anhaltspunkten, die wir dafür haben, wahrscheinlich vollständig von Wasser überflutet ist. Wenn es daher überhaupt lebende Wesen auf der Venus gibt, so könnten das nach Eddington nur Wasserpflanzen oder höchstens Fische sein. Der Mars ist etwas kleiner als die Erde und hat Luft und Wasser, wenn auch beides offenbar nur in ziemlich geringer Menge. Seine Oberfläche zeigt Veränderungen nach den Jahreszeiten so, wie sie für einen Marsbewohner die mit Wäldern bedeckten Teile der Erde aufweisen mögen. Es ist daher möglich, daß es auf dem Mars einen Pflanzenwuchs gibt, der alljährlich aufblüht und wieder abstirbt. Warum also sollte es dort nicht auch Tiere geben, und wenn Tiere, warum nicht Menschen? Aber die Wissenschaft hat nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, daß das tatsächlich der Fall ist. Wenn daher jemand glauben will, daß es auf dem Mars Menschen gibt, sagt Eddington, so tut er das auf eigene Verantwortung. Die Wahrscheinlichkeit, daß es in unserem Sonnensystem außerhalb der Erde menschenähnliche Wesen gibt, ist darum nach Eddington sehr gering. Wie steht es aber mit den Milliarden anderer Fixsterne, die wir uns ebenfalls gern als Mittelpunkte von Sonnensystemen mit sie umkreisenden Planeten vorstellen, ähnlich, wie es in unserem Sonnensystem der Fall ist? Nach eingehenden Erörterungen, die sich auf die neuesten Forschungen der ganzen Welt stützen, kommt Eddington zu dem Ergebnis, daß schwerwiegende Gründe dafür sprechen, daß die zur Erhaltung des Lebens und um so mehr die zu der Entwicklung seiner höchsten Formen erforderlichen Bedingungen nur an sehr wenigen Stellen im Weltall erfüllt sind. Vor allem glaubt Eddington, daß die Zahl der Sonnensysteme sehr klein ist, weil nur selten verwirklichte Bedingungen dazu gehören, daß sie entstehen. Ein Fixstern ohne Planeten ist aber zur Entwicklung des Lebens höchst ungeeignet. „Ich vermute," sagt Eddington, „daß, alles in allem genommen, höchstens ein paar Himmelskörper hier und da im Weltenraum übrigbleiben, die unserer Erde als Beherberger von vernünftigen Wesen Konkurrenz machen könnten." Dann schließt er: „Ich glaube nicht, daß die Erde, auf der wir leben, der Endzweck der ganzen Weltschöpfung gewesen sein kann, und deshalb kann ich mir nicht denken, daß wir Menschen das einzige Geschlecht im ganzen großen Weltall sein werden, das mit der Gabe der Vernunft ausgestattet wurde. Aber ich neige zu der Ansicht, daß gegenwärtig die Menschheit die höchste Entwicklungsstufe des Lebens im Weltall vorstellt, und daß keine der Milliarden Sonnen im Weltenraum auf Szenen herabblickt, die denen vergleichbar sind, welche sich gegenwärtig auf unserer Erde abspielen." Prof. Dr. Walter Anderssen.

DAS SCHICKSAL DES FILMSTARS: HEUTE BEJUBELT, MORGEN VERGESSEN

(Zu der Bildertafel auf Seite 793.)

Filme sind Produkte einer Industrie, die mit Menschen wie mit Zahlen rechnet. Massenherstellung und -verbrauch von Filmen ist gleichbedeutend mit Massenverschleiß an — Menschenmaterial. Nichts ist schwieriger für den Filmkünstler, als erst das Wohlwollen des Publikums zu erringen und es dann auch auf die Dauer zu erhalten, denn nichts ist kürzer als das Gedächtnis der Zuschauer, die immer wieder neuen Erscheinungen zujubeln wollen.

Das rasche Vergessen trifft das weibliche Geschlecht in weit stärkerem Maße als das männliche. Wer von den Stars, die vor knapp zehn Jahren auf der Höhe ihres Könnens und ihrer Beliebtheit standen, ist heute noch beim Film? Wer kennt eine Wanda Treumann, Hedda Vernon, Lu Synd, Dorrit Weixler, Anna Wolter, Rita Sacchetto? Nur zwei sind es, die aus der Menge ehemaliger Prominenter übriggeblieben sind: Asta Nielsen und Henny Porten. Erstere, deren schauspielerisches Können einzig und unerreicht dasteht, wird heute nicht mehr beschäftigt, weil es angeblich an geeigneten Rollen bzw. Manuskripten für sie fehlt. Obgleich aber ihre geniale Darstellungskunst schon so lange brachliegt, ist und bleibt doch ihr Name unvergessen. — Henny Porten hat das Glück gehabt, einen Geldmann zu finden, der ihr die Möglichkeit gab, eine eigene Gesellschaft zu gründen, so daß sie sich heute die für sie geeigneten Filmrollen gewissermaßen „auf den Leib" schreiben läßt, um weiterwirken zu können. Von den männlichen Darstellern sind, wie gesagt, nicht so viele im Dunkel der Vergessenheit untergetaucht. Jannings, Veidt, Wegener, Krauß, Abel — alles Namen, die schon vor zehn Jahren Klang besaßen — haben heute an Bedeutung nur noch zugenommen.

Am schwersten haben es die jungen Darstellerinnen, die in Liebhaberrollen beschäftigt werden; denn der Geschmack des Publikums wechselt rasch und verlangt immer wieder nach Abwechslung und nach Neuem. Die Namen ändern sich zwar, doch die Typen bleiben die gleichen. Es ist immer dasselbe holdselige Lachen, das das jugendfrische Gesicht mit vor die Kamera bringen muß. Sind dann aber die paar Jahre schönsten Jugendalters vorüber — und das geht beim Film rascher als anderswo — dann wehe der Künstlerin, die nicht über genügende Mittel schauspielerischen Könnens verfügt, um sich völlig umstellen und in ein älteres Fach übergehen zu können! Solange im Film das Gesetz gilt, daß Menschen, die geliebt werden, ausgesprochen schön sind, spielen die anderen und älter Gewordenen nur noch Staffage.

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze!" Diese bittere Tatsache trifft den Filmdarsteller in weit stärkerem Maße als den Bühnenkünstler, dessen Ruhm und Beliebtheit aus dem Grunde von viel größerer Dauer sind, weil er den persönlichen Kontakt mit dem Publikum unterhält und seine Erfolge weniger von der äußeren Erscheinung als von den Leistungen seiner darstellerischen und stimmlichen Mittel abhängen.

O. Behrens.

ZUM NACHDENKEN

Diagonalrätsel.

Die Buchstaben b b b c e e e e e e e e e e e g g h i i i i k k l l m m n n n n o o r r r r r r s s s t u v sind in der Figur zu Wörtern folgender Bedeutung zu ordnen: 1 Gebetbuch, 2 tierische Wohnung, 3 Alpenpaß, 4 deutscher Dichter, 5 Aufsichtsbeamter im Bergbau, 6 Teil Südslawiens, 7 deutscher Maler, Radierer und Bildhauer. Die Diagonalen von links oben nach rechts unten und von links unten nach rechts oben nennen je einen deutschen Dichter.

Rätselskelett.

W . . . . las — Be . . . l — Fi . . . . ld — I . . . l — L . . . al — E . . en — F . . . e — B . . . . e — P . . . . . r — K . . . e — Ge . . . . t — Bun . . . . . gierung — Fi . . . . . . ald — R . . . l — O . . in — K . . . . latt — N . . a — P . . . a

Die Punkte sind durch ein geflügeltes Wort aus Goethes „Faust" zu ersetzen.

Karreerätsel.

1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31	32	33	34	35
36	37	38	39	40	41	42

Die Ziffern der zu suchenden Wörter sind durch entsprechende Buchstaben zu ersetzen, die in die betreffenden Karrees gesetzt werden (jedes Karree wird nur einmal besetzt). Sämtliche Buchstaben, von 1 bis 42 durchlaufend gelesen, ergeben einen Spruch. Bedeutung der Wörter: a Paradies 13 18 36 42; b Kletterpflanze 13 1 22 20; c warmer Gebirgswind 1 34 37 7; d schwedische Silbermünze 34 28; e Stadt in der Schweiz 19 38 17 1; f amerikanischer Finanzpolitiker 18 10 9 38 15; g Nachtvogel 3 37 6; h afrikanischer Staat 21 3 42 24 35; i deutscher Komponist 39 25 19 13 5; k Augenkrankheit 12 21 29 14; l norwegischer Dramendichter 16 33 12 41 42; m körperliche Erfrischung 30 10 23; n Fluß in Afrika 26 16 19 2 40; o Geistesprodukt 16 8 4 27; p orientalischer Titel 9 31 11 16 32.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — an — an — che — da — da — di — do — do — e — en — er — gel — hab — ke — ker — li — lu — man — mir — nau — ne — nei — non — ra — rin — rus — sa — si — ta — te — tri — tri — un — wa — win sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Namen eines altbekannten, weit und breit geschätzten Freundes und Helfers in gesunden und kranken Tagen ergeben. (ch = 1 Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1 Bittgesang, 2 spanische Landschaft, 3 Oper von Lortzing, 4 germanisches Volk, 5 Schlachtort in Böhmen, 6 Musikinstrument, 7 König von Israel, 8 orientalischer Titel, 9 europäischer Strom, 10 Lustschloß in Versailles, 11 Männername, 12 Feuerwerkskörper, 13 chinesischer Staatsbeamter.

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Name mehrerer ägyptischer Könige, 9 Raubvogel (poetisch), 10 selten, 13 Kampfplatz, 15 Steinkohlenprodukt, 17 das höchste Wesen, 20 Stadt in Holland, 24 Fettstoff, 25 Ansehen (Fremdwort), 26 Polarforscher; diagonal von links nach rechts: 2 Baumreihe, 4 Ausscheidung, Absonderung, 5 arabischer Volksstamm, 8 Teil der Violine, 9 sächsische Industriestadt, 12 Berliner Vorort, 15 geographische Zone, 18 Teil des Kopfes, 21 Medizinalware, 23 Affenart; diagonal von rechts nach links: 1 Preisnachlaß, 3 Gebäudeteil, 6 altjüdischer Schriftgelehrter, 7 Gegenteil von süß, 11 abgekürzter Name einer südamerikanischen Hauptstadt, 14 Sittenlehre, 16 ich (lateinisch), 19 begrenzte Frist, 20 altes Längenmaß, 22 Wohlgeruch.

Füllrätsel.

A		T					
	A		T				
		A		T			
			A		T		
				A		T	
					A		T

Die Kästchen sind in der Weise auszufüllen, daß Wörter von nachstehender Bedeutung gebildet werden: 1 Kirchendiener, 2 Stimmenbuch, 3 gärtnerische Anlage, 4 Wandpfeiler, 5 Orientierungsmittel zur See, 6 Trophäe des Alpenjägers.

Rösselsprung.

		der	lockt	lie	der		
	sie	fernt	hat	gall	lernt	be	
ent	was	ling	wie	lie	te	die	ge
	der	es	sie	sie	ti	singt	
neu	war		früh	al		nicht	nach

Magisches Quadrat.

a a a b e e h h i i i i r r r r s s t t t t t t w

Nach richtiger Einordnung der vorstehenden Buchstaben in das nebenstehende Quadrat ergeben die entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen: 1 Kartenspiel, 2 weiblicher Name, 3 russische Stadt, 4 Huftier, 5 europäisches Gebirge.

Geistreich.

Sein Eins soll niemand blindlings geben.
Das Zwei erfüllt des Kindes Leben.
Zwei mit 'nem Eins lockt jedermann,
Der klug ein Ganzes formen kann.

Doppellösung.

Wird es die Ware nicht sofort,
Bin ich es selber auf mein Wort.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4395.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4393.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 3 Leoncavallo, 6 Herder, 7 Rade, 9 Kaviar, 11 Gorilla, 12 Kamera, 13 Mänade, 15 Nana, 17 Neon, 18 Sekundenzeiger; senkrecht: 1 Spion, 2 Reval, 3 Leder, 4 Caprivi, 5 Lora, 6 Herzegowina, 8 Deklaration, 9 Kalamä, 10 Arkade, 14 Najaden, 16 Nase, 17 Neger, 19 Kunde, 20 Zeisig.

Gegensatzrätsel: gut, alt, ruhig, zänkisch, ungezogen, hell, ordentlich, endlich, flach, leer, innerlich, chronisch, immer, stark, teuer, gründlich, rechts, oben, blank. — Gar zu höflich ist grob.

Das gleiche Wort: Fulda.

Silbenrätsel: 1 Kobra, 2 Epistel, 3 Ikarus, 4 Neuseeland, 5 Spirale, 6 Champagner, 7 Heringsdorf, 8 Liguster, 9 Inambu, 10 Monarchie, 11 Marbach, 12 Eiche, 13 Revolver, 14 Elbe, 15 Rudolf, 16 Feuer, 17 Eule, 18 Indigoblau, 19 Nansen, 20 David. — Kein schlimmerer Feind / Als der frühere Freund.

Verschiebrätsel:

```
            1  2  3
            D R E I K A M P F
      S T A L L M A G D
            R O B E R T
  C R O M W E L L
            O S I R I S
S T I C K S T O F F R E I C H
            R A D E B U R G
            D O L C H
            S T Ä D T E B U N D
```

Kettenrätsel: 1 Newa, 2 Wasa, 3 Saba, 4 Base, 5 Sedan, 6 Dante, 7 Teju, 8 Jude, 9 Dekan, 10 Kanne.

Karussell: 1 = el, 2 = la, 3 = ma, 4 = rie, 5 = sa, 6 = go, 7 = bi, 8 = ber, 9 = lin, 10 = de, 11 = nar, 12 = be, 13 = ta, 14 = jo.

Synonym: Zank, Ehemann, Infanterist, Troddel, Braut, Redakteur, Imme, Niederlande, Geschichte, Takt, Roß, Angst, Trauung. — Zeit bringt Rat.

Bilderrätsel: Arbeit schändet nicht. (Links wird mit A begonnen.)

Vierundzwanzig-Stundenuhr: 1—4 Land, 5—8 Bild, 9—12 Werk, 13—16 Zeug, 17—20 Haus, 21—24 Vogt; 1—8 Landbild, 5—12 Bildwerk, 9—16 Werkzeug, 13—20 Zeughaus, 17—24 Hausvogt, 21—4 Vogtland.

Kola und Sport.

In einem von medizinischer Seite geschriebenen Artikel über „Doping im Sport“, befinden sich nachfolgende interessante Angaben über die Anwendung von Kola.

„. . . Der Sportsmann kann jedoch von anderen Genußmitteln und Reizmitteln unbedenklich Gebrauch machen; als solche sind ihm Kaffee, Tee, M[illegible] und Kola zu empfehlen,“ schreibt Prof. Dr. Axel Windler in Nr. 22 der „Medizinischen Welt“ 1928. — „Augenblicklich gilt als bestes Hilfsmittel für den Sportbetrieb die Kola“ sagt derselbe Autor. Es gibt rotgelbe Kola-Nüsse und weiße. Ihr wirksamer Bestandteil ist das Coffein. Doch hat die Kola vor reinem Coffein Vorzüge, sodaß sie durch Kaffee nicht vollständig ersetzt werden kann. Sie dient als Anregungsmittel für den Magen und als Stärkungsmittel für das Herz. — Schumburg fand, daß durch Kola-Extrakt die Leistungsfähigkeit des Muskels gesteigert wird, weil die Muskelenergie besser zur Ausnutzung kommt. Prof. Nocht nennt den Extrakt der Kola-Nuß einen Blutbildner. Lapique marschierte nach Einnehmen von ein paar Gramm Kola einen ganzen Tag lang. Man hält Kola für ein echtes Sparmittel. Wegen seiner speziellen Wirkung auf das Nervensystem gilt es als vorzügliches Nervennahrungsmittel. Winckler betont weiter: „Kola ist ein Auffrischungsmittel für das Gehirn und deshalb besonders wertvoll bei solchen Sportbetrieben, die gefährliche Situationen mit sich bringen, wo Geistesgegenwart notwendig ist und der Kopf das Beste hergeben muß, was er hat. Neuerdings pflegen Studierende vor einem Examen Kola zu nehmen.“ — Wenn die Tasse Kaffee oder Tee dem Sporttreibenden als selbstverständlich gestattet ist, dann auch besonders die Kola-Tabletten, zumal die im Handel befindlichen Kola-Dallmann nach dem Untersuchungsergebnis des Chem. Laboratoriums Dr. Fresenius in Wiesbaden nur 0,02 g Coffein in einer Pastille enthalten, gegenüber 0,10 g in einer Tasse Kaffee, so daß man schon 5 Kola-Tabletten nehmen muß, um den Coffeingehalt einer einzigen Tasse Kaffee zu erreichen.

„GEATRON“

Weitere Zeppelinfahrten. Im Hochsommer veranstaltet der Luftschiffbau Zeppelin zwei Deutschlandreisen. Die erste Fahrt des Luftschiff „Graf Zeppelin“ führt von Friedrichshafen über Süddeutschland und Schlesien nach Berlin, wo eine Landung vorgenommen wird. Mit der Rückreise von Berlin nach Friedrichshafen wird das Luftschiff einen Besuch Ostpreußens verbinden. Während die letzte Fahrt einen mehr sportlichen Charakter trug, sollen die Reisen nach Schlesien und Ostpreußen durch ihre billigeren Preise auch weiteren Kreisen Gelegenheit geben, eine Fahrt mit dem „Graf Zeppelin“ zu unternehmen. Die Passagier-Buchungen für sämtliche Zeppelinfahrten werden ausschließlich durch die Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg und ihre Vertretungen vorgenommen.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Waßmann; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12.
General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8. e., 44/bis. Rue Pasquier.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

LEIPZIG

VERLAG I·I·WEBER

NR·4395 ☆ 6·JUNI·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN

DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN

WIEN BUDAPEST

NR. 4395 / 172. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

6. JUNI 1929

Allgemeine Notizen.

Bad-Nauheim. Das neue Medizinische Institut wurde vor etwa Monatsfrist eingeweiht. Die Neuanlage steht in enger örtlicher Beziehung zu dem berühmten Sprudelhof, der sich durch die Einheitlichkeit seiner Architektur auszeichnet. Nach allgemeinem Urteil ist es dem Erbauer des Instituts gelungen, den Neubau in diesen Rahmen einzufügen. Um eine geräumige Eingangshalle gruppieren sich die Untersuchungsräume mit den dazwischen geschalteten Auskleideräumen. Ihnen vorgelagert sind zwei Ärztezimmer mit Laboratorien und Waschräumen. Das Kellergeschoß enthält lediglich Räume zu wissenschaftlichen Forschungszwecken, während im Dachgeschoß die Räume für die wissenschaftlichen Kurse untergebracht sind. Das Medizinische Institut ist nach den neuesten Grundsätzen der Technik erbaut und mit den modernsten Apparaten und Einrichtungen versehen. Es wird über ein Laboratorium verfügen, das in seiner Art wohl einzig dasteht. Alle in Bad-Nauheim verabfolgten Badeformen werden abgegeben, wobei sich deren Wirkung durch verschiedene Apparate kontrollieren läßt. Im Erdgeschoß sind eine ganze Anzahl Apparate aufgestellt, die der Krankenuntersuchung dienen, die aber zu kostspielig sind, auch zu viel Raum beanspruchen, als daß sie jeder Arzt sich anschaffen könnte. Es gibt weder in Deutschland, noch in einem anderen Lande kaum einen Platz, in dem so viele Herzkranke zusammenkommen wie in Bad-Nauheim. Daher ist es Pflicht, daß hier ein solches Forschungsinstitut unterhalten wird zur Erweiterung der Erkenntnisse auf dem Gebiete der Bäderkunde und der Kreislaufkrankheiten.

Marienbad. In weiterer Ausgestaltung der Kurbehelfe Marienbads wird in diesem Monat ein großes, allen Anforderungen der Zeit entsprechendes Strandbad eröffnet. An der besten Autostraße der Tschechoslowakei Eger–Marienbad, nur einige Minuten vom Kurzentrum Marienbads in einer Talmulde windgeschützt gelegen, bietet dieses Bad über dreitausend sonnenbedürftigen Menschen die notwendige Ergänzung ihrer Kur. Wassersport, Leichtathletik, Tennis, Tanz und andere Zweige der Körperertüchtigung können im Strandbad gepflegt werden. Die Leitung der Sportanlagen liegt in den Händen bewährter Sportler und Ärzte.

Illustrirte Zeitung

EIN INTERESSANTES SELBSTBILDNIS
DES WIENER MALERS VIKTOR HAMMER

(Hierzu ein Artikel auf Seite 839.)

UNSER LEBEN WIRD LÄNGER!

VON DR. W. SCHWEISHEIMER

Unser Leben währet siebenzig Jahr, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahr, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen; denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon." Diese schönen Worte des Psalmisten sind vermutlich mehr das Ergebnis gefühlsmäßiger Eingebung als statistischer Erkenntnis gewesen. Aus den biblischen Zeiten wird zwar von hohen Menschenaltern berichtet: Nach gewissen Berechnungen soll Adam über 900 Jahre alt geworden sein, Enoch 350 Jahre, Noah 600 Jahre, der sprichwörtlich gewordene Methusalem fast 1000 Jahre, während Moses nur 120 Jahre erreichte. Aber diese Zahlen sind ganz unerwiesen. Wenn man überhaupt aus solchen Angaben etwas schließen will, so nur das, daß es damals sehr langlebige Menschen gegeben hat. Eine ganz andere Frage ist freilich, ob der Durchschnitt der Menschen damals so lange oder auch nur 70 und 80 Jahre gelebt hat. Das ist unwahrscheinlich.

In unserer Zeit hebt sich das durchschnittliche Lebensalter seit einem Jahrhundert in stetiger Weise. Aber auch jetzt noch sind bis zu 60 Jahren fast $^3/_4$ der Menschen gestorben, zwischen 60 und 70 Jahren sterben rund 13 Proz., zwischen 70 und 80 etwa 10 Proz., über 80 noch 5 Proz. Die Verschiebung der Sterbeziffer in frühere Jahrzehnte hängt eng mit den Todesfällen im ersten Lebensjahr zusammen, sie stellen mit fast 25 Proz. die weitaus höchste Sterbezahl in irgendeinem Lebensjahr dar. Das erste Jahr ist also besonders kritisch. In den Zahlen der Statistik drückt sich das paradox aus. Wer eben geboren wird, hat eine mittlere Lebenserwartung von etwa 46 Jahren; wer aber ein Jahr alt geworden ist, hat eine mittlere Lebenserwartung von 56 Jahren, und wer gar das zweite Lebensjahr überschritten hat, dessen mittlere Lebenserwartung beträgt 57 Jahre. Erst von da an nimmt die mittlere Lebenserwartung allmählich ab. Die statistischen Aufzeichnungen enden im allgemeinen bei „105 Jahren und darüber". Das ist ein Zeichen, daß höheres Alter selten ist.

Das durchschnittliche Leben wird länger. Die statistischen Aufzeichnungen aus früheren Zeiten sind zum Teil ungenügend. Soweit aber genaue Angaben vorhanden sind, ist die Lebensverlängerung deutlich zu ersehen. England ist das Land mit der ältesten Gesundheitsstatistik. Dort haben sich seit einem halben Jahrhundert die Todesfälle in der Altersgruppe 0—5 Jahre um die Hälfte vermindert, ebenso in den folgenden Jahrgängen, in der Altersgruppe 15—20 sogar um zwei Drittel. Auch die Lebensaussichten der älteren Personen haben sich günstiger gestaltet, die Lebensgrenze ist weiter hinausgerückt. In den Vereinigten Staaten von Amerika betrug das Durchschnittsalter zu Beginn des 19. Jahrhunderts 35 Jahre, jetzt etwa 58 Jahre. Seit dem 16. Jahrhundert hat sich dort die durchschnittliche Lebensdauer mehr als verdoppelt.

Die gleiche Abnahme der Sterblichkeit kommt in allen anderen Ländern zur Geltung. In Deutschland soll um das Jahr 1000 die durchschnittliche Lebensdauer nur etwas über 30 Jahre betragen haben, in den folgenden Jahrhunderten nahm sie noch ab. Im Jahre 1871 trafen in Deutschland auf 1000 Einwohner noch 29,6 Gestorbene. Im Jahre 1900 war diese Ziffer bereits auf 22,1 in allmählicher Abnahme gesunken, sie nahm vorübergehend in den Kriegsjahren zu, im Jahr 1927 betrug sie 12,0. In allen Kulturstaaten lassen sich die ständige Abnahme der Sterblichkeitsziffer und die durchschnittliche Lebensverlängerung ziffernmäßig nachweisen. Für die Stadt Frankfurt a. M. gibt Rubner auf 1000 Lebende in den Jahren 1551—1600 eine Sterblichkeit von 51 an. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sogar von 68, in den Jahren 1891—1900 dagegen 17,2.

An und für sich kann der Mensch ein Alter von 120 Jahren und darüber erreichen. Es sind mehrere Fälle von 150 Jahren bekannt, ein Mensch in Ungarn soll sogar 185 Jahre alt geworden sein. Ein englischer Bauer, der 152 Jahre alt wurde, hatte sich mit 120 Jahren nochmals verheiratet und noch 10 Jahre länger Feldarbeit verrichtet. Ein englischer Landmann, der 140 Jahre alt war, hatte zwei Söhne von 100 und 102 Jahren. Solche Fälle werden immer vereinzelt bleiben. In Amerika treffen auf 10000 Lebende 4 Hundertjährige, eine Reihe von Menschen ist dort mehr als 107 Jahre alt. In Deutschland fanden sich bei der letzten Volkszählung vom Jahr 1925 26 Männer und 46 Frauen, die 100 Jahre und darüber alt waren.

In einzelnen Berufen läßt sich gleichfalls die durchschnittliche Lebensverlängerung feststellen. Die Register des „Royal College of Physicians of London" gehen bis zum Jahre 1518 zurück, sie lassen das Durchschnittsalter der Ärzte heute und im 16. Jahrhundert vergleichen. Es wurden zuletzt die Ärzte berücksichtigt, die 1825 geboren sind, um eine Beeinflussung der Statistik durch noch Lebende auszuschalten. Es ergab sich eine wesentliche Zunahme der Lebenserwartung ganz besonders in den mittleren Altersklassen. Wenn beispielsweise die durchschnittliche Lebenserwartung zwischen 45 und 50 Jahren vom Anfang der Statistik bis zu ihrem Ende um 9 Jahre zugenommen hat, so bedeutet das: ein Arzt von 45 Jahren konnte um das Jahr 1600 erwarten, 68 Jahre alt zu werden, sein gleichaltriger Kollege in der Mitte des 19. Jahrhunderts konnte es dagegen als wahrscheinlich betrachten, 77 Jahre alt zu werden. Wenn er im 19. Jahrhundert 60 Jahre alt war, so konnte er erwarten, um 4 Jahre länger zu leben als sein gleichaltriger Kollege im 17. Jahrhundert. Das ist also in der Altersklasse von 60 Jahren noch ein bemerkenswerter Unterschied. Sogar im Alter von 80 und 85 Jahren ist noch ein Unterschied in der durchschnittlichen Lebenserwartung von fast 1 Jahr festzustellen.

Als Hauptursache der durchschnittlichen Lebensverlängerung ist die Besserung der Hygiene zu betrachten. Die Entwicklung zu großen Städten, die Wohnungsnot, die Einbürgerung schädlicher Genußmittel sind zwar von Nachteil für die Volksgesundheit, ihnen stehen aber wachsende Erkenntnisse gegenüber, zunehmende Fürsorge, technische Errungenschaften wie Wasserleitung und Abfuhrsysteme. Die Raschheit des modernen Lebens und der Ausbau der Verkehrsmittel haben freilich zu einer Steigerung der Unfälle geführt, sie ist auch durch gute Sicherungen nicht ganz wettzumachen. Von großem Einfluß sind die Fortschritte in der Seuchenbekämpfung, in der erfolgreichen Behandlung von inneren Erkrankungen und chirurgischen Leiden durch die neuzeitliche Medizin. Die moderne Geburtshilfe und Wochenbettbehandlung mindert die Sterblichkeit der Frauen beträchtlich herab. Die Säuglingskrankheiten können durch tieferes Verständnis für die Ernährungsgesetze besser in Angriff genommen werden. Es handelt sich hier um fühlbare Fortschritte. Sie müssen zwar auf der anderen Seite in einer Zunahme der Alterskrankheiten (Arteriosklerose, Krebs) ihren Ausdruck finden, im Durchschnitt haben sie aber zu einer Zunahme der Lebensdauer geführt.

Ebenso wichtig wie langes Leben ist es, in hohen Jahren elastisch und geistesfrisch zu sein. Von dem alten John Rockefeller ist bekannt, wie frisch und rüstig er trotz seines hohen Alters ist. So etwas kann auch nach Ansicht der Amerikaner nicht ganz mit rechten Dingen zugehen. Es wurde erzählt, ein amerikanischer Arzt habe ihm gegen eine Million Dollar ein Lebenselixier gegeben. Rockefeller, der von diesem Gerücht hörte, bestätigte in humorvoller Weise diese Mitteilung. Bei einem Gastmahl ließ er jedem Gast eine Art Scheck mit seiner eigenen Unterschrift aushändigen. Der Scheck lautete auf 100 Jahre Lebenszeit und trug auf seiner Rückseite ein Rezept zu dem Wundermittel, das Rockefeller jung erhielt. Das Rezept lautete: 1. Setze kein Fett an. Schlankheit ist Gesundheit. 2. Treibe regelmäßig Leibesübungen. 3. Reine Einatmungsluft während des Schlafes. 4. Trinke täglich viel Wasser. 5. Ärgere dich nicht, vermeide jede Aufregung.

In diesen fünf Punkten sind in der Tat die Hinweise auf eine richtige Lebensführung gegeben. Schlanke Menschen haben eine größere Aussicht, ein hohes Alter zu erreichen, als dicke. Die schwerste Regel des Rockefellerschen Rezeptes ist die letzte: sich nicht zu ärgern und nicht aufzuregen. Es besteht kein Zweifel, daß die Gelegenheit dazu sich reichen Menschen mindestens so bietet wie weniger vermögenden. Vielleicht liegt hier eine Ursache, warum Reichtum noch nicht Verlängerung des Lebens bedeutet.

Auf jeden Fall sterben immer noch viel zu viel Menschen an mehr zufälligen Erkrankungen. Der frühere Gesundheitskommissar von Neuyork, Darlington, hat festgestellt, daß nur 4 Proz. der Bevölkerung Neuyorks in hohem Alter sterben. Auch bei diesen Todesfällen trug fast in keinem Fall „Altersschwäche" die Schuld, sondern unglückliche Zufälle oder eigene Vernachlässigung waren die Todesursachen. Das sollte zu vermeiden oder sehr einzuschränken sein. Fast 30 Proz. der Todesfälle treffen auf ansteckende Krankheiten, hier sind weitere Einschränkungen nötig.

Darlington ist der Ansicht, der Mensch könne auch in der Stadt ein Alter von 120 Jahren erreichen. Wichtigste Vorbedingung ist dabei Vermeidung einer fehlerhaften Lebensweise. Wer lange leben will, muß schon frühzeitig mit dem Streben danach beginnen. Auf Pillen, Jungbrunnen und Verjüngungsoperationen darf man sich nicht verlassen. Nicht unwichtig ist schon — die Auswahl der Eltern. Es hat sich gezeigt, daß langes Leben der Eltern und sonstiger Vorfahren die günstigste Voraussetzung für das Altwerden der Kinder ist.

Es sind noch zahlreiche Möglichkeiten gegeben, das durchschnittliche Lebensalter noch weiter zu verlängern. Das gilt für alle Altersklassen. Rubner hat eine hypothetische Lebenstafel aufgestellt, aus der sich die in Zukunft zu erhoffende Lebenserwartung ersehen läßt.

Hypothetische Lebenstafel.

Alter	Zahl der Lebenden	Sterblichkeit pro 1000	Lebenserwartung in Jahren
0	100000	38,21	64,75
5	94339	1,85	63,27
10	93648	1,14	59,02
20	92269	2,34	49,82
40	86318	4,70	32,49
50	81542	7,19	24,08
60	73882	14,29	16,01
70	56213	56,45	9,17
80	22818	130,28	5,29
90	3110	249,62	3,03
100	67	401,91	1,85

Das in der Tabelle als möglich hingestellte Ziel ist noch nicht erreicht. Aber eines geht schon aus den jetzigen, weit gebesserten Verhältnissen hervor: daß nämlich die sogenannte „gute alte Zeit" so wenig besonders gut war, wie sie zur Zeit ihres Erlebtwerdens alt war. Besonders gut und alt — das wird die Zeit nur in der Erinnerung.

Die statistische Tatsache der Lebensverlängerung ist im täglichen Leben zu spüren. Die alten Menschen unserer Zeit sind überall mit ungebrochener Kraft tätig. In ihnen steckt eine Kraft und ein Lebenswille, der wahrhaft jugendlich erscheint. Auch die Bestrebungen der Frauen, durch Schlankheit und Körperertüchtigung länger elastisch zu bleiben, beruhen unbewußt auf dem Trieb zur Verlängerung des Lebens. Längeres Leben hat nur Wert, wenn es in Jugendgefühl und Leistungsfähigkeit verbracht wird. Auch der Abgeklärtheit des Alters erscheint ein gesundes Leben lebens- und begehrenswert. Gerade bejahrte Leute hangen oft sehr am Leben. Für sie mag es eine gewisse Genugtuung sein, daß die Erreichung eines gesunden Alters von 120 Jahren für den Menschen physiologisch sehr wohl möglich ist.

Den Gefallenen des Gardedukorps zum Gedächtnis: Frhr. v. Richthofen, ein ehemaliger Kommandeur des Leibregiments der preußischen Könige, hält die Gedenkrede bei der feierlichen Einweihung des Reiterstandbildes (von Prof. E. Cauer) am Eingang des Neuen Gartens in Potsdam am 25. Mai.

Marinemannschaften als Ehrenwache des Reichspräsidenten am Gedenktag der Skagerrakschlacht: Hindenburg besichtigt am 30. Mai vor dem Reichspräsidentenpalais die zur Ablösung der Reichswehr aufmarschierte Matrosen-Ehrenwache. — Diese Sitte wurde im vorigen Jahre eingeführt.

Irland errichtet in Berlin eine Gesandtschaft
Prof. A. Binchy,
der neuernannte außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister des Irischen Freistaats.

Der Schauplatz unserer Romanerzählung
EIN KULTURBILD DER INSEL MADAGASKAR

Text und Bilder von Max Mezger, dem Verfasser der „Leute von Nossimena"

Junger Mann aus dem Herrscherstamm der Hovas.

Vor der Ostküste Afrikas, gerade gegenüber von Mozambique liegt eine Insel, die so groß ist wie das frühere Frankreich, Belgien und die Niederlande zusammen. Marco Polo gab ihr im 13. Jahrhundert n. Chr. den Namen Madagaskar.

Früher, als der Seeweg nach Ostindien noch um das Kap der Guten Hoffnung führte, beschäftigten sich alle seefahrenden Nationen mit dem Riesen-Eiland, aber seitdem der Suezkanal das Mittelländische mit dem Roten Meer verbindet, liegt Madagaskar fern vom Weltverkehr. Es ist schwer, zu sagen, was für ehrgeizige Pläne Frankreich mit der Besitzergreifung im Jahre 1896 verband. Jedenfalls spielte die an der Nordspitze der Insel gelegene, ungeheuer große Bucht von Diego-Suarez als Flottenstützpunkt dabei eine große Rolle. In dieser Bucht hätten alle Flotten Europas gleichzeitig Ankergrund finden können, und der Zugang zu ihr ist so eng, daß es eine Leichtigkeit wäre, ungebetenen Gästen den Eingang zu verwehren. Die neue Kolonie wurde anfangs ziemlich vernachlässigt. Die französischen Schiffahrtsgesellschaften unterhielten dorthin nur einen sehr sporadischen Verkehr mittels ihrer ältesten, in den Büchern längst abgeschriebenen Dampfer, und das Menschenmaterial, das die Besiedelung unternahm, stand in der Heimat wohl auch nicht mehr sehr hoch zu Buch. Wahrscheinlich wäre diese Art Robinson Crusoes selbst in den Sanatorien der Côte d'Azur nicht sehr alt geworden, aber an den Sumpfküsten Madagaskars starben sie so rasch und massenhaft am Fieber, daß sie der Kolonie den düsteren Namen „Kirchhof der Europäer" eintrugen. Obwohl noch dazu Frankreich hohe Schutzzollmauern um seinen Besitz legte, ließ sich hanseatischer Unternehmungsgeist auch hier nicht abschrecken. In ernster, mehr als 25jähriger Pionierarbeit gelang es unseren Landsleuten von der Wasserkante, die Küsten Madagaskars mit zahlreichen kaufmännischen Niederlassungen und Faktoreien zu besetzen. Es erwies sich, daß bei vernünftigem Lebenswandel das Klima der Insel ebenso erträglich war wie das von anderen Tropenländern. Schließlich kam es so weit, daß man sagen konnte: Madagaskar war eine französische Kolonie mit deutschem Handel.

Palast der früheren Hovakönigin in der im Innern der Insel 1500 m hoch gelegenen Hauptstadt Antananarivo.

Wenn dann auch in den letzten zehn Jahren vor dem Weltkrieg die Franzosen allerlei Anstrengungen machten, das Versäumte nachzuholen, indem sie für bessere Schiffsverbindungen sorgten, Straßen und sogar Eisenbahnen im Innern der Insel bauten und das für die Eingeborenen nicht immer sehr leicht erträgliche Militärgouvernement durch eine geordnete und humane Zivilverwaltung ersetzten, ist das Stillschweigen, mit dem die übrige Welt über Madagaskar hinweggeht, bis heute noch kaum gebrochen worden. Man spricht nicht über diese Insel, man schreibt nicht über sie, man filmt sie nicht einmal, und niemand, der nicht berufliche Veranlassung hat, denkt je im Traum daran, sie aufzusuchen.

Hovadamen beim Sonntagsspaziergang in Antananarivo.

Und doch ist es ein Land von großartiger Schönheit. Seine Götter und Dämonen wohnen nicht in buddhistischen Rokokotempeln, noch offenbaren sie sich im sinnberückenden Taumel javanischer Blumenballette. Sie leben in erhabener Ferne auf den Gipfeln des hohen Gebirges, das die ganze Insel durchzieht; sie hausen in den mächtigen Räumen der schweigsamen Urwälder und greifen mit weißen Armen aus den Wogenbergen der Brandung nach den verwegenen Fischern, die in korkleichten Booten über sie hinwegzutanzen versuchen. Vielleicht aber sind diese schlichten Naturgeister trotzdem sehr alte und sehr ehrwürdige Verwandte der viel bunteren und komplizierteren östlichen Götterwelt, denn die Eingeborenen Madagaskars, aus deren Seelen sie stammen, sind von Osten und nicht von Westen in ihre neue Heimat gekommen. Wann das geschah, ist noch ein großes Geheimnis, da auch die Forschung sich an dem allgemeinen Schweigen über Madagaskar beteiligt. Vielleicht war es vor der Sintflut und geschah auf dem Landweg über einen Kontinent, der die Stelle des Indischen Ozeans einnahm, und dem die Gelehrten den Namen Lemurien gaben. Aber nicht nur die Sprache der Madegassen, die dem melago-polynesischen Sprachstamm angehört, weist auf Zusammenhänge mit dem Malaiischen Inselarchipel hin, sondern auch Fauna und Flora zeigen solche Verwandtschaften auf.

Es wird angenommen, daß die Hovas, die vor der französischen Eroberung die Herrscher in Madagaskar waren, reine Javanen seien. Jedenfalls sind sie hellgelber Hautfarbe und haben straffe, schwarze Haare, während die übrigen Stämme, besonders die Küstenvölker, in allen Schattierungen von Braun bis Gelb spielen. Die Hovas bewohnen das Hochland, zwischen dem östlichen und westlichen Rand des Gebirges im Innern der Insel, und ihre alte Königsstadt Antananarivo ist wohl die einzige Tropenstadt, in der Europäer und Eingeborene ohne jeden Trennungsstrich neben-

einander wohnen. Das gibt ihr ein außerordentlich pittoreskes Ansehen, zumal da ihre Lage auf zahlreichen, sehr steilen Felsen und Hügeln für große Abwechslung in der Straßenführung sorgt.

Die übrige Bevölkerung zerfällt in viele Stämme und Gruppen, die untereinander sehr verschieden sind und im Westen auch afrikanischen Einfluß verraten. Aber die Sprache ist überall, wenn auch mit verschiedener Dialektfärbung, die madegassische.

Im Grunde ist es ein gutmütiges, liebenswürdiges, redseliges Volk von leichter Auffassungsgabe, aber physisch nicht sehr kräftig — das geht schon aus der schwachen Bevölkerungsziffer hervor, die sich nur auf $3^1/_2$ Millionen beläuft, für einen Raum, der größer ist als der, der in Deutschland für 60 Millionen ausreichen muß. Der immer wachsende Kontakt mit der nordischen Zivilisation trägt nicht zu ihrer Stärkung bei, und die Zeit, in der dieses interessante Volk in die Vergangenheit tauchen wird, wie die Landbrücke, über die es kam, im Ozean versank, scheint nicht mehr allzu fern.

Unten: Kinder beim Krabbenfang an Madagaskars Ostküste.

Leute aus dem Stamm der Antayfasys beim Hausbau an der Ostküste Madagaskars.

Im gebirgigen Innern Madagaskars: Automobilstraße zwischen Antananarivo und Fianarantsoa, der zweitgrößten Stadt der Insel.

Häuptlingssohn aus dem Stamm der Safymananga im Südosten Madagaskars.

Kanu im Fluß bei Farafangana an der Ostküste.

Die Leute von Nossimena

Eine Erzählung aus Madagaskar von Max Mezger

(5. Fortsetzung.)

VII. Das Werk.

Das alte Sprichwort, daß geschenkte Messer die Freundschaft zerschneiden, hatte diesmal nicht recht. Benediktus und Ingila wurden ein Paar unzertrennliche Freunde, und das alte Taschenmesser hatte keinen geringen Anteil daran. Der Pater und der Junge saßen manche Stunde zusammen im Ufersand und schnitzten Boote, die es beinahe mit Großvaters Häuptlingskanu aufnehmen konnten. Ingilas Kameraden standen in sicherem Abstand auf einem Bein und kratzten sich mit den Zehen des anderen die Waden. Da man sich nicht im geringsten um sie kümmerte, kamen sie bald näher, und es dauerte nicht lange, bis es ganz selbstverständlich war, um Pater Benediktus herum im Sand zu sitzen oder mit ihm den Strand entlangzulaufen, um das Schicksal der kleinen Boote zu verfolgen. Der Monsun blies sie weit auf die Lagune hinaus oder führte sie im Halbkreis wieder an den Strand zurück.

Neue Messer tauchten auf. Später gesellten sich kleine Sägen, Stemmeisen, Hämmer und Hobel dazu. Man wunderte sich über nichts. Was der Vazaha an Schätzen und Fertigkeiten besaß, war so unerhört, daß man ihm einfach alles zutraute und sich nur wunderte, wenn er irgend etwas nicht konnte.

Jetzt erlebte Nossimena seine erste kunstgewerbliche Epidemie. Kein Türpfosten und kein Dachbalken blieb verschont. Es mußte sich alles, alles wandeln. Großvaters Paddelruder grinsten ihn plötzlich als Haifischköpfe mit fletschenden Zähnen an, und Rasuas schön polierten Nähmaschinenkasten bewachte künftig ein in den Deckel gekerbtes Krokodil mit aufgesperrtem Rachen.

Freilich ereignete es sich, daß Arme und Beine in die fanatische Materialbehandlung mit einbezogen wurden. Aber das führte nur zu neuen Erlebnissen wunderbarer Art. Mit äußerster Spannung verfolgten funkelnde Kinderaugen die geschickten und dabei so sanften Hände des Paters, wenn sie mit Watte und Salbe, mit braunen und weißen Wassern, mit Pflastern und Binden die angesägten oder plattgehämmerten Gliedmaßen wieder in Ordnung brachten. War es ganz schlimm, dann mußte man während der Operation einen braunen Stein in den Mund nehmen, der ganz weich wurde und sogar Waldbienenhonig an Wohlgeschmack übertraf. Ausgesprochene Heldennaturen zögerten nicht, an heilenden Krusten so lange herumzukratzen, bis ihr Zustand neue Schokoladenbehandlung unvermeidlich erscheinen ließ.

Das Vertrauensvotum für Benediktus war seitens der Jugendpartei einstimmig. Das hinderte jedoch reaktionär gesinnte Mütter keineswegs, die unheimlichen Zaubermittel des Fremden von den Gliedern ihrer Jungen wieder abzuwaschen, kräftig auf die Wunden zu spucken und sie dann mit Ochsenmist und Lehm zu verschmieren. So hatte man es gemacht, seit man denken konnte, und da sich die Heilfähigkeit der braunen Haut, so oder so, als immer gleich unüberwindlich erwies, war kein Grund vorhanden, die altbewährten Gebräuche zu ändern. Es war auch ein Skandal, wie der glatte, feuchte Streifen Sand rund um die Insel herum mit spukhaften Kritzeleien bedeckt war. Wenn auch das meiste davon verständliche und harmlos scheinende Dinge darstellte, wie Zebus, Hühner, Menschen, Häuser, Blumen, Bäume, Fische oder Käfer, so wimmelte es doch dazwischen von fremdartig verschlungenen Zeichen, denen nichts Gutes zuzutrauen war. Die Kinder nannten es „Sorata" — das Geschriebene — und lachten die Mütter aus, wenn sie kopfschüttelnd davorstanden.

Die Rückschrittspartei blieb indessen in der Minderheit, denn Rasua war auf des Paters Seite. Sonst wäre es wohl schlimm um sein Werk bestellt gewesen. Ohne das tragfähige Element der Frauenseele war noch nirgends in der Welt ein Mann imstande, seinen Ideen Geltung zu verschaffen.

Rasua war die hübscheste und fröhlichste Frau im Dorf, dabei stark wie ein Mann. Sie schob das schwere Fährboot allein vom Strand, wenn sie über den Fluß setzen wollte, und trug Reislasten auf dem Kopf, ohne die Schnelligkeit ihres federnden Ganges zu mindern. Sie lachte und scherzte mit jedem, nur nicht mit Benediktus. Die ritterliche Galanterie, die er sich aus seiner weltlichen Zeit her den Frauen gegenüber bewahrt hatte, und die ein selbstverständlicher Zug seines Wesens geblieben war, versagte Rasua gegenüber vollkommen. Er spürte deutlich, daß er für die braune Brunhilde kein Siegfried war — vielleicht überhaupt kein Mann in ihrem Sinn. Wahrscheinlich wirkte die blasse Farbe seiner Haut wie Frost auf ihr blühendes Blut.

Dagegen war die junge Frau von unersättlicher Wißbegierde erfüllt und brachte Benediktus, dem Lehrer, schrankenloses Vertrauen entgegen. Es dauerte eine Zeitlang, bis sich Benediktus in diesem Verhältnis zurechtfand. Künstliche Würde und Onkelhaftigkeit lagen seiner Jugend noch reichlich fern. Es ging nicht ohne einige Bitternis ab, sich dareinzufinden, wie ein weißer Fudjijamagipfel fern über einem Land voll roter Pfirsichblüten zu schimmern. Es war nur eine sehr dünne Schneedecke, die dieser Gipfel den warmen, duftsatten Windstößen aus der Ebene selbstverständlicher Sinnlichkeit entgegenzusetzen hatte.

Aber später, als seine Empfindungen für sie zum klaren Wein einer tapferen Kameradschaft vergoren waren, empfand Benediktus Rasua gegenüber große Dankbarkeit. Es war ein wunderbares Erlebnis für ihn, zu erfahren, wie viel selbst eine ganz primitive Frau, auch ohne sinnliche Erfüllungen, einem Mann zu geben vermag. Auf dem Gebiete des gefühlsmäßigen Erfassens der fremden Begriffswelt wurde sie sein Pfadfinder, sein Dolmetscher und sein Kompaß, der stets den richtigen Kurs wies. Bald scharten sich die Mädchen ebenso um Rasua, wie die Knaben um den Pater. Zugleich mit der Unterweisung in der Herstellung kunstvoller Bastgewebe teilte sie der weiblichen Jugend alles mit, was Benediktus sie an Schulweisheiten lehrte. So war ein wichtiger Teil von Benediktus' Werktätigkeit, die Jugenderziehung, auf gutem Wege.

Aber auch in seinem Haushalt spürte er Rasuas wohltätigen Einfluß an allen Ecken und Enden. Sie griff stets hilfsbereit ein, wo Radanas Weisheit versagte. Letzten Endes verdankte Benediktus ihr die Rettung seines Europäertums. Was wäre ihm anderes übriggeblieben, als zur madegassischen Lamba überzugehen, wenn Rasuas Nähmaschine nicht durch feste Säume der drohenden Auflösung seiner Garderobe einen Damm entgegengesetzt hätte? So viel ernsthafte Sachlichkeit gab ihrem Verkehr die heitere Ruhe eines vollkommen guten Gewissens, so daß schließlich auch zwischen ihnen Lachen und Scherzen nichts Seltenes mehr waren. Nur sorgte Benediktus dafür, daß der Ausdruck zärtlicher Rührung, den die frauliche Mütterlichkeit seines guten Kameraden bei ihm auslöste, erst in seinen Zügen zu lesen war, wenn er Rasua nachblickte, wie sie auf ihrem abendlichen Heimweg zwischen den Büschen verschwand.

Als Jabankutavu sah, wie gut und harmlos alles verlief, wurde auch er zutraulich. Er liebte es, gegen Abend auf Benediktus' Hausschwelle zu sitzen und von da aus ein bißchen zu regieren. Benediktus mischte sich nie in die öffentlichen Angelegenheiten, aber wenn Jabankutavu lange genug vom Wetter, von der Reisernte und den Maniokfeldern geredet hatte, kam immer irgendein Thema zur Sprache, das Benediktus unschwer als eigentlichen Anlaß zu Großväterchens Abendspaziergang erkannte. Bei dem Frage- und Antwortspiel, das sich daraus entwickelte, wurde auf beiden Seiten ein großes Maß von Vorsicht und weiser Zurückhaltung geübt, so daß jeder nachher immer noch tun und lassen konnte, was er wollte.

„Herr," sagte zum Beispiel Jabankutavu, „Wanderer, die von Norden kamen, haben erzählt, daß in Farafangana jetzt ein französischer Resident sitze und Steuern erhebe."

„Ja, Vater," sagte Benediktus, „er sorgt aber auch dafür, daß ein Damm gebaut wird, damit der Fluß nicht wieder das halbe Dorf wegreißen kann, wie es bei der letzten Überschwemmung geschah."

„Ja, Herr, wer tut aber die Arbeit beim Dammbau?"

„Gewiß, Vater, das sind die Leute von Farafangana, aber ohne den Befehl des Residenten hätten sie es niemals getan, und der Resident bezahlt ihre Arbeit aus dem Ertrag der Steuern."

„Ja, Herr, aber alle müssen Steuern zahlen, und nur wenige arbeiten am Damm und haben Nutzen von ihm."

„Bei allen, Vater, die Steuern zahlen, wird es früher oder später etwas Nützliches zu arbeiten geben."

„Ach," seufzte Jabankutavu, „von Farafangana sind es nur fünf Tagereisen bis Nossimena."

Benediktus tröstete ihn und erklärte, daß es überall in der Natur und in den menschlichen Einrichtungen Mächte gäbe, denen sich ein kluger Mann am besten freiwillig füge.

Dann erzählte er die hübsche Legende, wie der liebe Gott und der böse Dämon gewettet hatten, wer es von beiden am raschesten dazu brächte, daß ein auf der Straße wandernder Bauer seinen Mantel ablege. Der böse Dämon erregte einen gewaltigen Sturm, der an des Bauern Mantel riß und zerrte. Aber je heftiger es wehte, desto fester zog der Bauer seinen Mantel um den Leib. Da kam der liebe Gott an die Reihe und ließ seine helle Sonne so warm scheinen, daß das Bäuerlein sich schon nach wenigen Schritten

ZWIELICHT

RADIERUNG VON W. WOLFGANG BREUER

Eingebettet in die Lieblichkeit einer ernsten, monumentalen Landschaft: Die Anlage der Wasserzuführung zum Murgwerk, einem der größten Wasserkraft-Elektrizitätswerke in Deutschland.

Bei aller Wucht doch von rhythmischer Beschwingtheit: Die Staumauer der Schwarzenbach-Talsperre.

NATUR UND TECHNIK

DAS BADENWERK, DIE GROSS-WASSERKRAFTANLAGE IM SCHWARZWALD

(Phot. Dr. P. Wolff.)

die Tropfen von der Stirn wischte und seinen Mantel freiwillig auszog. — Vielleicht, dachte Jabankutavu, daß es gewiß klüger sei, den französischen Sturmwind nicht herauszufordern, aber wahrscheinlich dachte er auch, daß er ebenso bereit wäre, auf die französischen Sonnenstrahlen zu verzichten, die es seiner Meinung nach doch nur auf seinen Mantel abgesehen hatten. Höflicherweise sagte er davon nichts, sondern ging dazu über, Benediktus' Haus und Garten zu bewundern.

Es war auch viel die Rede vom Sohn Kutavu, nach dem der Vater und Rasua große Sehnsucht hatten, und von dem alt und jung im Dorf mit viel Bewunderung sprach. Jabankutavu hatte erfahren, daß er sich als Soldat im französischen Milizheer hatte anwerben lassen, wozu er wohl durch seine große Vorliebe für die Hantierung mit Waffen verlockt worden war. Nun fürchtete Jabankutavu, daß lange Zeit vergehen müsse, bis Kutavu Urlaub nach der Heimat bekäme. Benediktus versprach, sich durch die Mission in Tamatave, wo Kutavu diente, nach ihm zu erkundigen und ihm von der Sehnsucht der Seinigen Kenntnis zu geben.

Es vergingen Monate, bis über Fort Dauphin die Nachricht kam, daß Kutavu auf einen Urlaub am Ende des Jahres hoffe, und es war erst Juli.

So befriedigt Benediktus im allgemeinen über den sichtbaren Fortschritt seiner Mission war, so gab es doch Tage, an denen er ein recht unheiliges Verlangen spürte, aus der Würde seiner geistlichen Führerschaft herauszuschlüpfen und nichts zu sein als ein abenteuerlustiger junger Mann.

Auch dafür gab es Rat. Zu solchen Zeitpunkten suchte er die Jungmannschaft im Dorf auf, die seit der gemeinsamen Waldfahrt zu jedem Unternehmen bereit war, das er in Vorschlag brachte. Am liebsten wären sie wohl mit ihm Ochsenstehlen gegangen, aber das war seit dem Verschwinden der Hovakommissare außer Mode gekommen und außerdem von der französischen Regierung streng verboten. Man mußte sich schon damit begnügen, aus den Dörfern flußaufwärts schwarze Erde und Dung für den Missionsgarten zu holen oder Ausflüge bis zu den Wasserfällen hinauf zu machen, um seltene Pflanzen herbeizuschaffen oder, was das schönste war, zum Fischfang auf die See hinauszufahren.

Frühmorgens vor Sonnenaufgang, wenn Monsun und Brandung noch schliefen, tanzten die korkleichten Boote über die opalschimmernde Fläche. Der kühle Landwind blähte die ockerfarbenen Bastsegel und trieb die kleine Flotte mühelos in die blaue Dämmerung hinaus. Man konnte den schwarzen Maschen der Lianennetze bis zu Ende folgen, wenn sie in die klare Tiefe sanken, und sehen, wie die regenbogenfarbene Pracht der vom Halbkreis der Boote gejagten Fische sich in ihnen verfing.

Einmal erhob sich ganz in der Nähe der Fischer ein grauschwarzer Berg aus den Fluten — so langsam und sanft, daß sich kaum die Fläche kräuselte, aber so machtvoll in seiner unerwarteten Erscheinung, daß Benediktus vor Staunen das Herz stillstand. Und dann wuchs dicht daneben ein zweiter solcher Bergrücken empor. Die beiden Wundermassen glitten dicht und lautlos nebeneinander hin. Bald wurden sie lebhaft, als spielten sie. Sie hoben sich halb aus dem Wasser und fielen wieder zurück. Tauchten untereinander durch und hoben sich wieder empor. Silberne Wasserstrahlen sprühten im Lichte der aufgehenden Sonne. Schließlich wurde ein Tanz daraus, ein Schwimmen und Schweben zugleich, im Rhythmus spielender Delphine, die ein Schiff begleiten, nur langsamer und machtvoller, wie ein in Bewegung übersetzter Orgelsang.

Es waren zwei Wale, die ihre Hochzeitsreise aus dem ewigen Winter des südlichen Polarmeers in den ewigen Sommer des Indischen Ozeans führte. Die braunen Fischer waren ganz still geworden — nicht aus Furcht, denn die Wale, die dort nie gejagt wurden, lebten im Frieden mit ihnen. Aber sie scheuten sich wohl, das Liebesspiel des königlichen Paares zu stören. Sie holten ihre Netze ein und paddelten bescheiden nach Hause.

VIII. Neue Herren.

Der Königspalast in Antananarivo stand leer.

Man hatte versucht, ein Museum aus ihm zu machen, und stellte die Insignien des verdrängten Hovakönigtums in den kahlen Sälen zur Schau. Da waren Krone, Zepter und Reichsapfel aus dünnem Goldblech. Der Stil ihrer Verzierungen erinnerte sehr an die Broschen, die unsere Großmütter trugen. Da waren auch die goldgestickten Samtroben der Königin, der mit Barockschnitzereien überladene Tragstuhl, ein riesiger rotseidener Sonnenschirm mit goldenen Fransen.

Diesen rührenden Plunder bewachten viele Ratten und die heilige Riesenspinne „Halabe". Von der Größe eines kleinen Vogels wob sie lautlos, von Besuchern ungestört, silbergraue Schleier, die von der Decke bis zum Boden reichten, und dämpfte das allzu helle Licht der leeren Rundbogenfenster mit staubigen Netzen.

Es war nicht viel mehr zu spüren von der wunderbaren Seele des Volkes, das vielleicht vor Millionen Jahren auf dem Landweg von Sumatra herübergekommen war, als noch der sagenhafte Kontinent Lemurien die Stelle des Indischen Ozeans einnahm.

Auf einem Hügel, nahe bei dem steilen Felsen des Königsschlosses, schimmerte das elegante Palais des französischen Gouverneurs, von einem blühenden Garten umgeben. Klugerweise verzichtete die Anlage auf jeden Anpassungsversuch an das heroische Milieu des alten Felsennestes. Sie wirkte offenherzig neu und unbekümmert fremd, als wäre sie eben fix und fertig aus den Champs-Elysées herübergebracht worden. Aber es ist etwas Merkwürdiges um den französischen Stil — er verletzt nie. Er ruht vollkommen in sich selbst und ist doch verbindlich.

Auch die breite Trikolore, die über dem Palais wehte, harmonisierte so fröhlich mit dem blauen Himmel, den weißen Wolken und der roten Erde, daß ihre Verkündigung einer fremden Hoheit keinerlei Drohung zu enthalten schien.

Das leichtlebige und durch Degeneration ein wenig infantil gewordene Hovavolk hatte den Verlust seiner Souveränität nicht allzu schwer genommen. Man hatte sich an Reden berauscht, solange die Franzosen auf der See schwammen. Man hatte weitergeredet, als sie an der Westküste, in Majunga, landeten. Man hatte geredet, getanzt und gejubelt, als das erste Expeditionskorps der schlechten Organisation seiner Intendantur und den mächtigen Verbündeten der Hovas, „Hazo und Tazo", „den Wäldern und dem Fieber", erlag. Als schließlich doch eine schwache und erschöpfte Kolonne vor Antananarivo erschien, hielt einer der braunen Generale die zündendste Rede des ganzen Feldzugs. Er verlangte von der Königin nichts als Stricke, um ihr die fremden Räuber gebunden vor die Füße zu legen.

Aber als eine einzige französische Granate in den Hof des Königspalasts fiel, in dem die Hovaminister um ihre Königin versammelt waren, trat ein Augenblick verlegenen Schweigens ein. Wortlos ließ der braune General seine Stricke fallen, stieg auf den Turm und ließ sein weißes Lamba wehen, zum Zeichen bedingungsloser Übergabe.

Von diesem leichten Zungenschlag hatte man sich jedoch schon längst wieder erholt. Man redete fast noch mehr als zuvor: von Zivilisation und Fortschritt, von Kultur und Kunst, von Ackerbau und Viehzucht, von Treue und Ergebenheit à la plus grande France — für das „größere Frankreich", das jetzt Vater- und Mutterstelle vertrat. Wer anders dachte, der sollte das Blutspucken kriegen, und das Krokodil sollte ihn fressen.

Es war nur ein Unterschied: Die schönsten und überzeugendsten dieser Reden versickerten nicht mehr im Sand oder ertranken — wie damals in Nossimena — in den mit Zuckerrohrschnaps gefüllten Kalebassen. Nein, man kann sie heute noch lesen — schwarz auf weiß gedruckt — in den Archiven des „Journal Officiel de Madagascar et Dépendances". Auszugsweise erschienen sie sogar in den Pariser Boulevardblättern, und alle, die daran beteiligt waren, fühlten sich gleichermaßen geehrt: der Kolonialminister in Paris, der Gouverneur in Madagaskar und nicht zuletzt die redebegabten Hovamännchen. Ja, man kann es überall in der Welt weit bringen, wenn man die Zunge auf dem rechten Fleck hat.

Der Gouverneur war ein tapferer General, der eine ruhm- und siegreiche Koloniallaufbahn hinter sich hatte. Schlicht, ernst, grau und sachlich, hatte er doch von seiner pyrenäischen Heimat her ein gutes Teil südlicher Phantasie bewahrt. Er liebte Glanz und Repräsentation — nicht für seine Person, aber für seine Umgebung. Es war etwas Schöpferisches in ihm — in der nüchternen Generalstunika steckte ein moderner Harun al Raschid, der in dem koketten Palais einen viel königlicheren Traum träumte, als ihn seine Vorgängerin auf der Felsenburg zu fassen vermocht hätte.

Er liebte sein Reich, in dem er mit fast unumschränkter Vollmacht herrschte — ohne Kabinett und ohne Parlament und mit nur einer Zeitung, die in seinen Bureaus geschrieben und von seinen Beamten gedruckt wurde. Es war ein Reich des ewigen Frühlings in dünner, klarer Luft — 1500 Meter hoch über dem Meer gelegen, dessen Temperaturen seine baskische Heimat an Bekömmlichkeit noch übertrafen.

So weit er von der Felsenstadt aus blicken konnte, breiteten sich lichtgrüne Reisfelder aus und klommen in kunstvollen Terrassen bis zu dem grauen Felsgestein am Rande der Hochebene empor. In diesem grünen Meer lagen auf den Inseln runder Hügelkuppen Tausende von Dörfern unter Rosenhecken und Pfirsichbäumen versteckt. Auf den Dämmen breiter Straßen wandelte ein fröhliches Volk, in weiße Lambas von klassischem Faltenwurf gehüllt. Sie trieben reiche Zebuherden vor sich her und trugen Körbe mit märchenhaften Früchten auf dem Kopf.

Das Volk liebte den General, denn es wandelte nicht nur, sondern es handelte auch, und zwar leidenschaftlich gern und mit außerordentlicher Begabung. Der General, unermüdlich bemüht, sein Reich zu verschönern, baute Straßen und Brücken, Hospitäler und Gefängnisse, ja sogar eine Eisenbahn von der Küste nach der Hauptstadt. Was gab es da nicht alles an Sachlieferungen zu verdienen! Europäische und madegassische Unternehmer teilten sich in den Gewinn, und eine französische Großbank balancierte das Budget der Kolonie. Von den 1001 Märchen, die Scheherezade erzählte, reicht nicht eines an diese traumhafte Wirklichkeit. (Fortsetzung folgt.)

Sport mit Tanks: Römisches Wagenrennen in modernem Gewande.
Nach einer Zeichnung von C. E. Turner.

Auf dem diesjährigen, am 23. Mai im Beisein der Königin von England und des Prinzen von Wales eröffneten Königlichen Militär-Turnier in der Olympia-Arena in London wurde ein neuartiges interessantes Schauspiel geboten: ein römisches Wagenrennen. Die antiken Streitwagen sind durch moderne Tanks ersetzt. An entgegengesetzten Stellen der großen Arena starten zwei Züge, ein jeder aus drei Kampfwagen bestehend und gelenkt von einem auf dem dritten Kampfwagen stehenden Wagenlenker. Mit bewundernswerter Geschmeidigkeit nehmen die Tanks die Kurven. Staubwirbel und das Dröhnen der Motoren erfüllen die Luft. Auf das Wettrennen folgt ein Tank-Hindernisrennen, und schließlich endet die Vorführung mit einem historischen Schaustück, bei dem einer der Tanks in eine mittelalterliche Burg verwandelt ist.

SIEGFRIED WAGNER

ZU SEINEM 60. GEBURTSTAG AM 6. JUNI

In die Gegenwart der stark intellektualistisch-materialistischen Welt- und Kunstanschauung ragt neben dem gleichaltrigen Meister Hans Pfitzner als einsame, sonderartige Gestalt der Romantiker Siegfried Wagner, der, unbekümmert um die Spekulationen und Theorien ästhetisierende Stilneuerer, bewußt dem Zeitgeist der Maschine und Zivilisation entgegengesetzt, der ihm vom Schicksal überkommenen Lebensaufgabe treu blieb. Ihm ward die vorzügliche Begabung eines mit dem Herzen schaffenden Dichters und Musikers zuteil, die sich in dem Knaben bereits zeigte, als er unter freudiger Anteilnahme seines großen Vaters die ersten dramatischen Entwürfe niederschrieb oder am Klavier zum Ergötzen seines Großvaters Liszt improvisierte. Frühzeitig angeregt zur Erkenntnis wahrer künstlerischer Werte, aufgewachsen auf einer „Insel der Seligen“, in unmittelbarem geistigen und seelischen Austausch mit den größten Geistern der Zeit seiner Jugendentwicklung, im Besitze stärkster mimisch-theatralischer Anlagen und eines hochentwickelten Sinnes für Architektur, dabei von stärkster produktiver Leidenschaft und außergewöhnlicher Schaffensenergie, wurde er zu einer letzten großen Erscheinung der deutschen Romantik, deren Ausstrahlungen nicht schon die ängstlich sich aller Romantik entziehende Gegenwart, sondern erst eine Zeit zu würdigen wissen wird, die die romantische Entwicklung als eine Epoche, einen Höhepunkt im deutschen Kulturleben, ansprechen wird.

Aus Siegfried Wagners Erstlingsoper „Der Bärenhäuter“: Hans Krafts Vertreibung aus der Hölle (Schlußszene des 1. Akts). Nach der am 22. Januar 1899 erfolgten Uraufführung im Münchener Hof- und Nationaltheater gezeichnet von F. Guillery.

Seine Jugend stand unter dem beglückenden Eindruck des Bayreuther Meisters, der in seinem „Fidi“ den „Lord Protektor“ für die Zukunft Wahnfrieds, den Erben des väterlichen Namens und den Erhalter seines Lebenswerkes sah. Die Vielseitigkeit der Interessen bedurfte einer klaren Abwägung, welche Anlage am stärksten sei, seiner Lebensarbeit die Richtung zu weisen. Nach eingehenden Studien der Musik bei dem Meisterschüler Richard Wagners, Engelbert Humper-

dinck, und der Architektur an den Hochschulen in Charlottenburg und Karlsruhe entschieden eindrucksvolle Erlebnisse der Musikerpersönlichkeiten eines Hans v. Bülow und Felix Mottl und der Kunstwerke Bachs, Liszts und des Vaters den inneren Kampf im Dreiundzwanzigjährigen, so daß er von 1892 an sich dem Studium der dramatischen Musik und des Bayreuther Kunstwerks zuwandte, sein architektonisches Können dagegen in der theatralischen und dramatischmusikalischen Produktivität wiederfand.

Die Hingabe an das Bayreuther Kunstideal, das Wissen um seine Form und der schöpferische Mitteilungsdrang seines eigenen Inneren vollendeten seine Persönlichkeit. Schlicht, erfüllt von seinen Aufgaben, dabei heiter und willensstark, lebt er der Fortführung des Bayreuther Festspielhauses, dessen klassische Bedeutung und einzigartiges Erlebnis er trotz der schwersten Stürme, die in Krieg und Inflation 1914 bis 1924 kamen, erneut gefestigt hat, und seinem eigenen Schaffen, das reiche Inspiration und Gestaltungskraft auszeichnen. Seine poetischen Ideen sind geboren aus innerer Notwendigkeit, eingesehen von einem Dichter, der sie gestalten muß. Seine Musik betont die Melodie und den Wohlklang und trägt bei aller Verwandtschaft mit dem romantischen Stil den völlig eigenpersönlichen Charakter.

Villa Triebschen bei Luzern, die Geburtsstätte Siegfried Wagners.

Der Elfjährige mit seinen Eltern, Richard Wagner und Frau Cosima. (Wiedergabe mit Genehmigung von Geh. Rat v. Groß, Bayreuth.)

Als Knabe inmitten der Schwestern, kostümiert für die Huldigung zur Geburtstagsfeier Richard Wagners am 22. Mai 1876.
Im Oval: Siegfried Wagner mit Gattin im Park der Villa Wahnfried zu Bayreuth.

Als der Neunundzwanzigjährige mit seinem ersten Bühnenwerk, dem „Bärenhäuter“, hervortrat, wurde er mit heller Freude begrüßt. Der Wagnersohn — ein prachtvoller Musiker: das war so recht nach dem Geschmack der Allgemeinheit! Schon von seinem zweiten Werk, dem „Herzog Wildfang“, jedoch nahm die gleiche Öffentlichkeit Abstand; sie hatte inzwischen Geschmack an der neuen Richtung, dem Verismus und Naturalismus, gefunden. Der Romantiker wurde vergessen, obwohl er neue, schönere Werke schuf, von denen „Der Kobold“, „Sternengebot“, „Banadietrich“, „Schwarzschwanenreich“, „Der Schmied von Marienburg“ und das entzückende Märchenspiel „An allem ist Hütchen schuld“ zu nennen wären. Inzwischen wirkte die ausgleichende Zeit; die Sehnsucht des Deutschen nach dem ihm eigentümlichen Romantischen ist wach geworden; für Musik ohne Seele und genialische Inspiration hat er auf die Dauer kein Organ. Zu seinem 60. Geburtstag steht Siegfried Wagner aller Voraussicht nach an der Schwelle der Zeit, die seinem Kunstwerke gerechter werden wird, als es die letzten Jahrzehnte waren; denn auch der Gegenwartsmensch hat eingesehen, daß zum Kunstwerk und zu seinem Erleben vor allem das Herz gehört.

Otto Daube.

Jung-Siegfried. (Aufnahme aus dem Jahre 1876.)
Nebenstehend: Die Kinder des Künstlers: Friedelind, Wolfgang, Wieland (sitzend), Verena.

SCHÖNHEIT DER GLASKUNST

NEUES KRISTALL

Taufschale, geschliffen (Umschrift: Aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste neu werden). R. Süßmuth, Penzig (Schlesien).

Teller, geschliffen und mattiert (Durchmesser 46 cm) / Prof. W. v. Eiff, Kunstgewerbe-Schule Stuttgart.

Schale mit Fuß, moderner Ornamentschliff. Prof. B. Mauder, Fachschule Zwiesel.

Keksdose mit modernem Ornamentschliff / Prof. B. Mauder, Fachschule Zwiesel.

Zwei Vasen mit Bandschliff / Prof. B. Mauder, Fachschule Zwiesel.

Mit dem eiligen, oft überhastenden Vorwärtsdrängen des gegenwärtigen Kunstgewerbes hat die Veredlung des Kristallglases, soweit sie sich des Schliffes bedient, nicht gleichen Schritt gehalten. Sie blieb zurück, weil die Industrie es für vorteilhafter hielt, die alten, schon seit dem 18. Jahrhundert gebräuchlichen Brillantschliffmuster zu wiederholen, da sie technische Schwierigkeiten nicht boten und von jedem geübten Schleifer wie auswendig gelernte Formeln angewandt werden konnten. In dem Bestreben, die optischen Wirkungen des für den Schliffdekor besonders geeigneten und mit Vorliebe verwendeten Bleiglases zu steigern, überzog man möglichst die ganzen Flächen mit einem Netz von Sternen, Strahlenbüscheln und Facetten, ohne sich dieser unkünstlerischen Überladenheit bewußt zu werden. Seit etwa zwei Jahrzehnten sind nun aber Künstler am Werke, der Glaskunst wieder die Geltung innerhalb des Kunstgewerbes zu verschaffen, die sie bei uns im 17. und 18. Jahrhundert besaß, die sie jedoch im 19. Jahrhundert fast völlig eingebüßt hatte. Wohl am schwersten hat es dabei der ornamental gestaltende Kristallschliff gehabt, wieder auf einen grünen Zweig zu kommen. Wenn er sich von dem öden Einerlei und dem geistlosen Schematismus des traditionell gewordenen „Steinelschliffs" befreien wollte, mußte er einen grundsätzlichen Bruch mit der Vergangenheit herbeiführen. Der Eigenwille der jungen Kunst begnügte sich nicht damit, die tektonische Form sinnvoll zu straffen und der Fläche des Werkstoffs ihr natürliches Recht zu sichern; das Zierwerk, zurückgreifend auf die Urform aller Ornamentik, die in einfachen geometrischen Kombinationen gestaltende Linie, wird sich des Reizes herber Zurückhaltung bewußt und sieht wieder im Ornament ein Mittel, das der Belebung der Fläche, nicht ihrer Unterdrückung zu dienen hat.

Die Künstler, deren Arbeiten wir veröffentlichen, stehen an erster Stelle in der modernen Glaskunst; sie sind Pfadfinder des modernen Kristallstils. Und sie stehen nicht allein, mit ihnen sind ihre Schüler und gleichgesinnte Freunde bemüht, kunstfremden Herstellern und geschmacksträgen Verbrauchern zu zeigen, welche wunderbare Schönheit in diesem edlen Werkstoff lebt. Dr. Otto Pelka.

Leichte Muse

Aus diesjährigen Kunstausstellungen in Paris und London

Hinter den Kulissen des Olympia-Zirkus in London.
Gemälde von Laura Knight.
(Royal Academy, London, 1929.)

„Lachen zu machen, das ist mein Zweck."
Gemälde von Laura Knight.
(Royal Academy, London, 1929.)

Das Rampenlicht wartet.
Gemälde von Henri Zo.
(Pariser Salon 1929.)

URALTE EIBEN IM IBENGARTEN BEI DERMBACH IN DER RHÖN

MODELL IM FREIEN
Freilicht-Aktzeichnen für Plakatmalerei in der Kunstgewerbeschule in Wien (Klasse: Prof. Loffler), die im Sommer ihr 60jähriges Jubiläum begeht. (Phot. Blumberger-Schulz.)

DER GARTEN DER METHUSALEMS

(Zu der obenstehenden Abbildung.)

Zu den Bäumen, die ein sehr hohes Alter erreichen können, gehört auch die in Deutschland sehr spärlich vorkommende und im Aussterben begriffene Eibe (Taxus baccata). In ihrem größten geschlossenen Bestand findet sie sich in dem bei Dermbach, einem freundlichen, aufstrebenden Sommerfrischen- und Luftkurort der Vorderrhön, gelegenen „Ibengarten" in einer Anzahl von ungefähr 450 Stück, die sich auf eine Fläche von etwa 4,5 ha verteilen. Inmitten einer Buchenwaldung stehen sie teils in Gruppen von drei bis vier und mehr Exemplaren, jedoch auch einzeln. Ihre Höhe und Stärke ist verschieden, wie auch ihr Wuchs; wenige sind schlank, meist sind sie gegabelt und breitästig gewachsen. Je nach den Lebensbedingungen, die sie fanden, beträgt die Höhe 4 bis 12 m, der Durchmesser in Brusthöhe 22 bis 65 cm. Das Alter der Bäume wird auf über 1000 Jahre geschätzt, und die Stämme erfreuen sich noch mit wenigen Ausnahmen völliger Gesundheit.

Über die Entstehung dieses Eibenwaldes gehen die Meinungen auseinander. Die Forstwissenschaft hegt die Vermutung, daß er ein Überbleibsel des alten deutschen Urwaldes sei, wie ja die Eibe als Waldbaum in verschiedenen Gegenden Deutschlands nicht selten vorkam. Die Fama aber erzählt, der Eibengarten — im Volksmund „Ibengarten" — sei von Mönchen angelegt, die der Nachfolger des heiligen Bonifazius, Sturmius, im Jahre 822 in das Tal gesandt, um zu bekehren und zu kultivieren. Eine andere Richtung des Volksglaubens sieht in dem Ibengarten den im Laufe der Jahrhunderte zum Wald gewordenen Lustgarten der Edeln von Nithardishusen (Neidhartshausen), die im Feldatal (Tullifeld) ihre Burgen und Besitzungen hatten. Auf eine regelmäßige Anpflanzung sowie gartenartige Einhegung deutet zwar jetzt nichts mehr hin, doch macht der Ort in der Tat auf den sinnenden Beschauer den Eindruck eines dem Walde längst wieder zurückgegebenen Bergparkes. Das zarte, hoffnungsfrohe Grün junger Buchen im neugeschaffenen Frühlingskleid bildet mit dem melancholischen Ernst der dunkelschweren Eiben, auf denen Jahrhunderte lasten, und die auf der Weltenuhr den Zeiger ihrer Schicksalsstunde zueilen sehen, einen Farbenkontrast, der den stillen Wanderer tief ergreift.

Welche Bedeutung dem Ibengarten und seiner Erhaltung auch seitens des Staates beigemessen wird, geht daraus hervor, daß er seit Jahren unter das Naturschutzgesetz gestellt worden ist. Walter Stade.

AUS DER WIENER GESELLSCHAFT

LEBENDE BILDER NACH GEMÄLDEN ALTER MEISTER GESTELLT UNTER LEITUNG VON PROF. J. ENGELHART UND C. TH. v. BLAAS

Diese interessante Vorführung wurde vom Verein der Museumsfreunde auf einem Festabend in der Deutschen Gesandtschaft in Wien dargeboten.

Thomas Lawrence († 1830): Die Herzogin von Cleveland. Gestellt von der Gräfin Margarete Schönfeldt.

Links: HenryRaeburn(†1823): Bildnis zweier Knaben. Gestellt von den Baronen Wolfgang Latscher-Lauendorf und Wenzel Ringhoffer.

Im Oval: Friedrich v. Amerling († 1887): Die Lautenspielerin / Gestellt von Miß Peggy Fordham.

Friedrich Heinrich Füger († 1818): Die Gattin des Künstlers. Gestellt von Gräfin Ethel Lerchenfeld-Köfering.
Links: Thomas Lawrence: Porträt des Kanzlers Fürst Metternich. Gestellt von Graf Adolf Dubsky-Třebomislyc.
Photos: Kitty Hoffmann, Wien.

FÜNFZIG JAHRE „ELEKTRISCHE“

EIN ÜBERBLICK ÜBER DIE ENTWICKLUNG DER STRASSENBAHN

1. Die erste Pferdestraßenbahn als Sensation in Wien: Eröffnungsfeier der Linie Schottenring-Dornbach am 4. Oktober 1865. Zeichnung von W. Appelrath.

Die erste deutsche Pferdebahn, die zwischen Berlin und Charlottenburg betrieben wurde, und die Dynamomaschine, die in Charlottenburg erfunden worden ist, sind annähernd gleich alt. Die erwähnte Pferdebahn entstand, ebenso wie die erste österreichische (Abbild. 1), 1865, und die Dynamomaschine ist 1866 von Werner Siemens erfunden worden. Die Geburt der einen trug den Keim des Todes für die andere in sich. Binnen 13 Jahren war die Maschine so weit entwickelt, daß ihr Erfinder die erste elektrische Bahn bauen und öffentlich vorführen konnte. Das war vor nunmehr 50 Jahren im Mai 1879 auf der Berliner Gewerbeausstellung (Abb. 3). Ihre Leistung blieb einigermaßen im Rahmen der bei Pferdebahnen üblichen. Messungen ergaben, daß der Antriebsmotor des mit 18 Personen besetzten Zuges bei einer Stundengeschwindigkeit von 15 bis 18 km nur 2 PS Energie abnahm. Wegen des Verkehrs auf der Ausstellung wurde freilich mit viel geringeren Geschwindigkeiten gefahren (etwa 7 km Stundengeschwindigkeit). Die kleinen Abmessungen des Zuges und die geringe Leistung des Motors besagen aber keineswegs, daß der Erbauer sich größere technische Ausführungen damals noch nicht zutraute. Der Zug war so klein gebaut, um ihn nach Beendigung der Ausstellung in Kohlengruben verwenden zu können; und größere Geschwindigkeiten als die gewählte wären mehr gewesen, „als die Polizei erlaubt“. Die nächste Bahn, die schon für den praktischen Betrieb gebaut wurde, wies denn auch bereits einen Motor auf, der auf Steigungen bis zu 10 PS abgab. — Im übrigen war der Wagen wie ein gewöhnlicher Eisenbahnwagen gebaut — 20 km war als Höchstgeschwindigkeit für diese Elektrische, die zwei Bahnhöfe in Lichterfelde verband, zugelassen. Aber Werner Siemens ließ im Vertrauen auf die guten Bremsen seines Wagens und im Vertrauen darauf, daß die Behörden sich schon an höhere Geschwindigkeiten gewöhnen würden, mit Personenzugsgeschwindigkeit, d. h. mit 30—40 km Stundengeschwindigkeit, laufen. Er erklärte, daß die Betriebskosten auf $^1/_4$ der bei Pferdebahnbetrieb aufzuwendenden gefallen seien; ein Motorwagen ersetze bei dem 15stündigen Betrieb in Lichterfelde sechs Pferde, und Pferdebahnen hätten zwei- bis dreimal so lange Fahrzeit wie sein Wagen.

2. Die Landpartie im elektrischen Kremser. Ein Beispiel für die vielen Versuche, die Straßenbahn von der kostspieligen Schienenführung zu befreien.

3. Zum 50-Jahrjubiläum der elektrischen Straßenbahn: Die erste elektrische Bahn der Erde von Werner Siemens auf der Berliner Ausstellung 1879.

Die Lichterfelder Bahn erregte bei ihrer im Mai 1881 erfolgten Eröffnung allgemeines Aufsehen. Alle waren von der großen Zukunft des elektrischen Betriebs überzeugt. Weniger wohlwollend als die Menschen urteilten die Pferde selber. Nicht nur, daß man ihnen einen Erwerbszweig abgenommen hatte, nein, sie wurden auch an den Wegübergängen der Lichterfelder Bahn durch elektrische Schläge gefährdet. Werner Siemens schrieb die Schuld allerdings den Pferden zu. Warum liefen sie auch auf vier Beinen herum! Dadurch kam es auch, daß sie gleichzeitig die am Boden liegende

4. Die erste elektrische Bahn mit Oberleitung sah wiederum Berlin: Straßenbild aus dem Westend vom Jahre 1882.

Stromschiene und eine Fahrschiene berühren konnten und dann „elektrische Schocks“ erhielten. An die Oberleitung mußte die Behörde auch erst allmählich gewöhnt werden. Aber für Strecken außerhalb des Stadtbildes wurde diese Art der Stromführung schon gleich nach dem Bau der Lichterfelder Bahn vereinzelt zugelassen. Noch 1881 entstand eine derartige Bahn vom Charlottenburger Bahnhof zum Spandauer Bock. Mit ihr kam der Erbauer über den Berg, nämlich über den „Spandauer Bock-Berg“, wie er zweideutig scherzend meinte. Verwendet wurden vorhandene Pferdebahnwagen, die man für Motorbetrieb umbaute. Die lustige Art der Stromzuführung, die Werner Siemens auch für schienenlose Equipagen ausprobierte, zeigen Abbildungen 2 und 4. Diese schienenlosen Fahrzeuge, für die in neuester Zeit, wegen ihrer größeren Bewegungsfähigkeit, das Interesse zunimmt, setzten sich damals nicht durch. Die Gleisfahrzeuge bewährten sich dagegen gut, wenn an die Stelle des Zugseils auch später ein Gestänge trat, das einen einfachen Fahrdraht statt des doppelten anzuwenden erlaubte.

Ein interessantes Beispiel von Idee und Verwirklichung.
5. An einer Haltestelle der von Werner Siemens geplanten elektrischen Hochbahn in Berlin. Ein „Zukunftsbild“ aus dem Jahre 1880.
6 (nebenstehend). Wie sich diese „Haltestelle“ entwickelte: Bahnhof Bülowstraße bei der Eröffnung der Hoch- und Untergrundbahn 1902.

Bis 1885 gab es in Deutschland elektrische Straßenbahnen mit 9 km Gleislänge, bis 1895 war die Gleislänge schon auf 500 km und bis Ende des Jahrhunderts auf etwa 3000 gestiegen. Auch diese Zahl hat sich inzwischen wieder verdoppelt. Nicht nur was den technischen Fortschritt betrifft, sondern auch in bezug auf die Ausbreitung in Kilometerlänge ist Deutschland das führende Land Europas geblieben. Im Bau von Hoch- und Untergrundbahnen hinkten wir dagegen nach. Wäre es nach dem Erfinder der Dynamomaschine gegangen, so wären in Deutschland auch die ersten elektrisch betriebenen Hoch- und Untergrundbahnen entstanden; denn er reichte schon 1880 ein Bauprojekt für eine elektrische Hochbahnstrecke in Berlin ein (Abbild. 5 und 6) und bemühte sich gleichzeitig, auch für die schwierigen Grundwasserverhältnisse Berlins geeignete Untergrundbahn-Baumethoden zu schaffen. Aber erst vier Jahre nach seinem 1892 erfolgten Tode führte die Firma Siemens & Halske die erste Untergrundbahn in Budapest aus, der sie 1902 die Berliner Hoch- und Untergrundbahn sowie jene Schnellbahnversuche Berlin—Zossen, bei denen Stundengeschwindigkeiten von über 200 km erreicht wurden, folgen ließ. Der seitdem wieder mächtig gewachsene Straßenverkehr hat dauernd konstruktive Umgestaltungen hervorgerufen, die sich gegenwärtig auf die zweckmäßige Verteilung der Sitzplätze, auf zweckentsprechende Wagenzu- und -abgänge, auf die Verwendung von Signalanlagen in den Straßenbahnzügen u. a. m. erstrecken. Werner Ahrens.

7. So sah es um die Jahrhundertwende am Potsdamer Platz in Berlin mit seinem Straßenbahn- und Omnibusverkehr aus. Zeichnung von Georg Koch.

8 u. 9. Gegen den modernen Niederflurwagen (links) der „Elektrischen“ in der Großstadt wirkte . . . die Pferdebahn in Zerbst wie ein Ausklang längst vergangener Romantik. Erst im vergangenen Jahre mußte sie dem Autobus, dem aussichtsreichen Rivalen der Straßenbahn, weichen.

Hannes.

VON MAX LOHMANN.

Fast vergessen lag das kleine Fischerdorf am steinigen Strand. Seine neunzehn Häuschen, alle sauber gestrichen und teils mit Stroh bedeckt, machten mit ihren, dem kümmerlichen Boden abgerungenen Vorgärten den Eindruck eines stillen und friedlichen Winkels.

Still und friedlich ging es hier wohl zu. Unter den Einwohnern im allgemeinen und auch in den einzelnen Familien. Es war der Friede der Entsagung. Warum sollten sie sich durch Zank und Streit das Leben noch schwerer machen. Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit. Die Männer draußen beim Fang, drinnen beim Ausbessern der Boote und Netze. Die Frauen brachten im Sommer die Fische zum nahen Badeort oder fuhren sie, in Körben verpackt, auf einem Karren zur fernen Bahnstation. Dann hatten sie den Haushalt mit vielen Kindern. Auch die Kinder hatten nicht viel Zeit zum Tollen und Jagen. Erst den weiten Weg zur Schule; dann mußten sie zu Hause fleißig mit anfassen. Im kleinen Garten graben, dem Vater zur Hand gehen und die ganz Kleinen warten. Ach nein, zum Streiten hatten sie wohl keine Zeit, vielleicht auch keine Kraft. Mancher blickte wohl im Sommer, vom schmalen Fang zurückkehrend, mit hungrigen Augen nach dem nahe liegenden Badeort. Er war nicht neidisch auf das Herrenleben der Gäste, auch wünschte er nicht, sich als Hotelbesitzer oder Kaufmann dort zu sehen und reichen Fang zu machen unter den Gästen, die da Sommer für Sommer ihr Geld ablegten wie der Fisch den Laich. O nein, so hoch gingen ihre Wünsche nicht. Aber eine Stelle den Sommer über als Hausdiener und die Frau vielleicht in der Hotelküche zum Abwaschen — ja, da könnte man wohl Geld verdienen. Gleich aber schämten sie sich, spuckten verächtlich leewärts und warfen verstohlen einen Blick auf ihren Kameraden, ob der auch nicht ihre schmählichen Gedanken erraten hatte. Man war doch Fischer! Ein freier Mann und kein Knecht! Mochten auch die Knechte im Nachbarort einen steifen Kragen tragen und Zigaretten rauchen, bei ihnen tat es auch das Halstuch und die Pfeife oder der Priem. Man blickte auf eine Jahrhunderte alte Zunft zurück und durfte kein Abtrünniger werden. So wie der Urgroßvater und dessen Vater wollten auch sie ihr Brot aus dem Meere holen, bis ihre steifen Finger keine Netze mehr ziehen und ihre lahmen Arme kein Steuer und Segel mehr halten konnten. Sie mußten schuften und sich rackern bis zum Ende. — So wußten es auch schon die Kinder. Jede innere Auflehnung wurde bald mit einer schweren, resignierenden Handbewegung abgetan: „Dat is nu mal nich anners."

Nur einer war unzufrieden mit seinem Los. Er lag auf dem Deck eines kleinen, schmucken Segelbootes, stützte sein sommersprossiges Gesicht in beide Hände und schaute mit zusammengekniffenen Augen in die Ferne. Das war Hannes Haase, ein schwächlicher, verträumter Junge. Seine Gedanken waren nie bei der Sache und schweiften immer in die Ferne, jagten Traumgebilden nach und konnten sich so gar nicht mit der rohen Wirklichkeit seiner Umgebung abfinden. Deshalb hänselten ihn die anderen und nannten ihn „Döskopp". Er bemerkte das gar nicht oder lächelte still dazu. Dann dachte er: „Lat man, ick weet, wat ick will." — Nur einmal, als seine gleichaltrigen Kameraden es gar zu toll trieben, warf er seinen Gleichmut beiseite, ergriff im Jähzorn eine Ruderpinne und schlug wild um sich. Seitdem hatte er Ruhe.

Heute war wieder einmal sein Gleichmut dahin. Er guckte mit zusammengekniffenen Augen. Das geschah nur, wenn er in Erregung war; das hatte er von seinem Vater. Sein Vater war ein gutmütiger Mensch gewesen, aber auch er kniff die Augen zusammen, wenn der Jähzorn nahte; dann gingen ihm alle aus dem Weg. Der war groß und kräftig und brauchte keine Ruderpinne. Sein Vater war sein bester Freund gewesen. Ihm durfte er von seinen Träumen und Plänen, die alle hoch hinaus wollten, erzählen. Lächelnd hörte er zu. Wenn Hannes dann fertig war und fragend seinen Vater anblickte, was er wohl sagen würde, nickte dieser nur und meinte: „Töf man, Hanning, dat kümmt noch all." Das hätte er nicht tun sollen. Hannes verstrickte sich immer mehr in seine Pläne und machte immer neue. Der Vater aber dachte immer dabei an seine Frau, an seine kleine, blasse Frau mit den sehnsüchtigen Augen. Auch die träumte und machte Pläne, ganz so wie Hannes. Ihre Träume waren aber bescheidener. An den langen Winterabenden, wenn draußen das Eis knackte, saßen sie beide am Herdfeuer. Nicht müßig, o nein, jedes hatte seine Arbeit. Dann spann sie ihre Träume, erst in Gedanken, und die wurden immer lauter. Dann legte sie ihre Hände in den Schoß und blickte ins Feuer: „Ja, Vatting, en hübschen Goren — 'n lütt Schwin — Hanning sall mal nich so arbeiten." So spann sie weiter und erzählte, was sie alles haben möchte für ihren Hannes, und ihre Augen leuchteten wie die eines Kindes vor Weihnachten. Dann sagte der Vater wohl: „Mutting, lot doch den Dröhnsnack, dat wat ja doch nix", und seine kleine Mutter seufzte dann wohl: „Ja, öwer schön wier't woll" und nahm die Arbeit wieder auf.

Oh, das waren schöne Abende für Hannes. Da lag er still im Bett, stellte sich schlafend und hörte andächtig zu, nahm seiner Mutter die Träume ab und spann sie weiter. Ein großer Herr wollte er werden. Aber gar nicht stolz sein. O nein, für seine kleine Mutter wollte er sorgen. Die sollte nicht so gebückt daherlaufen mit strähnigen Haaren wie die anderen Fischerfrauen, wenn sie alt waren und ihre Rücken krumm und steif wurden von der vielen schweren Arbeit. Sie sollte blanke Augen haben und einen glatten Scheitel tragen. Einen schönen Umhang wollte er ihr dann auch kaufen. Sein Vater bekam einen langen Schlafrock und ein Samtkäppchen, dann konnte er den ganzen Tag am Herd sitzen. Schön waren diese Abende. Aber dann starb seine kleine Mutter ganz schnell und leicht. Ihre blassen Wangen waren immer schmaler geworden, ihre sehnsüchtigen Augen immer größer, und dann war sie tot. Niemand wußte eigentlich, was ihr gefehlt hatte. Sie wäre ihren Träumen nachgegangen, meinten viele. Aber sie hatte wohl die viele Arbeit nicht ertragen können.

Sein Vater weinte nicht. Er stand aber lange am offenen Grab und blickte stumm hinunter, wo die sehnsüchtigen Augen nun geschlossen lagen. Er schüttelte leise den Kopf und sagte: „Töf man, Mutting, wenn Hannes grot is, kam ick ok."

Dann ging das Leben weiter. Hannes war noch klein, er mußte eine Mutter haben, und so heiratete der Vater eine Witwe mit einem Sohn. Der Sohn war älter als Hannes und wollte ihm befehlen. Das aber gab der Vater nicht zu: „Hannes hätt datselbe Recht wie du." Das gab dann immer Streit mit der Stiefmutter. Die schönen Abende kamen nicht mehr.

Dann kehrte der Vater eines Tages nicht vom Fang zurück. Ein Sturm kam auf. Alle Boote flohen vor dem Sturm her der Küste zu. Der Vater kam mit seinem Boot nicht mit, ihn holte der Sturm ein. Nun ruhte er da unten aus — für immer.

Für Hannes brach nun eine schwere Zeit an. Seine Stiefmutter kaufte ein altes Boot für ihren Sohn; das hatte aber nur ein kleines Segel und mußte meist gerudert werden. Da mußte Hannes helfen, obgleich er so schwach war mit seinen dreizehn Jahren. Freundliche Worte hörte er nicht mehr, seine Stiefmutter war mürrisch, und Ferdinand, sein Stiefbruder, schlug ihn oft. Er wagte nicht, sich zu wehren, denn Ferdinand war groß und kräftig.

Manchmal ging Hannes jetzt traurig umher, und sein Gesicht hatte etwas Sinnendes und Grübelndes. Das kam aber nicht von der Arbeit oder von der Prügel. O nein, das würde ja nur kurze Zeit dauern. Bald würde er frei sein und über allen stehen! Sein Kummer war anderer Art. Seine kleine Mutter war tot und auch sein Vater. Für wen sollte er nun sorgen? Wem sollte er nun wohl das Samtkäppchen und den Umhang kaufen? Oft packte ihn auch eine heftige Unruhe. Dann ging er am Strand auf und ab und guckte erwartungsvoll in die Ferne, als erwarte er, daß ihm das Schicksal von dort die Hand reiche.

Und das Schicksal kam von dort. Vor zwei Wochen saß Hannes am Ufer und webte an seinem Traumbild. Ein stiller Sonnentag war es. Vom Badeort her kam ein kleines Segelboot und hielt direkt auf ihn zu. Schmuck sah es aus und seetüchtig, trotz seiner geringen Größe. Oh, solch ein Boot haben! Da könnte er sich wohl hinauswagen und seine Träume erfüllen. Mit dem Boot könnte man schon nach Schweden, vielleicht auch nach England. Dann würde man schon sehen, was wird. Nur fort von hier. Das Boot ging dicht bei ihm vor Anker. Am Steuer saß ein älterer Herr, der mit jemand sprach, den Hannes nicht sehen konnte. Er gab sich Mühe, die zweite Person zu erblicken. Und dann sah er sie. Aus der Kajüte kam ein junges Mädchen im Badeanzug, fast noch ein Kind. Mit lachenden Worten zog es die Badekappe über das Blondhaar. Noch ein Scherzwort, und schon sprang es ins Wasser und schwamm mit kräftigen Stößen in die See hinaus. Es mußte wohl gut schwimmen können, denn der alte Herr setzte sich unbesorgt hin und las in einem Buch. Hannes folgte der Schwimmerin mit bewundernden Blicken. Ruhig und sicher schwamm sie dahin. Er war auch ein guter Schwimmer, für ihn war das keine Leistung — aber — 'ne lütt Deern, un dann so schwimmen? Doch jetzt, was ist das? Sie schlägt aufs Wasser — schreit. Er hört ihre Hilferufe. Der alte Herr springt auf, will den Anker lichten. Ein wirres Durcheinander in Hannes' Augen und Kopf. Schon ist Hannes in

LEGENDEN UM DEN HEILIGEN FRANZISKUS:
FRANZISKUS UND DIE BÄUME

AQUARELL VON SASCHA KRONBURG

seinem Boot. Er weiß nicht, was er tut — aber er rudert und rudert. Jetzt hat er sie erreicht — er will ihre Hand fassen — da sinkt sie unter. Hannes überlegt nicht — er springt ihr nach. Er faßt sie unter Wasser, es gelingt ihm, sie in die Höhe zu heben. Mit halbem Bewußtsein ergreift sie den Bootsrand. Hannes hilft. Jetzt liegt sie im Boot. Bewußtlos. Hannes sitzt auf der Ruderbank und starrt auf das junge Wesen. Ein so hübsches Menschenkind hat er noch nicht gesehen. Und nach langer Zeit spürt er wieder in seinem Herzen ein Gefühl von Zärtlichkeit, wie damals zu seiner kleinen Mutter. Sein Herz wurde so froh und seine Brust so weit. Oh, welche Lust zu leben! Dann fing er an zu pfeifen, und die Tränen liefen ihm über die Wangen. Und nun ruderte er hastig zum Segelboot zurück. Von weitem schon winkte er und rief: „Herr, se läwt!" Mit Hilfe des älteren Herrn schaffte er sie in die Kajüte. Der riß ihr, unbekümmert um Hannes' Gegenwart, das Trikot herunter und rieb den nackten Körper. Beklommen blickte Hannes auf den weißen Mädchenleib. Das Blut stieg ihm zu Kopf, und seine Ohren rauschten. Dann aber ging ein frohes Leuchten über sein Gesicht, er stieg an Deck und pfiff und sang aus voller Brust. Jetzt wußte Hannes, für wen er ein großer Herr werden wollte.

Der Herr kam aus der Kajüte. Er ergriff Hannes bei den Händen und sah ihm lange in die Augen. „Du hast mein Kind gerettet, hast du einen besonderen Wunsch, mein Junge?" — „Ja," stieß Hannes hervor, „ich möchte ein großer Herr werden." Da lächelte der Herr, und Hannes schämte sich, daß er seine geheimen Wünsche einem Fremden verraten hatte. Verlegen spielten seine Finger mit dem Tauwerk. „Ein schönes Boot!" sagte er. — „Möchtest du es haben?" Hannes schluckte und sah ihn groß an. „Morgen gehört das Boot dir."

Der Herr hielt Wort. Am anderen Morgen lag das Boot am Steg. Der Herr gab seiner Stiefmutter noch einen Geldschein und sagte ihm seinen Namen und seine Adresse. „Wenn du einmal Hilfe brauchst, wende dich an mich." Und dann kam das Schönste. Die Tochter drückte ihm die Hand und sprach so liebe Worte. Er verstand kaum den Sinn, er fühlte nur eine kühle, weiche Hand. Ihm war, als stände er auf schmalem Brett auf dem Wasser, und die Wogen hoben ihn immer auf und ab. Dann gingen die beiden.

Jetzt war Hannes zu nichts mehr zu gebrauchen. Da halfen nicht Schelte und nicht Schläge. Was hatte das für ihn noch zu bedeuten! Jetzt hatte er das Mittel, frei zu werden, und bald würde er ein großer Herr sein.

Heute morgen, als er sich fertigmachte, seinen Stiefbruder auf den Fang zu begleiten, hörte er, wie dieser zu seiner Mutter sagte, daß er heute nicht ausfahre. Er hatte im Badeort einen Käufer für Hannes' Boot gefunden, und heute wollte er den Kauf abschließen.

Darum starrte nun Hannes mit engen Augen in die Ferne. Sein Boot verkaufen? Niemals! Worauf wartete er noch? Fort, nur fort! Heute nacht wollte er noch nach Schweden. Alles andere würde sich dann schon finden.

Die Nacht brachte einen heftigen Nordwest. Der Sturm peitschte die See und heulte in der Takelage. Aber gerade das war Hannes recht. So hatte niemand sein Fortschleichen gehört. Jetzt saß er im Boot und hatte das Land weit hinter sich. Eine Bö nach der anderen drückte in die Leinwand. Nur feste! Je mehr Wind, je eher am Ziel. Er drückte das Boot noch mehr in den Wind und freute sich, wie es dahinschoß. Ihm ging es nicht schnell genug, gern hätte er noch nachgeholfen. Er sah nicht die heimkehrenden Fischer, die mit gerefften Segeln vor dem Sturm flohen und entgeistert auf den dahinfliegenden weißen Segler starrten. Er merkte nicht, daß die Wolken immer dunkler den Mond verdeckten und immer schneller vorbeijagten. Er hörte nicht das Ächzen und Stöhnen in der Takelage, die kaum dem Sturm standhalten konnte. Er ging kaum aus dem Wind, wenn sich das Boot zu sehr auf die Seite neigte. Er merkte nicht, daß die Wellen das Deck überspülten, er sah ganz fern ein blondes Mädel, das ihm winkte. Er hörte nicht, daß das Wasser schon in der Kajüte über den Träumer hämisch lachend gluckste. Er hörte nur einen roten Mund liebe Worte sprechen und spürte eine kühle, weiche Hand die seine halten. Er hörte auch nicht das Prasseln und Krachen des Mastes, er spürte wohl kaum den schweren Schlag gegen den Kopf. Er fühlte nur, wie ihn etwas umschlang und hinabzog, etwas Kühles, Weiches. Es waren gewiß die Hände von dem blonden Mädel. Sie zogen ihn hinab und hoben ihn wieder empor, und nun zogen sie ihn wieder hinab — tiefer und immer tiefer. Nun hatte Hannes die Freiheit gefunden.

DER HERR AM STRANDE

Der Favorit dieses Sommers ist der blaue Blazer mit silbernen oder goldenen Knöpfen, dazu eine helle gestreifte Hose in Grau oder Beige. Praktisch ist eine weiße Knickerbockerhose aus Leinen, denn man kann dazu jedes Jackett tragen, sofern es nicht zu dunkel im Stoff ist. — Badekleidung jeglicher Art steht unter dem Regime des Streifens. Letzte Mode ist ein zweireihiger Flanell-Bademantel mit großen breiten Streifen, sehr ähnlich den Dressinggowns des letzten Winters. Viele Liebhaber wird eine Strandjacke finden, zumeist uni aus Leinen, oft auch mit großen japanischen Ornamenten bedruckt. — Der große Schlager des vorigen Sommers war der „Bobby-cap", heute hat er sich im Schnitt etwas verwandelt. Viel zu wenig beachtet wird immer noch der Panamahut, den drüben in Amerika fast jeder Strandbesucher trägt.

Das elegante Gesellschaftskleid für Sommerabende

Oben links: Fritzi Bub in einem schwarzen schweren Seidenkleid mit abschattierten Bandrosen vom hellsten Rosa bis zum dunklen Rot. Rosenfarbener Tüll überspannt das Dekolleté. Mit Tüll ist auch der Rock nach vorn etwas verlängert, während er nach rückwärts in langen seidenen Schleppteilen ausgeht. — Oben rechts: Sehr graziös wirkt dieses aus lauter champagnerfarbenen Tüllvolants gearbeitete Abendkleid. Dazu trägt Bella Herzog eine mit rotem Samtband zusammengehaltene Mantille aus Goldspitze. — Unten links: Elegantes schwarz-weißes Imprimékleid mit seitlichen Zipfelteilen für den Sommerabend. Das ganze Kleid ist mit Brillanttropfen besät. Dazu wundervolles blau-schwarz-gold durchwirktes Cape und Silberschuhe. Trägerin: Fritzi Bub. Modelle: Kuschnitzky & Gerstl, Wien. — Unten Mitte: Kostbare Goldspitze gab das Material zu diesem Gesellschaftskleid nach altem Stil. Originell sind die abstehenden Hüftteile und der mit Brillanten und Rubinen besetzte Schmetterling. Modell: Schostal & Ladrer, Wien. — Unten rechts: Die Tänzerin Gritt Elben in einem weißen Crêpe-Kleid mit vorn leicht angedeuteter Glocke, nach rückwärts in einen Zipfel auslaufend. Modell: Weiß & Krauß, Wien. — Photos: Kitty Hoffmann.

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

Steinerne Kalender

Ein Beitrag zur Sternkunde der Vorzeit

VON DR. H. H. KRITZINGER

Wie Stonehenge sich den Altvordern zeigte.
Rekonstruktionszeichnung des altenglischen Steinkreises, der heute ein Trümmerfeld mächtiger Steinriesen bildet.

Die enge Verbundenheit des irdischen Lebens und Gedeihens mit dem Lauf der Himmelslichter hat schon in frühester Zeit zu einer eifrigen Beobachtung der Königin des Tages, zu erstaunlich genauen Feststellungen über den Lauf der Sonne geführt. Man lernte ihre lebenspendenden Strahlen schätzen und ehren und erkannte im besonderen, daß die Wirkung des Tagesgestirns um so stärker war, je höher es über den Gesichtskreis emporstieg. Damit erlangte in selbstverständlicher Weise derjenige Tag große Bedeutung, an dem die Sonne den Gipfel ihres Jahreslaufs erklommen hatte. Durch besondere Merkzeichen von außerordentlicher Größe, die auch durch Unbilden der Witterung nicht bewegt werden konnten, markierte man die Blickrichtung nach diesem Aufgangspunkt der Sonne, um ihn später zur Beurteilung der Jahreszeit ausnützen zu können. Die Erreichung dieses äußersten Sonnenstandes, dessen Festlegung Aufgabe der Priester war, wurde unzweifelhaft durch Feste verherrlicht, wie sie sich durch die Jahrtausende bis in unsere Tage erhalten haben.

Wo eine solche Beobachtung des Sonnenlaufs und die Fixierung der Solstitien zuerst geübt wurden, läßt sich heute noch nicht entscheiden. Dieser Forschungszweig, an dessen Gedeihen Archäologie und Astronomie gemeinsam wirken, hat sich erst vor etwa einem Menschenalter entwickelt. Und heute können wir Sonnenkultstätten mit unzweifelhaft astronomischer Orientierung nicht nur bei uns in Europa, sondern auch im fernen Asien, ja sogar in Latein-Amerika mehrfach nachweisen. Die Jugend dieser Forschungsergebnisse hat natürlich den wissenschaftlichen Streit über manche Einzelfrage noch nicht zur Ruhe kommen lassen, doch läßt die immer größer werdende Anzahl scharfer astronomischer Bestätigungen erwarten, daß in der Überwindung des Vorurteils der Kulturlosigkeit unserer Vorfahren auf diesem Gebiet ein bedeutender wissenschaftlicher Fortschritt erzielt wurde. — Um die Jahrhundertwende stellte Devoir in der Nähe von Brest fest, daß die vorgeschichtlichen Steindenkmäler jener Gegend, die Dolmen und Menhirs, ganz bestimmte Orientierung aufwiesen. Am häufigsten war die nach dem Aufgangspunkt der Sonnenwende nachzuweisen. Die Kenntnis dieser Richtung ließ den Beobachter sogleich feststellen, wann der längste bzw. kürzeste Tag des Jahres erreicht war. Bei der Bestimmung der Sommersonnenwende blickte er nach dem Sonnenaufgang in nordöstlicher Richtung, bei der Bestimmung der Wintersonnenwende (Untergang) in südwestlicher Richtung.

(Schluß auf Seite 83.)

Sommersonnenwende am Stonehenge.
Das Tagesgestirn erscheint über den Steinmarken am Gesichtskreis.

Einer der Steinkreise bei Odry in der Nähe von Konitz (ehemals Westpreußen): Visier- und Abzählsteine zum Sonnen- und Sternendienst.

Das Heiligtum der Externsteine am Teutoburger Wald.
Mit einem Opferstein unter dem nach der Sommersonnenwende gerichteten Durchblick.

An dieser Visiervorrichtung des „Steintanzes" (bei Bützow in Mecklenburg) wurde vor drei Jahrtausenden die Wintersonnenwende beobachtet.

Prof. Dr. Wilhelm Kahl,
Geheimer Justizrat, berühmter Strafrechtslehrer, Reichstagsabgeordneter (Deutsche Volkspartei), wird am 17. Juni 80 Jahre alt. (Phot. Mocsigay.)

Prof. Dr. Heinrich Sohnrey,
bekannter Schriftsteller, Verfasser heimatkundlicher Schriften und volkstümlicher Geschichten, vollendet am 19. Juni sein 70. Lebensjahr.

Nebenstehend: Ein deutsches Gefallenen-Ehrenmal in der Schweiz.
Die Einweihung des Denkmals für die im Weltkriege gefallenen Deutschen aus Zürich und Umgebung am 26. Mai. (Phot. Pleyer.)

Das Kraftwerk unter der Nebel-Tarnkappe.
Künstliche Vernebelung des Wasserkraftwerks Friedland in Ostpreußen, das schon im Nebel zu verschwinden beginnt, durch Nebelgeräte, eine Versuchsveranstaltung zur Erprobung des Nebelschutzes gegen Luftangriff. — Der auf Veranlassung des Ostpreußischen Städtetags am 27. Mai unternommene Versuch eines passiven Luftschutzes zeigte, daß die Unsichtbarmachung erfolgreich durchgeführt werden kann.

Der Welthöhenrekord in deutschen Händen.
Flugzeugführer Willy Neuenhofen (rechts) mit den Ingenieuren Thiedemann und Schinzinger, die die technischen Vorarbeiten für den Höhenflug leisteten, vor der Junkersmaschine (Typ Bremen). Am 26. Mai gelang es Neuenhofen, über Dessau die Weltrekordhöhe von 12 739 m zu erreichen.

Prof. Dr. W. Zangemeister,
Direktor der Universitäts-Frauenklinik in Königsberg, der auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie einen bedeutungsvollen Vortrag mit Demonstrationen über seine erfolgreiche Methode der „Elternschaftsbestimmung“ hielt. (Phot. Krauskopf.)

Wilhelm Stücklen,
durch Romane und Bühnenstücke bekannt gewordener Schriftsteller, † am 28. Mai kurz vor seinem 42. Geburtstag.

Die Spuren eines Wirbelsturms.
Der durch einen furchtbaren Gewittersturm zerstörte Ortsteil des Dorfes Elstorf (Kreis Hamburg). Innerhalb weniger Minuten wurden hier 30 Gebäude schwer beschädigt.

Hugo Stinnes vor Gericht.

Blick in den Verhandlungssaal des Schöffengerichts Berlin-Mitte während des Prozesses gegen Hugo Stinnes, den Sohn des verstorbenen Großunternehmers, und seine Mitangeklagten, die wegen Falschanmeldung des Altbesitzes von Kriegsanleihe vor Gericht gestellt wurden. Auf der Anklagebank Hugo Stinnes (1); 2 (stehend) der Mitangeklagte Alexander v. Waldow; 3 der Verteidiger Rechtsanwalt Dr. Alsberg.

Ein Denkmal für den Unbekannten Soldaten Ungarns.

Enthüllungsfeier des Denkmals in Budapest am 26. Mai. Von links aus: Reichsverweser Horthy mit Gattin und Sohn; Präs. d. Abgeordnetenhauses Graf Almassy; Fürstprimas Seredy von Ungarn; päpstl. Nuntius Orsenigo.

Entscheidungskampf um den Hockey-Silberschild.

Bei dem Endspiel um den Deutschen Hockey-Silberschild in Berlin am 26. Mai siegte die Berliner Elf über Süddeutschland 10 : 1. — Das fünfte Tor fällt für Berlin.

Der Freiheit beraubt!

Eingefangene Wildpferde in Dülmen (Westfalen) im Kral der Wildbahn des Herzogs v. Croy (25. Mai).

Alle zwei Jahre werden auf der Wildbahn im Zehrfelder Bruch die wild lebenden, sich selbst überlassenen Pferde in einen Kral getrieben, wo der Hegemeister die zum Verkauf bestimmten Tiere aussucht. Die westfälische Wildbahn des Herzogs v. Croy genießt den Ruf, die einzige noch in Deutschland vorhandene zu sein und ihre Entstehung bis auf die Zeit Karls des Großen zurückführen zu können.

Deutscher Motorradfahrer-Sieg in Frankreich.

Bruno Henning (Düsseldorf) auf 750 ccm Wanderer mit seinem Beifahrer Zillig, Sieger in der kürzlich veranstalteten 14tägigen Parforcefahrt „Rund um Frankreich“, nach dem Eintreffen am Ziel in Paris.

Nach Devoir gelang einige Jahre später dem englischen Astronomen Lockyer ein genau entsprechender Beweis astronomischer Orientierung an dem bekanntesten Denkmal frühzeitiger Sternkunde, an dem Steinkreise von Stonehenge. Der Unterschied der geographischen Breiten beider Sonnenkultstätten spiegelte sich genau in dem Unterschiede der Morgen- bzw. Abendweite der Sonne wider. Wenn sich auch in früherer Zeit Carus Sterne für ähnliche Kultstätten bei uns einsetzte, so ist es doch erst kurz vor dem Krieg zu einem hochbedeutsamen Nachweis dieser Art bei uns gekommen. Damals hat Regierungslandmesser Stephan die Steinkreise von Odry an der Nordostgrenze des ehemaligen Kreises Konitz vermessen, seine Arbeit aber erst 1916 im „Mannus" veröffentlicht, der auch in der folgenden Zeit die bedeutsamsten Arbeiten dieser Art herausbrachte. Die Findlingsblöcke von Odry sind nach zehn sorgfältig verteilten Kreisen disponiert, deren Durchmesser die Verwendung eines bestimmten Längenmaßes erraten lassen. In Odry sind nicht nur die Blickrichtungen nach der Sommersonnenwende vermarkt, sondern auch die genaue Ost-Westrichtung zur Bestimmung der Tag- und Nachtgleichen. Im Grundgedanken des Aufbaues durchaus ähnlich ist der „Steintanz" bei Bützow in Mecklenburg angeordnet. Hier ist vornehmlich die Visur nach der Wintersonnenwende klar erkennbar. Die geodätischen Arbeiten vom „Steintanz" sind Herrn Timm zu verdanken. Verwandt mit diesen Kreisen ist das Denkmal zu Trzebcz im Kreise Kulm. Wir treffen hier auf das jetzt in Amerika wieder „modern" gewordene Jahr zu dreizehn Monaten.

Von überragender Bedeutung im Vergleich zu diesen mehr astronomisch eingestellten Forschungen sind in letzter Zeit die Arbeiten von Wilhelm Teudt geworden, dessen soeben erschienenes Werk über „Germanische Heiligtümer" vielseitige Beachtung gefunden hat. Teudt geht bei seinen Beiträgen zur Aufdeckung unserer Vorgeschichte von den Externsteinen, den Lippequellen und der Teutoburg aus und stellt seine Arbeiten in den großen kulturellen Zusammenhang der Gesamtentwicklung unseres Vaterlandes. Vor allem läßt er erkennen, wie erschwerend die Maßnahmen gewirkt haben, die Karl der Große zur Vernichtung der urgermanischen Kultstätten durchgeführt hat. Es war einer der lehrreichsten Ausflüge, die ich je unternommen habe, als ich unter Teudts persönlicher Führung die Sternkultstätten in der Nähe von Detmold in Augenschein nehmen konnte. Von den von Karl dem Großen zu einer christlichen Kultstätte umgewandelten Externsteinen — ein künstlerisch rätselhaftes Monument läßt diesen Umwandlungsprozeß erraten — hat man einen weiten Blick ins Land, wo sich zahlreiche Vermarkungen für astronomische Beobachtungen finden. Durch das kreisrunde Loch in der sog. „Kapelle" der Externsteine fielen die ersten Strahlen der sich wendenden Sommersonne; durch diese Öffnung konnte der Beobachter den Höchststand des Mondes mit einer besonderen Marke konstatieren. Im Osterholz vermutet Teudt eine Pflegstätte der Sternkunde, bei der die Astronomen Prof. Dr. Neugebauer und Prof. Dr. Riem zahlreiche Sternbeziehungen nachrechneten.

Von weltgeschichtlicher Bedeutung ist die astronomische Berechnung des Alters dieser Kultstätten. Mit auffallender Übereinstimmung führen Stonehenge, Osterholz und Odry auf etwa achtzehnhundert Jahre v. Chr. zurück. Bei reiner Sternorientierung ist diese Bestimmung auf etwa ein halbes, bei Solstitial (Sonnenwenden)-Festlegung etwa innerhalb zweier Jahrhunderte zuverlässig.

Karl Kranke

Altfranzösische Steinallee: „Alignements du Vieux-Moulin" in der Bretagne.
Zeichnung nach „Natur und Mensch" (Verlag Walter de Gruyter & Co.)

Wissen und Leben

Die erste deutsche Journalistin.

(Zum 100. Todestage Therese Hubers am 15. Juni.)

Zu den Frauen, die zwar nicht für Emanzipation geschwärmt, ja nicht einmal an einer eigentlichen Frauenbewegung teilgenommen und doch wesentlich zur Gleichstellung der beiden Geschlechter beigetragen haben, gehört Therese Huber, die als Schriftstellerin und Journalistin sich hohes Ansehen erwarb und als erste deutsche Frau von ihrer Feder zu leben verstand. Geboren am 7. Mai 1764 als Tochter des berühmten Philologen Heyne in Göttingen, hatte sie eine freudlose Jugend; sie eignete sich ihre Bildung hauptsächlich durch eifrige Lektüre an. Seit 1784 mit Georg Forster verheiratet, folgte sie ihm nach Polen und dann nach Mainz, wo er an den Revolutionsumtrieben teilnahm. Er ging nach Paris und ließ sie schutzlos zurück, so daß sie sich an seinen Freund Ludwig Ferdinand Huber (bekannt auch als Freund Körners und Schillers) anschloß, der damals Legationssekretär in Mainz war. Nach Forsters Tode (1794) heiratete sie ihn. Seit der Revolution suchte er sich als Schriftsteller durchzuschlagen, und hierbei unterstützte Therese ihn wacker, indem sie Erzählungen übersetzte und auch selbst verfaßte. Sie war eine geistreiche und anmutige Frau, aber so wenig eitel, daß sie ihre Arbeiten unter seinem Namen erscheinen ließ. Huber erhielt 1798 von Cotta die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" übertragen, aber er starb schon 1804. Nun war Therese ganz auf sich selbst angewiesen und mußte ihre Arbeiten (Erzählungen, Novellen, Skizzen usw.) unter ihrem eigenen Namen veröffentlichen. Noch 1810 schrieb sie an ihren Vater: „Mir ist das Gedrucktwerden immer ein beunruhigendes, schmerzliches, demütigendes Gefühl. Es geziemt dem Weibe nicht." Aber so, wie sie ihr glühendes, wildes Herz besänftigte, so handelte sie „mit gespannter Kraft", um sich und ihre Kinder zu ernähren. Sie, die neunmal Mutter geworden, nahm es mit ihren Mutterpflichten nicht leicht. Außerdem besorgte sie die vielen häuslichen Geschäfte, und soweit es möglich war, pflegte sie sogar Geselligkeit und führte eine ausgedehnte Korrespondenz. Cotta bot ihr 1816 die Redaktion seines „Morgenblatts für die gebildeten Stände" an, da er ihr Talent aus ihren früheren Beiträgen kannte. Es war freilich keine leichte Stellung, die sie da erhielt, denn die Dichter Haug und Rückert hatten sich in der Redaktion als ungenügend erwiesen, und Cotta war ein sehr selbstherrlicher Verleger. Sie hatte denn auch manchen Kampf mit diesem zu bestehen, aber es gelang ihr, das Blatt auf eine höhere Stufe zu heben. Sie hatte einen bei Frauen seltenen Überblick über Welt und Zeit, und ihr Streben nach Universalität wurde durch eine reiche Lebenserfahrung und eine ausgebreitete Kenntnis der fremden Literaturen unterstützt. Sie erweiterte die Rubriken des Blattes und behielt stets im Auge, daß eine Zeitung der Aktualität zu dienen hat. Es gelang ihr, den Mitarbeiterkreis zu erweitern, Goethe, Uhland und Börne heranzuziehen. Gegen ihren Willen mußte sie auch die Beiträge des rauflustigen Adolf Müllner aufnehmen, dem Cotta schließlich sogar die Redaktion des dem „Morgenblatt" beigegebenen Literaturblattes übertrug, der dann aber auch mit dem Verleger Krach bekam und 1824 wieder ausschied. Um dieselbe Zeit kam es auch zu einer Trennung zwischen Cotta und Therese Huber. Sie siedelte nach Augsburg über und erhielt noch zwei Jahre ihr Redaktionsgehalt, wofür sie aber die Memoiren der Frau de Genlis zu übersetzen hatte. Der endgültige Bruch mit Cotta war für sie sehr schmerzlich, da die Beziehungen zu seinem Verlag ihr fast 30 Jahre lang einen Rückhalt gegeben hatten. Vereinsamt und halb erblindet starb sie am 15. Juni 1829 in Augsburg. Sie war nach dem Zeugnis Wilhelm von Humboldts „an Geisteskraft eine der vorzüglichsten Frauen ihrer Zeit". Wenn auch ihre Erzählungen heute nicht mehr gelesen werden, so lebt doch ihr Name in der Geschichte des Journalismus fort als der einer intelligenten Schriftstellerin, die das Cottasche „Morgenblatt" in eine geistige Atmosphäre hob, aus der es sich zu einem wirklich vornehmen Blatt entwickeln konnte.

Tony Kellen.

Therese Huber, die erste deutsche Journalistin, † vor 100 Jahren am 15. Juni, geboren am 7. Mai 1764. Nach einer zeitgenössischen Miniatur. (Zu dem nebenstehenden Artikel.)

Woher haben die Blumen ihre Namen?

Schon in alten Zeiten beschäftigte sich das Volk naturgemäß mit Vorliebe mit der Pflanzenwelt, und der Volksmund erfand für die Blumen Namen, die zum Teil jahrhundertelang bis auf unsere Tage erhalten blieben. Die botanische Wissenschaft erkannte, daß die Namen besondere Eigenheiten der Pflanze ausdrückten, die auch ihr vornehmlich charakteristisch erschienen, und behielt die Mehrzahl bei. So haben einige Arzneipflanzen uralte Namen, die ihre medizinische Bedeutung verraten, die sie einmal hatten und zum Teil auch heute noch haben. Die Pestwurz galt als ein Mittel gegen die Pest, das Scharbockskraut wurde gegen das Scharbockleiden angewandt, der Augentrost gegen Augenleiden. Das Tausendgüldenkraut, das noch heute in der Heilkunde verwandt wird, war als Heilpflanze so begehrt, daß es mit tausend Gulden bezahlt zu werden verdiente. Lungenkraut und Wundklee sagen uns deutlich, für was sie gesucht waren. Der Mensch war früher mit

der Natur inniger verwachsen als heute und hatte vornehmlich mit der Pflanzenwelt, die ihm unentbehrliche Heilkräuter schenkte, die mit manchen Festen und Bräuchen uralten Zusammenhang hatte, einen innigen Kontakt. Das zeigen auch die Vornamen, die den Pflanzen und in erster Linie den Blumen ihre Namen geben halfen: Marienblümchen, Mariengras, Mariendistel, Margaretenblume. Die Nigella damascena wurde die „Braut in Haaren". Unter den männlichen Vornamen steht „Johannes" voran: Johanniskraut, Johannisblume, Johannisbeere, Johannisbrot. Ferner nennen wir noch: Jakobs Kreuzkraut, Aronstab, Ruprechtskraut. Die Liebe zur Natur bei unsern Vätern erhellt auch aus der Verbindung von Tier- und Pflanzenwelt bei der Namengebung für die Pflanzen: Löwenzahn, Löwenmaul, Bärenklau, Bärenlauch, Bärlapp, Hirschzungenfarn, Wolfsmilch. Dann haben wir noch den Fuchsschwanz, die Gemswurz, den Igelkolben und den Bocksbart. Auch die Vogelwelt hat viele Namen hergeben müssen: Krähenbeere, Adlerfarn, Storchschnabel, Wachtelweizen, Habichtskraut, Lerchensporn und Kuckucksblume. Selbstverständlich wurden auch die Namen von Haustieren herangezogen, um Pflanzennamen zu bilden: Ochsenmaul und Kuhblume, Eberesche, Kälberkropf, Schafgarbe und Katzenkraut, Schweinsohr und Schweinerübe, dann Hahnenfuß und Hühnerdarm, Taubenkropf und Gänseblume, Entenflott und Gänsefingerkraut. Aber auch die Kleinen und Kleinsten in der Tierwelt liehen bei der Pflanzentaufe ihre Namen: Motten und Mücken, Frösche, Bienen, Floh, Wanze und Laus, Krebse und Fliegen und auch Nattern, Schlangen und selbst Drachen fehlen nicht in der langen Reihe unserer Pflanzennamen. Viele Blumen und voran die beliebtesten erhielten auch mehrere Namen, oder sie heißen hier so, dort so. Nicht immer aber gehen Vielnamigkeit und Beliebtheit Hand in Hand. Ist doch der Name „Rose" überall unverändert geblieben. Sehr oft gab auch die Form von Blüte, Blatt, Stengel oder Wurzel der Blume den Namen. Wir nennen da den Fingerhut, den Huflattich, das Helmkraut und das Herzblatt, das Kreuzkraut und den Spitzwegerich, den Hornklee und die Schwertlilie. Auch der Aberglaube und die naive Furcht des Volksgemüts haben manchen Blumennamen geschaffen: Teufelsabbiß, Wasserpest, Zehrwurz, Teufelshand, Irrkraut, Hexenkraut und Hexenmehl, Farnmännlein und Farnweiblein und Christushand. Wilhelm Hochgreve.

Die Bewohner der „Habichtsbrunnen".

An der vom Hochsommer bis tief in den Herbst hinein an Wald- und Wiesenrändern oder auf unbebauten Plätzen wachsenden Kardendistel Dipsacus silvester) sind die Blattachseln der gegenständigen Blätter so miteinander verwachsen, daß sie kleine Becken bilden, in denen sich das Regenwasser ansammeln kann. Vor kurzem hat sich nun der Forscher L. Varga der Aufgabe unterzogen, die „Habichtsbrunnen", wie man diese pflanzlichen Aquarien nennt, genau zu untersuchen, und ist hierbei zu dem Ergebnis gekommen, daß sich in ihnen eine ganz eigenartige Lebensgemeinschaft der verschiedensten Wasserorganismen beobachten läßt. Denn selbst in diesen winzigen Wasseransammlungen, deren Temperatur sich tagtäglich ändert, und deren chemische Zusammensetzung infolge der Verdunstung ständig wechselt, ja, deren ganze Dauer überhaupt nur zwischen fünf und zwölf Tagen schwankt, leben Tiere und Pflanzen, jeden Wassertropfen ausnützend, der in den Tümpelchen enthalten ist. Auf alle mögliche Weise gelangen diese Lebewesen in die Kardentümpel. So trägt der Wind eine Fülle von Trockenformen mikroskopischer Tiere und Pflanzen herbei, die im Wasser schnell zu neuem Leben erwachen. Zahlreiche Arten solcher Kleinlebewesen fanden sich in den „hangenden Aquarien" der Kardendistel, darunter Amöben, Flagellaten und Ziliaten, viele Grünalgen und Diatomeen wie auch Pilze und Bakterien. Die Menge dieser Kleinwelt schafft dann wieder anderen Tieren gute Nahrungsverhältnisse, und so kommen denn in den Habichtsbrunnen auch Rädertiere vor, ferner Fadenwürmer, Mückenlarven und Milben. Die Lebensgemeinschaft dieser Organismen dauert natürlich immer nur so lange, als der Brunnen gefüllt ist; sobald er eintrocknet, was oft sehr schnell der Fall ist, wird seinen Bewohnern die Lebensmöglichkeit entzogen, und das bunte Getriebe hört mit einmal auf, bis eines Tages ein neuer Regen das Aquarium füllt und ihm wieder neues Leben zuführt. Welchen Nutzen die Kardendistel von den Bewohnern ihrer kleinen Tümpel hat, ja, ob sie das Wasser wie auch die in ihm enthaltenen Stoffe überhaupt für sich ausnützt, ist eine Frage, die heute noch offen liegt. Als Schutzeinrichtung und Fangfalle gegen Tiere, die am Stengel der Distel hinaufkriechen und ihr Honig rauben wollen, dient der Habichtsbrunnen der Pflanze indes auf alle Fälle. M. A. v. Lütgendorff.

Viktor Hammer.

(Hierzu das Selbstbildnis des Künstlers auf der ersten Seite dieses Heftes.)

Viktor Hammer, ein gebürtiger Wiener, der zur Zeit in Settignano bei Florenz lebt, zählt zu den ersten Bildnismalern Österreichs. Seine Werke sind seit Jahren auf den Ausstellungen der Wiener Sezession zu sehen und fallen dort durch die Besonderheit ihres altmeisterlichen Charakters auf. Für diesen starkwilligen Künstler, der seine Kunst auf dem Fundament gediegensten Handwerks aufbaut, heißt malen: Schwarz und Weiß farbig gestalten, wie er es selber aussprach. Ein unverkennbares Hervortreten des graphischen Elements, sicherste Zeichnung, unbestechlicher Realismus, der Kleines und Kleinstes mit minuziöser Sauberkeit anschaulich macht, Noblesse der Farbe, eine beinahe mathematische Abgewogenheit und Ausgeglichenheit der Komposition bei raffiniertem, an den ersten Deutschen und Italienern gebildetem Geschmack: das sind Ingredienzien der Kunst dieses Österreichers, den viele bewundern, andere als Epigonen, dessen Bilder lebenslos, kalt und bronzen wirken, ablehnen, alle aber als Meister, das heißt als großen Könner gelten lassen. Als Hammer vor Jahren in London kollektiv ausstellte, besuchte der berühmte englische Maler John Lavery diese Ausstellung und wandte sich dann an den österreichischen Kollegen mit den Worten: „That's an exhibition of masterpieces!" Tatsächlich ist alles, was aus Hammers Werkstätte hervorgeht, „masterpiece", Meisterwerk in dem Sinne „Werk eines Meisters seines Metiers". Dies gilt besonders auch von dem Selbstbildnis, das als Innentitel dieser Nummer gezeigt wird: ein in seinem Dreiton von dunklem Grün, gebrochenem Weiß und Ocker prachtvoll wirkendes Gemälde, das die österreichische Staatsgalerie anzukaufen beabsichtigt. Es ist ein richtiges Museumsstück, wenngleich ein anachronistisches. „Das Reich der Farbe muß ich mir heute noch von Arbeit zu Arbeit zu erobern suchen. Denn eigentlich bin ich gewiß mehr Architekt und Bildhauer als Maler." Dies ein Bekenntnis Hammers. „Architekt" und „Bildhauer": Berechnung also, Konstruktion, Ausmessung und dann formengerechter Aufbau bei Ausschaltung alles dessen, was wir „Seele" oder Beseelung nennen: das sind dann auch noch die besonderen Kennzeichen der Arbeiten dieses dennoch eminenten und genialen Künstlers, der übrigens ebenfalls Buchdrucker und Kalligraph ist und als solcher eine eigene „Hammer-Unziale" geschaffen hat. Max Hayek.

FÜR DEN BÜCHERTISCH

Von Landschaften und Städten. Seitdem die Reiselust wieder in stärkerem Maße jung und alt in die Ferne lockt, mehrt sich die Literatur, die auf diesen Trieb spekuliert und, oft recht einladend, die verschiedenen Gegenden dem Reisenden schmackhaft zu machen sucht. Stadtverwaltungen, Verkehrsvereine, Heimatbünde wetteifern miteinander im Produzieren von Mappen, Albums, Broschüren, in denen die lokalen Schönheiten der engeren Heimat dem Fremden empfehlend vor Augen geführt werden. Dazu gesellen sich nun noch die vielen privaten Publikationen, die einen ähnlichen Zweck verfolgen, sich aber vielfach durch höheres künstlerisches Niveau auszeichnen. Da liegt z. B. vor mir „Der Neckar“, ein Lebensbild von Alfons Paquet (bei J. Körning, Heidelberg). Es ist, wie alle derartigen Bücher, ein reines Illustrationswerk. Die Bilder — sehr feine Tuschzeichnungen und Aquarelle, in Kupfertiefdruck wiedergegeben — schuf Joachim Lutz, und Paquet gab ihnen das notwendige textliche Geleit. Wort und Bild fließen hier zu wundersamem Einklang zusammen, und man erlebt das Neckaridyll in seiner abwechslungsreichen Folge von Schwenningen bis Mannheim. — Als ein ähnliches Werk, nur auf den Bodensee bezogen, stellt sich die „Schwäbische Meerfahrt“ (Verlag Alexander Fischer, Tübingen) vor. Der Künstler — Walter Waentig — hat zu seinen Schilderungen die Federzeichnung verwandt. Es erscheint manches etwas schwerfällig und herb, aber im großen ganzen sind die mannigfaltigen Stimmungen des Schwäbischen Meeres gut getroffen. Sehr feinsinnig und die Reize des Sees trefflich charakterisierend, ist das Geleitwort Karl Blancks. Beide Werke sind im besten und edelsten Sinne Heimatbücher. Dazu möchte ich auch noch zwei andere zählen, die weniger die Landschaft als den Geist bestimmter Gegenden zu uns sprechen lassen. Es handelt sich um die Veröffentlichungen „Der Niederrhein im Schrifttum alter und neuer Zeit“, herausgegeben von Dr. Heinrich Plöner (Verlag Aug. Steiger, Mörs) und „Elsaß-Lothringen“ von Fritz Bouchholtz (Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig). Das erste präsentiert sich als eine sehr geschickt ausgewählte Anthologie rheinischer Prosa und Dichtung von sagenhaften Zeiten bis zur Gegenwart. Sage und Geschichte, Legende, geistliches Leben, Land und Leute, Kulturgeschichte und Volkskunde, Industrie — alles ist hineingenommen, um das Leben und Schaffen am Niederrhein in seiner Vielfältigkeit zu zeigen. Dabei waltete durchweg ein sorgsam wägender Geschmack, der die Spreu ausschied und nur den Weizen übrigließ. Die ausgezeichneten markanten Holzschnitte Artur Buschmanns und Anton Wendlings machen neben der guten typographischen Ausstattung dieses Werk zu einem wertvollen Hausbuch. — Das, was mit dem Niederrhein versucht wurde, bezweckt auch, nur in anspruchsloserer äußerer Form, das Bouholtzsche Buch über Elsaß-Lothringen. Auch hier reden die Männer des Landes aus Vergangenheit und Gegenwart. Nur liest man dieses so von deutschem Kulturgehalt erfüllte Werk mit einem schmerzlicheren Gefühl, weil es uns an kostbares verlorenes Gut erinnert. — Von den Landschaften wenden wir uns zu den Städten. Da ist zunächst eine Monographie von Walter Curt Behrendt über „Die holländische Stadt“ (Verlag von Bruno Cassirer, Berlin). Durch die in architektonischer Hinsicht interessantesten Städte führt uns der Verfasser. Ihre Eigenart — die Verbindung von Architektur und Wasser — tritt überall zutage, daneben die „Rassenhaftigkeit“, in welcher der unvergleichliche Reiz der holländischen Stadtbilder beruht. Man sieht, wie hier die vom Wasser durchzogene Flachlandschaft eine nationale Kultur schuf, wie man sie sonst nirgends wieder findet. — Die Neunhundertjahrfeier Naumburgs hat den Anlaß zu einer Monographie dieser Stadt gegeben, die Dr. Ernst Borkowsky verfaßte (Eugen Diederichs, Jena). Die mit gründlicher Sachkenntnis geschriebene Entwicklungsgeschichte der durch ihren Dom so berühmten mitteldeutschen Stadt ist ein Musterbeispiel dafür, wie ein vielleicht nur den Historiker interessierendes Thema durch knappe und fesselnde Darstellungsweise für Laien lesegerecht gemacht werden kann, wozu auch die Fülle beigegebener Abbildungen beiträgt. — Eine verdienstvolle kleine Studie über „Die Fachwerkhäuser der Stadt Braunschweig“ von H. Edel (Verlag von E. Appelhans & Co., Braunschweig) sei vorübergehend erwähnt. — Das Stadtbild von Chemnitz leuchtet in zwölf Reproduktionen nach Gemälden Alfred Kunzes (Selbstverlag) auf und zeigt, daß auch dieses Industriezentrum seine Reize hat. — Julius R. Haarhaus' „Leipziger Spaziergänge“ (Verlag Rich. Eckstein Nachf., Leipzig) — der unentbehrliche Führer, um die Schönheiten von Pleiße-Athen kennenzulernen — erschien in neuer Auflage, mit Zeichnungen von B. Heroux geschmückt. — Zum Schluß sei noch auf das schmucke Ansichtenalbum „Wien und Niederösterreich“ (Verlag Gerlach & Wiedling, Wien) empfehlend hingewiesen. Wer es durchblättert und noch nicht in Wien war, wird dieses Versäumnis bei seiner nächsten Reise schleunigst nachholen.

V. T.

Kulturgeschichte. Von Egon Friedells „Kulturgeschichte der Neuzeit“ (Verlag C. H. Beck, München), deren erster Band berechtigtes Aufsehen erregte, liegt der zweite vor. Er umfaßt die Zeit vom Barock bis zum Empire. Über ihn kann man das gleiche sagen wie über seinen Vorläufer: Es gibt keinen toten Punkt im Fluß der Schilderung. Ja, eher gewinnt das Ganze noch an Lebendigkeit und Leichtigkeit der Darstellung. Das kommt daher, daß diese eminent geistige Epoche, die jenen Zeitabschnitt ausfüllt, der Mentalität Friedells besonders liegt. Man lese nur, was er über das Rokoko sagt, oder die feinen Charakteristiken, die er vom jungen Goethe und vom jungen Schiller gibt, oder — was ich für die gelungenste Episode des Buches halte — das Kapitel „Die Erfindung der Antike“, wo er mit manchem gedankenlos durch die Jahrzehnte hingeschleppten Glaubenssatz geistreich aufräumt. Friedells Kulturgeschichte ist keine systematische Wissenschaft mit dem notwendigen Ballast umfassender Gelehrsamkeit, sondern ein buntes Freskogemälde, in dem er — Kenner und Künstler zugleich — bald diesem, bald jenem Detail, wie es ihm gerade beliebt, eine liebevolle Ausführung widmet. Man kann den Unterschied zweier Schreibweisen, von denen jede ihr künstlerisches Gepräge hat, nicht besser hervorheben, als wenn man Jacob Burckhardts „Kultur der Renaissance in Italien“, von der in Kröners Taschenausgabe eine neue Auflage vorliegt, neben Friedells Werk stellt. Dort der bis in die feinsten Verästelungen der Lebensadern wie ein Anatom vordringende Gelehrte, der aber immer das Ganze im Auge behält, hier der geschmackvolle und kluge Genießer und Beobachter, der seine Eindrücke von besonders ihn interessierenden Begebenheiten in gepflegtem Deutsch aufzeichnet. — Ein ebenso fesselnder Schilderer kultureller Verhältnisse, freilich in anderer Art, ist Theodor Birt. Sein neuestes Werk, „Das Kulturleben der Griechen und Römer in seiner Entwicklung“ (Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig), zeigt wieder die großen Vorzüge seiner Schaffensweise: klar und leicht faßlich das Gegenständliche darzustellen, Fernstes und Entlegenstes wunderbar plastisch in die Nähe zu rücken. Es gibt heute wenige Gelehrte, denen die Verlebendigung der Vergangenheit so gut gelingt. — Ein bestimmtes kulturgeschichtliches Thema — Sinne und Sitte des Naiven — hat sich Prof. Dr. G. Heyck für sein neuestes Büchlein herausgesucht, das er unter dem Namen „Gaja“ bei Moritz Schauenburg, Lahr (Baden) erscheinen läßt. Aus vier Jahrtausenden ist hier das Material für einzelne landläufige Begriffe und Vorstellungen zusammengetragen und zu netten kleinen Plaudereien über Gaukler und Tänzerinnen, Witz und Kalauer, Inschriftenhumor, Nationalgeschichte usw. ausgemünzt. — Max v. Boehns mehrbändiges und eine Fundgrube illustrativen Materials bildendes Sammelwerk „Die Mode“ (F. Bruckmann A.-G., München) hat im gleichen Verlag einen Nachtragband erhalten, der sich

„Das Beiwerk der Mode“ betitelt. Es handelt von den Nebensächlichkeiten der Mode, die eben doch oft von Wichtigkeit sind: Spitzen, Fächer, Handschuh, Stock, Schirm und Schmuck. Die anmutige Art des Verfassers, das Wissen um das Gegenständliche mit Anekdotischem zu durchweben, kommt auch in diesem neuen Bändchen, das wiederum reich mit Bildern geschmückt ist, reizvoll zur Geltung. — Hans Ostwald, der bekannte Schilderer Berliner Sitten, hat das „Galante Berlin“ (Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G., Berlin-Grunewald) zum Thema seines neuesten Werkes gewählt. Von den Tagen des Kurfürsten Albrecht Achilles bis in die Gegenwart wird uns berichtet, damit wir am Schluß erkennen, daß Berlin, im Grunde genommen, keine galante Stadt ist und noch weniger war, jedenfalls mit Städten wie Wien, Paris und selbst Dresden nicht rivalisieren kann. Am bodenständigsten ist noch jene Galanterie, wie sie früher Hosemann schilderte, und wie sie sich heute in Zilles und Simmels Zeichnungen ergötzlich spiegelt. r.

Medizinisches. Medizinische Hausbücher für Laien gibt es schockweise, aber wenige sind mit solch wissenschaftlichem Ernst und starkem Verantwortungsgefühl geschrieben wie das neueste von Dr. Rudolf Franck „Die Medizin im Dienste der Familie“ (Verlag von F. C. W. Vogel, Leipzig). Es will nicht, wie viele andere, der Selbstbehandlung das Wort reden und den Arzt entbehrlich machen, sondern es will den Laien in die medizinischen Dinge einführen und ihn dadurch in ernsten Fällen gerade auf den Arzt hinweisen, so daß er als Kranker, durch das Buch vorbereitet und über seinen Zustand unterrichtet, nur mit viel größerem Verständnis die Verordnungen seines Arztes befolgen wird. — Eine ähnliche Absicht, obschon in ganz anderer Ausführung und Form, verfolgt das Büchlein „Haben Sie keine Angst!“ von Dr. Josef Löbel-Franzensbad (Grethlein & Co., Leipzig-Zürich). Dieses Werk ist nicht mit System, wie das vorige, geschrieben; es plaudert, aber es plaudert auf wissenschaftlicher Grundlage mit Witz und Humor. „Optimistische Medizin“ — wie es im Untertitel heißt — wird hier dargeboten, Aufklärung über den gesunden Körper gegeben, nicht blindes, sondern sehendes Vertrauen zur Wissenschaft dem Erkrankten eingeflößt. Vor allem jedoch ist dieses Büchlein ausgezeichnet dazu geeignet, zur Hypochondrie neigende Menschen von ihren Angstzuständen zu befreien. — Den vielen Anhängern einer natürlichen Ernährungsweise sei die Schrift „Rohkost“ von Prof. Dr. med. Arthur Hartmann (J. F. Lehmanns Verlag, München) empfohlen. Der Verfasser analysiert sehr genau die chemische Zusammensetzung der verschiedenen Rohkostprodukte und ihren Nährwert. — Das „Taschenbuch der Säuglings- und Kinderpflege“ von Dr. Ernst Maurer (Verlag von J. F. Schreiber, Eßlingen und München) verdient aufmerksame Beachtung. Hier ist ein Büchlein, das Mutter und Pflegerin unterstützen möchte im Verständnis für die häufigsten Krankheiten des Kindesalters, und der Weg zu ihrer Verhütung und Bekämpfung. Die leichte Verständlichkeit der Darstellung sowie das reiche illustrative, teils farbige, teils schwarze Anschauungsmaterial unterstützen diesen Zweck aufs beste. — Endlich sei noch auf eine vom Bureau zur Förderung des Chiningebrauchs in Amsterdam herausgegebene Publikation, „Malaria und Chinin“, hingewiesen. Das Wesen und die Verbreitung des Sumpffiebers sowie die geschichtliche Entwicklung seiner Bekämpfung kommen hier ausführlich, unter Verwendung von Bildermaterial, zur Erörterung. s.

ZUM NACHDENKEN

Geographisches Balkenrätsel.

Nach richtiger Einordnung der Buchstaben a a a e e e e f f g h i i i i k l l n n n o p r s s s s u ergibt der Querbalken eine europäische Hauptstadt. Die Längsbalken nennen: 1 Stadt in Marokko, 2 russische Stadt, 3 Staat in Europa, 4 deutsches Gebirge, 5 Schweizer Kanton.

Zitatenrätsel.

Mir grauet vor der Götter Neide.
Gebt mir Taten zu tun.
Den Teufel spürt das Völkchen nie.
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken.
Und trinkt ihn fröhlich leer!
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine.
Ihr Püppchen, nun seid mir nicht traurig!
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt.
Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?

Jedem nebenstehenden Zitat ist ein Wort zu entnehmen. Zusammengereiht, ergeben diese neun Wörter eine Stelle aus Goethes „Faust“.

Kreuzwort-Magie.

Die Silben a — a — ge — ge — ge — ge — ma — ma — nen — nen — rä — rä — schi — schi — sex — si — si — te — tur — tur — wehr sind so in die Felder der Figur einzuordnen, daß sie 3 fünfsilbige Wörter nachstehender Bedeutung ergeben, die, wagerecht und senkrecht gelesen, gleichlauten. 1 Name eines Sonntags, 2 Abteilung der Leibesübungen, 3 moderne Waffe.

Figurenrätsel.

b b d d d d e e e e e e e k k m m n n o o o r r r s s t t t t u u

Vorstehende Buchstaben sind so zu ordnen, daß sowohl die wagerechten als auch die senkrechten Reihen gleichlauten und folgende Bedeutung haben: 1 Monat, 2 belgisches Seebad, 3 Abhilfe.

Wortkette.

Angst — Band — Bau — Blatt — Eck — Glas — Gold — Grund — Platz — Recht — Schloß — Schweiß — Spiel — Stich — Tür — Uhr — Wort — Wurm

Aus vorstehenden 18 Wörtern sind ebenso viele zweisilbige Hauptwörter zu bilden, die so aneinandergereiht werden, daß die zweite Silbe jedes Wortes zugleich die erste Silbe des folgenden Wortes ist.

Verwandlung.

Ein großer Fluß ein i verlier',
Dann wird aus ihm ein Wertpapier.
Büßt dies ein Doppelzeichen ein,
Wird's eine Stadt am Niederrhein.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4396.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4394.

Diagonalrätsel: 1 Brevier, 2 Muschel, 3 Brenner, 4 Mörike, 5 Steiger, 6 Bosnien, 7 Klinger. — Bürger — Körner.

Karreerätsel: a Eden, b Efeu, c Föhn, d Ör, e Genf, f Dawes, g Uhu, h Tunis, i Reger, k Star, l Ibsen, m Bad, n Niger, o Idee, p Wesir. — Feuer und Wasser sind gute Diener, aber böse Herren.

Rätselskelett: Ein guter Mensch, in seinem dunklen Drange, / ist sich des rechten Weges wohl bewußt. („Faust“, Prolog im Himmel.)

Geistreich: Wortspiel.

Rösselsprung: Die Nachtigall, sie war entfernt, / Der Frühling lockt sie wieder; / Was Neues hat sie nicht gelernt, / Singt alte liebe Lieder. (Goethe.)

Füllrätsel:

A L T A R I S T
P A R T I T U R
P L A N T A G E
P I L A S T E R
S E E K A R T E
G E M S B A R T

Silbenrätsel: 1 Litanei, 2 Andalusien, 3 Undine, 4 Cherusker, 5 Sadowa, 6 Triangel, 7 Ahab, 8 Emir, 9 Donau, 10 Trianon, 11 Erwin, 12 Rakete, 13 Mandarin. — Lauchstädter Mineralbrunnen.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Ramses, 9 Aar, 10 rar, 13 Area, 15 Teer, 17 Gott, 20 Edam, 24 Öl, 25 Air, 26 Nansen; diagonal von links nach rechts: 2 Allee, 4 Sekret, 5 Asra, 8 Saite, 9 Aue, 12 Tegel, 15 Tropen, 18 Ohr, 21 Droge, 23 Maki; diagonal von rechts nach links: 1 Rabatt, 3 Erker, 6 Esra, 7 sauer, 11 Rio, 14 Ethik, 16 ego, 19 Termin, 20 Elle, 22 Aroma.

Magisches Quadrat: 1 Whist, 2 Herta, 3 Irbit, 4 Stier, 5 Tatra.

Doppellösung: Besorgt — geliefert.

Das Billigste? Ja nicht!

Bequeme Ratenzahlung

Es ist viel richtiger, ein paar Mark mehr zahlen für das bessere Motorrad. Sie vertrauen der Maschine doch Ihr Leben an!

Deshalb unbedingt

NSU

200 ccm., steuerfrei. Ermässigter Preis!

Viertakter · Dreiganggetriebe · Blockmotor · Kettenantrieb ·

Lassen Sie sich kein X für ein NSU vormachen

NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.G. Neckarsulm, Württbg.

Jhagee-Lumimax

zählt tausende begeisterte Anhänger unter den Amateur- und Berufsphotographen. Der Lumimax macht Ihre Kamera zu einem idealen Vergrößerungsapparat. Er schafft infolge seiner genialen Konstruktion Vergrößerungen von harmonischer Abstufung in beliebigen Größen, die von direkten Aufnahmen nicht zu unterscheiden sind.

Lumimax-Vergrößerungen eignen sich vorzüglich als Wandschmuck.

Lumimax-Apparate sind in jeder Photohandlung von RM. 16.50 an erhältlich.

Verlangen Sie gratis unseren Prospekt „Vom Zwerg zum Riesen".

Beifügung von Band II der Jhagee-Bücherei „Wie photographiere ich" von Wirkl. Rat Prof. Emmerich gegen Einsendung von RM. 0.50 auf unser Postscheckkonto Dresden 12306.

Jhagee Kamerawerk Steenbergen & Co

DRESDEN-STRIESEN 147.

AEG AEG AEG

AEG

GEADEM

Für

Europaempfang Fernempfänger „GEADEM"

Batterieloses Vierröhren-Gerät

mit Schirmgitterröhre

Für Wechselstrom

Preis RM 375.—

einschließlich Röhren

An die Lichtsteckdose anzuschließen

Mit Anschluß für Schallplattenwiedergabe

Erhältlich in allen Radiohandlungen und einschlägigen Geschäften

AEG AEG AEG

Verzeichnisse unserer Lehrmittel-Serien umsonst und postfrei.

J. J. WEBER, Lehrmittel-Abteilung, LEIPZIG C 1.

Strahlende Schönheit durch Bestrahlung!

Das Schönheitsideal ist nicht mehr die krankhafte „interessante Blässe", sondern die gesunde jugendliche Frische, die reine zart durchblutete Haut, das blitzende Auge, die munteren Bewegungen, das temperamentvolle Wesen und die gute Laune.

Die Bestrahlung mit der Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — wirkt da Wunder, nicht nur bei jungen, sondern auch bei älteren und alten Leuten.

Eine Bestrahlung hat ungefähr die Wirkung wie ein Tag Ausspannung in Luft und Sonne.

Der Stoffwechsel wird gesteigert, der Schlaf wird tiefer und erquickender, das Aussehen wird frischer, die Stimmung heiterer, und ein wohliges Wärmegefühl durchströmt den Körper. Die Bestrahlung mit der Künstlichen Höhensonne ist gesund, und Gesundheit gehört unbedingt zur Schönheit.

Besonders auffällig ist die Wirkung hinsichtlich der Verschönerung der Haut. Pickel und Mitesser verschwinden schon nach wenigen Bestrahlungen, grau verfärbte Haut wird frisch und rosig.

Durch die Bestrahlung wird nämlich die obere Hautschicht vollständig erneuert, es ist eine Schälkur, wie sie so wirksam und ohne unangenehme Nebenwirkungen durch keine andere Hautbehandlung möglich ist.

Tiefliegende entartete und dann eiternde Hautdrüsen, die häufigste Ursache der Nasenröte, entzünden sich zunächst etwas, aber diese Entzündung, die in einigen Tagen verschwindet, ist ein Gesundungsprozeß: die vielen kleinen Eiterherde heilen aus, die Nasenröte verschwindet auch in hartnäckigsten Fällen.

Das ganze Aussehen u. das Allgemeinbefinden bessern sich schon 6-8 Stunden nach der ersten Bestrahlung auffällig, und jede weitere Bestrahlung steigert diese Wirkung. Frauen in den Wechseljahren entgehen den damit verbundenen Beschwerden und blühen wieder auf. Auch der Gemütszustand, der in dieser kritischen Zeit oft recht gedrückt ist, bessert sich und die körperlichen Verfallerscheinungen gehen zurück.

Die meisten Ärzte sind im Besitze einer Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — und die Bestrahlung ist billiger als viele wirkungslose Schönheitsmittel. Es genügen zwei Bestrahlungen wöchentlich, später eine. Fragen Sie Ihren Arzt! Verlangen Sie von der Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H., Hanau a. M., Postfach 1229 (Lager Berlin NW 6, Luisenplatz 8, Tel. Norden 4998) die kostenlosen Aufklärungsschriften über die

„Künstliche Höhensonne"
-Original Hanau-

Handbetrieb-Fahrräder,
elektr. betriebene Kranken-Fahrzeuge D. R. G. M.
und Krankenfahrstühle
für Straße und Zimmer.
Katalog gratis.
Erste Oeynhausener Krankenfahrzeug-Fabrik
H. W. VOLTMANN
Bad Oeynhausen 23

Gegr. 1871

Ein Dienstjahr in der Land- und Forstwirtschaft **stählt für jeden Beruf**

Lesen Sie den D-Prospekt der Wichern-Stiftung, Hamburg 26

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.

Kleine Gymnas.- u. Real-Klassen: **Sexta bis Reifeprüfung.** Sport. Förderung körperlich Schwacher. Gute Verpflegung durch eigene Landwirtschaft. — **Prüfungserfolge.**

Bezug durch die Fachgeschäfte. Drucksachen kostenlos

JUNKERS

JUNKERS Gas-Badeöfen

Leitz

Prismen-Ferngläser

für

Reise ◇ Jagd

Theater

Erstklassige Optik / Elegante Form.

Fordern Sie kostenlos unsere Liste Nr. 5519.

Ernst Leitz, Wetzlar

Bezug durch die Fachgeschäfte.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 8., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

R. L. SCHLOSS BURGK a/S. THÜRINGEN

LEIPZIG

VERLAG I·I·WEBER

NR·4396 ★ 13·JUNI·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A. A.

Illustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN BUDAPEST

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

NR. 4396 / 172. BAND — 13. JUNI 1929

Allgemeine Notizen.

Schwarzburg (Thür.). Wer kennt nicht diesen herrlichen Kur- und Fremdenort im Osten Thüringens mit seinem berühmten Gasthof „Zum Weißen Hirschen", der für Tage und Wochen beschaulichen Ausruhens von dem hastenden Treiben unserer Zeit ein wahres Paradies bedeutet. Die vornehme Ausstattung der freundlichen Gastzimmer bietet den der besten Gesellschaft angehörenden Gästen alle erwünschten Bequemlichkeiten. Von den bedeutend vergrößerten Hirschterrassen genießt man unvergeßliche Blicke talwärts in den blühenden Frühling. Neuzeitliche Einrichtungen, wie beispielsweise fließendes warmes und kaltes Wasser, Personenaufzug, Dampfheizung u. a. **wurden geschaffen. Der Weiße Hirsch kann nicht nur für jeden Sommerfrischler als eine der ange**nehmsten Raststätten im Thüringer Wald empfohlen werden, auch für den Fachmann lohnt sich der Besuch dieses Hauses. Er findet in ihm ein Beispiel dafür, wie eine derartige Aufgabe sich lösen läßt zu Nutz und Frommen aller Beteiligten und in einer Weise, mit der der Erbauer Ehre einlegt und sich ein Anrecht erwirbt auf den dauernden Dank seiner Gäste.

Tabarz (Thür. Wald). Dieser durch außerordentlich günstige klimatische Verhältnisse bevorzugte Erholungsort am Fuße des 920 m hohen Inselsberges führte bereits durchgreifende Verbesserungen an seinem schönen, großen Schwimmbade durch, denen jetzt weitere folgen werden. Die Garagen und Unterbringungsmöglich**keiten für Autos wurden erheblich vermehrt, die Teerung der den Ort berührenden Straßen ist von der** Baubehörde bestimmt zugesichert worden. Als wichtigste Neuerung ist über die nach vielerlei Widerständen endlich in greifbare Nähe gerückte Fertigstellung der Thüringerwald-Bahn zu berichten, die stündlich verkehrt und Tabarz mit dem Hauptbahnhof verbindet. Die Eröffnung der Bahn wird dem Ort sicher einen weiteren starken Aufschwung bringen.

Tarasp-Schuls-Vulpera. Mitte Mai wurden sämtliche Hotels und Bäder zum Empfang der Gäste geöffnet. Der Kurort liegt auf einer 10 bis 20 Minuten von den weltbekannten Luzius- und Emeritaquellen entfernten, prächtigen waldumrahmten Terrasse und durfte bereits am Eröffnungstage einige treue, alte

VI. Bäderwissenschaftliche Tagung in Bad Flinsberg.

Im schönsten Frühlingsschmucke konnte am 25. und 26. Mai Bad Flinsberg etwa 200 ärztliche Gäste begrüßen, die sich hier versammelt hatten, um einige Vorträge bäderwissenschaftlichen Inhalts entgegen zu nehmen und durch Anschauung die Einrichtungen des Bades kennen zu lernen. Die Leitung hatte Professor Stepp-Breslau. Privatdozent Dr. Voit sprach über das aktuelle Thema des artiellen Blutdruckes, Herr Sarawara über die Verhältnisse von Flinsberg und Dr. Möhlis über die Flinsberg eigentümlichen Fichtenrindenbäder. Daran schloß sich unter Führung der Herren Badedirektor Müller und Sanitätsrat Dr. Siebelt die Besichtigung der mustergültigen Kuranlagen. Wundervoller Bergfrühling und gesellschaftliche Veranstaltungen in dem schönen Kurhause gaben dem ganzen einen Rahmen, der vollste Befriedigung bei allen Teilnehmern auslöste.

Kurgäste begrüßen. Eine erfreuliche Zahl neuer Gäste ist inzwischen eingetroffen und für die nächsten Wochen angemeldet. Es ist dringend zu empfehlen, diese alkalisch-salinischen Säuerlinge und Eisenwasser von Tarasp-Schuls-Vulpera im herrlichen Frühjahr aufzusuchen, wenn im Unterengadin die Knospen aufspringen, frisches Laubwerk im Gezweige lispelt, die Frühlingsblumen sprießen, saftiges Junggrün die Matten kleidet und die nahen Berge noch im blendenden Winterkleide zum Himmel ragen. Der lachende Sonnenschein lockt alles zu frohem Lebensdrang. Gewiß muß dieses frische Aufleben in der Natur auch auf die Gesundung des Kurgastes vorteilhaft wirken.

Landerziehungsheim Keilhau bei Rudolstadt. Am Fuße des Thüringer Waldes, in einem freundlichen Seitentale der Saale unweit Rudolstadt, besteht das mit der heutigen Oberrealschule verbundene Erziehungsheim seit dem Jahre 1817. Es wurde von Friedrich Fröbel in Griesheim bei Stadt-Ilm gegründet und kurze Zeit darauf nach Keilhau verlegt. Die Anstalt konnte bereits zu Pfingsten 1917 ihr 100jähriges Bestehen feierlich begehen. In dieser langen Zeit war sie von mehr als 2000 Schülern besucht worden. Das Streben der Anstalt ist vor allem darauf gerichtet, den Menschen allseitig und harmonisch auszubilden, damit er an Geist, Gemüt und Körper gesund und freudig emporblühe. Sie will die Schaffenslust und Arbeitsfreude in ihren Zöglingen fördern und sie zur Selbständigkeit erziehen. Diese Ziele sucht sie in christlich-religiösem, vaterländischem Geiste zu erreichen, indem sie die sittlichen Kräfte des Schülers zu entwickeln strebt. Die Anstaltsleitung versendet an jeden Interessenten gern ausführliche Berichte.

Ingenieurschule Altenburg (Thür.). Die zu Ostern abgehaltene Ingenieurprüfung bewies erneut, daß es Schulleitung und bewährte Lehrkörper verstehen, die Studierenden zur intensiven Mitarbeit anzuregen und gewissenhafte und tüchtige Ingenieure für die Praxis heranzuziehen. Die vorzüglich eingerichteten Laboratorien wurden auch im letzten Semester durch Neubeschaffungen vervollständigt. Die Schule führt Abteilungen für Maschinen-, Elektro-, Automobil- und Flugzeugingenieure und eine Fachschule für Papiermacher. Interessenten wird der Prospekt über das 33. Schuljahr von der Direktion der Ingenieurschule Altenburg (Thür.) auf Anforderung kostenfrei zugestellt.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

phot. A. Dick.

SCHLOSS KÖNITZ IN THÜRINGEN

Neben vielgenannten Burgen weist Thüringen auch eine große Zahl wenig bekannter auf. Zu letzteren gehört das zwischen Pößneck und Saalfeld in reizender Landschaft gelegene Schloß Könitz. Dieser anmutige, aus dem 16. Jahrhundert stammende Burgenbau ist heute im Besitz des Frhrn. v. Zedlitz.

Thüringen

VON GUSTAV SCHRÖER

Eine Wiese, nicht etwa fruchtbar, erst sanft geneigt, dann steil abfallend zu dem Hohlwege, der sich drunten windet und drängt und keuchend in den Wald hinein schiebt. Auf der Wiese goldene Blumensterne zu Tausenden. Das Märchen von den herabgefallenen Sterntalern ist wahr geworden. Dort ist auch das Mädchen, das sie sammelt. Nein, es sind ihrer drei, vier, aber soviel sie auflesen, niemand merkt eine Minderung der Zahl. Morgen ist sie sogar noch größer als heute; denn über Nacht regnet es wieder Sterne. Und Duft strömt daher, würzig herb, flutet in langen, frohen Wellen und zittert wohlig auf den goldenen Tellern. Die Arnika blüht. Sie blüht hier auf der Höhenwiese, und dort blüht sie zwischen den langhalmigen Gräsern am Waldrande. Den Teich umsäumt sie, über dem die Birken zittern, und den der Wald umkränzt, und an dem alten holprigen Wege, auf dem sich in der Mitternachtsstunde die Geister begegnen, hüpft sie entlang. Arnika überall, das ganze Land leuchtet.

Alter Grenzstein am Rennsteig. (phot. P. König.)

Und der Blick schweift vom Wiesengold über Wäldergrün in blaue Fernen. Trotzig schiebt sich gerade vor uns ein spitzer Berg in das Blickfeld. Er ist der größte unter der Schar derer, die rechts und links von ihm beinahe übereinanderpurzeln. Etliche setzen die Füße breit in die Ebene, andere hocken wie kichernde Kinder auf langgestreckter Hochfläche. Täler werfen sich zwischen die Berge hinein, Aussichtstürme tun sich wichtig und wirken doch wie armselige Streichhölzer, rote Augen starren aus Waldesdunkel, locken den nächtlichen Wanderer und drohen ihm zugleich. In ihrer Glut stirbt Stein und steht auf als Glas. Aus schiefergepanzerten Häusern steigen kurze, dicke Schornsteine und schmauchen in den Tag hinein. Dörfer klettern mühselig an Hängen hinan oder gleiten, vielfach gewunden, in den Tälern entlang. Städte lagern inmitten grüner Wiesen und fruchtschwerer Ährenfelder in dem leichtgewellten Vorlande und grüßen herauf mit dem Schall ihrer Kirchenglocken. Und rundum Wald und Wald, ungezählte Tausende ernster Tannen und Fichten, dazwischen, nur da und dort verstreut, lichtgrüne Inseln jungen Laubwaldes, Burgen auf beherrschenden Kuppen, heimliche Täler, flinke Bäche, da Licht, dort Dunkel. Das ist Thüringen.

Es ist im Osten dem Frankenwalde benachbart, aber welch ein Unterschied in der Stimmung hier und dort! Ernst, von leiser Schwermut überweht, die weiten Hochflächen des Frankenwaldes, namentlich da, wo er dem Vogtlande die Hand entgegenstreckt. Stille, ganz, ganz tief, Ernst, der das Leben mit strengen Augen anzusehen zwingt. Auch über den Thüringer Bergen Stille, auch über seinen Hangwiesen träumerische Ruhe, aber nichts von Last. Das Land lacht und macht lachende Augen. Heiterkeit ist sein Zeichen und ist das glückliche Geschenk an seine Leute. Und das Gefühl unbedingter Geborgenheit kommt dazu. Selbst die Gestalten der Sage, von denen der Volksmund zu künden weiß, haben ein freundlicheres Gesicht. Im Hörselberge wohnt die verführerisch schöne Venus, die Wartburg umweben die Lichtgestalten der Minnesänger. Anders, ernster der Frankenwald. Thüringen ein einziger Jubelruf: Daheim, daheim!

Der Dom in Naumburg, einer Eingangspforte ins thüringische Land. (phot. K. Hege.)

R. Lipus

Blick auf das Schloß in Altenburg, der Geburtsstadt des Skates. (phot. J. Mühler.)

Frei ist der Bursch! — Studenten beim Frühschoppen auf dem Marktplatz in Jena. (phot. A. Bischoff.)

Das alte Jahr rüstete zum Scheiden. Weihnachten war vorüber, das neue Jahr lugte über die Berge. Ich war zu einer Feier auf die Wartburg geladen. Es war eine Sturmnacht von solcher Gewalt, wie ich sie kaum vorher erlebt. Des Sturmes wilde Rüden heulten um die Lutherfeste, seine Giganten rannten wider die Mauern, Kampf brüllten die Täler, und Kampf gellten die Gründe. Aber es war ein froher, jauchzender Kampf voller heldischen Geistes. Kein Bangen, nicht ein Atemzug der Sorge. Fest standen die Berge, fest stand die Burg, und über uns leuchtete vom wehrhaften Turm hernieder das Kreuz.

Und eine andere Nacht. Der starke Kraftwagen faucht, der Sturm pfeift und überschüttet uns mit Schnee. Mauerhoch liegt er, hüllt uns ein, so daß die Lichter der Scheinwerfer kaum durchdringen können. Der Fahrer hat den ganzen Krieg mitgemacht, einer solch wilden Nacht erinnert er sich nicht. Aber halten, irgendwo unterkriechen? Es liegt eine Freudigkeit in dem Sturm,

Blick ins Saaletal von dem Rokokoschlößchen in Dornburg. (phot. A. Bischoff.)

Auf den Bergen die Burgen, im Tale die Saale . . . Rudelsburg und Ruine Saaleck bei Bad Kösen. (phot. K. Hege.)

Leben ganz zurechtkam, schrieb ein von glückhaftem Humor übersonntes Buch, die „Heiterethei", dessen Heldin bei aller Fröhlichkeit zugleich eine tapfere Kämpferin ist. Es ist ganz gewiß kein Zufall, daß Thüringen die Wahlheimat so vieler Großer wurde. Auch Friedrich Lienhard, der Elsässer, den wir vor kurzem in Eisenach zu Grabe trugen, ward in

die sich auf uns überträgt. Wer ist stärker, wir oder Schnee und Wind? Wir gewinnen. Die Höhe ist erreicht, und — jenseits Schmiedefeld, da, wo der Rennsteig die Straße überquert, ist es im Vergleich zu der hinter uns liegenden Strecke wie in behaglicher Stube. Mitten im Märchenlande sind wir, fahren ganz langsam, und selbst die vertrocknete Seele des Kilometerfressers spürt die unwirkliche Schönheit der Winternacht. Tief eingemummelt in weiße Pelze stehen die halbwüchsigen Fichten am Wege, aber keine der vermummten Gestalten droht, wehrt ab, sondern sie stehen alle da wie freundliche, strümpfestrickende Großmütter, nicken uns zu und lächeln: Nicht wahr, das war auch schön?

Thüringen ist ohne Düsternis. Es ist voll starker Lebensbejahung, voller freudigen Kampfgeistes, fordert Leben und Kampf im Licht und lehnt aus sich heraus das Schleichende, Verborgene, Tückische ab, ist, wohin wir auch den Fuß setzen, voller Poesie. Und lichte Kampffreude beherrschte allzeit die größten seiner Söhne, Luther und Johann Sebastian Bach. Selbst der schwergeprüfte Otto Ludwig, der wohl nie mit dem

Das Saaletal bei Saalfeld: Blick auf die Anlage der Schokoladenfabrik Mauxion. (phot. J. Mühler.)

Schloß Osterburg in Weida. (phot. Rektor O. Behr.)

Im oberen Saaletal: Alte und neue Brücke bei Saalburg. (phot. P. König.)

Blick auf Greiz mit dem Oberen Schloß auf dem Schloßberg, einst der Sitz der Vögte des „Vogtlandes".
(phot. M. Löhrich.)

Thüringen heimisch und entfaltete hier seine weithin wehende Fahne als ein Bannerträger des deutschen Idealismus.

Und wie wurde dieses Land? Die Geologen wissen es uns genau zu künden. Sie reden vom Horst uralten Gebirges, vom eiszeitlichen Moor auf dem Scheitel des Schneeberges, von Aufschlüssen am Bohlen bei Saalfeld, dem Vordringen des Zechsteinmeeres und seinem Zurückweichen, wobei es Korallenriffe mit Vorriffen, Auswaschungen und leuchtend weiße Gipswände in der Gegend von Krölpa und Pößneck hinterließ. Gewiß, so wurde Thüringen, aber wer in mondüberglänzter Nacht an dem uralten Völkerweg, dem Rennsteig, sitzt, fühlt Frau Sage zu seiner Seite, lauscht ihrer Mär und hört es anders.

Wie Thüringen wurde? Ja, das will ich dir wohl sagen. So wurde Thüringen: Der Herrgott hatte die Welt geschaffen, gegrübelt und gearbeitet. Nun war sie fertig, lag unter ihm, und er freute sich seiner Schöpfung. Freute sich, daß das Meer anbrandete und zurückwich, daß seine langen Atemzüge so tief und regelmäßig waren wie die eines fest in sich gegründeten Menschen, daß die Wälder rauschten, die Bäche sangen und die weiten Heiden blühten, daß die Sterne leuchteten, die Sonne wärmte und die Winde aus Urtiefen aufbrausten. Sitzend formte er aus innerer Freude, seiner kaum selbst bewußt, fast mit spielenden Fingern und doch aus einem bestimmten Wollen heraus ein Land mit Bergen, nicht zu hoch und nicht zu niedrig, mit Tälern, nicht zu breit und nicht zu eng, Flüssen und Bächen, nicht zu träge und nicht zu wild, mit Hängen, nicht zu steil und nicht zu flach. In die Täler säte er die

Inmitten des Waldparadieses im Schwarzatal: Dorf und Schloß Schwarzburg.
(phot. M. Löhrich.)

Ein typisches Thüringer Dörfchen: Rattelsdorf bei Roda. (phot. W. Musche.)

Am Waldesrand: Blick nach Finsterbergen. (phot. W. Oehler.)

Ein eindrucksvolles Stadtbild: Dom und Severikirche in Erfurt. (phot. Ed. Bissinger.)

die Heideglocken läuten läßt und Falter auf- und niedergaukeln. Aber tausendmal schöner ist es, wenn die Nebel schweifen, die Stürme brausen und die Donner grollen. Da lebt der alte Rennsteig.

Es wären Nebelfetzen, die dort vor uns her fluten? Seht ihr denn nicht, daß es die wehenden Mäntel reisiger Scharen sind, die hasten, hasten, vorwärts, dem Kampfe zu? Hört ihr nicht leises Schwertgeklirr, und hört ihr nicht das rauschende Harfenspiel des das Heer begleitenden Sängers? Dort blitzen die Fenster der Wartburg. Der Sängerkrieg ist aufgebraust. Oder: Steigt dort hinter den Butzenscheiben eben das deutsche Weihnachtsevangelium aus Luthers Seele? Oder: War das nicht Klagelaut? Frau Venus klagt im Hörselberg. (Schluß auf Seite 879.)

Die Hexenbank bei Groß-Tabarz. (phot. Regierungsrat F. Koch.)

Dorf und Burg Elgersburg. (phot. Rektor O. Behr.)

Blumen mit weit offenen Händen, gelbe und blaue und rote. Auf den Bergen ließ er die Tannen wachsen und an den Hängen die roten Weidenröschen, die nachher in weißer Wolle flocken. Bäche und Flüsse bevölkerte er mit Fischen und die Wälder mit Vögeln, die schöner und inniger sangen als anderswo. Zuletzt überschüttete er dieses Land mit Licht und Freude und sagte, sich selber erwachend: „Du liebes schönes Land, du sollst das Herzland eines Volkes werden, das ist wie du, voller Seele und voller Licht."

So wurde Thüringen, und das ist es, das grüne Herz eines Landes, dessen Menschen gerade um ihrer Tüchtigkeit willen die Welt noch nie verstanden haben.

Wie ein langes, vielfach gewundenes Band zieht sich der Rennsteig auf dem Kamme des Gebirges entlang. Wer ihn in der vorgeschriebenen Zeit — es sind wohl etwa fünf Tage — durchwandert, darf sich „Renner" nennen, eine Bezeichnung, die zwar an den Sport erinnert, aber mit Höchstgeschwindigkeit und Spitzenleistung doch nichts zu tun hat.

Aber warum die vorgeschriebene Zeit innehalten? Glücklich der, der das Doppelte an Zeit braucht, dafür aber nicht nur seine Füße den Rennsteig erwandern, sondern sein Herz ihn erleben läßt. Es ist schön, wenn die Sonne all die goldenen Arnikasterne streichelt, die um den hohen, alten Wegstein stehen, schön, wenn der Wind

Aus Thüringens Waldparadies: Blick auf die Wartburg vom „Marienblick" aus. (phot. H. v. Karmainsky.)

Professor der Philosophie Geheimrat Carl Stumpf, bedeutender Psychologe.

Die Malerin Frau Professor Käthe Kollwitz.

Kapellmeister Wilhelm Furtwängler.

Drei neue Ritter des „Pour le mérite" für Wissenschaften und Künste.

Ein Philosoph, eine Malerin und ein Musiker wurden von der Freien Vereinigung von Gelehrten und Künstlern, den bisherigen Inhabern des Ordens, mit dem „Pour le mérite" ausgezeichnet.

Das schöne Kriegerdenkmal.

Die Stadt Oranienburg hat als Erinnerungsmal für ihre Weltkriegstoten dieses vorbildliche Werk von Prof. Hosäus aufgestellt: Um eine alte Eiche sind Steintafeln gruppiert, die Figurenschmuck und als Inschrift Volksliedertexte tragen.

Zum Besuch des Königs von Ägypten in Deutschland.

Im Oval: König Achmed Fuad I. — Unten links: Kronprinz Faruk, der Sohn König Fuads. — Unten rechts: Königin Nasli, die Gattin Fuads I.

Schmerzliche Fliederblüte

Von Anton Schnack

Da er wieder blühte, süßer und betörender, schien es mir, als je, so verführerisch und voll Schwermut wie in jener Nacht, da der Mond schön und wie eine Kugel aus Bernstein mitten im meergrünen Himmel schwamm, fiel mir manches ein; es waren keine guten Erinnerungen, sie hatten alle die Dunkelheit der Trauer und die Verklungenheit des Schmerzes. —

„Mutter," sagte ich eines Abends, „ich gehe jetzt."

„Ja," erwiderte meine Mutter, „geh, aber komme nicht zu spät."

Meine Mutter saß am offenen Fenster. Es war ein herrliches und von mir geliebtes Fenster; von ihm aus sah das Auge in die alten modernden und blühenden Gärten, von ihm aus sah ich Tag für Tag lange und verträumt hinüber zu der blauen verlorenen Waldgrenze, von wo ein ewiges dunkel sausendes Rauschen herüberkam, sooft ich des Nachts hinüberhorchte, wenn mich eine brennende innere Gewalt nicht schlafen ließ.

Meiner Mutter Haus lag an der Straße, wo sie schon Land war, und die hier einen vogelseligen Obstbaumhügel hinanzustelzen anfing.

Aprikosen wuchsen an der Straßenfront, alte verwitterte Aprikosenstämme, die ein goldenes, herrliches Obst trugen, und in denen an den glitzernden Sommermorgen ein plusternder und flirrender Spatzenflug sein lärmendes Spiel trieb.

Pfirsiche hatten die Hinterwand des Hauses bedeckt; daran schloß sich der grüne große Garten voll Unbetretenheit und süßen Gerüchen.

Ohne Nachbarschaft lag das Haus meiner Mutter, und es stand frei und leuchtend in der Sonne. Auf seinen anderen Seiten wilderte breitästiges Fliedergebüsch und dickes Jasmingesträuch. Es war eine seltsame Luft um das Haus, wenn die Bäume, der Garten und die großen Gesträuche blühten. Dann war es nicht gut, in diesem Hause zu wohnen; denn der honigvolle abenteuerliche Geruch kam wie eine unwiderstehliche Berauschung durch die Fenster. Er kam durch die Türen, er wehte durch alle Zimmer mit einer aufreizenden Heftigkeit, und ich weiß, daß meine Mutter, die damals schon über vierzig war, heimlich weinte. Schwermut und unbekannte Sehnsucht brannte der große feurige Duft ins Blut.

Unten im Erdgeschoß wohnte dein alter Vater, Graziella. Ich lächelte manchmal mit dir, Graziella, von Fenster zu Fenster. Du herauf und ich hinunter, ach, es war das Lächeln aus dem Blut heraus, ein lockendes, lautloses Lächeln voll süßer Torheit und Verführung.

Als ich die Treppe an diesem Abend herunterkam, die leichte knarrende Holztreppe, standest du da, an der offenen Tür.

Der Garten war blau, schon etwas im Abendduft, die Nacht kündigte sich mit ein paar Sternen an. Unter einem Stein sang unverzagt die Grille.

Eine weiße Dämmerung zog über die verschlafenen baumumwucherten Häuser.

Ich sagte: „Guten Abend, Graziella", ein wenig atemlos; meine Stimme schlug leise nach innen und wurde gedämpft.

Du gabst mir den Gruß zurück und fragtest mich, ob ich spazierengehen wollte.

„Ja," sagte ich, „ich will den Wiesenweg entlang gehen. Willst du mit, Graziella?"

Ich sagte sonst nichts, nur dieses sagte ich, und dann stockte ich. Eine feine Röte zog dir über das Gesicht, das ich liebte, weil es tiefe beschattete Augen hatte. Aber ich hätte es dir nicht gesagt, ich habe es nur in meine Nächte hineingeflüstert, wenn die Süßigkeit der Gärten zu groß und fassungslos wurde; ich habe es nur durch meine Träume leuchten lassen wie ein schmerzliches Irrlicht. Nie hätte ich es gesagt, wenn du es nicht selbst gewesen wärest, die mit einer plötzlichen und unwiderstehlichen Kraft an mein Herz griff, die mir selbst das bebende und heiße Wort ins Blut warf.

Niemals hättest du das tun sollen, leichtsinnige Graziella, niemals, am wenigsten zu dieser verderblichen und inbrünstigen Zeit der Fliederblüte, die wie ein glühendes Dickicht in den Gärten flammte und die Luft zu einem berauschenden Wein machte.

Dich hat es seltsam unglücklich gemacht und mich traurig, lange Zeit; und noch jetzt, nach vielen Jahren, wenn ich allein und einsam an den Gärten vorbeigehe, hinter denen Flieder blüht, werde ich schwermütig und bedrückt.

Wir standen lange da unter der offenen Tür; es begann zu dämmern, und wir standen da; immer näher kamen wir uns, wie von einer unwiderstehlichen inneren Zauberflamme zueinander hingezogen.

Von der Kirche zur Wallfahrt schlug es zehn. Mir war es so, als hörte ich noch manchmal meine Mutter oben in der Küche hantieren; ein Geschirr klapperte zuweilen, ein Fenster wurde zugemacht, eine Tür wurde geschlossen.

Ein leises, atmendes Schweigen kam in das Haus. Es war ein seltsames, untergründiges Schweigen, ein Schweigen, in dem eine Stimme sprach, eine unhörbare, aber unermüdliche heiße Stimme.

Über Graziellas Haar strich zuweilen der Wind des Abends, ein guter, ein erfrischender Wind, der die Wolken samtener Duftfüßigkeit, die über dem Garten war, herwehte.

Plötzlich war es dunkelblau überall, vollkommene Nacht. In den Häusern weiter unten glühten einzelne Fenster im Licht der Lampen. Die Leute gingen schlafen.

Wir hörten aus dem Dorf noch die kleine dünne Stimme eines Kindes. Es war das Kind des Schneiders Botzem, wie du sagtest.

Ein paar Knaben kamen mit einem Schubkarren die Straße herunter.

Da sagtest du: „Sind das nicht die Buben vom Jean?"

„Ja," sagte ich, „sie sind es."

„Ich bin heute allein", sprachst du plötzlich zu mir, schnell und ein wenig erregt.

Wie eine blitzhafte heiße Berührung traf es mich.

AM SCHAUFENSTER

Noch steht sie vor der Auslage — aber bald wird er Auslagen haben!

Gemälde von Albert Guillaume.

DER KUNSTSAMMLER GIBT EINE GESELLSCHAFT / GEMÄLDE VON ALBERT GUILLAUME

Ich hatte es begriffen, was du sagtest. Eine dunkle lähmende Welle kam über mich, mein Herz trommelte so, daß du es merktest. Dann spürte ich schon deine Hand an meinen Kleidern, bis sie über meinem Herzen liegenblieb.

Da mußte ich mich hinüberbeugen, um an dein Gesicht zu rühren, so nahe war es mir schon gekommen.

Über die Hügel schob sich der erste rote Rand der Mondscheibe, das sah ich noch. Dann tat ich das, was ich nicht hätte tun sollen, aber was ich immer im Traum getan habe, wenn ich mit dir zusammen war.

Unter den Küssen waren wir niedergebrochen. Halb lagst du auf der Treppe, ich kniete und war über dich gebeugt.

„Komm mit in den Garten!"

„Ja," sagte ich, „gehen wir hinunter, unten ist es dunkel, unten ist es süß und gut, unter den Fliederbüschen auf die moosbewachsene alte Bank..."

Da wuchs der Flieder über uns, eine inbrünstige Flamme in die Nacht, mit verwirrendem Atem, voll duftender Kraft, Symbol des Entzündetseins, der Leidenschaft und der Begehrlichkeit, wir sahen nicht seine weiße Glut, aber wir spürten, berauscht von ihm, seine geheimnisvolle Schönheit.

Schwarz und blau lag das Dunkel an dem im Mondschatten liegenden Hügel, ich hörte, wie das Wasser der Wehre mit steigendem und fallendem Schall herüberschwoll, durch die Zweige funkelte die ferne Verlorenheit eines Sternlichtes. Tief und schwermutsvoll war manchmal die Stille.

„Graziella," sagte ich, „liebst du mich?"

Es war eine törichte Frage, denn ich wußte es aus den Küssen, die noch mein Mund spürte.

„Ja, ich liebe dich. Ich liebe dich immer, ich liebte dich vom ersten Tage an, da ich dich sah, da du mit einem kleinen Koffer die Treppe heraufkamst, um fortan bei deiner Mutter zu bleiben."

„Wie wunderbar der Flieder duftet", sagte ich nach einer Weile. „Er versüßigt die ganze Nacht. Spürst du ihn auch in deinem Zimmer?"

„Ja," sagte Graziella, „ich spüre ihn. Manchmal ist es schön, von seinem Duft halb betäubt hinzuschlummern. Manchmal muß ich weinen. Er weckt zuviel die Sehnsucht, er reißt zu sehr die Geheimkammern des Herzens auf."

Ich sah, wie deine Augen zu mir herüberglitzerten, Graziella, wie das Licht zweier Sterne, ich sah, wie dein Gesicht glühte in junger, blühender Wärme, und ich spürte es, und es ergriff wie eine betörende Berührung meinen ganzen Körper.

In die Nacht hinein schlug es elf. Ich zählte jeden Schlag, es war wie der Schlag eines riesenhaften Herzens, dunkel und versonnen und wie eine feierliche Musik über die Gärten zu uns herübergetragen.

„Küsse mich, so oft die Uhr geschlagen hat. Küsse mich elfmal", flüsterte Graziella.

Was jetzt geschah, werde ich niemals mehr aus meiner Erinnerung bringen, immer wird es unten in meinem Herzen bleiben wie eine schwelende brennende Flamme, ich werde es nie vergessen können, weil es mich aus dem hohen Jubel meines Herzens unmittelbar in einen bitterlichen und unnennbaren Schrecken riß.

Ich weiß noch, wie alles war, eine halb blaue Nacht an den Hügeln und eine halb mondweiße über den Bäumen. Wo wir saßen, war alles beschattet, nur wo unsere Gesichter gegeneinanderlagen, hatte sich ein zarter breiter Streifen des mondlichen Lichtes durch den runden, hohen Fliederbaum gestreut.

Ich weiß noch, wie selig und erfüllt deine verschwärmten Augen, Graziella, zu mir aufsahen, deine süße, kinderhafte Brust lag wie eine Frucht in meiner Hand, um uns kochte der fürstliche, betäubende Geruch der Fliedergesträuche wie ein höllischer, befeuernder und berauschender Sud.

Es war ein Kuß, der wie eine wunderbare herrliche Ewigkeit dauerte, dem eine lähmende, entsetzliche Hölle folgte.

Aus dem Finstern schlug eine riesengroße schattenhafte Hand mit einem Stock nach uns, der peitschende und mächtige Schlag traf deine glückdurchseligte nackte Schulter, ich sah dich wie ein verwundetes, todgetroffenes Tier zu Boden sinken.

Ich sah, wie dein Vater und dein Verlobter auf uns zuschritten und dich aufhoben.

Er zischte über dich „Kanaille", ging hinweg und verließ den Garten. Ich stand wie in einem Erstarrtsein, ich sah noch, wie du wimmernd am Arm deines Vaters ins Haus gingst.

Ich aber blieb bis zum Morgen auf der Bank unter dem Fliederbusche in einer dumpfen ungeheueren Trauer...

Am sonnigen Strand

Einen eleganten Bädemantel aus Frottierstoff in wundervollen Farbtönen trägt der Revuestar Gretl Hornik.

Hellgrüner Trikotbadeanzug mit gelben Streifen und ebensolchem Gürtel; dazu schicke bunte Pyjamajacke aus Frottierstoff und gelbe strohgeflochtene Mütze und Schuhe. Trägerin: Marion Mill.

Sehr kleidsamer roter Trikotanzug mit schwarz-weißen Verzierungen. Apart wirken dazu der bunte Bademantel und die weiße Mütze.

Modelle: Emil Urich (Bademäntel und Pyjamajacken); J. Glück (Badeanzüge), Wien.

Alle Photos: Kitty Hoffmann, Wien.

Gretl Hornik in einem zweifarbig blauen Trikotkostüm mit hellblauem Frottierstoffcape; dazu passende Mütze und Schuhe aus Gummi.

Phantastisches, von Maler Kunz entworfenes Badekostüm in zwei Farben mit Gold-Pyjamajacke und -Hut. Getragen von Marion Mill.

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

Blumen in Vasen

Tigertulpe in Wasserschale.

Orchidee in Fadenglasvase.

Blühender Spiräenzweig in großer grauer Keramik.

Blumen sind doch eine sehr ernste Angelegenheit. Es genügt nicht, irgendein Sortiment davon auf ein weiß getünchtes Fensterbrett oder einen schmalen unaufdringlichen Tisch zu stellen und es seinem Schicksal zu überlassen. Man muß um ihre sanften und brausenden Farbenwirkungen, um ihre klagenden und jubelnden Gebärden wissen und um die schlichte Anmut, die aus der geringsten ihrer Formen spricht. Gewiß, es gibt Könige unter ihnen und ungekrönte Adlige, Märchenprinzen, die auf ihre Entzauberung warten, und landflüchtige Rebellen, die sich keiner Ordnung fügen wollen, aber es gibt — ganz im Gegensatz zu den Schöpfungen der Kunst — weder triviale Scheingrößen noch frech kokettierende Tunichtgute oder geschmacklose Bänkelsänger unter ihnen: Das Reich der Blumen ist eine einzigartige wundervolle Aristokratie ohne Frevel und Revolution, ohne Kitsch und Tagesparole, und es ist einzig des Menschen Schuld, wenn dieses Reich verwirrt wird und in jene trostlose Unordnung gerät, die viel eher an das Blumentableau eines Damenhutes von 1900 erinnert als an ein Arrangement des Gartenkünstlers Lenôtre.

Der Mensch ist der Hüter und Pfleger der Blumen, der Architekt, der aus ihrem weiten und unendlich reichen Material die edelsten und zurückhaltendsten Kompositionen schafft, aber nur, wenn er auf die Sprache und Eigenart dieser feinen Geschöpfe mit der uneigennützigen Liebe des Freundes einzugehen vermag. Er wird ihnen die Fassung geben müssen, die ihren jeweiligen Gestaltungen zukommt, und sich beständig zwischen Kristall und Porzellan, zwischen Glasfluß und braungetönter Keramik zu entscheiden haben. Denn es geht nicht an, die dunkle

Glut üppiger Rosen in die irdische Breite einer bauernbunten Schale zu pressen, noch die zarten Glocken der Maiblume wie ein Narrenhütchen auf die Spitze einer überschlanken Glasvase zu balancieren. Vase und Blume, das ist: Träger und Schmuck, Fassung und Diamant, müssen eine Einheit bilden, eine ganz unaufdringliche harmonische Einheit von Farbe und Form, von Natur und Kunst. — Farbenkontraste müssen entstehen, stark wie die Klänge eines symphonischen Orchesters und unwiderstehlich hinreißend wie die Prunkgewänder venezianischer Granden. Oder eine leise Melodie gleitet durch den Raum wie der Gesang eines Kindes gegen Abend, wie der Klang einer Kapellenglocke, die irgendwo zwischen Flur und Wald an verlassener Straße erklingt.

Auch der trutzige, lebensstarke Zauber der Frühlingsnatur, der allmächtige Atem der Landschaft um uns darf unser Heim durchziehen und uns mit seinem bunten, farbenfrohen Durcheinander erfreuen, ganz so, wie es die vielen gesunden Blumen des Gartens bieten.

Aber selbst dies genügt noch nicht. Man denke sich nur einmal eine verwaschene Kaffeedecke auf breitem Tisch und darauf eine fein ziselierte, etwas bizarre Vase mit der tropischen Pracht einer Orchidee oder die schlanken Säulen der Gladiolen neben einem bieder-hausbackenen Öldruck! Man denke über diese sinnverwirrende, kitschige Zusammenstellung, wie sie heute noch bisweilen unsere Heimstätten ziert, nur einen Augenblick nach, und man wird den gottlosen Frevel am Wunder der Blume mit Abscheu verstehen. Nein! So geht es wirklich nicht, und wer sich nicht die Mühe gibt, seinen Blumengästen eine würdige Wohnung zu geben, der soll lieber bei seiner Kaffeedecke und seinen Öldrucken bleiben und sich eine dicke Havanna in den Mundwinkel klemmen statt eine Rose ins Knopfloch.

Liegende Vase für Orchideen.

Darum gib der Blume, was der Blume ist: Luft und Raum und den Bogen des Himmels, wie er aus dem Hell des Fensters oder aus dem Blau der Wand bricht. Gib der Blume den Boden, der zu ihr gehört: der Wiesen- und Waldblume die buntfarbige Decke, auf der sie sich ja auch im Freien so königlich erhebt! Der exotischen Zimmerpflanze die Spitzendecke oder den spiegelnden Glanz des glatten Möbels! Gib ihr vor allem die Fassung, die ihr gebührt, und lasse sie stets in der ihr würdigen Gesellschaft! Mische nicht Geschöpfe zusammen, die nichts voneinander wissen wollen, und hüte dich, gleich das Suppengrün hinzuzugeben, ohne das unsere Gärtner immer noch nicht auszukommen glauben!

Und dann wirst du Freude haben an deinen Blumen und Freude an deinem Heim, es sei so kümmerlich, wie es will, und vor allem Freude an dir selbst!

Aufnahmen: W. v. Debschitz-Kunowski.

Dr. Gert Buchheit.

DIE PARABEL VOM GÄNSERICH

VON SAFED, DEM WEISEN

Es war einmal ein Gänserich. Und er bewunderte sich sehr, und dann bewunderte ihn auch eine große Gänseschar. Und diese Bewunderung stieg ihm zu Kopfe.

Und nun kam ein Tag, an dem er und seine Gänse sich entschlossen, die Straße zu überqueren. Und da fuhr ein Automobil heran und fuhr in die Gänse hinein. Und die Gänse breiteten ihre Flügel aus und watschelten mit den Füßen dahin und eilten über die Straße. Und wenn sie es auch nicht sehr anmutig taten, so taten sie es doch sehr beschleunigt. Und das war jedenfalls das Klügste, was sie tun konnten.

Aber der bewunderte Gänserich erachtete es unter seiner Würde, zu tun, was die Gänse taten. Und das ist die alberne Idee solcher Tiere. Und er hielt sein Haupt hocherhoben und trottete würdevoll zur anderen Seite der Straße. Ja, und er zischte dem Automobil Verachtung zu.

Und nachdem das Automobil angehalten und der Besitzer des Wagens sich mit dem Landmann wegen der Vergütung für den Gänserich geeinigt hatte, hob der Landmann den Gänserich auf und nahm ihn zum Braten mit nach Hause. Der Besitzer des Wagens aber sagte zu sich selbst: „Wenn der alberne Gänserich seinen Kopf weniger hoch gehalten und die Energie seines Zischens in die Bewegung seiner Beine verlegt hätte, wäre es für ihn besser gewesen, und ich besäße fünf Dollar mehr!"

Denn der Gänserich war stolz auf sein Haupt, worin aber nicht genug Verstand war, um ihn zu retten, während er in seinen Beinen gerade das hatte, was ihn recht eigentlich hätte stolz machen können.

Nun erwog ich diese Angelegenheit und bedachte, wie viele Menschen es gibt, die so sind wie der Gänserich. Sie halten ihr Haupt hocherhoben, bis Zerstörung sie erreicht, während etwas mehr Demut und etwas mehr Willenskraft und etwas mehr Bescheidenheit ihnen am Tage ihres Unglücks nützlicher sein würden.

Darum, meine Lieben, seid nicht zu hochmütig und mächtig, sondern laßt euch zu einer ehrlichen Erwägung der Grenzen eurer Kraft herab. Denn all das Zischen wird das große, rote Automobil, das als der Lauf der Dinge bekannt ist, nicht aufhalten, noch wird es von Bedeutung sein, wie hoch ihr eure Häupter tragt. Wendet eure Willenskraft daran, die Straße zu überqueren, und wenn die Gefahr vorüber ist, dann mögt ihr eure Häupter so hoch tragen, wie ihr wollt. Und wenn es euch wohl tut, zu denken, daß ihr das Automobil erschreckt habt, dann sei auch dies euer Vorrecht!

Aus dem Amerikanischen von Max Hayek.

DER MANN AUS DEM FERNEN OSTEN
PORTRÄT EINES JAPANERS
Radierung von Arthur Paunzen.

TRAUM IM FRÜHLING

Ich lag am Rande des Waldes, und der Wald war kahl und hob seine Stämme, gleich unbewimpelten Masten, zum Himmel empor. Ich sah auf eine Wiese, die grau und wintermüde sich hinstreckte in der Landschaft.

Mit einem Male kam ein mildes Leuchten über die Erde: Groß und heilig schwamm die goldene Barke des Mondes auf dem gebreiteten Spiegel des Himmels. Unsichtbare Hände warfen Gold, leuchtendes, glühendes Gold auf die Wiese herab, die plötzlich voller gelber Blumen war.

Grüne Falter schwebten von den Sternen hernieder und setzten sich, Blatt an Blatt, an die Stämme des Waldes.

Engelskinder nahten aus ewigen Fernen und wandelten sich, da ihr Fuß die Erde berührte, zu gefiederten Wesen, die sangen und jubilierten.

Milde Lüfte, wundersame Düfte waren um mich.

In mir aber war Dankbarkeit, Ehrfurcht und unendliche Liebe.

Hans Gäfgen.

AUS DER GESELLSCHAFT

Erika v. Thellmann, die Gattin des Tenors Tino Pattiera, mit ihrem Lieblingshündchen. Die bekannte Schauspielerin hatte neuerdings als Susie Sachs in „Arm wie eine Kirchenmaus“ von L. Fodor großen Erfolg. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)

Links: Zur Kur in Bad Kreuznach: Karin Michaelis (in der Mitte), die bekannte Autorin von Schriften zur Ehe- und Frauenfrage, mit der dänischen Schriftstellerin Herdis Bergström und Kurdirektor Major a. D. R. Prausnitzer vor dem Radium-Inhalatorium im Kurpark.

Der Gewinner des Hindenburgpreises für den Langstreckenflug Berlin—Moskau wird in Japan geehrt: Baron König v. Walthausen (links im Kimono) bei dem nach Landessitte abgehaltenen Mahl als Gast des japanischen Flugsachverständigen General Nagaoka (mit weißem Vollbart).

Im Kostüm der spanischen Tänzerinnen: Prinzessin Ileana von Rumänien bei einem Besuch in Madrid.

Otto Henkell, Seniorchef der Sektkellerei Henkell & Co. in Biebrich-Wiesbaden, feierte kürzlich seinen 60. Geburtstag.

Empfang für den heimgekehrten Weltfilmstar Emil Jannings im Deutschen Bühnen-Klub in Berlin. (Von links aus) Schriftsteller Carl Rößler; Gussy Holl, Jannings' Gattin; Jannings; die Schauspieler Rappeport und Rameau; Schriftsteller Dr. F. Langer.

Ein Shakespearestück als Stoff für eine Lustspieloper.
Interessante Einheitsdekoration zu der Uraufführung von R. Rosenbergs „Liebesspiel“ am Stadttheater in Aachen (Schlußbild).
Die von Richard Rosenberg komponierte, am 27. Mai uraufgeführte Oper beruht auf Shakespeares Lustspiel „Was ihr wollt“, nach dessen Text Willi Aron das Buch geschrieben hat. In der von H. Jürgens gestalteten Einheitsdekoration kam das Stück zu überraschender Wirkung. (Phot. J. Preim.)

Der Uraufführungsbühne von Schillers „Räubern“ zum Jubiläum.
150 Jahre Mannheimer Nationaltheater.

Die größte unter Mannheims bedeutenden Schauspielerpersönlichkeiten — ein Mime, dem auch die Nachwelt „Kränze flicht“ —
August Wilhelm Iffland,
(1759—1814) in seiner Mannheimer Zeit, um 1790. (Stich von A. Karcher.)

Theatergeschichte ist selten und am wenigsten in Deutschland ein Stück Geistesgeschichte, hingegen das vielleicht spannendste, wortreichste, gewiß aber widerspruchsvollste Kapitel Kulturgeschichte, das der Geist einer Nation aufzuzeichnen vermag. Aus drei meist gegensätzlichen Elementen: den Modeformen des Mimus, den proteischen Ideologien des Dichterischen, den Geschmackswandlungen des Publikums, formt das Theater seine Totalität zu einem treulichen Spiegel des jeweiligen Zeitgesichts. Wenn daher das Mannheimer Nationaltheater in diesen Tagen (22. bis 30. Juni) mit Festaufführungen und einer Theaterausstellung dem seltenen Jubiläum einer 150jährigen Lebensdauer huldigt, darf man überzeugt sein, daß aus der Fülle seiner historischen Erinnerungen mehr als ein Bild von kultureller Geltung aufsteigt.

Mannheim verdankt der großzügigen Geste eines Herrschers diese Bühne: als der Kurfürst Carl Theodor 1778 die Erbschaft Bayerns antrat, entschädigte er seine pfälzische Residenz für den Fortzug des Hofes mit der Dotierung eines „teutschen theatre“, das er zwei Jahre zuvor hatte errichten lassen. Durch Erweiterungen erhielt dieser stattliche Bau auf Betreiben des berühmten Bühnenmalers Joseph Mühldorfer etwa 80 Jahre später jene Front, die, von dem jüngsten Vorbau eines Treppenhauses abgesehen, noch heute den Besuchern sich entbreitet.

Anfangs diente das Theater den Aufführungen der Schauspielertruppe Marchands und, als diese den Kurfürsten nach München begleitete, jenen Gastspielen, zu denen die Seylersche Gesellschaft aus Mainz verpflichtet wurde. Seine eigentliche Gründung als „Deutsches Nationaltheater“ fällt jedoch erst auf den 7. Oktober 1779, als Wolfgang Heribert Freiherr v. Dalberg, sein erster Intendant, mit einer Schar neugeworbener Künstler seine fruchtbare Wirksamkeit durch ein Lustspiel Goldonis einleitete. Ein Vierteljahrhundert steuerte Dalberg seine Bühne, die Eduard Devrient zum ersten und wahrhaften Kunstinstitut in der Theatergeschichte erklärt hat, mit nie versagender Opferwilligkeit durch die bureaukratischen Verdrießlichkeiten, peinlichen Künstlerintrigen, schweren Finanzsorgen und mehrfachen Kriegsschrecken, die fortgesetzt

Aus der Glanzzeit des Mannheimer Theaters: Der Intendant und Schauspieldichter
Wolfgang Heribert Reichsfreiherr v. Dalberg,
(1750—1806), der 1782 Schillers „Räuber“ uraufführen ließ und dessen Anstellung als Theaterdichter veranlaßte.

Wie das Mannheimer Nationaltheater in der Gründungszeit aussah.

Falstaff im Wäschekorb.
Szenendarstellung aus den in Mannheim als Singspiel 1794 aufgeführten „Lustigen Weibern“ von Shakespeare. (Mannheimer Theater-Kalender, 1795.)

den Ausbau seines Lebenswerks bedrohten. Als Dalberg schließlich 1803 im „Kampf um das Notwendige“ die Waffen streckte, hatte er zwar beim neuen Landesfürsten, dem nachmaligen Großherzog von Baden, noch kurz zuvor den wirtschaftlichen Fortbestand seines Theaters klug gesichert, aber kein Gegenmittel für den schon sichtbaren Zerfall der Kunst gefunden. Viel weniger vermochte dies seine wohl ebenso aristokratische, sonst aber gar nicht ähnliche Nachfolgerschar. Keiner dieser fünf Epigonen besaß Dalbergs Organisationstalent, sein administratives Geschick und künstlerisches Urteil, um jener destruktiven Mächte Herr zu werden, die zu den Zeiten Napoleonischer Siege und nach den Befreiungskriegen mit ihrer Erschütterung sozialer und moralischer Grundformen auch den Mikrokosmus des Mannheimer Theaters gänzlich unterhöhlten. Wenn sich Dalbergs Schöpfung trotzdem wieder aufraffte, so ist dies der uneigennützigen Tatkraft der Mannheimer Bürgerschaft zu danken, die 1839 unter dem Einfluß demokratischer Zeitströmungen ihre Bühne in Selbstverwaltung nahm. Für mehr als 50 Jahre lagen fortan die Geschicke des Theaters in den Händen eines Komitees von jeweils drei Stadtvätern. Seit beinahe vier Jahrzehnten aber leitet wieder ein Intendant alle Geschäfte des Theaters — ein Regiment, das sich bis heute zu bewähren wußte.

Dies ist die historische Bühnendekoration aus der ersten Aufführung von Schillers „Räubern“.
In der Chronik des Theaters (Mannheimer Theater-Kalender) heißt es: „Im Jahre 1782, den 13ten Jänner, brachte man die Räuber von Schiller zum erstenmal auf unsere Bühne. — Wem ist nicht bekannt, welche Wirkung dieses Stück allenthalben in Deutschland gemacht hat?“

Ein solcher Schicksalsweg macht es verständlich, daß sich die theatergeschichtlich größten Leistungen der Mannheimer Bühne in ihre Frühzeit zusammendrängen, als Iffland, Beil und Beck mit der reifen Kunst ihrer Menschendarstellung die Massen bezauberten, als Schröder in seinen Gastrollen und die süßen Stimmen begabter Sängerinnen in Mozarts Opern das Publikum zu rasendem Beifall verführten. Zwar überwogen auf dem Repertoire die fatalen Rührstücke, Lust- und Singspiele eines Kotzebue, Iffland, Schwan und unzähliger anderer die Dramen unserer klassischen Dichter, aber damit versöhnt reichlich der Mut, mit dem der Hofmann Dalberg Schillers umstürzlerischer Jugenddramatik sein Theater öffnete. In den Annalen der Theatergeschichte ist denn auch als eine unvergeßliche Ruhmestat am 13. Januar 1782 die Premiere der „Räuber“ verzeichnet. Schiller selbst wohnte ihr verstohlen bei und erlebte den Triumph, wie „rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauerraum das begeisterte Theater einem Irrenhause gleich“ machten. Was Dalberg schließlich für die Eroberung Shakespeares ins Werk setzte, fand 100 Jahre später sein Gegenbild in den Inszenierungen von Wagners „Ring“, die zu einem gewaltigen Erfolge Mannheimer Bühnenkunst gediehen.

Wenn trotzdem das Nationaltheater zu Mannheim die Bedeutung nie zurückgewann, die es unter Dalbergs Leitung über alle anderen Bühnen emporhob, so ist das die notwendige Wirkung von Ursachen, die ganz außerhalb seines Leistungswillens liegen. Dr. Herbert Stubenrauch, Mannheim.

Francesco Sioli,
jetziger Intendant des Mannheimer Nationaltheaters.

Das Nationaltheater in Mannheim in seiner heutigen Gestalt
(Beide Aufnahmen: Phot. G. Tillmann-Matter.)

Technische Meisterleistungen niederer Tiere

Rekorde von Kraft und Geschicklichkeit

Von Prof. Dr. G. v. Langenhan

1. Die Kraft und Geschicklichkeit des Mistkäfers zeigt der im Vergleich zur Größe des Transporteurs riesige Dungbrocken.

Wir Menschen sind uns selbst das Maß aller Dinge. Wir nennen einen Elefanten gewaltig und legen dabei unsere eigene Körpergröße als Vergleichswert zugrunde. Wir sprechen von den riesigen Kräften eines Elefanten und messen, ohne daß es uns bewußt wird, seine Muskelleistung an der unseren. Über die Leistungsfähigkeit der sogenannten „großen“ Tiere haben wir alle eine gewisse Vorstellung, eben deshalb, weil wir sie irgendwie mit unseren Körpermaßen und unseren physischen Leistungen vergleichen können. Was aber weiß man über die „kleinen“ Tiere? Wohl wenige Menschen haben sich je Gedanken darüber gemacht, welche Kraftleistung etwa eine zu den niederen Tieren gehörige Heuschrecke vollbringt, wenn sie, sagen wir einmal, etwa 40mal so hoch springt, wie ihr Durchmesser vom Rücken zur Unterseite beträgt? Wenn ein Mensch 40mal so hoch zu springen vermöchte, wie er selber hoch ist? — Aber die „kleinen“ Tiere sind eben schwer irgendwie zu uns selbst in Beziehung zu setzen, und darum stehen sie im allgemeinen außerhalb unseres Interesses. Sehen wir jedoch genauer hin, so stellen wir mit Bewunderung fest, welche Kraft- und Geschicklichkeitsleistungen von niederen Tieren, zu denen z. B. die Insekten und Muscheln gehören, vollbracht werden können.

2 (links). Der durchschnittene Ast — das Werk weniger Stunden eines südamerikanischen Bockkäferpaars. (Natürliche Größe.) — 3 (rechts). Dieser harte Eichstamm ist völlig zerfressen durch die kräftigen Kiefer der Eichen- oder Heldbock-Larven.

4. Die Kraft der Muschelmuskel hat den viel schwereren Wasserläufer festgehalten, so daß er ertrank. (Unterwasseraufnahme.)

Wenn wir z. B. hören, daß ein gewöhnlicher Mistkäfer, der 17 mm lang und 500 mg schwer ist, 404 g, also das 808fache seines eigenen Körpergewichts zu tragen vermochte, so staunen wir auch nicht mehr bei der Betrachtung unserer Abbildung 1, die einen solchen Mistkäfer darstellt, wie er gerade im Begriff ist, einen großen Dungbrocken mit seinem Vorderkörper über die harte Chaussee zu schieben, um ihn dann im weichen Boden des Straßengrabens einzubuddeln. Er vollbringt da aber immerhin eine Leistung, die kein großes Tier, geschweige denn der Mensch selber, sich je zumuten dürfte. Der Käfer schiebt nämlich eine Last, die einige hundertmal schwerer ist als er selber, ohne sonderliche Anstrengung vor sich her.

Große Kraft, gepaart mit ebensolcher Geschicklichkeit, legt das südamerikanische Bockkäferpaar an den Tag, das in gemeinsamer Arbeit den $2^1/_2$ cm dicken Ast sauber durchschneidet, wie uns Abbildung 2 lehrt. Die wenige Zentimeter langen Käfer vollbringen diese Leistung in einigen Stunden nur mit Hilfe ihrer gar nicht besonders großen, jedoch sehr kräftigen Oberkiefer. Der Zweck dieser Holzfällerei besteht darin, daß das Weibchen in den schließlich zu

5 (links). Siebartig durchlöcherter Kalkstein, eine Kraft- und Geschicklichkeitsleistung der Bohrmuschel. — 6 (rechts). Bohrmuschel mit raspelförmig zugespitzten Schalen (Pfeil), ihrem Bohrwerkzeug.

Sanitätsrat Dr. med. Karl Bieling, Friedrichroda, konnte vor kurzem das 25jährige Jubiläum des von ihm gegründeten Sanatoriums Tannenhof begehen. Als Vorsitzender des Thüringer Bäder-Verbandes hat er sich um das gesamte Bäderwesen Thüringens verdient gemacht.

Dr. Fr. Orbloni, bisher Gesandter Albaniens in Stockholm, wurde zum albanischen Gesandten in Berlin ernannt.

1000 Jahre Meißen. Der Festzug am 2. Juni mit einer Gruppe von Meißner Rittern. Im Hintergrund die Albrechtsburg mit dem Dom.

Hochgebirgsmanöver der Reichswehr im Zugspitzgebiet. General Heye, der Chef der deutschen Heeresleitung, mit seinem Stabe bei der Leitung des Manövers der bayerischen Division im Hochgebirge (31. Mai und 1. Juni) auf seinem Standort vor der Alpspitze (2620 m).

Mit der Höllenmaschine gegen das Finanzamt! Die Spuren des Bombenanschlags gegen das Gebäude des Landesfinanzamts in Oldenburg (3. Juni). — Sosehr diese Gewaltmaßnahme zu verurteilen ist, spricht sich doch in ihr bedenklich die Erregung der Bevölkerung gegenüber der drückenden Steuerbelastung durch den Staat aus.

Der Sieger im englischen Wahlkampf. Ramsay Macdonald, Führer der Arbeiterpartei, der nach deren Wahlsieg die neue englische Regierung, das sogenannte Labour-Kabinett, bildete. Macdonald war schon einmal, von Januar bis November 1924, englischer Premierminister.

Durch den neuen Ausbruch des Vesuvs ernstlich bedroht. Die rauchenden Lavamassen vor dem Dorfe Terzigno. Einige Häuser des von den Einwohnern verlassenen Ortes wurden zerstört.

Montreux im Zeichen der Narzisse.
Ein prachtvolles Bild vom diesjährigen Narzissenfest (2. Juni) in dem bekannten Kurort am Genfer See.

Prof. Dr. Paul Schultze-Naumburg,
bedeutender Architekt und Schriftsteller, dessen erfolgreiche Arbeit um den Kampf gegen die architektonische Kulturlosigkeit um die Jahrhundertwende gewidmet war, feierte am 10. Juni seinen 60. Geburtstag.

Friedrich v. Lucanus,
früherer Offizier, Verfasser zahlreicher zoologischer, insbesondere ornithologischer Schriften, der sich um die Erforschung des Vogelflugs und der Tierseele bedeutende Verdienste erworben hat, wird am 20. Juni 60 Jahre alt.

Boden fallenden, abgetrennten Astteil seine Eier ablegt. Das absterbende Holz soll den aus den Eiern schlüpfenden Larven später zur Nahrung dienen.

Bekanntlich ist das Holz unserer einheimischen Eichen außerordentlich hart. Trotzdem widersteht es nicht den sehr kräftigen Kiefern der Larven des schönen Held- oder Eichenbockes. Selbst die ältesten und dicksten Eichen fallen den Tieren unter Umständen zum Opfer und werden völlig zerfressen (Abbild. 3).

Erwähnten wir in den vorhergehenden Ausführungen die Sprungkraftleistung einer Heuschrecke, so wollen wir jetzt der Geschicklichkeitsleistung eines solchen Tieres gedenken. Es handelt sich hier um eine Art, die abgebrochene Brombeeräste erklettert und dann große turnerische Behendigkeit zeigt, indem sie sich mit ihren 6 Beinen gewandt auf der Bruchfläche festhält, ihren Leib akrobatisch in das weiche Mark der Ranke hineinbohrt und im Innern des weichen Polsters ihre länglichen Eier ablegt.

Unter den Hautflüglern, deren bekanntester Vertreter die Honigbiene ist, gibt es wahre „Eisenfresser". Wenn gewisse zu den Blattwespen gehörige Holzwespen nun auch nicht gerade Eisen fressen können, so sind sie doch in der Lage, sich durch Bleiplatten hindurchzunagen. Sie vollführen die genannte Leistung nur vermittels ihrer Oberkiefer. Schon oft haben sich Holzwespen wegen der genannten Fähigkeit als schädlich erwiesen. So fraßen sie sich durch bleierne Orgelpfeifen und den Belag der Bleikammern von Säurefabriken buchstäblich hindurch. Natürlich entwickelten sie sich in den Holzteilen der Orgeln und Bleikammern und griffen das Metall nur deswegen an, weil es ihnen als Hindernis im Wege stand.

Zum Schluß zwei Beispiele aus dem Reiche der Muscheln. Die durch den Wasserspiegel hindurch photographierte Aufnahme der Abbildung 4 zeigt einen seltenen Unglücksfall, wie er in freier Natur vorgekommen ist. Eine gewöhnliche Teichmuschel lag, etwas im Sande vergraben, mit klaffenden Schalen da, als ein Wasserläufer mit einem seiner langen Beine in den klaffenden Spalt trat. Die Muschel klappte ihre beiden Schalen zusammen und klemmte den Vogel so fest ein, daß er nicht wieder freikommen konnte und ertrank, ein Beweis für die Kraftentwicklung derjenigen Muschelmuskeln, die das Schließen der Schalen besorgen. Ist doch der Vogel vielmals schwerer als das Muscheltier.

Im Meere lebende Bohrmuscheln sind befähigt, sich mit Hilfe ihrer raspelförmig zugespitzten Schalen (Abbild. 6) vollständig in Kalkstein einzubohren. Selbst der Fels also ist nicht fest genug für diese Organismen. Der große Stein auf Abbildung 5 erweist sich als siebartig von den Bohrlöchern einer Bohrmuschel durchsetzt. — Fürwahr, die Kraft der Kleinen setzt die Leistungen der Großen stark in den Schatten.

Eine sensationelle Kunstauktion.
Der typische Anblick einer Auktion auf dem Kunstmarkt. Hier ging es um die berühmte Pariser Sammlung Spiridon, die bedeutende Schätze an alten Meisterbildern der italienischen und flämischen Kunst aufwies. Die markantesten Köpfe der internationalen Kunstwelt waren erschienen, und die 79 Bilder brachten einen Erlös von acht Millionen Mark. — Geheimrat Helbing, der Leiter der am 31. Mai im Hotel Esplanade in Berlin abgehaltenen Auktion, gibt den Zuschlag bei einem der kostbaren Gemälde.

Die Paradeaufstellung der mehr als 100000 Stahlhelmer auf den Isarwiesen am 2. Juni: Die Bundesführer Seldte und Duesterberg beim Abschreiten der endlosen Fronten.

Der Treueschwur der Stahlhelmer nach der Ansprache ihres Führers Franz Seldte.

Mitte rechts: Feldmarschall v. Mackensen und der Stahlhelmführer Seldte schreiten die Front der Kriegsinvaliden ab.

Unten rechts: Die Gedenkfeier am Gefallenendenkmal vor dem Armeemuseum am 1. Juni: Die Fahnen senken sich zur Heldenehrung.

10. DEUTSCHER REICHS-FRONTSOLDATENTAG

DER GROSSE STAHLHELM-APPELL IN MÜNCHEN (1.—2. JUNI)

Die Leute von Nossimena

Eine Erzählung aus Madagaskar von Max Mezger

(6. Fortsetzung.)

Die elegantesten und tüchtigsten Offiziere der französischen Kolonialarmee strömten dem General zu, und die kräftigsten und hübschesten Burschen aus der ganzen Insel ließen sich in seinem Milizheer anwerben. Weitentfernt, sich nach Art der Engländer vom gesellschaftlichen Verkehr mit den farbigen Völkern mimosenhaft abzuschließen, erhielten die braunen Notabeln Bürgerrecht, und man traf den Hova-Gent auf den Tennisplätzen, während seine Schwestern in orchideengeschmückten Rikschas am Blumenkorso teilnahmen.

Bei den Empfängen und Bällen in der Residenz führte der General mit vollendeter Courtoisie Madame Ranzavelo zu Tisch, die ihr schwarzes Kraushaar so lange mit Pomade und Kokosöl bearbeitet hatte, bis es sich in einem sanften Cleo-de-Merode-Scheitel um ihr pikantes Köpfchen schmiegte. Ihm gegenüber saß der braune Häutehändler Ramanambola an der Seite von Madame de Guise, deren Vorfahren französische Herzoge waren.

Man muß es einem berufsmäßigen Krieger, wie es der General doch schließlich war, hoch anrechnen, daß er „La Pénetration Pacifique“ — die friedliche Durchdringung — zum Leitmotiv seiner Kolonisierung erhob, und man darf es ihm nicht so schwer zur Last legen, wie es manche tun, wenn er in seinen offiziellen Berichten leise Retuschen vornahm, die den ersehnten Idealzustand einigermaßen vorwegnahmen.

So klug und geschickt der General auch war, so machte er doch einen verhängnisvollen Fehler. Er teilte Madagaskar in zwei Teile. Der eine Teil war Imerina, die Hovaprovinz, in der er wohnte — alles übrige rangierte unter dem Begriff „La Brousse“ — der Busch oder die Wildnis — und das war der weitaus größere Teil der riesigen Insel. Um diesen zweiten Teil kümmerte er sich außerordentlich wenig. Er war ihm unsympathisch.

Es ist begreiflich, daß er über die Harmonie des ersten Teiles, die er als sein Werk betrachtete, mit künstlerischem Eklektizismus wachte und eifrig bemüht war, alle irgendwie störenden Flecke aus ihm zu entfernen. So wurden die problematischen Elemente, die sich in jeder Kolonialarmee und in jedem kolonialen Beamtenstab finden, und die das liebenswürdige Bild zu stören, geeignet waren, unnachsichtlich in den zweiten Teil abgeschoben. Sie kamen auf die unbeliebten Vorposten, in die Wälder und Sümpfe, also dahin, wo nur der beste und disziplinierteste Mann mit Aufbietung aller Selbstüberwindung auszuhalten und etwas Gutes zu schaffen vermag. Als einzige Richtschnur erhielten diese linksab kommandierten Böcke die Weisung: „Débrouille-toi et surtout pas d'histoires“, was man folgendermaßen übersetzen kann: „Hilf dir geräuschlos selbst.“

Das taten sie auch redlich, und es war nicht so sehr ihre Schuld, wenn man die dumpfen Schläge, mit denen sie von den mißhandelten Eingeborenen totgeschlagen wurden, bis nach Antananarivo vernahm.

Aus solchen Erwägungen heraus wurde der Sergeant Vinay mit der Aufgabe betraut, in Amparihy, das zwei Tagereisen flußaufwärts von Nossimena lag, ein Fort zu errichten.

IX. Schatten.

In einer heißen Dezembernacht erwachte Benediktus aus unruhigem Schlaf. Die Tür nach dem Fluß stand offen, aber es kam weder Licht noch Luft herein.

Der Monsun war eingeschlafen. Warmer Dunst stieg aus der Lagune und blieb still und schwer darüber stehen.

Mit des Paters Gedanken war es nicht viel anders. Allerlei Gerüchte gingen der Ausbreitung der französischen Herrschaft voraus. Wenn auch vieles der Lust am Fabulieren zuzuschreiben war, so blieb doch genug übrig, Benediktus mit Sorge zu erfüllen.

Seiner nach innen gerichteten Aufmerksamkeit entging der rote Schein, der die Türöffnung zu erhellen begann. Erst als ein huschendes Spiel von Licht und Schatten die gegenüberliegende Wand belebte, erhob sich Benediktus und sah erstaunt eine langsam wachsende Flamme über das Wasser schweben. Lautlos kam das Licht den Fluß herab, und gespenstische Schatten krochen vor ihm her.

Nun erkannte Benediktus dunkle Formen: ein schmales Kanu, an dessen Bug ein Mann aufrecht stehend eine Fackel über dem Haupt hielt, und an dessen Stern eine gebückte Gestalt, mit kaum wahrnehmbarer Bewegung, das Ruder führte.

Der Fackelträger war jung, nackt und schön. In der linken Hand hielt er die Leuchte und in der rechten den zum Stoß bereiten Speer. Der Kopf war leicht geneigt, und die Augen ruhten aufmerksam auf der Tiefe. Rotes Licht floß über die matte Bronze seiner Glieder, deren unverhüllte Kraft durch vollendetes Ebenmaß gebändigt schien.

Der Mann am Steuer war in ein dunkles Tuch gehüllt, alt und gebeugt. Ein wesenloser Schatten im Gefolge des jungen Luzifers.

Benediktus wußte, daß es Fischer waren, und kannte ihre Art, die schlafenden Fische mit Fackelschein zu überraschen und zu speeren. Aber den Jüngling, der die Fackel trug, hatte er noch nie gesehen.

Das ganze Bild, das ihm so schemenhaft in der tiefen, heißen Stille der Nacht entgegenwuchs, erschien seinem unruhigen Herzen wie eine drohende Botschaft, die, ohne ihr Geheimnis preiszugeben, in der Ferne des Stromes verschwand — Feuer und Tod vor sich hertragend. — — —

Am nächsten Morgen bekam Benediktus Besuch. Ingila kam in großen Sätzen gesprungen und berichtete die Ankunft seines Vaters. Rasua folgte ihm und führte einen schmucken Soldaten an der Hand, in dem Benediktus sofort den nächtlichen Fackelträger erkannte.

Er sah in seiner blau und roten Kriegertracht durchaus nicht mehr geheimnisvoll aus und viel friedlicher als mit Fackel und Speer. Es war unleugbar ein flotter und hübscher junger Mann, der da militärisch grüßend vor Benediktus stand, aber dem Pater war es, als ob der nüchterne Tag ihm nur eine Maske dieses Menschen zeigte. Sein wahres Antlitz blieb mit Nacht und Fackelschein verbunden.

Benediktus lud seine Gäste ins Haus, bewirtete sie und brachte Kutavu bald so weit, daß er das falsche Französisch aufgab, das er zur Feier des Tages anzuwenden versucht hatte, und dafür in echtem Rabehavana-Dialekt von seinem Soldatenleben in den Städten des Nordens erzählte. Es ergab sich, daß er ein lebhafter und keineswegs kritikloser Beobachter war. Er sprach mit leidenschaftlicher Bewunderung von einigen seiner Offiziere. Besonders der Leutnant seiner Kompanie war ein junger Gott für ihn geworden, weil er seine besondere Eignung zum Schützen erkannt und sich persönlich seiner Ausbildung angenommen hatte. So war er zum besten Schützen der Kompanie avanciert. Zur Belohnung dafür nahm ihn der Leutnant zu Jagdausflügen mit und ließ ihn nach Herzenslust schießen, was er wollte: Wildschweine, Perlhühner, Enten und Krokodile.

Dagegen stellte Kutavu seinen Kommandanten sehr komisch dar. Er war dick, rot und zornig — sprach selten und brüllte viel. Kutavu meinte, man müsse Mitleid mit ihm haben, denn denen, an die es gerichtet war, tat ja sein Brüllen nicht weh. Aber ein Mann, der brüllt, müsse starke Schmerzen empfinden. Man brüllt doch nicht wegen einer Kleinigkeit. Kutavu ahmte ihn nach, wie sein Gebrüll schließlich in einem machtlosen Kullern erstickte, wobei die Arme ruckweise, gleich den Flügeln eines Truthahns, ins Leere schlugen.

Benediktus war selbst Soldat gewesen und lachte in der Erinnerung an ähnliche Erfahrungen. — — —

In den nächsten Wochen beherrschte Kutavu das Feld. Er veranstaltete große Wildschweinjagden, wozu er sämtliche Dorfköter von Nossimena und Umgebung mobilisierte. Er zog mit der ganzen verfügbaren Flotte auf Hochseefischerei, legte Haifischangeln und baute Krokodilfallen. Er brachte Untiere von fabelhaftem Umfang zur Strecke.

Das ganze Dorf war auf den Beinen. Die jungen Leute zogen mit Kutavu. Die Frauen standen immer irgendwo und spähten nach den Jägern aus. Wenn sie dann kamen, halfen sie unter übermütigem Geschrei und allerlei handgreiflichen Scherzen die Jagdbeute zum Dorf tragen.

Rasua war völlig verwandelt. Ihre ruhige Vernunft war wie weggeblasen. Sie wich Benediktus scheu aus und folgte mit heißer Leidenschaft Kutavu. Sie kümmerte sich nicht mehr um die Webstühle, die sie für die jungen Mädchen eingerichtet hatte. Sie blieben in bedauerlicher Verwirrung stehen, und mit den kunstvoll begonnenen Bastgeflechten beschäftigten sich nur noch die Ratten.

Die Kinder ahmten das Treiben der Großen nach, und Jaban-kutavu schnurrte vor Stolz und Behagen.

Bis tief in die Nacht hinein duggerten die Trommeln, zirpten die Bambusgitarren und quietschte Radanas Ziehharmonika.

Benediktus gönnte Kutavu die Wonne, zu herrschen, nachdem er so lange hatte als Soldat gehorchen müssen, und betrachtete das geräuschvolle Treiben mit Humor, obwohl sein Werk und er selbst dabei in vieler Hinsicht zu kurz kamen. Wenn seine kleinen Schüler sich überhaupt noch blicken ließen, so bildeten sie nur noch eine Versammlung ungeduldig zappelnder Arme und Beine. Ihre Seelen hatten längst die von Vokabeln und erbaulichen Lehren gesäumten Pfade verlassen, auf denen Benediktus sie zu führen, bemüht war,

AFRIKANISCHE IMPRESSION: NEGERINNEN VOR DEM DORF

ZEICHNUNG VON MAGDA SCHOLZ

Das klassische Athen: Der Parthenon in der Akropolis. Im Hintergrund das Denkmal auf dem Philopapposhügel.

AUF KLASSISCHEM BODEN

PHOTOSTUDIEN VON FRANZ FIEDLER

Straßenbild aus dem ältesten Teil des heutigen Athens. Von den beabsichtigten Ausgrabungen in Alt-Athen erhofft man sich wertvolle Funde hellenischer Kunst.

und jagten in wilder Aufregung mit Kutavu hinter Wildschweinen, Haifischen und Krokodilen her.

Unter dem Mangobaum hatte Benediktus eine kleine, behagliche Kirche erbaut, in der er gewissenhaft die Messe zelebrierte. Die Mystik der heiligen Handlung, bunte Bilder, Blumen und Kerzen, ein Harmonium und einfache, ihrem Verständnis angepaßte Erzählungen vom Guten und Göttlichen hatten eine Gemeinde angezogen, die sich daran gewöhnt hatte, bei Benediktus Arzenei für Leib und Seele zu holen. Aber jetzt blieb die Kirche leer. Nur selten noch kamen ein paar alte Leute, die längst keine Jagden mehr mitmachten, und denen es mehr um Hustensaft als um Gottes Wort zu tun war.

Bis auf Benediktus' Mahlzeiten erstreckte sich der schlimme Einfluß des Verführers Kutavu. Wohl kam Radana in die Küche, machte ein Riesenfeuer und hantierte lärmend mit den Kochtöpfen, so daß die ganze Mission von seiner Gegenwart erfüllt war. Aber dieser geräuschvollen Ouvertüre folgte stets ein ausgedehnter Zwischenakt, in dem Radana seinen Schauplatz ins Dorf verlegte, das er auf einem Schleichweg durch die Büsche hinter der Küche erreichte. Wenn er dann endlich atemlos wieder angerannt kam, war der Reis verbrannt oder das Feuer erloschen. Was dann Benediktus zu den unwahrscheinlichsten Tageszeiten vorgesetzt bekam, war selten der Erfüllung der Bitte „Unser täglich Brot gib uns heute" gleichzusetzen, sondern wohl nur ein Anlaß, „dem Schuldigen zu vergeben".

In solchen Prüfungen erinnerte sich Benediktus dankbar des guten Bischofs und tat manch stillen Gang zu seinen gekreuzten Kisten.

Selbst der stille Iboto wurde von dem Taumel erfaßt. Anstatt an seinen Schulbänken weiterzuhobeln, fabrizierte er Speerschäfte und Paddelruder, nach denen die Nachfrage erheblich gestiegen war.

Dies alles nahm Benediktus nicht schwer. Seine Überzeugung von der Vergänglichkeit alles Irdischen im allgemeinen und von der eines vierwöchigen Urlaubs im besonderen war zu wohlbegründet, um ernstliche Beunruhigung bei ihm aufkommen zu lassen. Nur Rasuas vertrauliche Kameradschaft entbehrte er schmerzlich, und in diesem Punkt war seine Resignation nicht ganz ohne Stachel gegen Kutavu.

Trotz allen Verständnisses, das Benediktus dem leidenschaftlichen und temperamentvollen jungen Mann entgegenbrachte, und trotz aller äußerlichen Höflichkeit, die Kutavu dem Pater erwies, standen sich die beiden doch mit einer Art innerer Kampfbereitschaft gegenüber. Vielleicht war Kutavu auf den großen Einfluß eifersüchtig, den sich Benediktus in Nossimena erworben hatte, und den er auch bei Rasua, trotz ihrer jetzigen Zurückhaltung, fühlte; vielleicht auch empfand Benediktus die halbverdauten Gedanken, die Kutavu aus der Berührung mit der nördlichen Zivilisation mitgebracht hatte, und die er nicht ohne Eitelkeit auskramte, als Überhebung — auf jeden Fall ließ sich Benediktus, ganz gegen seine sonstige Art, zu mancher scharfen Erwiderung Kutavu gegenüber hinreißen, was Kutavu mit stummer, aber deutlicher Auflehnung quittierte.

Aus dem Wunsch heraus, sich schon durch die Sprache mit dem so überlegenen Pater auf gleichen Fuß zu stellen, hatte Kutavu Rückfälle ins Französische und überraschte Benediktus eines Tages mit der wohlgesetzten Frage:

„Que pensez vous, Monsieur, de la séparation de l'église de l'état?"

Der Pater machte sich an seinen Blumenbeeten zu schaffen und entfernte ziemlich viel Unkraut, ehe er sich von dieser Überrumpelung erholen und wieder im Sattel zurechtrücken konnte. Die heikle Frage der Trennung der Kirche vom Staat, die damals in Frankreich die besten Köpfe in unüberbrückbaren Gegensatz zwang, hätte er lieber nicht mit dem Kronprinzen von Nossimena erörtert.

Er erwiderte darum ein wenig hochmütig:

„Was hülfe es dir, zu erfahren, was ich darüber denke, wenn du doch nicht weißt, was Kirche oder was Staat bedeutet?"

„Die Kirche", belehrte Kutavu Benediktus, „ist dem sprechenden Ochsen gleich, der immer das sagt, was die Zauberer haben wollen. Aber von uns anderen hat noch niemand den Ochsen reden hören. Nur die Zauberer vernehmen seine Sprache."

Da wurde Benediktus, der ein sehr gutes Gewissen hatte, böse und sagte:

„Wenn für dich die Kirche dem sprechenden Ochsen gleicht, so gleichst du, mein lieber Sohn, für mich, einem ganz gewöhnlichen Ochsen, der widerkäut, was er nicht verdaut hat."

Das war nun freilich eine mehr dialektische als logische Erledigung des Problems, aber auch die führenden Geister Frankreichs ließ bei seiner Erledigung die Logik im Stich und mußte durch militärische Aufgebote ersetzt werden.

Obwohl Kutavu sich daraufhin in madegassischer Sprache verabschiedete, drückte seine Haltung doch eher Triumph aus über den Hieb, den er dem Pater versetzt zu haben glaubte, als Beschämung über die Abfuhr, die er nach Benediktus' Meinung erfahren hatte.

Es war mehr das Verwandte als das Gegensätzliche, was Benediktus und Kutavu trennte. Auch Benediktus war ein leidenschaftlicher Jäger und auf seinem Jagdgebiet — den Herzen der Menschen — wohl ebenso an Sieg gewöhnt wie Kutavu, der seine Beute aus Wald und Wasser holte. Dieses letzte Gespräch zeigte Benediktus, wieviel verworrenes Gestrüpp noch zwischen ihm und dem künftigen Führer der Rabehavana lag. Er gelobte sich, mit mehr Ruhe und Vorsicht vorzugehen, um das interessante Wild nicht zu vergrämen.

Bald darauf war Kutavus Urlaub zu Ende. Er zog seine Uniform wieder an und wanderte gegen Norden. Aber auch sein Abschied wurde ein Schlag für Benediktus, denn er nahm Rasua mit sich. Nur Ingila blieb beim Großvater.

So verlor Benediktus seinen munteren Adjutanten, aber er gewann in dem gutartigen und aufgeweckten Knaben, der sich nach dem Weggang seiner Eltern noch enger an ihn anschloß, mehr, als er verloren hatte.

X. Das Fort.

In Amparihy regnete es.

Es hatte gestern geregnet und würde morgen wieder regnen.

Es gibt dort nur zwei Jahreszeiten: eine Regenzeit und eine Zeit, in der es regnet. Der Unterschied ist nicht erheblich.

Amparihy lag in halber Höhe des dichtbewaldeten Gebirgszuges, der sich von Norden nach Süden durch ganz Madagaskar erstreckt. An ihm schlägt sich alle Feuchtigkeit nieder, die die Sonne vom Indischen Ozean auffaugt. Der Monsun trägt sie herüber und ballt sie zu schweren Dampfwolken zusammen, die jahraus, jahrein die Berggipfel umhüllen. Von ihnen rieselt der Regen in die Wälder nieder und steigt in Form von grauen, fieberschwangeren Nebeln wieder an den Hängen empor.

Inmitten dieser Regenhölle errichtete Sergeant Vinay unter unbeschreiblichen Schwierigkeiten sein Fort.

Was er bei seiner Ankunft vorfand, waren etwa hundert halbvermoderte, windschiefe Holzhütten, die in fußtiefem Lehmbrei staken. Die größte davon hatte ungefähr die Ausmaße eines Schäferkarrens und die kleineren erreichten kaum die Geräumigkeit eines Kaninchenstalles. Das ganze Dorf sah aus wie im Schmutz vergessenes Kinderspielzeug.

Die meisten Hütten waren leer, denn der Anmarsch des Sergeanten und seiner Truppe hatte sich keineswegs unbemerkt vollzogen. Von Hügel zu Hügel, von Berg zu Berg eilte ihm, wie allen Reisenden in Madagaskar, ein nie versagender Meldedienst durch Trommelsignale voraus. Es ist erstaunlich, was dieser primitive Telegraph mit seinem eintönigen „Dug, dug" alles zu erzählen vermag. Vinay hatte offenbar keine gute Trommelpresse, denn überall, wo er hinkam, hatten die Bewohner der Dörfer vor ihm Reißaus genommen. Nirgends fand er Vorräte, um seine Truppe zu versorgen. Wenn er an einen Fluß kam, sah er gerade noch den Stern des Kanus, das sonst die Überfahrt vermittelte, hinter der nächsten Windung verschwinden.

So waren auch in Amparihy nur ein paar zitternde Greise zurückgeblieben, deren Beine zum Davonlaufen nicht mehr taugen wollten. Der Sergeant, von den ungastlichen Erfahrungen seiner Reise erschöpft und erbittert, machte nicht viel Federlesens mit ihnen. Er vertrieb auch sie noch aus ihren Hütten, die er von seinen Leuten niederlegen ließ, um Material für geräumigere Unterkunftshäuser zu gewinnen.

Aber auch die Truppe von fünfzig braunen Eingeborenensoldaten drohte zu versagen. Es waren Küstenleute, an Sonne gewöhnt, die in dem naßkalten Höhenklima von Amparihy vor Frost und Fieber mit den Zähnen klapperten.

Als einzige Charge war ihm ein Korporal von kreolischer Herkunft zugeteilt worden. Ein gelbgrüner Mischling, der den stolzen Namen Ernest de la Tour de Nesle führte und behauptete, von französischen Emigranten abzustammen. Der Kürze halber wurde er einfach „Nesse" genannt. Das einzige, was man mit Sicherheit von diesem Eckpfeiler der Kompanie erwarten konnte, war seine chamäleonartige Anpassungsfähigkeit, die es ihm je nach Bedarf gestattete, sich zu den Braunen oder zu den Weißen zu zählen.

So also sah die ganze Wehrmacht aus, die zur Aufgabe hatte, einen Riegel zwischen die kriegerischen Bergvölker und die friedlicheren Bewohner der Küstenebene zu schieben.

Die Energie eines einzigen landfremden Mannes stand gegen ein ganzes Volk, dessen Sprache er nicht einmal verstand, und das in der Unwegsamkeit der Bergwälder und den Unbilden des Klimas mächtige Verbündete hatte. Darum war es auch seine erste Sorge, seine Schwäche hinter einem drei Meter hohen Palisadenzaun zu verbergen, der neugierigen Blicken alle Vorgänge im Fort verbarg. Dahinter ließ er viele Schießübungen abhalten: Klappern gehört zum Handwerk.

Trotzdem ereignete es sich einigemal, daß in dunklen Nächten Schauer von Speeren ins Fort sausten und Brandfackeln gegen die Dächer flogen. Das Fort erwiderte mit dem Peitschenknall scharfer Gewehrsalven. Es kam nicht viel anderes beim Austausch dieser Höflichkeiten heraus, als daß die Waldleute die Unwirksamkeit ihrer Angriffe einsahen und auf andere Mittel sannen, die Eindringlinge loszuwerden.

(Fortsetzung folgt.)

DIE DAMEN BEIM GOLF

Bilder von der Damenmeisterschaft von Deutschland, ausgetragen auf dem Platze des Golf- und Landklubs in Berlin-Wannsee.

Frau Sellschopp, Hamburg, die Siegerin in der Damen-Golfmeisterschaft (28.—31. Mai), beim Schlag.

Fräulein Tag, Berlin, konnte die ungarische Meisterin, Frau Erszibet v. Szlavy, schlagen.

Die unentbehrlichen Helfer: Golfjungen und Golfmädel beim Abmarsch ins Gelände.

Fräulein A. Weyhausen, Bremen, spielte in der Vorschlußstunde gegen Frau Sellschopp.

Fräulein Benzinger, Frankfurt a. M., die letzte Gegnerin der Siegerin.

Frau Sellschopp (rechts), die erfolgreiche mehrjährige deutsche Meisterin, und Fräulein Benzinger auf dem fünften Grün beim Entscheidungsspiel.

Sammeln Sie
Pixavon-Flaschenkapseln und
Pixavon-Shampoonbeutel,
man kann nie wissen . . . .

Die Frau beim Sport

Das sportliche Ereignis der Woche, das gemischte Doppelspiel unter Teilnahme der Champions, hält die Menge im Bann. Welche Erregung, wenn der Meister einen seiner berühmten Flugbälle landet, während seine junge geschmeidige Partnerin tapfer das Spiel am Netz verteidigt. Nach dem ersten Satz sehen wir „Sie" aus nächster Nähe. Welche Geschmeidigkeit der Glieder, welches wundervolle Spiel der Mienen, welcher lebhafte Glanz des Auges! Aber das schönste ist doch ihr Haar, seidenweich, schimmernd, von gelockter Fülle. Mit der festen kleinen Hand streicht sie es, erhitzt, aus der Stirn, hinter die Schläfen. Und siehe da: noch eben ein wenig zerzaust von den hastigen Bewegungen des Spiels, von Lauf und Sprung, hat es im Handumdrehen wieder seinen korrekten Sitz, seinen herrlichen Fall, seine „lockende Linie". Der Partner macht ihr ein Kompliment, sie lächelt. Und aus dem munteren Geplauder fangen wir ein paar Brocken auf: . . „ganz einfach, ständige Pflege mit Pixavon."

Mario v. Bucovich

Keine der gewöhnlichen flüssigen Haarwaschseifen hat auch nur annähernd die Wirkungen von Pixavon. Bestehen Sie fest auf „Pixavon" (nur in geschlossenen Originalflaschen), sowohl für die häusliche Haarwäsche, wie auch für die im Frisiersalon.

PIXAVON

jetzt auch Pixavon-Shampoon!

Wissen und Leben

Prof. Dr. phil. Dr.-Ing. e. h. Egon Ihne, Oberstudienrat a. D., ein Bahnbrecher auf dem Gebiete der Pflanzenphänologie, wurde am 3. Juni 70 Jahre alt.

Die Wissenschaft der Pflanzenphänologie, die sich mit der Beobachtung der ersten Belaubung, dem Aufblühen, der Fruchtreife und der Laubverfärbung befaßt, hat Prof. Ihne weitgehende Förderung zu verdanken. Seine Beobachtungen hat dieser Forscher neben vielen Abhandlungen auf verschiedenen Karten niedergelegt, von denen die bekanntesten sind: Karte des Frühlingseinzugs in Mitteleuropa (1905), im Großherzogtum Hessen (1911), auf den Britischen Inseln (1916) und die Karte von Deutschland mit Getreidefrüherernte (Frühdruschkarte).

Flieder-Allerlei.

Zwei Pflanzen, die über den größten Teil Europas verbreitet sind und sich wegen ihrer zeitig eintretenden Belaubung als Frühlingsboten allgemeiner Wertschätzung erfreuen, werden oft vom Volksmunde mit dem Namen „Flieder" bezeichnet und infolgedessen immer wieder verwechselt. Das ist seltsam, denn abgesehen davon, daß beide Sträucher sind und nur im höchsten Alter Baumform annehmen, haben sie nicht die geringste Ähnlichkeit miteinander, stehen auch in keinem Verwandtschaftsverhältnis. Der Holunder, auch Holler, im niedersächsischen Sprachgebiet Ellhorn oder Ellorn genannt (Sambucus nigra), gehört zu den Geißblattgewächsen (Caprifoliaceae), die Syringe, Türkischer oder Spanischer Flieder, Nägelchen, Lilak oder Pfeifenstrauch (Syringa vulgaris) zu den Ölbaumgewächsen (Oleaceae). Der Holunder, dessen junge Zweige ein dickes weißes Mark enthalten, trägt unpaarig-gefiederte, gesägte Blätter und weißlich-gelbe, in großen Trugdolden stehende, scharf riechende Blüten; seine Beerenfrüchte sind anfangs grün, später schwarz. Die Syringe hat breit-eiförmige, zugespitzte, ganzrandige Blätter, in Trauben stehende lila oder weiße, wohlriechende Blüten und Kapselfrüchte, die sich mit zwei Klappen öffnen und die flachen, mit einem Flügelrand umgebenen Samen dem Winde zur Verbreitung preisgeben. Im Süden ist die Pflanze immergrün, in Deutschland tritt auch bei ihr im Herbste Laubfall ein. Während die Syringe als fremder Eindringling in der deutschen Volksüberlieferung keine Rolle spielt, war und ist der Holunder bei den germanischen und slawischen Völkern ein Gegenstand religiöser und abergläubischer Vorstellungen. Er war dem Thor bzw. dem Donar und der Totenführerin Holle heilig, bei den Slawen den Gottheiten der Unterwelt geweiht. Erinnerungen daran erhielten sich lange, so bis ins 19. Jahrhundert hinein im Hildesheimschen, wo sich der Totengräber beim Ausmessen des Grabes eines Holunderstabes bediente und der Knecht, der die Leiche zum Friedhof fuhr, statt der Peitsche eine Holunderrute gebrauchte. Wie alle Gewächse, die den Heiden aus irgendeinem Grunde teuer waren, wurde auch der Holunder von den christlichen Glaubensboten als ein Geschöpf des Teufels gebrandmarkt. An einem Holunderstamm erhängte sich nach der Legende Judas — der üble Geruch des Holzes und der Blätter zeugt noch davon! — und John de Mandeville, der um das Jahr 1340 Palästina bereiste, will diesen berüchtigten Baum am Teiche von Siloah „unter dem Berge Sion, gegen das Tal von Josaphat zu" noch mit eigenen Augen gesehen haben. Den an alten Holunderstämmen wachsenden Pilz nennt das Volk in Mecklenburg „Judasohr". Im Brandenburgischen erzählt man, daß der Heiland mit Holunderruten gegeißelt worden sei, daher trage der Strauch „blutige Tränen" als Früchte. Aber auch da, wo solche an bestimmte biblische Gestalten anknüpfende Überlieferungen längst in Vergessenheit geraten sind, genießt der Strauch eine abergläubische, mit geheimer Furcht gemischte Verehrung: man hütet sich, ihn umzuhauen, auszugraben oder zu verletzen, denn unter seinen Wurzeln wohnt der Teufel oder wenigstens ein böser Dämon, dessen Zorn nicht heraufbeschworen werden darf. Das hindert nicht, daß man von alters her den Blättern, der Rinde, den Blüten und Früchten des Holunders Heilkraft zugeschrieben hat, und daß der Fliedertee heute noch als beliebtes Hausmittel Verwendung findet. Die Blüten werden auch als Würze des Käses benutzt und, in Verbindung mit Eierkuchenteig in Fett gebacken, als Leckerbissen verzehrt; die reifen Beeren liefern Mus, Wein und die in Sachsen so geschätzte „Schibbekensuppe", deren Bezeichnung auf den lateinischen Namen sambucus zurückgeht. Dasselbe Wort erkennen wir im Tschibuk, der türkischen Tabakspfeife, wieder, deren Rohr ursprünglich aus dem seines Markes beraubten Holunderzweig hergestellt wurde. Als die Türken am 29. Mai 1453 Konstantinopel

Die Frau im Kriminaldienst: Dorothea Freudenthal, deren Ernennung zum ersten weiblichen Kriminalkommissar jetzt erfolgte. Sie war vorher einige Zeit als Hilfskommissarin im Berliner Polizeipräsidium tätig.

eroberten, fanden sie in den byzantinischen Kaisergärten einen Strauch mit köstlich duftenden Blüten, den sie Lilak nannten. Etwa hundert Jahre später lernte Ogier Ghiselin de Busbecq, der Gesandte Ferdinands I. am Hofe Sultan Solimans II., diese Pflanze kennen und brachte sie nach Wien, wo sie im Mai 1589 zum erstenmal blühte. Von dort aus verbreitete sie sich schnell über Österreich, Deutschland und Flandern. Die Heimat des Strauches blieb lange unbekannt: erst viel später entdeckte man, daß sie in den Balkanländern und in Ungarn, wenn auch vielleicht in einer bescheideneren Form, wild wuchs. Mit der Verbreitung des Lilaks über Westeuropa begann schon der Namenwirrwarr. In Deutschland nannte man die neue Pflanze, unbekümmert um die Prioritätsrechte des alten heimischen Strauches, Flieder, Holunder, Pfeifenstrauch oder Syringe, in England pipe-tree, ein Beweis, daß man sich hier wie dort der erheblichen Verschiedenheit der beiden Pflanzen gar nicht bewußt war. Denn die Bezeichnungen „Pfeifenstrauch" und „pipetree" haben nur Sinn, wenn man an den echten Holunder mit seinen Röhrenzweigen denkt. Auch das Wort „Syringe" weist auf den Sambucus, es wird von „Syrinx" abgeleitet, der aus Röhrchen von abnehmender Länge zusammengesetzten Panflöte, deren Erfinder der Wald- und Weidegott bekanntlich selbst war. H—s.

Eine jugendliche Amazone.
Die junge englische Hindernisreiterin Oliva Ricks, Gewinnerin vieler Preise, bei einem großartigen Doppelsprung.

Tiere als Pflanzer.

Ein undurchdringliches Dickicht von Brombeerranken, Waldhimbeeren, Wildrosenbüschen, Holunder, Weißdornen, Heidelbeersträuchern und Schlehen hemmt unsere Schritte. Der am Rande dieses wilden Gebüsches vorbeiführende und in ein Felsenloch einmündende Wildpaß gibt Aufklärung über diese nicht alltägliche Pflanzenwildnis. Wir erkennen in dem Passe die Abdrücke der langen Grabklauen des Dachses. Der Dachs hat dieses Buschwerk angepflanzt, indem er hier seine Exkremente, die „Losung", abzugeben pflegte, mit denen reichliche unverdaute Samen seiner Pflanzennahrung auf engem Raum ausgesät wurden. Auf diese Weise entstehen viele Pflanzensiedlungen durch die Losung von Säugetieren und Vögeln, ja selbst von Fischen. Viele Samen widerstehen der Verdauung im Tiermagen, oder ihre Schale wird durch jene gelockert und die Keimfähigkeit auf diese Weise erhöht. Der Kot, in dem sie auf den Erdboden gelangen, dient als Düngung. Auch verstecken gesättigte Ameisen, Eichhörnchen, Kleiber, Spechte, Stare, Elstern, Häher, Meisen, Drosseln und andere manche Eichel oder Buchel und andere Früchte wie Kerne in Erdlöchern, Baumhöhlen, Felsenspalten, unter Moos und anderswo, um sie später zu verzehren. Sehr oft finden sie ihre Verstecke nicht wieder, oder sie vergessen sie über anderem Futter. Infolgedessen können ganze Anpflanzungen auf die Einfälle von Vögeln zurückgeführt werden. Manche Tiere verschleppen in ihrem Balge klebrige Pflänzchen oder deren Samen, wie z. B. Wildenten die Teichlinsen. Die Mistel, eine typische Schmarotzerpflanze, wird durch die nach ihr benannte Misteldrossel (oder durch andere Drosseln) auf Baumäste verpflanzt. Die einen sagen, durch die Exkremente, andere behaupten, die Drosseln speien die Mistelsamen aus dem Kropfe als Gewölle aus. Wer von dieser stillen eifrigen Tätigkeit der Tiere in der Pflanzenverbreitung bis jetzt noch nichts gehört hat, muß erstaunt sein, wenn er hierdurch zum erstenmal erfährt, daß die Tiere als Pflanzer eine derart bedeutende Rolle spielen, die in gewissen Fällen sogar kulturgeschichtlichen Wert hat. Es ist z. B. festgestellt worden, daß die Verbreitung des Weinstocks der Tätigkeit der Vögel zum großen Teil mit zu verdanken ist.

Wilhelm Hochgreve.

Neue Erzählungen und Romane.

In der Erzählungsliteratur der Gegenwart nehmen die Bücher von Albrecht Schaeffer schon längst eine beachtenswerte Stellung ein. Auch sein neuester Band, eine Sammlung von 12 Novellen und 3 Gedichten, unter dem Titel „Mitternacht" (Insel-Verlag, Leipzig) erschienen, ist ein Werk von hohem Gehalt und besonders für literarische Feinschmecker geeignet. Erscheinen auch einzelne dieser kleinen Geschichten zunächst wie nicht zu Ende geführte Betrachtungen oder Erlebnisse, so offenbaren sie doch bei

näherem Einfühlen ihren tiefen Sinn. Ganz wundervoll an Poesie aber sind vor allem die legendenartigen Erzählungen, berauschend schön in ihrem lieblichen, märchenhaften Ton und ihrer feinen Darstellungskunst seltsamer Vorgänge; ganz anders wieder die etwas grausige, ganz eigenartig vertiefte Kriminalgeschichte „Drei Menschen". — Lebendig erzählt und doch nachdenklich zugleich sind auch die 9 kurzen Geschichten, die Rudolf Hans Bartsch unter dem Titel „Wild und frei. Thema mit Variationen" (L. Staackmann Verlag, Leipzig) zusammengefaßt hat; sie handeln von Menschen und Erlebnissen in Morgen- und Abendland, von Vergangenheit (Beethovens Tod) und Gegenwart, von wildem Triebleben der modernen Großstadtmenschen, von Landstreichern, von schlichter, treuherziger Gläubigkeit einfacher Naturkinder oder auch von humorvoll melancholischen Geschehnissen. Das Buch ist mit hübschen Bildern von Alfred Keller geschmückt. — An prachtvollen, kerndeutschen Gestalten läßt uns Gustav Kohne in seinem Roman „Die Sippe der Uhlenklooks" (Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) durch vier Jahrhunderte hindurch den Aufstieg eines alten Geschlechts vom einfachen Moorbauern bis zum Adelsmenschen miterleben und mahnt uns dabei liebevoll zur Rückkehr zu Schlichtheit und Bodenständigkeit. — Rose Woldstedt-Lauth tritt in dem Buch „Renate. Ein Frauenschicksal aus unseren Tagen" (Strecker und Schröder Verlag, Stuttgart) mit sittlichem Ernst und zu Herzen sprechenden Worten für das Recht ihrer Mitschwestern ein. Nach eigenem bitteren Erleben richtet sie die Frage an die Gesellschaft: Warum findet ihr bei euren Söhnen das erlaubt, was ihr bei euren Töchtern aufs strengste verurteilt? und beantwortet sie nach ihrer Erfahrung. — Ein anderes heikles Thema, die Liebesleidenschaft zwischen Stiefmutter und Sohn, die jahrelang dagegen ankämpfen und ihr schließlich doch erliegen, behandelt John Knittel in dem Roman „Therese Etienne" (Orell Füßli Verlag, Zürich). Packend und ergreifend zugleich schildert er, wie die Mutter zur Mörderin an ihrem eigenen Manne wird, die Liebenden dann vor Gericht einander die Schuld streitig machen und somit beide verurteilt werden. — Arthur Brausewetters Roman „Die Halbseele" (Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau) zeigt an dem Schicksal eines jungen Arztes, der zwar ein tüchtiger Chirurg, aber dabei doch ein Schwächling, ein Mann ohne festen inneren Halt ist, daß nur ein ganzer, in allem Wollen und Tun gefestigter Mensch Großes sein und leisten kann, ohne daß er dabei kleinliche Bedenken aufkommen zu lassen braucht. Lebenswahr ist dabei geschildert, wie die Mischung von Egoismus, Stärke, Weichheit, Pflichtgefühl, Selbstlosigkeit und Rücksichtslosigkeit auch einen sonst Tüchtigen seelisch zugrunde richten muß. — In dem Grenzlandroman „Fußstapfen am Meer" (Deutsche Landbuchhandlung, Berlin) bietet Heinrich Sohnrey, so liebenswürdig erzählt wie alle seine Geschichten und mit tiefem Gemüt Personen und Dinge behandelnd (auch wo er Politik, Religion, Aberglauben berührt), einen schlichten, tragisch endenden Liebesroman zwischen einem deutschen Gymnasiallehrer und einer jungen Fischerswitwe, die jener während eines Ferienaufenthalts im polnischen Seegebiet kennen und lieben lernt. Aber Neid und Mißgunst Einheimischer drängen sich dazwischen und bringen ihm den Tod. — Gut erzählte Unterhaltungsromane leichterer Art sind zwei Werke von Albert Otto Rust. Der eine, „Vom kommenden Geschlecht" (Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H., Breslau), handelt, teilweise mit etwas umständlicher Breite, von modernem Industrie- und Abenteurerleben in Amerika, wo der Verfasser mehrere Jahre gelebt hat; von der Vernichtung des Lebenswerks eines Großindustriellen alten guten Schlages durch einen furchtbaren, packend geschilderten Waldbrand und seine Folgen. Ihm und seinem Schaffen werden ein abenteuerlustiger deutscher Adliger und sein amerikanischer Freund als die hoffnungs- und tatenfrohen Vertreter des kommenden Geschlechts gegenübergestellt und mit zwei jungen Mädchen, einer selbstsicheren Amerikanerin und einer gemütvoll empfindenden Deutschen, in Verbindung gebracht. — Der andere, betitelt „Fahrt in die Nacht" (im selben Verlag), spielt in Deutschland und beginnt in der Zeit der roten Arbeiter- und Soldatenräte. Ein ehemaliger Offizier von Adel kehrt in die Heimat zurück, muß dann erleben, daß seine einstige Jugendliebe einen Kriegsgewinnler heiratet und darauf in den Tod geht. Dr. M. Mendheim.

Deutschlands Meisterschaft im Schiffbau.

Mit dem neuen Lloyd-Dampfer „Bremen", dessen Vorbereitungen für seine erste Reise über den Ozean in diesem Sommer gegenwärtig erfolgen, erhält Deutschland zum erstenmal nach dem Kriege wieder ein Schiff von mehr als 33 000 Brutto-Registertonnen. Die „Bremen" und ebenso ihr Schwesterschiff „Europa", das bekanntlich durch den großen Brand vom 26. März schwer beschädigt worden ist, so daß seine Fertigstellung um mehrere Monate verzögert wird, weisen 46 000 Br.-Reg.-T. auf. Obwohl die Ozeanriesen der Vorkriegszeit von mehr als 50 000 t abgetreten werden mußten und seit 1919 nicht mehr unter deutscher Flagge fahren, liegen auch heute noch die Dinge so, daß außer Deutschland bisher nur England Schiffe gebaut hat, die an Größe der neuen „Bremen" gleichkommen. Und zwar hat England bis heute nur zwei Schiffe geschaffen, die über 45 000 t hinausgehen, die „Olympic" der White-Star- und die „Aquitania" der Cunard-Linie, während auf deutschen Werften ihrer nun schon fünf entstanden sind: „Imperator", „Vaterland", „Bismarck", „Bremen" und „Europa"! — Das größte Schiff der Welt ist zur Zeit unsere frühere „Vaterland", die die Amerikaner sich angeeignet und umgebaut haben, und die sie naiverweise in ihren Prospekten als „Wunder amerikanischer (!) Schiffbaukunst" anpreisen, obwohl sie nichts anderes getan haben, als eine Vergrößerung ihrer Tonnage durch Aufbauten von 54 828 auf 59 957 t durchzuführen. Sonst haben sie es nur in der „Manchuria" auf 15 445 t gebracht. — Die 15 größten Passagierschiffe der Welt sind gegenwärtig folgende:

Schiffsname	früherer Name	Herkunft	Besitzer	Br.-R.-T
Leviathan	Vaterland	deutsch	United States Line	59 957
Majestic	Bismarck	deutsch	White Star Line	56 551
Berengaria	Imperator	deutsch	Cunard Line	52 226
Olympic	—	englisch	White Star Line	46 439
Bremen	—	deutsch	Norddeutsch. Lloyd	ca. 46 000
Europa	—	deutsch	Norddeutsch. Lloyd	ca. 46 000
Aquitania	—	englisch	Cunard Line	45 647
Ile de France	—	französisch	Compagnie générale transatlantique	43 000
Paris	—	französisch	Compagnie générale transatlantique	36 558
Homeric	Columbus	deutsch	White Star Line	34 356
Augustus (Motorschiff)	—	italienisch	Italienischer Lloyd	33 000
Columbus	—	deutsch	Norddeutscher Lloyd	32 354
Mauretania	—	englisch	Cunard Line	30 704
Statendam	—	holländisch	Holland-Amerika-Lijn	28 150
Cap Arcona	—	deutsch	Hamburg-Südamer.-Linie	27 000

Prof. Dr. R. Hennig.

THÜRINGEN

(Schluß von Seite 856.)

Mitternachtsstunde und Sturmgebraus über dem Rennsteig. Es ist ein ganz anderer Sturm als drunten in der Ebene. Aus unendlichen Tiefen kommt er her. Unmittelbar aus den Händen des Weltenschöpfers rinnt er, ist nicht zeitlich, ward geboren an dem Tage, an dem die Erde gegründet ward, atmet Ewigkeit und atmet Jenseitigkeit. Jauchzende Freiheit in höchster Vollendung ist er, rüttelt und schüttelt die Bäume, macht stärker, was stark ist, zerbricht, was bereits innerlich faul und lebensuntüchtig war. Schreie trägt er daher, aus keinem irdischen Mund geboren, Schreie unbändiger Kraft. Er ist so stark, daß er die Dämonen verjagt, reine Bahn schafft. Und der Mensch steht mitten im Sturme, läßt sich brausend umwehen, möchte den Mantel ausbreiten und fliegen, fliegen. So wohl ist ihm, und so fühlt er sich über sich selber hinausgehoben. —

Sonnig brach der Tag an, aber die Sonne entstieg einem Dunstmeer. Darin war ein Wogen und Brausen den ganzen Vormittag lang, und ein Wolkenfelsen schob sich heraus, höher, höher, ward vielgestaltig, ward zum Gebirge mit drohenden Felswänden und finsteren Schluchten. Da rennt das Licht gegen die Finsternis an. Der lohende Hammer fliegt, zerschmettert die Felsen und reißt die Gründe auseinander. Siegesschreie der Lichtkämpfer, die die Welt erschüttern und die Felsgestelle an den Bergwänden erbeben lassen. Der Wurfhammer flog fehl. Der Wurf hat der hohen Schirmtanne nicht gegolten, aber er hat sie doch getroffen. Krachend spaltet sie auseinander, Rauch steigt auf, Flammen züngeln. Gott Baldur aber beginnt die silbersaitige Regenharfe zu spielen, daß sie aufrauscht. Der Regen löscht den Brand, siebenfarbig baut das Licht den Bogen des Friedens über das Gebirge. Er steht mit einem Fuße drunten im blühenden Wiesenbunt, mit dem anderen im silbertropfenden Walde, und unter ihm her wallen Duftmelodien, süß und herb zugleich.

Man muß den Rennsteig erleben, aber man muß auch Thüringens von ernsten Schauern der Vergangenheit überwehte Ruinen erleben, den Hohen Schwarm in Saalfeld, auf dem wohl einst schon Ottos des Großen Augen geruht, die Klosterruine in Paulinzella mit ihren wundervollen Kapitellen und ihren geborstenen Mauern, in deren Wunden junge Birken leben, die Gleichen bei Arnstadt, deren stolzeste, die Wachsenburg, zu unseren besterhaltenen deutschen Burgen gehört, die Kreuzburg über dem Werratale und die Rudelsburg an der Saale, beide einst Hüter der Eingangspforten nach Thüringen herein. „Zwar die Ritter sind verschwunden, nimmer klingen Speer und Schild; doch dem Wandersmann erscheinen auf den altbemoosten Steinen oft Gestalten lieb und mild.“ Sie steigen am Abend, feinen Nebeln gleich, aus den Fluten der Saale.

Thüringen und seine Saale. Wer sie nur etwa aus der Gegend um Naumburg her kennt, der kennt sie überhaupt nicht. In ihr Jugendland muß er gehen, dahin, wo sie sich in hundert Bogen ihren Weg durch das Grauwackemassiv bahnt, das sich ihr auf der Wanderfahrt entgegenstellte. Das ist die Saale, wie sie die Lieder preisen, wie die Sehnsucht sie schaut. Steilwandig die Ufer, lebendig das Wasser, Stromschnellen und stille Buchten, breite Wehre und verträumte Mühlen. Am Abend ist das Wasser überblüht von weißen Schaumrosen. Das obere Saaletal ist unwegsam. Straßen überqueren es wohl an vielen Stellen, aber nur eine einzige führt fünf Kilometer lang an dem Wasser hin. Wer will es glauben, daß der Fluß einst droben auf den Höhen wanderte? Es ist so. Alte Lager rundgeschliffener Kiesel künden es. Der Weg durch das Engtal ist wohl schön, aber mühselig. Freier und lichter wird er drunten bei Saalfeld. Von da aus verbreitert sich das Tal. Aus Waldesdunkel kommt die Schwarza dahergesprungen und reicht der größeren Schwester die Hand. Rudolstadts tausendjährige Heidecksburg spiegelt sich in der Flut, die Kemenate von Orlamünde, die Stätte, da die unheilkündende weiße Frau heimisch ist, schaut herab, die Leuchtenburg trutzt, und da ist Jena, Jena mit seinen Kalkbergen, seinem Fuchsturm und seinen Studenten, die am Abend auf dem Marktplatz sitzen und singen: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.“ Von den Höhen aber geistert es: „Ich alleine, der eine, schau' wieder hernieder zur Saale im Tale. — Ach, alle zerstreut, ach, alle zerstreut!“ Ein Augenblick der Wehmut, dann aber wieder das gesunde, starke, die Zukunft trotz allem und allem bejahende Leben.

So vollendet und formt es sich immer wieder: Thüringen ist eine frohe Lebensbejahung. Was das Land ist, wie es sich gibt, das überträgt sich auf den Menschen. Der Thüringer ist heiter und lebenstüchtig, und wer von draußen hereinkommt, müde, zermürbt, verwundet, der gesundet und erwacht wieder zur Lebensfreude.

Nichts ist darum berechtigter, als wenn Thüringens Bäder und Kurorte rufen: Kommt zu uns! Wen die freie Höhe lockt, wer sich vom Winde umbrausen lassen will, wer im Winter auf den Brettern über die Hänge schweifen möchte, der suche Oberhof auf oder das stillere, aber noch höher gelegene Masserberg. Wen die Täler reizen, der findet ungezählte Orte, die ihn gern willkommen heißen. Ja, selbst wer tiefste Einsamkeit und Stille sucht, der sucht nicht vergebens.

Wie wäre es anders möglich, als daß dieses scharf geprägte Land auch seine Menschen prägt. Es ist ganz gewiß kein Zufall, daß Thüringen das Weihnachtsland der Welt wurde. Nur das Waldland mit seinen sonnigen, schweifenden Träumen läßt Menschen werden und wachsen, die innerlich kinderfroh bleiben und Kinderträume gestalten. Und was ist auch der bunte und silberglänzende Christbaumschmuck denn anderes als Wirklichkeit gewordener Sehnsuchtstraum vom Schönen, Reinen und Frohen?

Fraglos verdient der Rhein das Lob, das ihm erschallt; unvergleichlich ist es, die Sonne über der leuchtenden Gletscherwelt der Alpen aufgehen zu sehen; gewaltig ist des Meeres Donnergang, und doch und doch . . . So innig vereint Lieblichkeit und Herbheit, Innigkeit und Größe, Kindertraum und Mannesart, daß sich daraus eine mitreißende, zur frohen Lebensbejahung zwingende, innerlich befreiende Symphonie ergibt, das bietet nur Thüringen, das Herzland des deutschen Vaterlandes.

ZUM NACHDENKEN

Silben-Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 2 Biblischer Prophet, 5 Werkzeug, 6 deutscher Maler, 9 Hochschullehrabschnitt, 12 weiblicher Vorname, 14 schädliches Nagetier, 15 Teil der standesamtlichen Eheschließungsformalitäten, 16 liniierte Glasplatte, 17 Nebenfluß der Saale, 19 Schandfleck, 20 zentralamerikanische Republik, 23 römischer Kaiser, 24 Hauptstadt eines osteuropäischen Staates, 25 alte, ehrwürdige Dame; senkrecht: 1 Hülsenfrucht, 2 altgriechischer Dichter, 3 Schlußwort, 4 Zeitungsanzeige, 5 Nagetier, 7 kleinster Baustein des lebenden Körpers, 8 Ausdruck für weniger guten Tabak, 10 Himmelserscheinung, 11 Ruhelager, 13 Weissagung, 18 seichter Meeresarm, Küstensumpf, 19 spanische Hafenstadt, 21 Geruch, 22 Teil der Wehrmacht, 26 bildlicher Ausdruck.

Geheimschrift.

a	a	m	r			
			r			
			s			
			t	u	u	w

a			h
c			l
e			p
e	t	u	s

a			
b			
f			
i	k	l	n

a			g
e			l
e			l
e	u	u	s

Die Buchstaben innerhalb der einzelnen Teile sind so umzuordnen, daß der Zulu aus lauter Tieren besteht.

Die Sanduhr.

. . . . deutsche Großstadt
. . . . . . Frucht
. . . . . Getränk
. . . . Ausländer
. . . Tierprodukt
. . Vokal
. persönl. Fürwort
. . sein steter Gedanke
. . . Nahrungsmittel
. . . . Tierkreiszeichen
. . . . . Stadt an der Adria

Bis zur Mitte hatte jedes Wort einen Buchstaben weniger, dann einen Buchstaben mehr als der vorhergehende Begriff. Die Zeichen dürfen dabei beliebig umgestellt werden.

Denksportaufgabe.

Zeichne in obigen Kreis 3 gerade Linien ein, so daß in den dadurch entstehenden Feldern je ein Golfspieler sowie ein Ball sich befinden und alle Felder in einem Punkte zusammenstoßen. — Zur Erleichterung sei verraten, daß zwei Linien quer durch die Kreisfläche gehen.

Rösselsprung.

		glück	fun		
	emp	ber	res	ges	
a	ist	das	re	den	schwe
wir	jah	rück	den	leid	lan
in	schwun	nig	glück	zu	wird
lei	den	stun	ber	wie	nicht
ent	we	ger	inn'	vom	bleibt
die	dens	wun	den	ü	ein
	traum	er	flücht'	rung	

Merkrätsel.

Schwerpunkt — Rotwild — Ellwangen — Kaserne — Teekanne — Federnfächer — Washington — Kranich — Leichtsinn — Zuversicht — Angebot — Irrlicht — Johannes

Man merke sich von jedem Wort drei aufeinanderfolgende Buchstaben und verbinde sie zu Wörtern. Nach richtiger Zusammenstellung erhält man ein Sprichwort.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4397.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4395.

Zitatenrätsel: Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht.

Kreuzwort-Magie: 1 Sexagesima, 2 Geräteturnen, 3 Maschinengewehr.

Wortkette: Angstschweiß, Schweißblatt, Blattgold, Goldband, Bandwurm, Wurmstich, Stichwort, Wortspiel, Spieluhr, Uhrglas, Glastür, Türschloß, Schloßbau, Baugrund, Grundrecht, Rechteck, Eckplatz, Platzangst.

Geographisches Balkenrätsel:

```
        s
      k p e
  f a a i u
helsingfors
  s a i e i
    n e l
      n
```

Figurenrätsel: 1 Oktober, 2 Ostende, 3 Remedur.

Verwandlung: Weichsel, Wechsel, Wesel.

Peters Union-Erfolge.

Die diesjährigen Rennen und Zuverlässigkeitsfahrten haben wiederum den Peters Union-Reifen ein ausgezeichnetes Zeugnis über Qualität und Höchstleistung im Gebrauch erbracht. Die beiden größten Prüfungsfahrten des Jahres, die Winterfahrt nach Garmisch-Partenkirchen und die Zielfahrt nach Wiesbaden hatten beide als Sieger den Prinzen zu Leiningen, der wie immer Peters Union-Reifen fuhr und durch Schnee und Eis, über die Pässe der Pyrenäen ohne Schneeketten und ohne jede Panne Tausende von Kilometern bezwang; als Favorit unter dem Rennfahrernachwuchs sah ihn das Prager Bergrennen auf seinem Mercedes SSK als zweiten Sieger. Im Neroberg-Rennen riß Ing. Simons (DKW) in schneidiger Fahrt den ersten Preis seiner Klasse an sich und erhielt dadurch den Peters Union-Sonderpreis. Beim Schönheitswettbewerb, dieser imposanten Autorevue im Wiesbadener Kurpark, stand Peters Union an zweiter Stelle aller Bereifungen sämtlicher Fahrzeuge.

Tschechoslowakische Staatsbahnen

bieten den Besuchern der tschechoslowakischen Bäder, Heilstätten und klimatischen Kurorte bei einem Aufenthalt von mindestens 10 Tagen eine Fahrpreisermäßigung von 50 v. H. für die Rückreise. Der ausländische Gast legt der Kurverwaltung seinen Reisepaß vor. Hierauf erhält er eine gestempelte Bestätigung, die ihn bei der Fahrkartenausgabestelle zu der erwähnten Fahrpreisermäßigung für eine beliebige Wagenklasse, Expreßzüge ausgenommen, berechtigt. Für die Familien genügt eine Bestätigung. Diese und die Fahrkarten haben eine Gültigkeit von 60 Tagen. Die Fahrt kann dreimal unterbrochen werden. Die Ermäßigung wird für die Fahrt von den tschechoslowakischen Bädern in die Heimat zuerkannt. Hierbei ist es vollkommen gleichgültig, ob die kürzeste Reiseroute oder irgend eine andere Strecke über eine beliebige Grenzstation, gewählt wird. Die Hauptrichtung bis zur Grenzstation der tschechoslowakischen Republik muß jedoch genau in der Badebestätigung vermerkt werden. — Außerdem sind in der Zeit vom 1. Mai bis 30. September in den Reisebüros und bei größeren Eisenbahnstationen sehr günstige, 15 und 30tägige Abonnementskarten erhältlich. Diese Karten werden für die I., II. oder III. Klasse und für einzelne Staatsbahndirektionsbezirke, für die Umgebung von Prag und für das Tatragebiet, verabfolgt. Der Preis der Abonnementskarte für einen einzigen Direktionsbezirk und für die weitere Umgebung von Prag beträgt bei 15tägiger Gültigkeit 300 Kč, bei 30tägiger Dauer 400 Kč. Für das Tatragebiet kostet sie 200 Kč bzw. 300 Kč. Wird ein Abonnement für einen zweiten angrenzenden Direktionsbezirk gekauft, so wird derselbe zur Hälfte und jeder weitere angrenzende Bezirk zum vierten Teil des Normalpreises berechnet. Für die gesamte Republik werden Generalabonnements mit 30tägiger Gültigkeit herausgegeben, die für die III. Klasse 1200 Kč kosten. Soll die Karte auf Wunsch auch für Lokalbahnen gelten, dann wird ein 10prozentiger Aufschlag des für einen Direktionsbezirk berechneten Preises erhoben. Für Fahrkarten II. Klasse kommt ein 50 v. H., für Fahrkarten I. Klasse ein um 150 v. H. höherer Preis als für die III. Klasse in Betracht. Beim Ankauf der Karte ist ein Betrag von 50 Kč zu erlegen, welcher bei Rückstellung derselben wieder vergütet wird. Für die Ausfertigung einer Abonnementskarte wird eine Gebühr von 10 Kč erhoben.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

H. F.

LEIPZIG

VERLAG I·I·WEBER

NR·4397 ✯ 20·JUNI·1929

A. A.

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

KURBÄDER

BADEN-BADEN. BADHOTEL DARMSTÄDTER HOF, mod. Komf.

HOTEL „DREI KÖNIGE“, mod. Komf.

GOLFHOTEL, vornehm u. modern.

CAFÉ GRETEL, feinbgl., best. Lage.

HOTEL SCHWARZWALDHOF, fein bürgerl., fließ. Wasser.

HOTEL ZÄHRINGER HOF, Fam.-Hotel. Mod. Komf.

BAD BRAMBACH i. Vogtl. Stärkste Radium-Mineralquelle der Welt, ganzjährig geöffnet.

BAD EMS. HOTEL STAATL. KURHAUS. Erst. Haus. Jegl. Komf.

STAATL. HOTEL u. BÄDER „DAS RÖMERBAD“, I. Rang., beste Lage.

HOTEL „ZUM LÖWEN“, fein bürgerl., mod. Komf.

DELLERS HOTEL „STADT WIESBADEN“, mod. Haus.

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad der Welt. Frauen- u. Herzheilbad. Prosp.

HOTEL „BELVEDERE-BELLEVUE“, vornehm, m. letzt. Komf.

HOTEL KÖNIGSVILLA, führendes Haus, jed. Komf.

KARLSBAD. KÜNZELS CENTRAL-HOTEL LOIB, I. Rang. Kurzentr. Jahresbetrieb, mod. Komf.

„GRAND HOTEL PUPP“, „PARK HOTEL PUPP“, die Zentrale des Kurlebens.

BAD KISSINGEN. HOTEL PENSION VILLA ELSA, den verwöhntesten Ansprüchen genüg.

HOTEL METROPOL, I. Ranges, moderner Komfort.

BAD KUNNERSDORF, Böhmen, Post Oschitz. Moorbad, beispiellose Heilerfolge.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN, klin. Kuranstalt, moderne Heilbehelfe.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- u. Moorbad.

MARIENBAD. PALAST HOTEL FÜRSTENHOF. HOTEL NEW YORK. HOTEL ENGLISCHER HOF. Die Häuser m. letztem Komfort.

ETABL. „BELLEVUE“, sonnige Waldlage, günst. Pension.

HOTEL RAUSCHER, fließ. Wasser. Warmwasserheizg., erstkl. Rest.

HOTEL WAGNER, altrenom. Mod. Komf.

BAD MERGENTHEIM. HOSPIZ EXCELSIOR, mod. Behaglichkeit, zivile Preise.

BAD-NAUHEIM. DER KAISERHOF, I. Rang., jeder Komf.

ELEONOREN HOSPIZ, letzter Komf. 80 Zimm., 100 Bett.

HOTEL MALEPARTUS, fließ. Wasser.

MOORBAD PRETZSCH für Mittelstand, glänzende Heilerfolge.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA, mod. Komf., beste Lage.

BAD SALZUNGEN. Solbad für Katarrhe u. Frauenl.

BAD SCHMIEDEBERG. KAISERBAD, führendes Kurhaus.

WIESBADEN. EDENHOTEL, schönstes Haus, den verwöhntesten Ansprüchen genügend.

WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald, gegen Gicht, Ischias, Rheuma.

BADHOTEL WILDBAD, Thermalbäd., fließ. Wasser.

HOTEL POST, I. Rang., mod. Komf.

PENSION RATH, beste Lage.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BANSIN, das deutsche Ostseebad.

HOTEL REICHSKANZLER, altbekannte Familienpension.

PENSION RUNGE, vornehm, mod., behaglich.

BORKUM. „Hochseeklima“, nicht Wattendunst, nicht Küstenluft.

KURHOTEL IRENE, das ideale Familienhotel.

STRANDVILLA OTTO HAWICH, vornehm, direkt am Meer.

STRANDHOTEL HOHENZOLLERN, erstkl., direkt am Strand.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA, beste Lage, mod. Komf.

LINDEMANNS HOTEL, I. Rang., mod. Komf.

NORDERNEY. Das führende deutsche Nordseebad.

DAS GROSSE LOGIERHAUS, LOGIERHAUS BAZAR, die Häuser der Badeverwaltung.

SWINEMÜNDE. HOTEL „ST. HUBERTUS“, mod. Komf. Jahresbetr.

HOTEL DRESDENER HOF am Strand, erstkl.

STRANDHAUS „TREPTOW“ a. Strand, komfortabel.

ZINNOWITZ. KURHAUS PREUSSENHOF. Vornehmstes Haus am Strand.

SCHWARZWALD

DONAUESCHINGEN. HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl. Fließend. Wasser.

TODTMOOS. WALDHOTEL. Sonn. Lage. Fernr. 31.

ERZGEBIRGE

OBERWIESENTHAL. RATHAUS-HOTEL, I. Ranges, mod. Komf.

CAFÉ und PENSION FRIEDRICH, gemütl. Aufenthalt.

RIESENGEBIRGE

HAMPELBAUDE, im Hochgebirge, mod. eingerichtet.

KRUMMHÜBEL. HOTEL PREUSS. HOF, altrenomm. Beste Lage.

SCHREIBERHAU. SANAT. KURPARK, phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

TRAUTENAU. HOTEL ZIPPEL, mod. Komfort.

THÜRINGEN

AUMA. HOTEL SOPHIENBAD, führendes Haus, Jahresbetr.

FRIEDRICHRODA. Für Erholung und Lebensfreude.

OBERHOF. HOTEL THÜRINGER WALD, mod. Komf.

SCHWARZBURG. HOTEL „WEISSER HIRSCH“. Das Haus für Ihre Ferien.

WOLFERSDORF. „ZUM SCHÜSSELGRUND“ am Schloß „Fröhliche Wiederkunft“, bestgef.

HARZ

ALEXISBAD. HOTEL FÖRSTERLING, I. Haus, herrl. Lage.

BENNECKENSTEIN. HOTEL HERZOG, bestrenommiert.

HOTEL WALDHAUS, idyll. Lage.

HALBERSTADT. PENSION „WILHELM HOCHHAUS“.

HOHEGEISS. HOTEL EBERSBERG, feinbürgerlich u. behaglich.

ILSENBURG. „ZU DEN ROTEN FORELLEN“, mod. Komf.

RÜBELAND. BAUMANNS-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

BAD SACHSA. Glanzpunkt des Südharzes, klimat. Kurort.

CAFÉ HAASE, Zentrum des Kurbetriebes.

ST. ANDREASBERG. HOTEL DEUTSCHER HOF, mod. Komf.

SCHIERKE. HOTEL KÖNIG, bevorzug. Gaststätte, bestrenom.

HOTEL WALDFRIEDEN, bestempfohlen, mod. Komf.

TRESEBURG. HOTEL FORELLE, I. Haus, beste Lage.

OBERBAYERN

BERCHTESGADEN. GRAND HOTEL, jed. mod. Komf.

HAUS GEIGER, fließ. Wasser.

HOTEL SOLE-KURBAD, mod. Haus.

PENSION BERGHOF, beste Lage.

PENSION HOHE WARTE, Zentr.-Heiz.

VILLA WALDRAST, ruhig u. vornehm.

SCHAFFERWIRT, Berchtesgaden-Schellenberg. Gut bürgerlich.

BAYR.-GMAIN. HOTEL POST, gutbürgerlich.

PRIEN. HOTEL BAYR. HOF, moderner Komfort.

OESTERREICH

BAD GASTEIN. GRAND HOTEL GASTEINER HOF, I. Ranges, mod. Komf.

HOTEL MOZART, jeder Komfort. Jahresbetrieb.

HOTEL STRAUBINGER u. AUSTRIA, die vornehmen Häuser.

GRAZ, GRAND HOTEL ELEFANT, mod. Komf., I. Ranges.

LINZ. GRAND HOTEL DE L'EUROPE, neu erbaut, 110 Zimmer.

HOTEL WEINZINGER, vornehm. Haus mit allem Komfort.

KÄRNTEN

MILLSTADT am See. HOTEL BURGSTALLER, führendes Fam.-Hotel.

SEEBODEN am Millstädter See, alpines Seebad, 580 m.

HOTEL STEINER, altren. 100 Betten.

SPITTAL. HOTEL „ALTE POST“, mod. führend. Haus.

GASTHOF ERTL, mod., bestrenom.

VILLACH. CAFÉ WIEN. Vornehm. Fam.-Lokal.

SALZKAMMERGUT
Das Seenparadies Oesterreichs.

SOLBAD AUSSEE. 650 m, alpiner Kurort, Prospekte.

HOTEL POST, führ. Haus, div. Komf.

ST. GILGEN. GASTHOF FÜRBERG, altrenom. u. beliebt.

HOTEL „ZUR POST“, feinbürgl.

FISCHERS SEEREST. u. PENS. a. See, altrenom.

GOISERN. HOTEL GOISERMÜHLE, I. Haus, beste Lage.

BAD ISCHL. HOTEL GOLD. KREUZ, I. Ranges, mod. Komfort.

HOTEL POST, bestrenom.

GASTHOF STÖGER, „GOLDNES HUFEISEN“, Stöger-Stüberl.

LUEG. PENSION LUEG, altrenom.

SALZBURG, BAHNHOFS-GASTWIRTSCHAFT, Treffpunkt d. Deutschen.

STROBL. GRAND HOTEL AM SEE, moderner Komfort.

ST. WOLFGANG. HOTEL PETER, führend. Familien-Hotel.

WEISSENBACH am Attersee. HOTEL POST, führendes Haus.

VORARLBERG

BREGENZ. CAFÉ WALDNER, bestrenommiert.

BÜRSENBERG. 865 m. GASTHOF RHÄTIKON, altbeliebt.

DORNBIRN. ALPENHOTEL BÖDELE, Werbeschriften.

HOTEL „ZUM HIRSCHEN“, div. Komf.

FELDKIRCH. RESTAURANT LINGG, Einkehrstätte d. Fremden.

ST. GALLENKIRCH. GASTHOF ADLER, bestrenom.

GARGELLEN. HOTEL VERGALDEN, 1600 m, mod. Komf.

GASCHURN. KESSLERS HOTEL RÖSSLE POST, gutbürgl.

GÖTTLE. RAPPENLOCH-SCHLUCHT, beliebter Ausflug.

SCHRUNS. HOTEL TAUBE-POST, bestrenommiert.

TIROL

ACHENSEE. HOTEL SCHOLASTIKA, herrl. Lage, Wassersport, Tennis.

BRAMBERG, Pinzgau. GASTHOF SENNINGERBRÄU.

BRIXEN. „ZUM MAIERWIRT“, gutbürgerl., Prospekt.

FÜGEN. „ZUR POST“, gutbürgerl., Prospekt.

HOCHZIRL. GASTHOF KAISER MAX, bürgl., gutrenom.

KRIMML. BAHNHOFS-HOTEL, gutgeführt, günstige Preise.

GASTHOF FALKENSTEIN, beste Lage. Prospekte.

LANS b. Innsbruck, 850 m ü. M. GASTHOF und PENSION TRAUBE.

MITTERSILL, Pinzgau. Am Fuße der Venediger- u. Glocknergruppe. Gute Gaststätte. Prospekte d. d. Verkehrsverein.

NEUKIRCHEN am Großvenediger, 856 m.

HOTEL „ZUM BAHNHOF“, gutgeführt, beste Lage.

GASTHOF KAMMERLANDER, gutbgl., fließendes Wasser, Prospekte.

GASTHOF NEUWIRT, gutbürgerlich, zentrale Lage.

GASTHOF POST, gutbgl., zentr. Lage.

NIEDERNSILL bei Zell am See. GASTHOF HILGENSAUER, mod. Komf., beste Lage.

PERTISAU. HOTEL POST, gutbürgl.

GASTHOF und PENSION PFANDLER, gutbürgl., div. Komf.

PIESENDORF. GASTHOF „MITTERWIRT“, gutbürgl.

SCHARNITZ. „ZUM GOLD. ADLER“, gutbürgl.

SCHWAZ. BAHNHOFS-RESTAURANT und PENSION, neurenov., feinbürgl.

SEEFELD. GASTHOF KLOSTERBRÄU, renom.

CAFÉ SEYERLING, Fam.-Café, gut-renomm.

WERTHERS GRAND HOTEL POST, I. Ranges.

ST. JOHANN, CAFÉ RAINER, führend. Haus.

STUBEN am Arlberg. GASTHOF POST, führend.

VOMP bei Schwaz. GASTHOF „ZUM PELIKAN“

GASTHOF VOMPERHOF. Die gutgeführten Häuser.

WALD bei Krimml. GASTHOF STRASSER, gutbürgerl.

WIESING. GASTH. u. PENS. „WALDRUH“, ruhige Lage, Prosp.

ZIRL. GASTHOF „ZUR POST“, gutbürgl. Prosp.

ITALIEN

ABBAZIA. GRAND HOTEL LAURANA, b. Abbazia, vornehm.

HOTEL EDEN u. QUISISANA, komfortable Häuser. Prosp.

PENSION MARIA ZAWOYSKI, sonnige Seezimmer, Prospekte.

BOZEN. HOTEL MONDSCHEIN, mod. Komf., 100 Zimmer.

GASTHOF „ZUM TURM“, gutbürgl.

BOZEN-GRIES. HOTEL AUSTRIA, herrlicher Park.

PENSION QUISISANA, bestempfohl.

BRESSANONE. KÜNSTLERSTÜBLE, altren. Sehensw.

BRUNICO. CAFÉ CORSO, Treffp. d. Fremden.

HOTEL POST, bestrenommiert.

CAMPO-TURES. HOTEL ELEFANT, gutbürgl.

CAVALESE. Hervorragender Kurort in herrlicher Gebirgslage. Vorzügl. Hotels. Ausk. d. Concorso forrestieri Cavalese.

PENSION SAVOIA, neu eingerichtet.

COLLE ISARCO. HOTEL SAVOY. AUKENTHALER, Deutsches Haus.

S. CANDIDO, Pustertal. Prosp. d. Comitato di Cura.

CAFÉ und KONDIT. „EISENDLE“, erstklass.

CORTINA D'AMPEZZO. SOCIETE AUTOMOBILISTICA DOLOMITI, Verkehr nach all. Richtg.

MENARDI MILLER, Luxus-Autovermietung.

BAR-CAFÉ „SPORT“, Treffp. d. Fremden.

DOBBIACO, Dolomiten. 1150 m Erstkl. Hotels. Prosp. d. d. Kurkommission.

HOTEL FALZAREGO, neurenoviert, mod. Komf.

MERAN. Südalpiner Kurort.

HOTEL CONCORDIA, ex Maendel, herrliche Lage, fließ. Wasser.

SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen d. Atmungsorgane.

SCHLOSS LABERS, die vornehme Familienpension.

SANATORIUM MARTINSBRUNN, alle modernen Heilbehelfe.

HOTEL RITZ, feinste Familien-Pension, beste Lage.

ORTISEI. (ST. ULRICH) GRÖDNERTAL. HOTEL AQUILA, 220 Bett., mod. Komfort, mäßige Preise.

HOTEL POSTA-LARDSCHNEIDER, 165 Betten, I. Ranges.

HOTEL MADONNA, ideal. Lage, Prosp.

HOTEL MARIA, 46 Zim., mod. Komf.

PONTE ALL' ISARCO. HOTEL POSTA-CORONA, erstklass.

HOTEL und BAD DREIKIRCHEN, 1120 m, angenehmer Aufenth.

PREDAZZO, Dolomiten. 1000 m ü. d. M. Ausk. Concorso forrestieri.

RIVA. HOTEL BELLEVUE, mod. Komf.

LIDO-PALACE-HOTEL, mod. Haus.

HOTEL SEEVILLA, herrl. Park u. Seebad.

SELVA. HOTEL CORONA, Dolomitenblick, bestrenom.

HOTEL PENSION STELLA, Dolomitenblick, erstklassig.

VENEDIG. HOTEL PENSION ASTORIA, mod. Komf., mäß. Pr.

HOTEL BELVEDERE, 1. 3. neu eröffnet. Letzt. Eleganz u. Komf.

GRAND HOTEL LUNA, am Markuspl.

VILLAPASSA. HOTEL AQUILA D'ORO, beste Lage.

HOTEL EMMA, altrenomm., mod. Komf.

VIPITENO. GASTHOF CAVALINO, gutbürgl.

HOTEL POSTA-NUOVA, gutbürgl.

ITALIENISCHE RIVIERA

NERVI bei Genua. CAFÉ „LA MARINELLA“, erstklass. Fremdenlokal.

SCHWEIZ

AROSA. ALEXANDRA HOTEL, erstkl. Haus, jed. Komf., Prosp.

HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.

HOTEL BELLEVUE, bestempfohlen, sonnigste Lage.

PARKSANATORIUM AROSA, beste Kurerfolge, Prospekt F.

SANATORIUM ALTEIN, beste Lage, letzter Komfort. Chefarzt Dr. O. Amrein.

SANATORIUM VILLA „DR. HERWIG“. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

DAVOS. SANATORIUM SCHATZALP, 300 m ü. Davos, vornehm und behagl.

PENSION MERULA, sonn. Waldlage.

DAVOS-DORF. NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer Chefarzt Dr. J. Gwerder.

LUGANO. CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt am See mit Schwimm- u. Sonnenbad.

HOTEL PENSION MINERVA, prachtv. Aussicht, mäßige Preise.

HOTEL VICTORIA AM SEE, moderner Komfort, Nähe Strandbad.

HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.

HOTELPENSION ZWEIFEL, 5 Minut. vom Bahnhof und Schiff.

KURHAUS CADEMARIO, 850 m ü. d. M. Prospekt.

LUGANO-CASSARATE. HOTEL PENSION DIANA, fließ. Wass., am Strandbad. Fr. 8.— bis 10.—.

LUGANO-CASTAGNOLA. KURHAUS MONTE BRÈ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann). Deut. Haus.

HOTEL-PENSION MÜLLER, erstkl. mod. Komf.

LUZERN. HOTEL ST. GOTTHARD TERMINUS, I. Rang, mod. Komf., an Bahn und Schiff.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF, erstklassig.

BAD RAGAZ. HOTEL KRONE, gutbürgl., bestgef.

SAMADEN. HOTEL DES ALPES, fein bürgerlich. Fam.-Hotel.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

EISENACH. HAUS ROSENECK, erstkl. Töchterheim. Heimweg [illegible].

HALLE a. S. DR. HARANG'S HÖHERE LEHRANSTALT, Oberprima, gegr. 1864.

LEIPZIG. BARTH'SCHE REALSCHULE, gegr. 1863. Prospekte.

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS, komf. Erziehungsinst. u. Pensionat für junge Mädchen.

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN BUDAPEST

NR. 4397 / 172. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

20. JUNI 1929

REISET NACH DEM

NORDEN

ÜBER WARNEMÜNDE-GJEDSER!

Durchgehende Wagen (Tagesverbindung), durchgehende Schlafwagen **Berlin—Kopenhagen / Hamburg—Kopenhagen** (Nur 2 Std. Seefahrt mit großen, eleganten Dampffähren). Billettverkauf für Eisenbahnfahrten nach den nordischen Ländern und für „Det Forenede Dampskibs-Selskab" Kopenhagen, Stettin — Kopenhagen — Göteborg — Oslo.

Auskünfte und Prospekte durch alle größeren Reisebüros und im

REISEBURO ◆ NORDEN ◆

Amtliches Reisebüro der Dänischen Staatsbahnen

BERLIN W 8
U. D. LINDEN 30 zwischen Friedrich- u. Charlottenstr. Fernruf: Zentrum 7549

Berchtesgadener Land

mit Watzmann u. Königsee

Das Paradies der bayerischen Alpen.
Alpines Solebad. Höhenluft und Terrainkur. Bergsport. Kurkapelle. Hervorragend für Vor- und Nachkuren und als Übergangsaufenthalt von und nach dem Süden, und in sehr hochgelegene Gebiete geeignet. Besonders mildes Frühjahrs- und Herbstklima. Auskünfte u. Prospekte durch das Verkehrsamt des Berchtesgadener Landes.

BEN DER

Besuchet

Venedig!

Auch Venedig, die zauberhafte Stadt der Dogen, und der Lido, das schönste Strandbad der Adria, bieten zu mäßigen Preisen einen wunderbaren, vornehmen und billigen Aufenthalt.

Preisermäßigungen in allen Hotels, Restaurants und Pensionen.

Direkte internationale Zugsverbindungen mit allen Hauptstädten des Kontinents.

Am 27. und 28. Juni:
Große Feierlichkeiten zu Ehren J. Sansovino's. Weltkongreß der Bibliothekare.

Vom 10. bis 14. Juli:
Aufführung des Oratoriums von L. Perosi „Die Auferstehung Christi" auf dem Markusplatz.

Am 18. Juli:
Feierliche Eröffnung der italienischen Kunstausstellung des 18. Jahrhunderts.

Auskünfte und Prospekte:
In Venedig: Offiz. Auskunftsbureau der Stadt Venedig, Palazzo Municipale.
In Berlin: Von den Agenturen des „Lloyd Triestino" und der „Cosulich Line" als offiz. Auskunftsstellen der Stadt Venedig, W 8, Unter den Linden 20, sowie von allen internationalen Reisebureaus Deutschlands.

Besuchet das Land der Naturschönheiten, die

TSCHECHOSLOVAKEI,

das Land der Heilquellen, reicher Schätze, geschichtlicher Denkmäler, unbeschränkter Erholungsmöglichkeiten,

Prag — Burg

um die **Gesundheit** in den weltberühmten tschechoslovakischen Bädern und Kurorten zu stärken,

die **Naturschönheiten** zu genießen,

die **historischen Denkmäler** aus der reichen Vergangenheit des Landes zu besichtigen,

um die **eigenartige Kultur** des Landes, das die Brücke vom Westen zum Osten darstellt, kennen zu lernen,

mit der **Wirtschaft** des Staates, dessen Industrie, Handel, Gewerbe, seinem technischen Aufschwunge, dem neuen Prager Messepalaste vertraut zu werden.

die **herrlichen Sportgelegenheiten** zu nützen.

Die Hauptstadt **PRAG** (PRAHA), das „Rom des Nordens" ist mit Bahn, Flugzeug oder Automobil von allen Richtungen leicht zu erreichen.

Verlangen Sie kostenlos illustrierte Drucksschriften vom Reisebureau Čedok (Prag u. Berlin), Agenturen der Wagons-Lits-Cook, American Express Co. od. Čsl. Verkehrszentrale, Prag I., Obecni dům.

Praha

Entfernungen in Schnellzugsstunden

Besuchet die

Kur- u. Badeorte des Schwarzwalds

Freudenstadt 740 m ü. d. M. 120 ha grosser Hochwaldpark
Höhen- und Nervenkurort mit ebenen, trockenen Sandweg. in ein. Ausdehn. v. ca. 150 km. — 35000 Gäste. Eig. Auskunftsst. in Berlin, Ecke Joachimsth. u. Kantstr.

Herrenalb Paradies des nördlich. Schwarzwaldes. Herz- u. Nerven-Kurort. Gebirgsklima. Linie Karlsruhe-Herrenalb. Autoverbg. B'Baden — Wildbad — Neuenburg. 12000 Kurfremde.

Bad Liebenzell im Nagoldtal. Linie Pforzheim — Horb. Bevorzugte Sommerfrische. **Thermalbad** für Rheuma, Frauen- und Nervenleiden. Grosse Kuranlagen. Kursaal. Trinkhalle. Konzerte. Theater. 8000 Kurfremde.

Drucksachen durch die städtischen Kurverwaltungen.

EMS EMS EMS EMS EMS EMS EMS

Verjüngend wirkt

eine Kur in Bad Ems: denn sie heilt Katarrhe, Asthma, Emphysem, Grippefolgen, Herz- und Gefäßerkrankungen, Gicht und Rheuma. — Natürliche kohlensaure Bäder / Die größten und vielseitigsten Inhalatorien / Pneumatische Kammern / Vorzügliche Gaststätten. Auskunft: Reisebüros und Staatliche Bade- und Brunnendirektion, Bad Ems.

Emser Wasser (Kränchen), Pastillen, Quellsalz, Emsolith.

Allgemeine Notizen.

Wer veröffentlicht die meisten amtlichen Druckschriften? Die Antwort hierauf findet man in dem jetzt abgeschlossenen ersten Jahrgang des vom Reichsministerium des Innern herausgegebenen und von der Deutschen Bücherei bearbeiteten „Monatlichen Verzeichnis der reichsdeutschen amtlichen Druckschriften“ (1928). Von den insgesamt 2950 Nummern entfallen auf die Städte nur 348. Bedenkt man aber, daß das Verzeichnis in seinem ersten Jahrgang nur die Großstädte berücksichtigt hat — der neue Jahrgang erweitert die Grenze auch auf die Mittelstädte mit mehr als 50000 Einwohnern — so kommen im Durchschnitt immerhin noch 8 Veröffentlichungen auf jede der 44 deutschen Großstädte. Das Reich ist mit 898 Titeln beteiligt, die Länder in ihrer Gesamtheit mit 1704. An der Spitze der Länder marschiert Preußen mit 767, ihm folgt Bayern mit 155 und Sachsen mit 141 amtlichen Druckschriften. Von den einzelnen Behörden sind am stärksten die statistischen Ämter und die Ämter für Landesaufnahme beteiligt. So brachte das Reichsamt für Landesaufnahme in Berlin allein 383 Kartenblätter heraus und das Statistische Reichsamt, Berlin, 54 Bücher.

Nippon Yusen Kaisha-Linie. Die japanische Postdampferlinie N. Y. K., die einen regelmäßigen Passagier- und Frachtverkehr nach Ostasien versieht, beschloß unlängst die Schornsteinmarke ihrer gesamten Flotte von einigen 150 Schiffen zu ändern, und zwar dann, wenn das neue Motorschiff „ASAMA MARU“ in Dienst gestellt wird, ein Vorgänger der neun großen Schiffe, die jetzt mit einem Kostenaufwand von etwa 80 000 000 Yen gebaut werden. Die neue Schornsteinmarke ist so ausgeführt, daß der obere Teil des Schornsteins zwei rote horizontale Streifen auf weißem Grunde trägt. Es hat den Anschein, als ob derselbe von der Kontorflagge der Gesellschaft eingehüllt wird. Die Spitze und der untere Teil des Schornsteins sind schwarz geblieben. Die Änderung mag dem Publikum plötzlich und zufällig erscheinen, doch ist diese Frage eine sehr alte und von den Direktoren der Gesellschaft von Zeit zu Zeit immer wieder erörtert worden. Die Entscheidung ist nach vielen eingehenden Erwägungen zustande gekommen. Wie bei jedem neuen Versuch ergeben sich Für und Wider inbezug auf diese Ände-

IN PARIS findet man unsere „ILLUSTRIRTE ZEITUNG“ unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., 9., 94. Rue Saint-Lazare, wo auch alle u. jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird gern spesenfrei erteilt.

rung. Aber eins ist sicher, daß es einen tatsächlichen Verlust bedeuten würde, wollte man aus dem einzigen Reklamemittel nicht alle Vorteile ziehen. Durch einige 160 Schornsteine wird der Ruf der Gesellschaft über die ganze Welt getragen. Das reisende Publikum wird von der leichteren Erkennbarkeit der N. Y. K.-Schiffe durch die neue Schornsteinmarke ebenfalls profitieren.

Weltausstellung Barcelona. Während der Internationalen Ausstellung werden vorerst folgende Zusammenkünfte von Bedeutung stattfinden: im Juni Internationaler Kongreß der Presse-Vereinigungen; 1. bis 5. Juli: Internationaler Hebammen-Kongreß; 24. bis 28. August: Zweiter Kongreß der Färber; 2. bis 8. September: Internationaler Wein- und Weinbau-Kongreß und National-Kongreß der spanischen Schneiderei; 10. bis 25. September: Kongreß der Importeure, Exporteure und Pflanzer spanischer Früchte; 16. bis 21. September: Internationaler Kongreß der technischen Presse; 17. bis 24. September: Erster Nationaler Missions-Kongreß; Missions-Komitee-Seminar; Zweite Hälfte September: Dritter Chemischer und Bakteriologischer Kongreß Spaniens; Kongreß für kaufmännische Wissenschaften; Kongreß der Internationalen Baumwoll-Vereinigung; 1. bis 5. Oktober: Vierter Internationaler Kongreß für Psychotechnik; 5. bis 11. Oktober: Erster Spanischer Veterinär-Kongreß; 6. bis 10. Oktober: Sechste Versammlung der Vereinigung spanischer Fachgruppen; 7. bis 14. Oktober: Neunter Internationaler Kongreß der Chemischen Industrie; 14. bis 20. Oktober: Erster National-Kongreß der Holzindustrie; Vereinigung der eingetragenen Schreiner Barcelonas; 20. bis 27. Oktober: Kongreß der Katalonisch-Balnearischen Apotheker-Vereinigung; Zweite Hälfte Oktober: Kongreß der Internationalen Motorradfahrer-Vereinigung; 21. bis 25. Oktober: Kongreß des Internationalen Verbands der Vereinigungen von Intellektuellen; 21. bis 26. Oktober: Konferenz amerikanischer Handels-Vereinigungen und Handels-Kammern; 22. bis 24. Oktober: Internationale Konferenz für Anzeigenwesen; im November: Erster katholischer Kongreß nationaler Wohltätigkeit; Zweite Hälfte November: Internationaler Kongreß für Buchhaltung; National-Kongreß für Körperkultur und Sport, mit internationaler Abteilung; 1. bis 11. Dezember: National-Kongreß für Architektur; im Dezember: National-Kongreß der Feuerwehrleute.

XI. Karlsbader internationaler Fortbildungskursus. Der diesjährige Karlsbader ärztliche Fortbildungskursus findet in der Zeit vom 15. bis 21. Septbr. statt. Es werden dreißig Vorlesungen gehalten werden, zu denen bekannte Kliniker und Theoretiker aus fast allen Kulturländern Themen über alle wichtigen Gebiete der Medizin angemeldet haben. Die kurörtlichen Einrichtungen Karlsbads sollen den Kursteilnehmern von Fachleuten gezeigt und erläutert werden. Auch für eine Reihe gesellschaftlicher Veranstaltungen ist gesorgt. Den Teilnehmern und deren nächsten Angehörigen werden unentgeltliche Paßvisa und 33 % Fahrpreisermäßigung auf den tschechoslowakischen Eisenbahnen gewährt.

Illustrirte Zeitung

(Phot. d'Ora, Wien.)

DIE SCHÖNSTE FRAU DER WELT?

Die Wienerin Lisl Goldarbeiter, die auf dem internationalen Schönheitswettbewerb in Galveston (U. S. A.) als „Miß Universum" zur Königin unter allen Schönheitsköniginnen der Erde gekrönt wurde. Die junge Österreicherin erhielt im Endergebnis sechs Stimmen gegen eine, die für die rumänische Vertreterin, Magda Demetrescu, abgegeben wurde.

Illustrirte Zeitung

(Phot d'Ora, Wien.)

DIE SCHÖNSTE FRAU DER WELT?

Die Wienerin Lisl Goldarbeiter, die auf dem internationalen Schönheitswettbewerb in Galveston (U. S. A.) als „Miß Universum" zur Königin unter allen Schönheitsköniginnen der Erde gekrönt wurde. Die junge Österreicherin erhielt im Endergebnis sechs Stimmen gegen eine, die für die rumänische Vertreterin, Magda Demetrescu, abgegeben wurde.

PROBLEMATISCHE NATUREN

VON DR. HERMANN BOESSNECK

Wir alle sind wohl schon einmal auf unserem Lebensweg Naturen begegnet, die in ihrem ganzen Wesen und Verhalten in eigentümlicher, mehr fühl- als aussprechbarer Weise vom Durchschnitts- oder Herdenmenschen sich abhoben, ja geradezu abstachen. Solche Wesen besitzen nicht, wie die unzähligen anderen, einen einfachen, klaren, unmittelbar durchsichtigen Charakter, mit dem man wie mit einer festen, von gelegentlichen Schwankungen abgesehen, unveränderlichen Größe rechnen kann, sondern sie geben jedem für die Unterschiedlichkeiten der Menschen nur irgend Empfänglichen zu raten und zu denken und hinterlassen meist schon beim ersten Kennenlernen eine zwar unbestimmte, aber unverwischbare Erinnerung von seltsamem, eindrucksvollem Gepräge. Hinter der Außenseite ihres Sich-Gebens schimmert und schillert eine reizvolle, aber undurchdringliche Innenseite, die uns nachdenklich und fragend stimmt. Wir stehen Menschen dieser Art, wenn wir der geheimnisvollen Wirkung ihrer Individualität forschend nachgehen, dann oft rat- und hilflos gegenüber. Es ist uns, als ob wir in eine labyrinthisch verschlungene Welt von Rätseln und Wundern hineintauchten, durch die kein Ariadnefaden des gesunden Verstandes oder der normalen Logik uns sicher und eindeutig hindurchleitet. Ein unverständlicher, unaufhellbarer Rest bleibt, der sich auch der erfahrensten Menschenkennerschaft nicht erschließen will — den ewig „Normalen" ein unbequemes Ärgernis, den feiner und tiefer Gearteten aber ein immer wieder lockendes, weil nie ganz sich lichtendes Geheimnis. Solche Rätselnaturen, die uns mit ihrer Art zu sein und sich zu geben gleichsam eine dauernde Aufgabe stellen, bezeichnen wir als „problematische Naturen".

Dieser Ausdruck, den Spielhagen durch seinen gleichnamigen Roman (1860) populär gemacht hat, ist eine Wortschöpfung Goethes, der auch als erster eine tiefsinnige Wesensbestimmung der problematischen Natur gegeben hat, wenn er sagt: „Es gibt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genugtut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt." Es zeugt für die Spannweite seelischen Verstehens bei Goethe, daß er, der als glückliche Mitgift der Natur ein so wohlabgewogenes Verhältnis seiner inneren Kräfte besaß, trotzdem ein erstaunliches Einfühlungsvermögen in Menschen und Charaktere hatte, die so anders als er, ja gegensätzlich zu ihm geartet waren. Goethe muß wohl die inneren Spannungen und Extreme, die seinem Werther und Wilhelm Meister, zuhöchst seinem Tasso und Faust eignen, auch in sich selbst durchlebt haben, um sie dichterisch gestalten zu können, aber seine vorbildliche Selbstzucht und bewußte Lebensformung haben ihn die damit verbundenen Gefahren rechtzeitig erkennen und meistern lassen. Auch hat er an dem Beispiel der Entwicklung Fausts und Wilhelm Meisters aus gefährlicher Vielseitigkeit zu schöpferischer Einseitigkeit gezeigt, daß die problematische Natur nicht notwendig tragisch enden muß, wie ihre Veranlagung eigentlich erwarten läßt, sondern daß sie durch Selbstüberwindung und Selbstbeschränkung doch noch die Kraft zu harmonischem Ausgleich zwischen Wollen und Können finden kann. Diese glückliche Selbstrettung aus inneren Drängen und Nöten gelingt jedoch nur den allerwenigsten; die Mehrzahl der durch innere Vielfältigkeit und Vielspältigkeit gekennzeichneten Menschen bleibt in Zweifel und Unentschiedenheit stecken. Es sind dies die vielversprechenden, oft genial veranlagten Naturen, die es doch im Leben zu nichts Rechtem bringen, weil ihnen eine Dominante ihres Wesens fehlt, die ihrer Lebensgestaltung Richtung und bestimmende Kraft geben könnte. Hier liegt zweifellos jene unselige seelische Problematik vor, von der Goethe sagt, daß sie „das Leben ohne Genuß verzehrt", weil die Bewährung und Bestätigung des inneren Reichtums durch die Tat und in der Tat ausbleibt.

Eine diesem Typus Mensch verwandte Erscheinung bildet die uns allen bekannte Entwicklungsphase der geschlechtlichen Reifung, der sogenannten Pubertät. In diesem Stadium bricht häufig ein ungewöhnlicher Reichtum an Interessen und Erlebnisfähigkeiten durch, die selbst nüchtern und geradlinig gearteten Naturen zeitweilig einen verheißungsvollen, vielsagenden Nimbus von Entwicklungs- und Leistungsmöglichkeiten gibt, der sich bald nach dem Abklingen dieser physiologisch bedingten Erscheinung als trügerisch erweist. Dennoch gibt es Menschen, die sozusagen niemals aus der Pubertät herauskommen, infantile Naturen, deren unentwickelte Kindlichkeit in einem erschreckenden Mißverhältnis zur Zahl ihrer Jahre steht. In jedem Falle ist die Problematik der Pubertätszeit nur eine Scheinproblematik, d. h. keine charakterlich bestimmte, sondern nur durch vorübergehende physiologische Prozesse verursacht.

Den reinsten Fall einer problematischen Natur bei Goethe stellt sein Tasso dar — nach Goethes eigenem Wort „die Disproportion des Talents mit dem Leben". Tasso erliegt der allen Romantikern eigentümlichen Verwechslung der Welt ihrer Phantasie mit der des realen Lebens und verfällt so seiner überempfindlichen, krankhaft gesteigerten Innerlichkeit, die ihn alle Maßstäbe für die Forderungen des Lebens und für die gerechte Einstellung zu seiner Umwelt verlieren läßt. In ihm hat der Dichter denjenigen Typus der problematischen Natur gezeichnet, der an einem unheilbaren Widerspruch zwischen Innenwelt und Umwelt, zwischen Ideal und Leben leidet. In diesem Sinne verstehen wir auch heute noch das Wesen des problematischen Menschen. Unsere Geistesgeschichte weist genug Beispiele für die Disharmonie zwischen Phantasie und Wirklichkeit auf; dieser typisch deutsche Zwiespalt hat das tragische Schicksal Kleists, Hölderlins und Nietzsches bestimmt. Ihre Schöpferkraft hat sich an ihm entzündet, er ist ihnen aber auch zum Verhängnis geworden.

Sigmund Freud, der geniale Psychoanalytiker, und seine Anhänger haben den Begriff des „Neurotikers" aufgebracht und verbreitet. Wir verstehen unter diesem Namen einen Menschen, der mit sich und der Umwelt in Konflikt gerät, weil er das unmittelbare, gesunde, „organische" Verhältnis zu seinen Mitmenschen und zur Realität nicht zu finden vermag oder verloren hat und so seine soziale Leistungsfähigkeit und Vollwertigkeit einbüßt, die für Freud und für die Gegenwart überhaupt den ausschließlichen Wertmaßstab für die Gesundheit und Normalität des Individuums bilden. Was die psychoanalytische Schule als Hemmung, Angst, Minderwertigkeitsgefühl und Beeinträchtigungswahn bezeichnet, sind die gleichen Symptome, die auch für die problematische Natur in ihrem Verhältnis zur Umgebung und ihrer Einstellung zur Praxis, überhaupt zu Leben und Beruf kennzeichnend sind oder sein können. Dennoch besteht zwischen beiden ein entscheidender Unterschied. Die neurotischen Erscheinungen — durch Verdrängung unerquicklicher, vorwiegend sexueller Erlebnisse ins Unterbewußtsein bedingte „Komplexe" — können durch das Heilverfahren der Psychoanalyse vorübergehend oder dauernd beseitigt werden, während die problematische Natur, deren Charakter ihr Schicksal bedeutet, im Grunde unheilbar ist. Sie ist verurteilt, an ihren inneren Schwierigkeiten und Bedrängungen zeitlebens zu leiden, wenn nicht zugrunde zu gehen. Menschen dieser Art leben beständig in der Gefahr, mit sich und der Welt zu zerfallen, sich in sich oder an den Forderungen, die von außen an sie herantreten, aufzureiben, weil sie entweder vom Leben mehr verlangen, als es ihnen geben kann, oder weil sie mit ihrer einseitig entwickelten, überbetonten Innerlichkeit der rücksichtslosen Praxis des Alltags nicht gewachsen sind. In diesem Widerstreit zwischen Wollen und Können, zwischen den mit Recht oder Unrecht erhobenen hochgespannten Ansprüchen und der ihnen versagten Erfüllung verzehren sie ihre Kraft oder flüchten sich aus Selbstschutzbedürfnissen in eine nach außen gleichmütige Haltung oder auch eine mechanische Tätigkeit, hinter der sie ihren verwundbaren Innenmenschen verstecken und vor den Püffen und Stößen des täglichen Lebens bewahren können. Wie mancher verhockte, langsam abgestumpfte Philister mag hinter seinen Schrullen und querköpfigen Narrheiten eine zwiespältige, zerrissene Seele verbergen, die er aus Schwäche oder Scham nicht offenbaren kann! —

Es gibt aber noch einen Typus der problematischen Natur, der sich nicht zu lebensgefährlichen Spannungen und Trieben zu entwickeln pflegt, sondern in resignierender Selbstbescheidung seine Unfähigkeit und Untauglichkeit dem Leben gegenüber erkennt und trägt. Es handelt sich hier um Menschen, die es nicht vermögen, sich dem Leben vertrauend und gläubig hinzugeben, harmlos und ohne Bedenken sich mitzuteilen oder zu genießen, je nachdem Wunsch und Wille es gebieten. Ein heißer Durst nach ungeschmälertem, vollem Leben und Erleben kann keine Stillung finden, weil eine angeborene oder durch Überfeinerung der Sinne und Nerven erworbene Schwäche sich hemmend zwischen Sehnsucht und Erfüllung stellt und so den kraftvollen, unbekümmerten Genuß unmöglich macht. Dahin gehören alle diejenigen, die gleichsam aus einer Art Berührungsangst vor der groben Stofflichkeit des Lebens nur in der Reflexion oder Phantasie sich für das entschädigen, was ihnen ihr schwer empfundener Mangel an Vitalität in der Wirklichkeit versagt. Hofmannsthal, Jacobsen und Thomas Mann haben immer wieder die Problematik dieses Menschen gestaltet, der sich nach dem ungebrochenen Rausch und Glück des Lebens sehnt, aber zu feinnervig oder dekadent ist, sich ihm ungehemmt hinzugeben. Also auch hier ein Unvermögen, die Gleichung zwischen Wollen und Können, zwischen Absicht und Verwirklichung zu vollziehen.

Am vielseitigsten und charakteristischsten entspricht der Problematik des Menschen unseres Zeitalters der Urtypus der problematischen Natur: Hamlet. Eine nervöse Empfänglichkeit und Empfindlichkeit in moralischen und geistigen Dingen, eine Verbindung von müder Skepsis und scharfem Wirklichkeitssinn, eine willensschwache Unschlüssigkeit und ein zugleich schwernehmendes sittliches Pflichtgefühl — die die vielgestaltige Eigenart seines Charakters ausmachen — bilden auch die vorwiegenden Eigenschaften der modernen problematischen Natur. Eine Unausgeglichenheit zwischen Intellekt und Wille, zwischen überwacher, lähmender Reflexion und der entsprechenden Fähigkeit und Kraft zum Handeln ist auch das Hauptkennzeichen des problematischen Gegenwartsmenschen.

Zusammenfassend können wir das Wesen der problematischen Natur dahin bestimmen: ihr eignet eine von Widersprüchen und Gegensätzen erfüllte Innenwelt, die sie nicht den lebensnotwendigen Einklang ihrer Kräfte in sich oder in der Auseinandersetzung mit der Umwelt finden läßt. Das immer wieder erlebte Mißverhältnis zwischen Wollen und Können, zwischen Anspruch und Erfüllung, zwischen Seele und Welt bringt ihr unerbittlich zum Bewußtsein, daß sie für den Kampf ums Dasein ungünstig, ja unbrauchbar geartet ist. Nur ein gestaltender Wille, der ihre auseinanderstrebenden, unausgeglichenen Kräfte vereinheitlichte und in seinen Dienst stellte, könnte sie befähigen, sich zu leidlichem, lebensfähigem Ausgleich mit der Welt und ihren Forderungen emporzuringen. Es bildet aber gerade die Tragik der problematischen Natur, daß ihr diese Willensbegabung fehlt und somit eine Entwicklung und Entfaltung ihrer Anlagen zu gegenseitiger Förderung und Ergänzung, zu wohlgeordneter, fruchtbarer Einstimmigkeit versagt ist. Eines aber läßt sie uns alle fühlen: Wie schwer es sein kann, ein Mensch zu sein!

Der Abschluß der Pariser Beratungen über Deutschlands Tributleistungen: Die Unterzeichnung des Youngschen Reparations- und Zahlungsabkommens am 7. Juni.

Am Ende des Tisches, in der Mitte, Owen Young, rechts vorn Geheimrat Kastl bei der Unterzeichnung, rechts von ihm Dr. Hjalmar Schacht. — Zwei Generationen der deutschen Bevölkerung wird durch dieses Abkommen die Schuldknechtschaft aufgedrückt, von 1929 bis 1987; die Zahlungsverpflichtungen gehen zum Teil über 2 Milliarden Reichsmark jährlich hinaus. Die Gesamtsumme beträgt 112 Milliarden.

Im Kampfe um die Freigabe des Saargebiets.

Tagung der Mitglieder- und Vertreterversammlung des Bundes der Saarvereine im Stadtverordneten-Sitzungssaal des Rathauses in Münster am 8. Juni. — „In unverbrüchlicher Treue ersehnt es (das Volk an der Saar) die Rückkehr zum deutschen Vaterland.“

Dr. Stresemanns Fahrt zur Völkerbundratstagung in Madrid.

Nach dem Empfang des deutschen Außenministers durch den spanischen Diktator Primo de Rivera (rechts neben Dr. Stresemann) auf dem Bahnhof der spanischen Hauptstadt am 9. Juni. Links von Dr. Stresemann seine Gattin. In seiner Rede am 11. Juni sprach der deutsche Außenminister zu der Minderheitenfrage.

PHASEN AUS DEUTSCHLANDS KAMPF UM FREIHEIT UND GERECHTIGKEIT

ALTE JAPANISCHE KUNST

EIN BESUCH IM KAISERLICHEN MUSEUM VON KIOTO

Plastiken der Kamakurazeit (1205—1333): Basu, der heilige Eremit, und Kwannon, die Göttin der Barmherzigkeit, mit einem Teil ihres Gefolges. In der äußersten Ecke zwei Tempelwächter.

Vor etwa 30 Jahren wurde auf kaiserlichen Befehl das Museum in Kioto, Japans alter Hauptstadt, errichtet, um den in den verschiedenen Tempeln vorhandenen Kunstgegenständen ein gegen Feuer sicheres Heim zu geben und sie einem weiteren Publikum zugänglich zu machen. Die Räume sind ziemlich klein. Man kann daher hier immer nur einen Teil der Schätze aufstellen. Meist wechselt die Verwaltung alle Monate mit den Gegenständen, auch wandern häufig Kostbarkeiten, von denen einige als „Kaiserliche Schätze" sich eines besonderen Schutzes erfreuen, von Museum zu Museum. Zur Zeit meines Besuchs fand gerade eine Ausstellung sogenannter „Ukiyoye" statt, die einem Gelegenheit gibt, das Leben und Treiben der Japaner in alter Zeit in seiner Mannigfaltigkeit zu studieren. Ein Rundgang enthüllte mir drei Abteilungen: eine historische, eine für Malerei und Skulpturen und eine für die Erzeugnisse der Kunstindustrie. In der historischen Abteilung waren alte Bücher, Dokumente, Gegenstände und Kostüme der verschiedenen Religionen, Musikinstrumente, Waffen, vor allem alte Schwerter berühmter Männer, und Rüstungen ausgestellt. Dann kam ich in den Saal für Skulpturen. Lange stand ich vor zwei Figuren (97 cm hoch), Vater und Sohn, Unkei und Tankei, zwei der berühmtesten Holzbildhauer Japans aus der Kamakurazeit (1205—1333), von ihnen selbst angefertigt, die in ihrer Lebenstreue sich mit den besten Erzeugnissen der Welt auf diesem Gebiet messen können. Gegenstand der Darstellung dieser und anderer Künstler jener Zeit waren fast durchweg die heiligen Personen des Buddhismus, in erster Linie die Person des Religionsbegründers selbst, seiner Schüler, der tausendarmigen Kwannon, der Göttin der Barmherzigkeit, usw., die fast alle 600—700 Jahre alt sind und in ihrer Ausführung tiefe anatomische Kenntnisse der damaligen Künstler verraten. Zu diesen sogenannten „Kaiserlichen Schätzen" gehören auch verschiedene auf Seide gemalte oder wunderbar gestickte Wandschirme und Wandgemälde, zuweilen so fein gestickt, daß man sie von einem gemalten gar nicht unterscheiden kann. Ein auf Befehl des japanischen „Napoleon" Hideyoshi (1536—1598) angefertigter Wandschirm zeichnet sich vor allem durch kühne, starke Linienführung aus. Ein wertvolles Museumsstück bildet ein Wandschirm aus Chinas ältester Zeit; er ist von dem Priester Bokukei in schwarzer Tusche auf Seide ausgeführt, dessen Kunst die japanischen Maler außerordentlich beeinflußt hat. Um diese Kunst recht bewundern zu können, muß man selbst gesehen haben, mit welcher Geschicklichkeit und Sicherheit ein japanischer Künstler seinen Pinsel handhabt, und mit wie wenigen kühnen Strichen ein solches faltenreiches Gewand hingezaubert wird. Diesen chinesischen Einfluß verrät das Bild „Buddhas Auferstehung im goldenen Sarg", ausgeführt von einem unbekannten Meister der Fujiwaraperiode (670—1050). In der dritten Abteilung waren wertvolle Lackarbeiten, geschnitzte und eingelegte Kästchen, Porzellan und Glaswaren, Cloisonné- und Emaillearbeiten, Gegenstände in Elfenbein, Perlmutter, Bambus usw. ausgestellt, die alle den feinen Kunstsinn der Japaner aufweisen. — Leider werden die Kunstwerke wegen der schlechten Raumbeleuchtung in ihrer Wirkung beeinträchtigt. Alfred Mäcke, Nagoya.

Wie Unkei, ein berühmter Holzbildhauer der Kamakurazeit, sich selbst in Holz schnitt.

Gusho, der himmlische Richter, die Sünden der Menschen aufzeichnend. Holzplastik der Kamakurazeit.

Medizingott Yakushi und fünf Buddhas. Holzplastiken der Fujiwaraperiode (670—1050).

Leihgaben aus den „Kaiserlichen Schätzen“ an das Museum in Kioto: Kostbare gemalte und gestickte Wandschirme.

Buddhas Auferstehung im goldenen Sarg. Gemälde eines unbekannten japanischen Künstlers der Fujiwarazeit.

ITALIENS TÄTIGE VULKANE

ZUM AUSBRUCH DES VESUVS

VON FRITZ MIELERT

Der Vesuv, der bekannteste und am meisten besuchte europäische Vulkan: Die Bergkuppe mit der Zahnradbahn. Vorn alte, überwachsene Schlackenfelder.

Der Zufall will es, daß der Boden Italiens, den das temperamentvollste Volk Europas seine Heimat nennt, auch der unruhigste des europäischen Kontinents ist. Er wird am häufigsten von Erdbeben heimgesucht und ist zugleich der einzige, der unter den Hunderten von erloschenen Vulkanen des Erdteils noch tätige aufweist. Ich will nicht die kleinen harmloseren Solfataren und Schlammvulkane in Betracht ziehen, sondern nur die ernst zu nehmenden, Lava auswerfenden Feuerberge, deren Italien vier besitzt. Von diesen sind der Vesuv und der Ätna die bekanntesten, weil sie die Bewohner ihrer Umgebung des öfteren und, wie es scheint, abwechselnd in Furcht und Schrecken versetzen. Obgleich sich bei dem Ausbruch eines der vier Vulkane verschiedentlich eine erhöhte Tätigkeit auch bei den anderen gezeigt hat, ist es wenig wahrscheinlich, daß sie miteinander in unmittelbarer Verbindung stehen. Die heftigeren Ausbrüche der vier Vulkane fallen zeitlich nie zusammen, so daß man annehmen kann, daß die flüssigen Lavamassen des Erdinnern bald hier, bald dort einen Ausweg sich in jahrelanger Sprengarbeit suchen und hierbei die übrigen Wege verstopfen. Alle vier Vulkane sind zweifellos uralte Feuerschlünde. Der Vesuv muß aber im Altertum jahrhundertelang geruht haben, denn der zur Zeit des Augustus lebende Geograph Strabo weiß nichts von Ausbrüchen des Vesuvs und mutmaßt nur, daß er vor alten Zeiten einmal gebrannt hat. Da folgte nach vorhergegangenen verschiedenen Erdbeben ganz urplötzlich im Jahre 79 n. Chr. jener titanische Auftakt zu neuer Vulkantätigkeit, der Herkulanum, Pompeji, Stabiä und ein paar andere Orte zum Opfer fielen. Nachdem alsdann der Vesuv sich etwa 1400 Jahre in der Art wie heute betätigt hatte, d. h. nach Jahren verhältnismäßiger Ruhe immer wieder mit einem neuen, Entsetzen bringenden Ausbruch aufwartete, ruhte er von 1500 bis 1631 so absolut, daß der ganze Berg sich mit Pflanzen bedeckte und man das Vieh in dem Kraterboden weiden ließ. Im Jahre 1631 erfolgte aber ein erneuter unerwarteter Ausbruch, der jenem vom Jahre 79 an verheerender Wirkung kaum nachstand, und seitdem wirft der Berg ununterbrochen Rauch und Aschen aus, denen in Abständen von Jahren stets ein mehr oder minder umfassender Ausstoß von glühenden Lavamassen folgt, verbunden mit explosiven Aufreißungen des Kraters.

(Fortsetzung auf Seite 896.)

Der Inselvulkan Stromboli (926 m). Links unten die Ortschaft San Vicenzo, rechts die Einbruchsseite des Kraters, über die die Lavamassen ins Meer stürzen.

Blick in den Krater des Vesuvs: Der rauchende Eruptionskegel inmitten flüssiger Lava. Rechts hinter der Rauchsäule der Kraterrand.

Am Südhang des Ätnas: Die Monti Rossi, drei Kraterkegel, aus denen sich die Lava beim Ausbruch von 1669 ergoß. Vorn das „Ackerfeld“ heller und dunkler Lava.

KÖNIGSBESUCH IN BERLIN

FUAD I., KÖNIG VON ÄGYPTEN, ALS GAST DER REICHSHAUPTSTADT

Der König fährt in Begleitung des Reichspräsidenten v. Hindenburg auf dem Weg zum Prinz-Albrecht-Palais durchs Brandenburger Tor. An den Masten die deutsche und die ägyptische Flagge. — Im Kreis: Nach der Ankunft auf dem Lehrter Bahnhof am 10. Juni: König Fuad und v. Hindenburg verlassen das Bahnhofsgebäude.

Beim Empfang durch den Berliner Oberbürgermeister Böß am 12. Juni: Das Hoch auf den Gast beim Frühstück im Festsaal des Rathauses.

Mitte links:

Als Freund der Wissenschaften: König Fuad betritt in Begleitung des ehemaligen Gesandten und Ministers Dr. Rosen die Friedrich-Wilhelms-Universität (12. Juni).

Nebenstehend:

Auch der deutsche Flugverkehr hat das Interesse des Königs: Bei der Besichtigung des Zentralflughafens auf dem Tempelhofer Felde am 11. Juni.

Vom Weltkongreß für Frauenstimmrecht in Berlin. Die Damen des Vorstandes, dessen erste Sitzung am 13. Juni erfolgte.
1 Mrs. Corbett Ashby (England), 2 Frau Manus (Holland), 3 Marquise de la Terre (Spanien), 4 Mme. Malaterre-Sellier (Frankreich), 5 Frau Schreiber-Krieger (Deutschland), 6 Mlle. Gourd (Schweiz), 7 Mme. Charaon-Pascha (Ägypten), 8 Frau Atanatskovitch (Jugoslawien), 9 Mrs. Rischbeith (Australien), 10 Frau Prof. Luisi (Paraguay), 11. Frau v. Velsen (Deutschland).

ist. Aber die Lava- und Gesteinsmassen des Berges ergießen sich auf der dem Orte abgewandten Einbruchsseite des Vulkans über eine steile Halde geradeswegs ins Meer, das an dieser Stelle ständig zischt, braust und dampft. Seines harmloseren Charakters wegen vermutete das naive Mittelalter in seinem Innern das Fegefeuer für die büßenden Seelen der Verstorbenen, und die auf Schiffen nach dem heiligen Lande fahrenden Pilger glaubten in dem Klingen und dumpfen Brausen des Vulkans die Stimmen der klagenden und betenden Büßer zu hören. Dagegen erblickte man in dem während des Mittelalters furchtbar wütenden Inselberg Vulkano, der südlichsten der Liparischen Inseln, die Pforte der Hölle. Der Vulkano ist heute der kleinste und beinahe erloschene der vier italienischen Feuerberge. Im Altertum und im Mittelalter dagegen war er der schreckensreichste von allen vieren, dessen Asche bis weit in die Länder Afrikas und des Balkans getragen wurde. Obwohl er heute nur noch wenig dampft und Eruptionen nicht vorkommen, ist ihm doch nicht zu trauen.

Er kann eines Tages mit einer ungeheuren Eruption überraschen, ähnlich denen, die ihm im Mittelalter eigen waren. Sein letzter außerordentlicher Ausbruch war im Jahre 1888 und 1890. Vorher war der Berg so ruhig, daß ein unternehmender Engländer in seinem Krater ein Häuschen bauen ließ, um Schwefel, Salmiak, Bor und andere Vulkanprodukte besser gewinnen zu können. Diese Anlage wurde natürlich bei dem Ausbruch im Jahre 1888 von dem sich öffnenden Höllenschlund verschlungen. Noch heute traut sich kaum ein Liparese auf den Gipfel dieses Vulkans, wie denn die Insel auch keine einzige Siedlung aufweist.

Dr.-Ing. e. h. Ewald Hilger, Geheimer Bergrat, Generaldirektor der Vereinigten Königs- und Laurahütte A.-G. (Oberschlesien), feierte am 13. Juni seinen 70. Geburtstag.

Geh.Reg.-Rat Prof.Dr.Joseph Brix, Prof. der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg, Präsident der Freien Deutschen Akademie des Städtebaues, wird am 27. Juni 70 Jahre alt.

Prof. Dr. Jos. Plaßmann-Münster, bekannter Astronom und verdienter Popularisator seiner Wissenschaft, Herausgeber der Zeitschrift „Die Himmelswelt", begeht am 24. Juni seinen 70. Geburtstag.

Graf Julius Andrassy, bekannter ungarischer Politiker, der letzte österreichisch-ungarische Außenminister (1918), starb am 11. Juni in Budapest, kurz vor seinem 69. Geburtstag (30. Juni).

Der sizilianische Ätna, der mit 3300 m Höhe nicht nur der höchste Feuerberg Italiens, sondern auch die höchste Erhebung Unteritaliens ist, hat dagegen in größeren Zeitabständen seit dem grauesten Altertum die Menschheit in Atem gehalten. Seine Ausbrüche wirken sich jedoch nicht ganz so tragisch aus wie die des Vesuvs, weil das Berggebiet des Ätnas unvergleichlich größer ist. Man kann aus der Bergmasse des Ätnas dreißig Vesuve gestalten, und die Bodenfläche, die der Ätna bedeckt, kommt an Größe der des Harzes ziemlich gleich. Außerdem ist die Landschaft bei weitem nicht so dicht bewohnt wie Kampanien. Wegen der Höhe des Feuerschlunds vermag die Lava nicht bis obenhin zu steigen und sucht sich an einer schwächeren Stelle der Bergwände einen Ausgang. Immerhin sind viele der Ausbrüche des Ätnas von elementarster Gewalt. So berichtet schon Diodor, daß der 1470 vor Christus erfolgte verheerende Ausbruch des Ätnas der Grund zur Auswanderung der Sikaner nach Westsizilien gewesen sei. Unheimlich sind gerade hier die Erdbeben, die einem Ausbruch schon Jahre vorangehen, ihm aber auch nachfolgen. Selbst in Zeiten der Ruhe wellt sich oft genug der Boden, was jedoch als gewohnter Vorgang kaum beachtet wird.

Der gemütlichste der vier Vulkane ist der Inselberg Stromboli, die nördlichste der Liparischen Inseln. Seit undenklichen Zeiten brummt und kollert er und läßt in Abständen von 3 bis 8 Minuten eine feuerglutige Rauchwolke aus seinem Gipfel steigen. Jedoch hat er die Insulaner selten in Trauer versetzt, obgleich die ganze Insel samt dem Meeresstrand aus Asche und Lavaströmen besteht und der Hauptort San Vicenzo auf einem alten Lavastrom erbaut

Der Angeklagte verteidigt sich.
Aus den Verhandlungen vor dem Schwurgericht in Bonn gegen den 30jährigen Dr. Peter Richter, der beschuldigt ist, die Krankenpflegerin Frau Käte Mertens in der Nacht zum 2. Dezember 1928 vergiftet zu haben.

Auf der 35. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in München: Vorführung von rheinisch-deutschem Kaltblut im Großen Ring.

AUS DER GESELLSCHAFT

Die Silberhochzeitsfeier im Hause Mecklenburg zu Ludwigslust am 7. Juni: Das Jubelpaar Großherzog Friedrich Franz IV. und Großherzogin Alexandra inmitten ihrer Gäste. Rechts hinterm Großherzog König Christian X. von Dänemark; zweiter von rechts Kronprinz Wilhelm von Preußen; ganz links Prinz Heinrich der Niederlande; dritter von ihm Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg; neben diesem Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg. In der Damenreihe vierte von rechts Herzogin Viktoria Luise von Braunschweig-Lüneburg, links neben ihr Kronprinzessin Cäcilie. (Phot. Esch.)

Im Kreis: Georg Domizlaff, Oberpostdirektionspräsident, langjähriger Oberpostdirektor in Leipzig, im Weltkrieg als Feldoberpostmeister Leiter des deutschen Postwesens auf allen Kriegsschauplätzen, wurde am 14. Juni 75 Jahre alt.

Mitte rechts: Der deutsche Botschafter in Rom, Konstantin Freiherr v. Neurath, und seine Gattin im Gespräch mit einigen Geistlichen während eines Gartenfestes in der Deutschen Botschaft (Anfang Juni).

Links: Pater Georg von Sachsen, der ehemalige sächsische Kronprinz, nahm als Vertreter seines Hauses an der Jahrtausendfeier in Meißen teil. Das wertvolle Kruzifix wurde von J. J. Kändler (1706—1775) modelliert.

Prinzessinnen in Bauerntracht. Die beiden jüngsten Töchter König Viktor Emanuels III. von Italien, Giovanna und Maria, in der bunten Nationaltracht der Sardinier, die sie bei dem kürzlich erfolgten Besuch auf Sardinien trugen.

Links: Richard Strauß, der bekannte Komponist, feierte seinen 65. Geburtstag (11. Juni) im Hause des verstorbenen Geheimrats Felix Deutsch in Berlin. Von links nach rechts: Intendant Ernst Legal (Berlin); Frau Generalmusikdirektor Brecher; Geheimrat Justy; Intendant Prof. Ludwig Hörth (Berlin); Frau Luise Wolff; Richard Strauß; Frau Geheimrat Deutsch; Dr. Franz Strauß, Sohn von R. Strauß; Maler Prof. Emil Orlik.

Hundert Jahre Rennsport in Berlin.

VON HERMANN PFAENDER.

Auf dem grünen Rasen vor hundert Jahren: Elegantes Treiben vor der Königstribüne der Rennbahn auf dem Tempelhofer Felde, dem ältesten Renngelände Berlins.
Lithographie von Franz Krüger.

Rechts:
Wie es in Karlshorst in den sechziger Jahren aussah: Während eines Jagdrennens am 25. Juni 1865.

Am 17. Juni jährte sich zum hundertstenmal der Tag, an dem Berlin das Schauspiel seiner ersten Pferderennen erlebte. Seltsam, daß gerade dieser Tag heuer im Berliner Turfkalender rennlos war und keine einzige Veranstaltung in dem umfangreichen Jahresprogramm das bedeutungsvolle Jubiläum unterstrich! Bedeutungsvoll und bezeichnend ist diese sportliche Jahrhundertfeier vor allem deshalb, weil einmal dieser „königliche Sport", wie man ihn in seiner Heimat, England, nennt, aus kleinen Anfängen heraus nicht nur in Berlin, sondern auch in ganz Deutschland sich zu einem volkswirtschaftlichen und gesellschaftlichen Faktor entwickelt hat und aus der sportlichen Passion eines engbegrenzten Kreises zu einer Leidenschaft aller Volksschichten geworden ist, zum anderen aber auch, weil in der wandelbaren Gunst der verschiedensten Kreise kein anderer Sport sich so lange in der vordersten Reihe behaupten konnte wie der Kampf von Roß und Reiter auf dem grünen Rennfelde.

Die Hauptstadt Preußens hatte zeitlich nicht die Führung im deutschen Rennsport; denn schon im Jahre 1822 fand in Doberan die erste nach englischem Muster aufgezogene Veranstaltung eines modernen Renntags statt. Immerhin marschierte Berlin an der Spitze der rennsportlichen Bewegung und sicherte sich schon nach wenigen Jahren die führende Position, die es immer mehr stabilisierte und heute zu einer Vormachtstellung auf diesem Gebiet erweitern konnte. Hof, Adel und Honoratioren waren die Promotoren des Rennsports auch in Deutschland; aber das Bürgertum fühlte sich von Anbeginn an nicht minder in den Bann dieses reizvollen Schauspiels und einer mit spekulativen Reizen geladenen Atmosphäre gezogen, und auch die breite Volksmasse strömte diesen modernen „Circenses" mit Begeisterung zu. Wenn eine leichte Senkung dieser Kurve in der Nachkriegszeit, vor allem in Deutschland, zu vermerken ist, so ist sie auf die Abwanderung zu den volkstümlichen Körpersports zurückzuführen, die im Zeitalter des Motors der aktiv dem Sport ergebenen Jugend näher stehen als der kostspieligere Reitsport und Rennenbesuch.

Die Unternehmung des ersten Berliner Rennvereins, des „Vereins für Pferdezucht und Pferderennen", erfreute sich der besonderen Unterstützung Friedrich Wilhelms III., der das Protektorat übernahm und die Anregung zur Schaffung der Rennbahn auf dem Tempelhofer Felde gab, dessen Terrain dem Verein vom Kriegsministerium über-

Ein spannender Moment aus dem Berliner Herbst-Meeting 1866 auf dem Tempelhofer Felde: Der Sieger in der Prüfung inländischer Vollblutzucht, ein vierjähriger ostpreußischer Hengst, passiert das Ziel.
Zeichnung von Prof. C. Steffeck.

Auch früher schon wurden auf dem Rennplatz die neuesten Moden gestartet: Auf dem Sattelplatz während eines Flachrennens in Berlin im Jahre 1887.
Zeichnung von Georg Koch.

Ein Bild aus der Berliner Gesellschaft im Jahre 1884: Rückfahrt der Mailcoaches und anderer Vehikel jener Zeit von der Charlottenburger Bahn nach der Stadt.
Zeichnung von Georg Koch.

wiesen wurde. Für die erste Berliner Rennveranstaltung entschied sich aber das Direktorium für das Territorium des Ritterguts Lichterfelde, wo das erste zweitägige Meeting am 17. und 18. Juni stattfand, nachdem vom 1. Juni ab der Stallmeister Seeger als erster Berliner Trainer das „Einüben der Pferde“ übernommen hatte. Wie überall in der Anfangsepoche des deutschen Rennsports, fanden die ersten Rennen in Berlin am frühen Vormittag statt, eine Tradition, die der dritte Doberaner Renntag noch bis vor wenigen Jahren gewahrt hatte. Am Tag der ersten Berliner Rennen, die um 9 Uhr beginnen sollten, waren schon um 7 Uhr früh 280 Wagen auf dem Platz und um 8 Uhr die Tribünen voll besetzt. Pünktlich um 9 Uhr erschien der König, dann trafen die Kaiserin von Rußland sowie die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen

Auf der neuen Rennbahn im Grunewald, der „schönsten Rennbahn der Welt“: Scharfer Endkampf in dem Preis vom Grunewald am Eröffnungstag im Jahre 1909.
Zeichnung von Karl Wagner.

Hauses ein. Nicht so pünktlich war ein Teilnehmer des ersten Rennens — er blieb schließlich ganz aus — so daß das nur zwei Prüfungen umfassende Programm, bei dessen Abwicklung der Kronprinz das Richteramt übernahm, erst mit drei Viertelstunden Verspätung beginnen konnte. Das erste Rennen auf der „flachen Bahn“, das über die lange Strecke einer halben deutschen Meile führte und noch dazu in zwei Stechen entschieden wurde, gewann bei sechs Startern Oberamtmann Mayers 6jähriger Neustädter Hengst „Leonardo“, die zweite Programmnummer, ein Jagdrennen unter vier Pferden, Major v. Brandensteins „Rosabel“. Rennpreise im heutigen Sinn wurden nicht ausgesetzt, sondern der Sieger konnte für 300

Rennplatzsitten in der guten alten Zeit: Bekränzung eines Siegers auf der ersten Berliner Trabrennbahn Weißensee im Jahre 1878.
Zeichnung von H. Lüders.

F L O R A

A Q U A R E L L V O N C A R L S E I F E R T

bzw. 200 Friedrichsdor vom Verein gefordert werden, der ihn dann unter seine Mitglieder verloste. Am zweiten Tag wurde nach einem Privatrennen nur ein Flachrennen gelaufen, das ohne Ergebnis blieb, da die zwei für das dritte Stechen qualifizierten Pferde ausbrachen und preisverlustig gingen. Trotz diesem sicherlich recht schwachen Programm war das erste Meeting bei herrlichstem Wetter ein großer Erfolg, und die Entwicklung ging nunmehr rasch vorwärts. Schon ein Jahr darauf wurde das erste klassische Rennen, die „Union", ausgeschrieben. Sie wurde 1834 zum erstenmal auf der Tempelhofer Bahn gelaufen, die von 1830 bis 1867 die einzige ständige Berliner Rennbahn war.

Nachdem 1862 auf der improvisierten Bahn des Vorwerks Carlshorst zum erstenmal und dann noch 1863, 1865 und 1867 das „Armee-Jagdrennen" gelaufen worden war, trat, nach einem Proberenntag im Oktober 1867, am 17. Mai 1868 Hoppegarten, die Bahn des 1867 gegründeten Union-Klubs, an die Stelle der nur noch in den siebziger Jahren vorübergehend und mit fatalem Ergebnis wiederbelebten Tempelhofer Bahn. Der Eröffnungstag der ersten, im Osten Berlins gelegenen Rennbahn, die sich dann zur deutschen Trainingszentrale entwickeln sollte, war in Gegenwart des Königs, des Kanzlers Otto v. Bismarck und einer glänzenden Suite ein besonders markantes Datum in der Renngeschichte Berlins; im Juni des Eröffnungsjahres wurde die „Armee", hier wie später im Grunewald Berlins gesellschaftlich bedeutendstes Rennereignis, erstmalig in Hoppegarten gelaufen. Während sich in der Folgezeit der Union-Klub mehr und mehr auf den Flachrennsport konzentrierte, übernahm der 1881 gegründete „Verein für Hindernisrennen" die Pflege des Sports zwischen den Flaggen zuerst auf der Hoppegartener Bahn, dann von 1884 ab mit besonderem Erfolg auf seiner ersten eigenen Bahn in Charlottenburg und, als er diese Bahn räumen mußte, von 1894 ab in Karlshorst, die noch heute die klassische Stätte des deutschen Hindernissportes ist.

Im Jahre 1900 kam die kleine Waldbahn in Strausberg und 1909 Berlins größte und modernste Galopprennbahn des Berliner Rennvereins, Grunewald, zu dem Kreis der Berliner Rennstätten. Diese Bahn trat nach dem Weltkrieg, der im Berliner Rennsport im Vergleich zu den Metropolen der feindlichen Staaten keine allzu einschneidenden Veränderungen, in seiner letzten Phase sogar eine ungesunde Blütezeit zur Folge hatte, von 1918 bis 1922 als Flachrennbahn an die Stelle von Hoppegarten, das erst 1923, mittlerweile völlig umgebaut, wiedereröffnet wurde. Vereinzelte Galopprennen waren auch bis 1901 auf der Trabrennbahn Westend zur Abhaltung gekommen, die 1889 an Stelle der 1878 eröffneten Trabrennbahn Weißensee trat und den Zug des Berliner Rennsports nach dem Westen wieder einleitete, während die elfte und jüngste Berliner Rennstätte, die 1913 eröffnete Trabrennbahn Mariendorf, in den Süden Berlins zurückkehrte, wo auf dem Tempelhofer Exerzierplatz der Berliner Rennsport in seinen ersten vier Jahrzehnten beheimatet gewesen war.

Die Botschaft aus dem Jenseits

VON FRITZ MACK

Frau Irene Henning war in schwerer Sorge um ihren Gatten. Jürgen Henning, als Schauspieler ein Künstler von internationaler Geltung, als Mensch ein Charakter von untadeliger Sauberkeit, war seit einigen Monaten einer verhängnisvollen Leidenschaft verfallen: er spielte. Dies und sein in letzter Zeit gesteigertes Interesse für die Probleme des Okkultismus hatten seine geistigen Kräfte in einem solchen Grad von seinem Künstlerberuf abgezogen, daß Frau Irene der weiteren Entwicklung der Dinge mit ernsten Befürchtungen entgegensah. Sie bangte nicht nur für die Gesundheit des geliebten Mannes, sie verhehlte sich auch nicht, daß daneben auch seine wirtschaftliche Existenz in Gefahr kommen müsse. In den langen Nächten, in denen sie neuerdings fast immer allein war, grübelte sie nach einem Mittel, das den Gatten von seiner gefährlichen Neigung befreien möchte. Dabei stimmte sie ein Umstand besonders bedenklich, weil sie darin ein erstes Anzeichen dafür sah, daß die Aufregungen des Spiels in Verbindung mit dem Mangel an ausreichender Nachtruhe bereits dahin sich auszuwirken begannen, daß Jürgen Henning nicht mehr wie früher abergläubischen Vorstellungen seinen kritischen Verstand entgegensetzte, sondern im Gegenteil eine bisher an ihm nicht beobachtete Empfänglichkeit für diese Dinge zeigte. Jürgen hatte sich in letzter Zeit in die fixe Idee verrannt, er könne im Spiel nur gewinnen, wenn er sich im Frack an den grünen Tisch setzte. Allen Vorhaltungen über das schlechthin Unsinnige solcher Einbildung pflegte er mit dem Einwand zu begegnen, daß er diesen seinen Glauben durch mehrfache Erfahrungen bestätigt gefunden habe.

Immer wieder kreisten Frau Irenes Gedanken um diesen Punkt. Sie hatte das unbestimmte Gefühl, daß hier eine Möglichkeit sein müsse, den Gatten zu beeinflussen. Und eines Nachts sah sie diese Möglichkeit. Es war ein kühnes Unternehmen, zu dem sie sich entschloß, aber die Überlegung, daß sie handeln müsse, ehe es zu spät war, machte ihre Bedenken verstummen. Sie zog ihre Freundin Ria ins Vertrauen und war selig, zu hören, daß auch diese sich von dem Plan den gewünschten Erfolg versprach.

Zur nächsten der okkultistischen Seancen, die ihr Gatte regelmäßig besuchte, und an denen sie bisher noch nie teilgenommen hatte, meldete sie ihren Besuch an. Dem Gatten gegenüber begründete sie ihre auffällige Sinnesänderung damit, daß sie zu ihrer eigenen Überraschung mediale Fähigkeiten bei sich entdeckt habe. Jürgen Henning war über diese Eröffnung seiner Frau aufrichtig erfreut; er hatte bisher sehr darunter gelitten, daß seine Gattin den Fragen des Okkultismus nicht bloß uninteressiert, sondern beinahe feindlich gegenüberstand.

Jürgen Henning war stolz und glücklich, daß er am Abend der Sitzung Irene als neues Medium dem Kreis seiner okkultistischen Freunde vorstellen konnte. Irene war auch damit einverstanden, daß man sogleich mit ihr experimentierte. Der Versuchsleiter, ein bekannter Gelehrter, versetzte sie rasch in hypnotischen Schlaf, und nun sollte sich ihre paranormale Fähigkeit des zeitlichen Hellsehens erweisen.

Zuerst von Ria, ihrer Freundin, befragt, wie es deren auf einer Forschungsreise in Zentralasien befindlichem Bruder augenblicklich ergehe, antwortete Irene nach einigem Zögern, daß sie den Forscher in einer Gefahr sehe, diese jedoch nicht näher beschreiben könne. Dem Leiter des Goethetheaters, an dem Jürgen Henning zur Zeit spielte, kündigte sie für die nächste Zeit schwere Unannehmlichkeiten an, wollte sich aber auch hier nicht auf Einzelheiten einlassen.

Schließlich verlangte ihr eigener Gatte zu wissen, was sie ihm für die nächste oder fernere Zukunft sagen könne. Irene schwieg eine Weile, dann zuckte sie wie unter einem heftigen Schreck zusammen. Jürgen wiederholte seine Frage, und jetzt bekundete das Medium, daß es ein seltsames Bild gesehen habe: ihm, Jürgen, sei der Tod im Frack begegnet. Gleich darauf atmete Irene tief auf und erwachte.

Es wurde Licht gemacht, und die Teilnehmer der Sitzung erhoben sich. Zunächst sprach niemand ein Wort; alle standen unter dem Eindruck der geheimnisvollen Prophezeiung. Als man Irene über die Deutung ihres seltsamen Gesichts näher befragen wollte, erklärte sie, daß sie sich an nichts erinnern könne.

Es entspann sich eine lange Diskussion darüber, wie man die auf Jürgen Henning sich beziehende Vision auslegen müsse. Irene litt sichtlich unter diesen Erörterungen, zumal da sie sah, daß Jürgen schweigsam geworden war. Sie bat, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken. Man begann, den Direktor des Goethetheaters mit der Schilderung der ihm möglicherweise bevorstehenden Widrigkeiten zu verulken.

Die Unterhaltung war auf diese Weise allmählich heiter, zuletzt beinahe übermütig geworden, als man Ria ein Telegramm überbrachte. Es enthielt in wenigen Worten die Nachricht, daß ihr Bruder in Asien sich bei einem Sturz vom Pferd ernstlich verletzt, einen Arm und ein Bein gebrochen habe, sonst aber außer Lebensgefahr sei.

Diese Nachricht weckte bei der Gesellschaft ehrliche Bestürzung. Man war betroffen, Irenes Gesicht so rasch bestätigt zu sehen, und man war deshalb um so mehr geneigt, an die Erfüllung auch der anderen Vorhersagen zu glauben. Der Direktor, dem im Innersten doch etwas vor den angekündigten Unannehmlichkeiten bangte, tat zwar so, als ob er das Ganze mehr als einen Zufall betrachte, und bemühte sich, eine heitere Miene zu zeigen.

Jürgen Henning dagegen versuchte gar nicht erst zu leugnen, daß ihn das Ereignis nachdenklich gestimmt hatte. Er bat bald darauf, sich verabschieden zu dürfen, und fuhr zur frohen Überraschung seiner Gattin nicht in den Klub, wie er ursprünglich beabsichtigt hatte, sondern direkt nach Hause. Hier zog er sich, über Kopfschmerzen klagend, sofort in sein Schlafzimmer zurück.

Irenes Freude über die rasche Wirkung ihrer List wurde stark gemindert durch die Befürchtung, daß ihr Mittel am Ende doch zu stark gewesen sei. Die Gefährlichkeit ihres Unternehmens war ihr erst heute abend, als sie Jürgen nach der Prophezeiung beobachtete, in ihrem vollen Umfang bewußt geworden.

Wenige Tage später kam Jürgen sehr aufgeregt von einer Probe nach Hause. Er schimpfte ganz gegen seine Gewohnheit über das neue Stück, das ein übler Schmarren sei, über den Direktor, der offenbar kein Urteil mehr habe, und über das Publikum, dem zu-

liebe man solchen Kitsch spielen müsse. Irene verhielt sich zunächst schweigsam und abwartend, um aus den weiteren Reden des Wütenden den wahren Grund seines Ärgers zu erfahren. Sie konnte den hemmungslosen Zornesausbrüchen bald so viel entnehmen, daß Jürgen das Stück vor allem um deswillen zuwider war, weil er darin den ganzen Abend über den Frack tragen mußte.

Irene erschrak bei dieser Entdeckung. Sie hatte in den letzten Tagen mit Genugtuung beobachtet, daß Jürgen jeweils nach der Vorstellung nach Hause gekommen und frühzeitig schlafen gegangen war. Seine Erklärung, daß er müde und abgespannt sei, hatte sie mit stiller Freude entgegengenommen, ohne sich nach außen hin merken zu lassen, daß sie um den wahren Grund wisse. Nun aber sah sie zum erstenmal auch die Gefahr, die Jürgen für seine künstlerische Tätigkeit erwachsen konnte, wenn es ihr nicht gelang, den Eindruck der düsteren Prophezeiung bei ihm abzuschwächen. Sie mußte versuchen, ihm einzureden, daß er auf der Bühne stets einen anderen Menschen darstelle, daß er dort nie er selbst sei, und daß deshalb auch die Prophezeiung sich unmöglich auf seine Tätigkeit als Schauspieler beziehen könne. Als sie noch am selben Abend mit ihm darüber sprach, schienen ihm auch die Gründe für diese Deutung einzuleuchten, und Irene atmete wieder erleichtert auf.

Unbeschwerten Herzens, ganz der Vorfreude hingegeben, die sie jedesmal empfand, wenn Jürgen eine neue Rolle spielte, saß sie eine Woche später im Theater, neben sich den Autor des neuen Stückes. So ließ sie auch die Anfangsszenen des ersten Aktes auf sich einwirken und harrte freudig erregt auf den Augenblick, da Jürgen auftreten mußte. In diesem Moment, da sie spürte, wie die Aufmerksamkeit des Publikums sich ausschließlich ihm zuwandte, da all die vielen Augenpaare nur an seinem Gesicht, an seiner lieben Erscheinung hingen, war sie immer wieder vollkommen glücklich.

Jürgen betrat die Szene. Beglückt empfand sie die suggestive Wirkung seiner Persönlichkeit auf die Menge. Dann horchte sie auf. Es schien ihr, als ob in den Worten Jürgens eine leise Erregung mitzitterte, als ob er im Spiel irgendwie gehemmt, nicht so frei wie sonst sei. Mit geschärften Sinnen verfolgte sie seine Szene. Da geschah etwas Unerwartetes: Jürgen faßte plötzlich mit beiden Händen in die Luft und stürzte im selben Augenblick zu Boden.

Jürgens Kollegen waren starr vor Schrecken, der Vorhang fiel. Im Publikum entstand eine ungeheure Erregung. Die legte sich, als man verkünden ließ, daß Jürgen Henning von einem leichten Unwohlsein befallen worden sei, daß man aber hoffe, die Vorstellung zu Ende führen zu können.

Irene war inzwischen in die Garderobe gestürzt. Jürgen lag auf der Chaiselongue und streckte der Eintretenden beide Hände entgegen: „Bist du sehr erschrocken? Es ist nichts! Der dumme Frack! Er ist mir ein bißchen zu eng geworden. Das behinderte mich, macht mich nervös. Es ist schon vorüber!"

Irene ahnte den Zusammenhang. Unfähig, ein Wort zu sprechen, strich sie Jürgen immer wieder über die Stirn. Sie mußte alle Kraft zusammennehmen, um ihre Erschütterung zu verbergen. Jürgen fühlte, wie bewegt sie war, und küßte ihr dankbar die Hand. Dann sprang er auf und begab sich wieder auf die Bühne.

Irene fühlte sich außerstande, in den Zuschauerraum zurückzukehren. Sie erklärte, für alle Fälle hierbleiben zu wollen, und war froh, als man sie schließlich allein ließ.

Was hatte sie mit dieser unseligen Prophezeiung angerichtet! Jürgen kam offenbar nicht mehr davon los. Das sah sie jetzt mit Entsetzen. Sie war auf dem besten Wege, den geliebten Mann, den sie von einer Leidenschaft hatte heilen wollen, auf eine andere, viel schrecklichere Art zugrunde zu richten. Es gab keine andere Lösung, als Jürgen alles zu bekennen, ihm die volle Wahrheit zu sagen.

Nach der Vorstellung fuhr sie mit Jürgen, den der Erfolg des Stückes und sein persönlicher künstlerischer Triumph wieder etwas heiterer gestimmt hatten, nach Hause. Da Irene den Gatten in so guter Laune sah, verschob sie die Erörterung der unseligen Angelegenheit auf den folgenden Morgen. —

Jürgen Henning ging nachdenklich in seinem Zimmer auf und ab. Irene erzählte ihm rückhaltlos, ohne irgend etwas zu beschönigen, ohne sich selbst zu schonen, wie sie zu dem verhängnisvollen Plan gekommen sei.

Jürgen hatte ihr zugehört, ohne sie zu unterbrechen. Nun fragte er: „Und das Telegramm?"

Irene erklärte: „Man hatte es Ria schon am Nachmittag telephonisch zugesprochen. Sie hat die schriftliche Ausfertigung dann in die Seance bestellt, weil wir uns davon einen besonderen Eindruck versprachen."

Jürgen lächelte ungläubig: „Und das mit dem Direktor?"

„Aber, Jürgen, es gehört doch wirklich keine Prophetengabe dazu, einem Theaterdirektor große Unannehmlichkeiten in Aussicht zu stellen!"

„Gut ausgedacht! Du bist eine kluge Frau, Irene. Vielleicht weißt du aber nicht, daß diese Unannehmlichkeiten tatsächlich in einem Maße aufgetreten sind, das man normalerweise nicht vorhersehen konnte?"

Irene sah den Gatten fragend an. Jürgen berichtete: „Man hat dem Direktor des Goethetheaters plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, den Kredit gekündigt."

„Ein zufälliges Zusammentreffen!"

Jürgen schüttelte den Kopf. Er ging auf Irene zu, legte die Hand auf ihren Scheitel und sah ihr in die Augen:

„Es ist sehr lieb von dir, mir das alles zu sagen. Ich sehe das Motiv, und ich danke dir."

„Ich schwöre dir bei allem, was mir heilig ist, so und nicht anders war es!"

„Du sollst nicht schwören! Und nun wollen wir nicht mehr davon sprechen."

„Du glaubst mir nicht?"

„Ich glaube dir alles, was du willst."

„Jürgen, um Gottes willen! Was kann ich tun, um dich zu überzeugen?"

„Liebes Kind, es war immer meine Gewohnheit, den Dingen ins Auge zu sehen. Das werde ich auch jetzt tun!"

Irene versuchte noch einmal, dem geliebten Manne klarzumachen, daß es sich in der Tat nur um eine List gehandelt habe, daß das Ganze eine, wie sie jetzt erkenne, verwerfliche Komödie gewesen sei, für die sie seine Verzeihung erbitten müsse.

Jürgen stand vor seiner Frau, die ein heftiges Schluchzen schüttelte, und hatte selbst Tränen in den Augen.

„Aus alledem erkenne ich dein großes Herz, und das macht mich froh. Das andere muß dich nicht kümmern!"

Irene schrie auf: „Ich sehe doch, wie du leidest! Ich kann nicht dulden, daß du dich wegen eines Phantoms quälst! Das alles ist nur in deiner Einbildung da; es ist nicht wirklich und wird nie und nimmer wirklich werden! Glaub' mir doch!"

„Dinge, die heute nicht sind, können morgen sein."

Verzweifelt, völlig ratlos verließ Irene das Zimmer.

Was sollte nun werden? Wie konnte man den betörten Mann von dem Glauben heilen, daß ihre angebliche Vision eine „Botschaft aus dem Jenseits" gewesen sei? Ihre Angst um den Gatten wuchs mit jedem Tag. Sie sah, wie sich sein Gemüt immer mehr umschattete. Wie Jürgen immer schweigsamer und menschenscheuer wurde. Als sie eines Morgens unvermutet in sein Zimmer kam, verbarg er rasch die Kognakflasche vor ihr.

Glücklicherweise war unmittelbar nach der Premiere des neuen Stückes die Hauptdarstellerin schwer erkrankt, so daß Jürgen wenigstens vorläufig in der ihm verhaßten „Frackkomödie" nicht aufzutreten brauchte.

Ein anderes Moment aber gab Irenes Angst neue Nahrung: Jürgen hatte die Direktion des Goethetheaters um Lösung seines Vertrags gebeten und diese Bitte damit begründet, daß er des modernen Repertoires überdrüssig sei und sich nach größeren schauspielerischen Aufgaben sehne. Der Direktor war nicht gewillt, einer Schrulle wegen seinen besten Schauspieler ziehen zu lassen. Er hatte Jürgen persönlich aufgesucht und war nach einer sehr stürmisch verlaufenen Unterredung wütend, aber unnachgiebig davongegangen. Er war um so mehr entschlossen, bei seiner ablehnenden Haltung zu bleiben, als Irene in ihrer Verzweiflung sich schließlich auch ihm anvertraut hatte.

Da schien es, als ob der Zufall Frau Irene zu Hilfe kommen wollte. Das Goethetheater feierte das Jubiläum seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens durch eine Festvorstellung. Jürgen hatte in dem Stück selbst nichts zu tun, konnte aber als prominentestes Mitglied der Bühne bei diesem feierlichen Anlaß nicht gut fehlen. Als er am Abend des Festtages den neuen, seit längerer Zeit nicht mehr benutzten Frack anzog, fand er in einer der Brusttaschen eine tote Maus, die aus irgendeiner unbekannten Ursache dorthin geraten war.

Irene erblickte darin einen Fingerzeig des Schicksals: „Der Tod im Frack!" Jürgen, über den ungewöhnlichen Fund noch etwas betroffen, stutzte bei diesem Ausruf. Er sah in das lachende Gesicht der Gattin und brach dann selbst in ein befreiendes Gelächter aus. Aber schon im nächsten Augenblick begann er wieder zu zweifeln; der unbedeutende Vorfall konnte unmöglich eine Bestätigung jener düsteren Vision sein, an die er noch immer glaubte. Wohl tat er, Irene zuliebe, so, als ob er überzeugt sei, in Wahrheit aber blieb er skeptisch. Er verabschiedete sich besonders herzlich, um vorauszufahren, da er vor der Aufführung seinem Direktor noch persönlich gratulieren wollte. —

Irene war eben beim Umkleiden, als das Telephon rief. Vom Theaterbureau aus teilte man ihr in vorsichtigen Worten mit, daß Jürgens Auto unmittelbar vor dem Theater einen Unfall erlitten habe. Auf die bestürzte Rückfrage, ob ihr Gatte verletzt sei, kam zunächst keine Antwort. Dann sprach eine andere Stimme etwas von einer schweren Verletzung, die Schlimmstes befürchten ließe. Irene aber ahnte bereits die volle Wahrheit; mit einem wehen Aufschrei fiel sie bewußtlos auf den Teppich.

Das festlich gestimmte Publikum des Goethetheaters erfuhr wenige Minuten später den tragischen Tod des Schauspielers Jürgen Henning.

Hügelstädte der Wüste: Ghardaja in Südalgerien / Aquarell von Ernst M. Wagner.

Ghardaja, mehr als 500 km südlich von Algier gelegen, ist die Hauptstadt der Mosabiten, eines Berberstammes, und zugleich die größte der sieben Mosabitenstädte, die alle auf Hügeln erbaut sind. Steil sticht auf dem höchsten Punkte der aus Lehm gebaute Turm der Moschee in den Himmel.

DIE BUSCHMÄNNER, DIE URBEVÖLKERUNG AFRIKAS.

EIN DEM AUSSTERBEN GEWEIHTES VOLK.

VON WALTHER WÜLFING, MAJOR A. D.

Buschmannfamilien vor ihren Hütten in der Kalahari.

Die Buschmänner gehören nach Ansicht namhafter Anthropologen zu den ältesten und eigenartigsten Menschenrassen Afrikas. Ihre über ganz Afrika verbreiteten prähistorischen Werkzeuge und Geräte, ihre Höhlenmalereien und Petrefakten beweisen nicht nur ihre frühere große Ausbreitung, sondern auch ihre einstige höhere Kultur. Heute ist der Buschmann beinahe wieder auf der tierischen Wirtschaftsstufe angelangt. Die ständigen Verfolgungen und Unterdrückungen durch Schwarze und Weiße tragen die Schuld daran. Als z. B. die Buren vor rund 300 Jahren Besitz von Kapland ergriffen, wurden die Buschmänner als Freiwild erklärt, regelrechte Treibjagden auf sie abgehalten und sogar Schußprämien ausgesetzt. Nur wenige Überlebende fristen in den unwirtlichsten Gegenden Afrikas, so in der Namib und der Kalahari, ein mehr als kümmerliches Dasein.

Sehr selten bekommt man diese äußerst scheuen und mißtrauischen Zwerge zu Gesicht. Doch mancher Weiße ist schon ihren aus sicherem Versteck abgesandten, vergifteten Pfeilen zum Opfer gefallen. Als ausgesprochenes Nomadenvolk leben sie von der Jagd auf alles, was da kreucht und fleucht. Kräuter, Beeren und Wurzeln bilden die Zukost, Ameisen, Mäuse, Eidechsen, Skorpione und Heuschrecken die Leckerbissen. In den wildesten Gebirgsstöcken haben sie bei Gefahr ihre Schlupfwinkel. Hier finden wir auch die uralten Steinzeichnungen, die mit scharfem Stift in die Felswände eingeritzt und mit Steinfarben übermalt sind. Für gewöhnlich leben die einzelnen Sippen, auch Werften genannt, in ganz primitiven Grashütten. Die Kleidung besteht in der Regel nur aus einem kurzen Lendenschurz und Sandalen aus Wildhäuten. Gegen die Kälte wird ein Fell um die Schultern getragen. Der Schmuck der Frauen — denn darauf legen auch sie Wert — sind Ketten aus Straußeneierschalen, die kleinen Stückchen in mühseliger und langwieriger Arbeit an Steinen rund geschliffen. Die Mädchen gelten nichts, erst die bewährte Frau wird geschätzt. Stirbt eine junge Mutter, so wird der Säugling mit ihr begraben. Tauchen dem Gatten Zweifel an der Treue seiner Frau auf, so entbietet er den Zauberer zu sich. Dieser zündet vor der Hütte der Verdächtigen ein Feuer an, in das er geheimnisvolle Wurzeln und Kräuter hineinwirft. Zieht der Rauch in die Hütte hinein, ist die Frau unbedingt schuldig und darf von dem Gatten sofort getötet werden. Der Buschmann glaubt nur an Dämonen und Gespenster. Die Seelen der Verstorbenen wandern in den Schakal oder Leopard.

Buschmann-Zeichnungen.
Zusammengestellt vom Verfasser des Beitrags aus verschiedenen Buschmannshöhlen.

Jugendliche Schönen.

Bei Ausübung der Jagd entfaltet der Buschmann seine hervorstechendsten Fähigkeiten: neben dem Spürsinn des Hundes den Scharfblick des Adlers, neben dem Orientierungssinn der Taube die Zähigkeit und Geschmeidigkeit der Katze. Um bei seinen ausgedehnten Jagdzügen in der wasserlosen Wüste nicht der Gefahr des Verdurstens ausgesetzt zu sein, legt er sich künstliche Wasserdepots an. Während der Regenzeit füllt er sich Fellschläuche und Straußeneier mit Wasser, verstopft sie mit einem Grasbüschel und vergräbt sie an nur ihm bekannten Stellen im Sand. Zum Überlisten des Wildes bedient er sich häufig eines Straußenbalges oder sonstiger Tierverkleidung. Indem er die Bewegungen des anzugehenden Stückes mit großer Geschicklichkeit und Naturtreue nachahmt, trägt er ihm oft auf kürzeste Entfernung den vergifteten Pfeil an. Handelt es sich um Großwild, so wartet der Schütze ruhig ab, bis es sich im Wundbett niedergetan hat. Sollte das Gift noch nicht genügend gewirkt haben, so schleicht er sich unhörbar heran, um mit einem raschen Schnitt die Sehnen der Hinterläufe zu durchschneiden.

Eine andere, ungleich anstrengendere Jagdausübung ist die Hetze. Heiratsfähig ist erst der Mann, der ein Stück Wild zu Tode zu hetzen vermag, ohne es vorher irgendwie verletzt zu haben. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Mensch fähig ist, ein gesundes Stück Wild nur durch fortwährende Verfolgung zu Fuß niederzuhetzen. Unentwegt bleibt der Buschmann auf der Fährte des gesichteten und flüchtig gewordenen Wildes, im Schritt oder raumfördernden Trab. Immer wieder eräugt das geängstigte Tier seinen hartnäckigen Verfolger, der ihm keine Zeit zur Äsung und Ruhe läßt. Vom frühen Morgen bis zum Abend, oft 50 km und mehr, geht diese Hetze, bis schließlich das arme Tier, halbtot durch Angst und Hitze, Durst und Hunger, an Entzündung der Verdauungsorgane zusammenbricht, nun eine leichte Beute des grausamen Verfolgers.

Der Bogenschütze.

Ein Segelboot für eine Villa.
Prof. Einstein, der berühmte Physiker, erhielt jetzt von einer Berliner Großbank ein Segelboot, nachdem die Stadt Berlin ihre Gabe zu seinem 50. Geburtstag (14. März), ein Landhaus, wegen unklarer Besitzverhältnisse über das Grundstück zurückziehen mußte.

Aus den Festwochen in Wien.
Tanz der Fächermädchen in der Gruppe der Fächermacher im Festzug der Gewerbe am 9. Juni. (Phot. Dr. Schloff.)

Brückeneinsturz am Main am 10. Juni.
Der zusammengebrochene Mittelbogen der etwa 200 m langen Mainbrücke bei Klingenberg. Das Unglück wird der Überlastung durch ein schweres Rammgerüst zugeschrieben. Ein Arbeiter wurde getötet, vier schwer verletzt.

Im Kreis:
50 Jahre Königin.
Königinwitwe Emma der Niederlande bei der Feier zur Erinnerung ihres Einzugs in Holland vor 50 Jahren: Auf der Fahrt in der Staatskutsche durch die Straßen Amsterdams. Neben ihr Königin Wilhelmina der Niederlande und Prinzgemahl Heinrich.

Nach der Unterzeichnung des Lateran-Vertrags.
Die Öffnung des Halbflügels des berühmten Bronzetors im Vatikan durch die Schweizergarde. Die Schließung erfolgte vor 59 Jahren als Protest gegen die Besitznahme des Kirchenstaates durch Italien.

Links: Die Verträge zwischen dem Lateran und Italien in Kraft.
Austausch der Ratifikationsurkunden zwischen Kardinal Gaspari und Mussolini im Vatikan am 7. Juni. Dritter von links Mussolini (in der Uniform des Ministerpräsidenten).

Das neue englische Kabinett.

Von links nach rechts: Stehend: Erster Kommissar für Arbeiten George Lansbury: Erster Lord der Admiralität A. V. Alexander; Sir Chas. Trevelyan (Unterricht); Margaret Bondfield (Arbeit); Lord Thomson (Luftschiffahrt); Tom Shaw (Krieg); Arthur Greenwood (Gesundheitswesen); Noel Buxton (Landwirtschaft); William Graham (Handel); W. Adamson (Schottland). — Sitzend: J. R. Clynes (Inneres); Lordpräsident des Geheimen Rates Lord Parmoor; Lordgeheimsiegelbewahrer J. H. Thomas; Philip Snowden (Finanzen); Premierminister J. Ramsay Mac Donald; Arthur Henderson (Äußeres); Sidney Webb (Dominien und Kolonien); Lordgroßkanzler Lord Sankey; Wedgwood Benn (Indien).

TRADITIONELLES AUS DEM ENGLISCHEN PARLAMENT

Die Eintönigkeit des Londoner Nachtlebens wurde in den späten Stunden des 30. Mai durch reges Leben und Treiben auf den Straßen abgelöst. Trafalgarsquare und Piccadilly, Strand und Oxfordstreet waren von unzähligen Menschenmassen bevölkert, aus denen immer zuversichtlicher der Ruf „Labour gain, Labour gain!" hervordrang. Und die Sozialisten gewannen! Ihr Sieg ist nicht zuletzt auf gewisse Eigentümlichkeiten des englischen Wahlsystems zurückzuführen, dessen Fehlerhaftigkeit folgende Betrachtung zeigen mag.

Das Vereinigte Königreich von Großbritannien ist für die Wahl seiner 615 Unterhausmitglieder in die gleiche Anzahl von Wahlkreisen eingeteilt, für die von fast jeder politischen Hauptpartei ein Kandidat aufgestellt wird. Der Parlamentssitz fällt dem Kandidaten zu, der die meisten Stimmen auf sich vereinigt. So konnte es und ist es am 30. Mai geschehen, daß die Sozialisten mit 8,4 Mill. Stimmen die größte Anzahl der Parlamentssitze, „288", die Konservativen mit 8,6 Mill. Stimmen 257 Sitze, die Liberalen mit 5,4 Mill. Stimmen 58 Sitze und die unabhängigen Parteien mit 280000 Stimmen 8 Sitze erlangten. Eine Bewegung für grundlegende Wahlreform hat nach Bekanntwerden dieser Ergebnisse unverzüglich eingesetzt.

Die Aufstellung von Einzelkandidaten bietet andererseits die für alle Parteien gleichen Vorteile der persönlichen Fühlungnahme mit der Wählerschaft. Mittel und Wege sind bei dieser Fühlungnahme begrenzt, zumal da es für den Kandidaten heißt: Du sollst nicht Geld schenken, versprechen oder leihen, um dir hierdurch Wahlstimmen zu sichern, Arbeit anbieten, Löhne bezahlen, Eisenbahnfahrkarten vergüten oder in irgendeiner „freundlichen Weise" einen Einfluß auf die Wählerschaft ausüben. Bei Nichtbeachtung dieser Gebote verliert der Kandidat seinen Sitz und setzt sich außerdem einer erheblichen Geld- oder Freiheitsstrafe aus. Ungeschrieben sind die vielen „Du sollst" des Kandidaten. Lustige Geschichten gehen um, in welch rührender Art plötzlich My Lord und My Lady in übervölkerten Arbeiterdistrikten um die Gunst der Wähler buhlen, kleine vor Dreck strotzende Kinder auf den Arm nehmen und küssen und Straßenkehrer und Handlanger in freundschaftliche Unterhandlung nehmen. Das konservative und das liberale Wahlmotto fanden wenig Anklang bei den neu hinzugekommenen 5 Millionen „Flappern", die am letzten Wahltag den Ausschlag gaben. Bisher war ausschließlich allen männlichen Personen vom 21. Lebensjahr und allen weiblichen Wesen vom 30. Jahre ab (soweit letztere verheiratet waren oder eine eigene möblierte Wohnung besaßen) das Privileg erteilt, durch Abgabe ihrer Stimme ein Wörtchen bei der Regierungsbildung mitzureden. Durch Parlamentsgesetz vom Mai 1928 erst wurde das Wahlrecht auf alle weiblichen Personen, die das 21. Lebensjahr erreicht hatten, ausgedehnt. Die „Flapper" haben sich durch das konservative Breakfasttablegeschenk — Aufhebung des Teezolls — und durch das scharmante Aussehen der liberalen Parteiführer — sie ließen sich alle auf 20 Jahre verjüngt photographieren — nicht beirren lassen. Sie wählten in der Mehrzahl für die sozialistische Partei.

Im Oberhaus: Der Lordgroßkanzler (im Hintergrund) hebt seinen schwarzen Dreispitz und begrüßt so die zum Anhören der Thronrede herbeigekommenen Mitglieder des Unterhauses (hinter der Schranke; in ihrer Mitte der Sprecher mit der traditionellen Perücke).

Der Sieg der sozialistischen Partei wird im Ausland Hoffnungen oder Befürchtungen entstehen lassen, deren mögliches Ausmaß aus ungenauer Kenntnis über die Leitung der englischen Staatsgeschäfte vielleicht überschätzt wird. Das Staatsoberhaupt des britischen Weltreiches ist der Monarch. Ihm steht es zu, die Rechtskraft aller Gesetzesvorschläge durch ein Veto zu verhindern. Das Maxim der englischen Verfassung, daß der König nie etwas Falsches tut, läßt in der Praxis zwar eine Anwendung des Vetorechtes kaum zu. Der Krone ist es weiterhin vorbehalten, Krieg und Frieden zu schließen. Laufende Regierungsgeschäfte werden von Kabinettsministern, die vom König aus der stärksten Regierungspartei gewählt werden, bearbeitet. Das Kabinett ist als Ganzes dem Parlament für den Lauf der inner- und außerpolitischen Entwicklungen zu Rede und Antwort verpflichtet. Der Einfluß der parlamentarischen Oppositionsparteien (jetzt Konservative und Liberale) gegen die Regierungspartei findet in dem alten und zutreffenden Sprichwort Widerklang: „In England regiert die Opposition", zumal da die Opposition jetzt bedeutend stärker als die Regierung ist.

Die gesetzgebende Gewalt wird von den beiden Parlamenten, dem Oberhaus und dem Unterhaus, ausgeübt. Ersteres ist in seiner Macht seit dem Jahre 1911 sehr beschränkt, denn bei Finanzgesetzen kann es überhaupt keinen ausschlaggebenden Einspruch mehr erheben. Sämtliche Gesetzesvorschläge müssen nach dritter Lesung im Unterhaus dem House of Lords zur Genehmigung übersandt werden. Theoretisch kann das Oberhaus durch Ignorieren oder Ablehnen der Vorschläge deren Inkrafttreten verhindern. Praktisch tritt eine glatte Abweisung jedoch nicht ein, da sie eine ernste Verletzung der traditionellen Höflichkeit zwischen den beiden Häusern darstellen würde.

Wenige Tage trennen uns von einem historischen Ereignis Englands, der Parlamentseröffnung. Vor Beginn der Feierlichkeiten, mit denen noch viele alte Bräuche verknüpft sind, begibt sich eine Abteilung der königlichen Leibgarde in den Westminsterpalast, um Keller und Gewölbe nach Sprengstoffen zu durchsuchen. Der Brauch geht auf das Jahr 1605 zurück, da „Guy Fawkes" am 5. November versuchte, das Parlament in die Luft zu sprengen. Bei der Ankunft der achtspännigen goldenen Staatskarosse am Viktoria-Tower wird nach alter Sitte ein Kanonensalut von 41 Schüssen abgefeuert. Das Königspaar wird alsdann zu den prunkvollen Thronsesseln im Oberhaus geleitet, um die sich in Purpur und Hermelin gehüllte Peers versammelt haben. Das farbenfrohe Bild wird durch die bunten Uniformen ausländischer Diplomaten und durch die kostbaren Diamanten und Toiletten der Peersgattinnen vervollständigt. Rechts neben dem König hält ein Lord die Cap of maintenance, ein mittelalterliches Würdezeichen; links neben dem Thron hat ein Lord mit dem edelsteinverzierten Staatsschwert Aufstellung genommen. Auf dem Woolsack, der, angefüllt mit jahrhundertealter Wolle, die Peers an die Bedeutung der Wollindustrie für England erinnern soll, sitzt der Führer des Oberhauses, der Lordkanzler. Hinter einer Schranke sind die Unterhausmitglieder aufgestellt. Nach der Eröffnungsrede kehren die Commons zur Vereidigung ins Unterhaus zurück. — Eine ähnliche Staatsfeier findet bei Auflösung des Parlaments statt. Das dreimalige Klopfen an den Toren des Unterhauses kündigt die Ankunft von Black Rod, dem Gentlemanboten des Oberhauses, an. Black Rod verneigt sich tief vor dem Gesetzestisch des Unterhauses und bittet die Mitglieder, sich unter Führung des Serjeant-at-arms, des Trägers der „Mace" (ein altes Verteidigungsmittel, das den König schützen soll), ins Oberhaus zu begeben, wo mit dem Schlage der 11. Stunde die noblen Lords und treuen Commons zum Anhören der Thronrede versammelt sein sollen.

Der Black Rod, der Bote des Oberhauses, klopft dreimal an das Portal des Unterhauses, um dessen Mitglieder in das Oberhaus zu rufen.

Eine traditionelle Sicherheitsmaßnahme vor der Parlamentseröffnung: Durchsuchung der unterirdischen Gewölbe des Parlaments nach Sprengstoffen durch die königliche Leibgarde.

Eine namentliche Abstimmung im Parlament: Die Abgeordneten der „Ja-Partei" sagen im rechten Korridor ihre Namen an. Die Gegenpartei tut das gleiche im linken Korridor.

Die prächtige goldene Staatskarosse, in der das Königspaar sich zur Parlamentseröffnung begibt.

Kinder der Sonne.

Frühlingsblumen der Alpen.

Von Elli Urban, Villach.

Schneerosen in den Julischen Alpen.

Petergstamm, die Aurikel der Alpen.

Wo die letzten zerzausten Lärchen stehen, die Tannen lange Bärte tragen und von manch einer stolzen Wetterfichte nur noch der zersplitterte Stamm mit toten Ästen dem Sturme trotzt, wo sich die Latschen allein behaupten und in den Gräben der Schnee bis weit in den Sommer hinein liegenbleibt, da blühen noch immer die Schneerosen, wenn im Tale die Zeit der Maiblumen längst vorüber ist und schon der erste Heuduft über die Wiesen zieht. Da erst holt sich die Winterblume ihren Teil an dem Sonnenglück.

Es bleibt für uns Menschen ein Rätsel, warum jede Pflanze aus sich selbst so genau die Zeit ihres Werdens und Erblühens weiß, wie rätselhaft aber ist dies erst bei den Schneerosen! Kein Sonnenstrahl dringt durch die dicke Schneedecke, die Erde ist noch tot und kraftlos, aber schon bildet sich die kleine feste Knospe, bohrt sich der kräftige Stengel durch den Schnee. Warum sich dieses wundersame Blumenkind gerade die härteste Zeit zum Blühen wählt? Wie oft sind nach einer frostigen Nacht der Stengel der Schneerose verglast und ihre Blüten verkrampft und so steif, daß sie rascheln, wenn sie sich aneinanderreiben. Aber sie widersteht der größten Kälte; denn sobald es taut, ist sie wieder frisch, als wäre sie neu erblüht, entfaltet beglückt ihre weißen, zart geäderten Kelchblüten, jeden Strahl auffangend, und senkt bei wildem Schneegestöber ergeben das Köpfchen, um die goldenen Staubgefäße und Nektarien vor Nässe zu schützen. Die Bestäubung besorgt bei den Schneerosen fast nur der Wind, denn sie sind längst verblüht, wenn die ersten Insekten zu neuem Leben erwachen. Die Schneerose der Höh' bleibt aber auch dann noch schön. Während ihre verblühten Schwestern im Tal unansehnlich grün werden, färbt sie die Höhensonne so blutrot, daß sie aus den harten grünen Blättern nicht weniger herausleuchtet als in ihrem schneefarbenen Winterkleide.

Bergküchenschelle, die Kuhschelle des Hochgebirges.

Dann ist sie aber nicht mehr allein. Die winzigen Soldanellen sind nicht weniger tapfer. Während ihre zarten roten Stengel noch im Schnee stecken, läuten sie mit den zerfransten Glöckchen den Bergfrühling ein, der so lange auf sich warten läßt, dann aber um so schöner ist.

Wenn die Berge im Donner der Lawinen erwachen, wenn es unter jedem Stein gluckst und durch jeden Graben ein Bächlein springt, erst klein, aber bei jedem Stein an Größe und Kraft gewinnend, bis es endlich als brausender Wildbach das Tal erreicht, wenn die Ringdrossel zetert, der Schwarzspecht seine Bruthöhle zimmert und die Alpendohlen Hochzeit halten, wenn jeder Stein im prallen Sonnenschein glühend

Blütenpracht der Pelzanemonen.
(Phot. C. Brandt.)

wird, dann strömt ein Duft von den Kalkwänden, so würzig und kräftig, daß sich Kranke daran gesund riechen könnten, an der Primula auricula, dem Petergstamm. Wo nur irgendeine Ritze im nackten Fels ist, überall leuchten aus den fleischigen, mit Mehlstaub eingepuderten Blättern seine goldgelben Blüten hervor. Er ist so recht ein Kind der Sonne. Wo die Luft von der Widerhitze über den Kalkfelsen zittert, trägt sein Schaft zehn bis zwölf Blüten. An Erde ist er sehr bescheiden; aus dem verwitterten Kalkstein holen sich seine Wurzeln Kraft, aber die Blüten erweckt einzig die Sonne.

Auch auf den Almen hebt ein Blühen an. Weiße und gelbe Anemonen, Fingerkraut und Lerchensporn, der steife Pyramiden-Günsel und

Frühling im Oberengadin: Krokuswiese bei Maloja.
(Phot. Albert Steiner.)

Soldanellen oder Alpenglöckchen.
(Phot. C. Brandt.)

Silberwurz, die Bergnymphe, mit ihren milchigweißen Blüten sonnen sich. Zwischendurch leuchtet, wie ein Stück blauester Himmel, der Enzian. Dem ersten Sonnenstrahl öffnet sich sein tiefblauer Kelch. Du Glücklicher, der du die ganze Fülle Sonnenlichtes in dich aufzunehmen vermagst! Wenn die Sonne aber, Abschied nehmend, die Gipfel der Berge vergoldet, faltet sich sorgsam ein Kelchzipfel um den andern über den weißen Griffel, der wie ein kleiner Lichtelf von der zärtlichen Berührung goldhaariger Hummeln träumt. — Und höher, wo das niedrige Almgras zurückbleibt und der Fuß im schwellenden Teppich von Gletschermoos und grauen Flechten versinkt, wächst ein zottiges Blümlein, die Bergküchenschelle. „Almtreapele" heißt es bei den Bauern im Nockgebiet, und so derb das Wort auch klingt, so viel heimliche Zärtlichkeit steckt darin. Von den krausen Blättern bis zum äußersten Blütenzipfel ist es seidig behaart. Anfangs steckt die lilafarbene Glocke noch tief in der wolligen Halskrause, duckt sich noch tiefer hinein, wenn der Sturm mit Schneeflocken um sich wirft oder die Wolken mit ihrer triefenden Nässe den Boden fast streifen. Aber den glückspendenden Sonnenstrahlen bietet es sich mit aller Hingebung dar, dann wird aus der lila Glocke ein leuchtend weißer Stern.

Wer einmal den Blumen so tief unter die Blütenhäubchen sieht, daß ihm die Staubgefäße wie goldene Äuglein entgegenleuchten, wer einmal beobachtet, wie sie bei den ersten Strahlen der Morgensonne erwachen, wie sich Blatt um Blatt in fast unmerklicher Bewegung öffnet, wie sie, zitternd vor Glück, das Köpfchen erheben, um das goldene Licht zu trinken, der weiß, was für feine, stille Seelchen diese liebsten Kinder der Sonne haben.

Enzian, eine geschätzte und — an vielen Orten geschützte Alpenblume.

IN DER HAUPT-STADT DÄNE-MARKS

ZEICHNUNGEN
VON
MARTIN FROST

SCHLOSS AMALIENBORG IN KOPENHAGEN,
DIE RESIDENZ DES KÖNIGS

SCHLOSS FREDERIKSBORG,
DIE FRÜHERE SOMMERWOHNUNG
DER DÄNISCHEN KÖNIGE

DER FISCHMARKT IN KOPENHAGEN

Die Leute von Nossimena

Eine Erzählung aus Madagaskar von Max Mezger

(7. Fortsetzung.)

Frauen kamen und trugen Körbe voll der schönsten Früchte als Geschenke ins Fort. Aber Vinays Koch mißtraute den Danaern. Die Hühner, die er an den Früchten picken ließ, überlebten selten ihre Genäschigkeit. Einmal zeigte der Koch dem Sergeanten, wie beim Rupfen eines Huhnes, das er soeben lebend gekauft hatte, milchige Flüssigkeit aus den Federkielen tropfte. Dies bedeutete einen ganz neuartigen Versuch, den tödlichen Saft des Tangenbaums an die richtige Adresse zu bringen.

Vinay war kein Charakter von bedeutenden Ausmaßen, aber er war Franzose. Es ist wohl kein Zufall, daß gerade die Franzosen das Sprichwort geprägt haben: „Tout homme regardé est brave.“ — Ein Mann, dem man zusieht, ist immer tapfer. Vinay wußte, daß man ihm von Antananarivo aus zusah und seine Expedition mit Aufmerksamkeit verfolgte. Das genügte, ihn bis in die letzte Faser seines Wesens mit Bravour zu erfüllen. Er setzte Eitelkeit direkt in Kraft um. Aus dieser einzigen Quelle floß all sein Denken und Handeln. Große Menschen führt solche Eindeutigkeit geradeswegs in die Höhe, aber der arme Sergeant war nur ein kleiner, unwissender Troupier, dessen Horizont von Kaserne, Kneipe und Bordell fast völlig umgrenzt war. So mündete sein leidenschaftlicher Ehrgeiz meist nur in blindem Eigensinn und brüllender Brutalität. Aber auch damit kommt man ein ganzes Stück weit.

Seine Leute sagten von ihm: „Nüchtern gleicht er einem Teufel, aber betrunken einer ganzen Hölle voll von Teufeln.“

Und doch war sein Kampf nicht ohne Größe. Von seinen Leuten gefürchtet und gehaßt, von Nenesse, der mehr Gelegenheit hatte, ihn in der Nähe zu sehen, gefürchtet und verachtet — inmitten eines feindlichen Volkes, das Tag und Nacht auf seinen Untergang sann — unter der zermürbenden Wirkung eines Ozeans von Nässe, der tropfenweise auf ihn herunterrieselte — nach allen Seiten von der tödlichen Umarmung des lianenversponnenen Urwalds umschlungen — wühlte er trotz allem wie ein blinder Maulwurf seinen Weg.

Er zwang seine Leute Tag für Tag zu harter Arbeit. Selbst wenn der Absinthrausch wie Watte in seinem Hirn lag, glühte irgendwo noch ein Funke seines Wollens, so daß er mitten in der Nacht aufsprang und die Posten revidierte. Nicht einmal in den Augenblicken dumpfer Wollust verließ ihn seine gespannte Wachsamkeit. Von den braunen, talkduftenden Schönheiten, die Nenesse ihm zuführte, teilte keine zweimal sein Lager, und keine konnte sich rühmen, ihn mit geschlossenen Augenlidern gesehen zu haben.

Aber die Arbeiten schritten nur langsam vor. Viel zu langsam für seine zehrende Ungeduld.

Um dem Klima auf die Dauer widerstehen zu können, mußten Häuser aus Stein errichtet werden. Es mußten Wege gebaut und Brücken geschlagen werden. Aufklärungsmärsche waren im weiten Umkreis zu unternehmen, und der militärische Drill der Mannschaft erforderte unablässiges Exerzieren und Schießübungen.

Schließlich sah sich Vinay genötigt, vom Oberkommando Verstärkung zu fordern. Bis zu ihrem Eintreffen versuchte er auf alle erdenkliche Weise, die Bevölkerung zur Arbeit heranzuziehen. Er ließ die Dorfältesten aufs Fort holen und hielt ihnen eine Rede, die seiner Ansicht nach sehr versöhnlich war. Er versprach ihnen große Geschenke, wenn sie Männer aus den Dörfern zur Arbeit aufs Fort schickten. Da er aber nur französisch sprach, mußte Nenesse als Dolmetscher dienen. Jedoch dieser gelbgrüne Edelmann hatte nicht dieselben Interessen wie sein Vorgesetzter. Amparihy gefiel ihm gar nicht. Er hatte nur den einen Wunsch, das Unternehmen scheitern zu sehen und an die Küste zurückzukehren, wo es Edelfrauen gab, die ebenso gelbgrün waren wie er. Er sehnte sich sehr danach, mit ihnen unter Kokospalmen zu wandeln, Ingwer zu kauen und kreolische Lieder zu singen.

Deshalb durchflocht er die Rede des Sergeanten bei der Wiedergabe mit so fürchterlichen Drohungen von Nasen- und Ohrenabschneiden, von Spießen, Pfählen und Brennen, daß die alten Herren hellgrau erblaßten und wie auf Kommando davonrannten.

Vinay, der keine Ahnung von der tückischen Ursache dieser Panik hatte, nahm sie für den Ausdruck hartnäckigerBöswilligkeit. Er geriet in großen Zorn, fluchte, tobte und befahl, auf die Flüchtigen zu schießen. Aber dank ihrer virtuosen Geschicklichkeit in der Ausnutzung des Geländes, war kein Schatten eines Bürgermeisters mehr zu sehen, auf den man hätte schießen können.

Jetzt ließ Vinay jede Rücksicht fallen und begab sich offen auf Menschenjagd. In den Dörfern wurden Razzias abgehalten, und wo immer der Besatzung ein unvorsichtiger Waldbewohner in die Hände fiel, wurde er gefangengenommen und gefesselt ins Fort geschleppt.

Auf diese Weise brachte er es auf ungefähr hundert Gefangene, aber es war schlechtes Material. Die jungen und kräftigen Burschen ließen sich nicht so leicht erwischen.

Die armen Teufel, die auf diese Weise zum Frondienst gepreßt wurden, mußten untertags Steine und Holz schleppen, wobei sie ständig von scharf geladenen Gewehren bedroht wurden. Nachts wurden sie in ein Erdloch — einen Silo — getrieben, das man zur Sicherheit mit schweren Balken bedeckte.

XI. Die Verstärkung.

Nach einigen Wochen traf die erbetene Verstärkung ein: fünfundzwanzig ausgewählt kräftige junge Leute unter der Führung eines hochgewachsenen, braunen Korporals, der sich beim Sergeanten meldete: „Korporal Kutavu mit 25 Mann zur Stelle.“

Es war wirklich Kutavu, Jabankutavus Sohn aus Nossimena. Er hatte erfahren, daß es in der Nähe seiner Heimat etwas zu tun gab, und hatte auf Verwendung seines ihm wohlgesinnten Leutnants hin die Abkommandierung nach Amparihy erreicht.

Der Sergeant musterte den sehr willkommenen Machtzuwachs mit Befriedigung, wogegen Nenesse die unbequeme Konkurrenz mit giftigem Mißtrauen betrachtete. Kutavu sah gar nicht danach aus, als ob er Nenesses Anspruch, als Zweithöchstkommandierender im Fort zu gelten, anerkennen würde. Dazu stellte sich noch heraus, daß dieser Wilde, wie Nenesse ihn hochmütig nannte, genügende Kenntnisse im Französischen besaß, um ohne Dolmetscher mit dem Sergeanten reden zu können.

Auch Rasua war mitgekommen. Tapfer wie ein Soldat hatte sie die heißen Tagemärsche zurückgelegt und abends den Reis für die Truppe gekocht.

Der Sergeant wies den beiden ein Quartier an, das von den Mannschaftsräumen gesondert war, und freute sich, ein weibliches Wesen im Fort zu haben, das zu der Truppe gehörte, und von dem keine Verrätereien zu befürchten waren.

Rasua wartete keine Befehle ab und kümmerte sich auch um keine. Sie ließ auf die selbstverständlichste Weise von der Welt ihre Hausfrauentalente walten. Zuerst schaffte sie in des Sergeanten Haus die vielen leeren Flaschen beiseite. Es war erstaunlich, wieviel Platz dadurch gewonnen wurde. Sie kehrte und wusch, breitete frische Matten aus, kommandierte den Koch und die Ordonnanzen und schob Nenesse lachend, aber unmißverständlich beiseite, wenn er ihr in die Quere kam.

Als der Sergeant den ersten Curry kostete, den Rasua nach Pater Benediktus' Rezept bereitete, war ihre Position befestigt. Sie bekam unumschränkte Vollmacht für die wirtschaftliche Leitung des Forts.

Ebenso brachte Kutavu einen Strom frischer Luft ins Fort. Sein Überschuß an Lebenskraft wirkte ansteckend auf die Mannschaft, und die völlige Unbekümmertheit, mit der er dem Sergeanten gegenübertrat, wirkte wie eine Erlösung, denn es bringt Unbequemlichkeiten mit sich, in der Rolle des Popanzes festgefahren zu sein.

Obwohl der aufmunternde Einfluß Kutavus sich bis auf die Gefangenen erstreckte, schritten die Arbeiten für die Ungeduld des Sergeanten immer noch zu langsam vorwärts, besonders seit ihm der baldige Besuch eines inspizierenden Hauptmanns angekündigt worden war.

Eines Tages, als der Sergeant infolge eines mit Bananen gefüllten Truthahns ungewöhnlich herablassend gestimmt war, fragte ihn Kutavu:

„Herr Sergeant, warum arbeitest du mit halbtoten Gefangenen? Laß doch die Knochengestelle laufen. Sie arbeiten wenig und brauchen die halbe Mannschaft zur Bewachung.“

„Du bist ein Kujon“, sagte der Sergeant. „Das verdammte Gesindel will ja nicht einmal gegen Bezahlung arbeiten. Wenn wir keine Gefangenen haben, so haben wir überhaupt keine Arbeiter. Bring mir kräftige Freiwillige, dann kannst du mit den Gefangenen machen, was du willst.“

„Es gilt, Herr Sergeant“, sagte Kutavu. „Gib mir eine Woche Urlaub und fünf Mann mit ebenso vielen Gewehren, dann bringe ich dir so viele Arbeiter, wie du haben willst. Aber du mußt mir versprechen, für jeden Arbeiter, den ich dir bringe, zwei Gefangene freizulassen!“

„Höchstens einen“, sagte der Sergeant. „Bring mir nur erst die Arbeiter, du Großmaul, dann können wir ja sehen.“

Am nächsten Morgen meldete sich Kutavu mit fünf seiner besten Kameraden beim Sergeanten ab und zog sehr vergnügt zum Tor

hinaus. Der Sergeant ließ ihn knurrend ziehen, denn die Sache war ihm schon wieder halb leid geworden. Er glaubte nicht daran, daß Kutavu mit fünf Mann fertigbringen könne, was ihm selbst mit Einsatz der ganzen Mannschaft nie gelungen war.

Aber Kutavu dachte nicht im entferntesten daran, eine Razzia nach Art des Sergeanten zu veranstalten. Er hatte sich einen viel lustigeren Plan zurechtgelegt:

Das bergige Waldland eignete sich schlecht zur Anlage von Reisfeldern, deshalb waren seine Bewohner auf die Kultur der Maniokwurzel angewiesen, die sie auf mühsam gerodeten Waldlichtungen anbauten. Aber es lebten mehr Wildschweine in den Wäldern als Bewohner in den Dörfern, und ein Wildschwein gräbt eine Maniokwurzel viel schneller aus, als ein Madegasse sie einpflanzt. So gab es einen unaufhörlichen und erbitterten Kampf zwischen Mensch und Schwein um die tägliche Wurzel.

Da kam Kutavu mit seinen Gewehren und lud die Dorfleute zur Wildschweinjagd ein. Er wurde begeistert aufgenommen. Man kannte ihn und seinen Vater in Nossimena und war froh, daß endlich einmal ein Mensch aus der Gegend da war, mit dem man reden konnte. Reden hieß in diesem Falle Schimpfen, und es gibt auch in Madagaskar nichts, was die Menschen so rasch verbindet wie gemeinsames Losziehen über andere. Dazu noch die Aussicht auf Wildschweinjagden mit Gewehren, deren Wirksamkeit sie ja inzwischen kennengelernt hatten. Die Stimmung im Wald besserte sich erheblich.

Kutavu bewährte seine Meisterschaft im Organisieren von Jagden. Man zog in hellen Haufen und mit großem Geschrei durch die Wälder. Man knallte nach Herzenslust und nahm selbst nachts Einkreisungen vor. Die armen Wildschweine hatten einen solchen Aufruhr noch nicht erlebt, und viele überlebten ihn nicht. Es war eine Art Jüngster Tag für sie angebrochen.

Der Sergeant wußte nicht, was er daraus machen sollte, als er es Tag und Nacht rings ums Fort knallen hörte. Er vermutete Kutavu im Kampf mit den Waldleuten und glaubte, ihn nie mehr lebendig wiederzusehen. Aber Nenesse hielt ihn davon ab, irgendwie einzugreifen. Er meinte, es wäre besser, Kutavu allein ausessen zu lassen, was er sich eingebrockt habe. Es wäre zu gewagt, es bei der ohnehin schon gespannten Lage zu einem offenen Kampf kommen zu lassen.

Wenn Nenesses Wünsche Fernwirkung gehabt hätten, würde es Kutavu nicht viel besser gegangen sein als den Wildschweinen.

Inzwischen hatte sich der junge Korporal so recht in die Herzen der Waldleute hineingejagt. Es ging hoch her in den Dörfern, wie immer, wenn Kutavu die Führung hatte. Man jagte. Man schmauste Wildschweinbraten. Man hielt Versammlungen ab. Man redete, schimpfte oder tanzte, wie es gerade die Stimmung erforderte. Als Kutavu spürte, daß seine Beliebtheit ungefähr den Höhepunkt erreicht hatte, rückte er mit seiner diplomatischen Mission heraus.

„Gott segne euch, meine Freunde", sagte er. „Ihr seid zahlreich und stark. Ihr seid tapfer und habt stets über eure Feinde gesiegt. Aber es waren Feinde, die euch glichen. Es waren braune Leute wie wir. Mit den Fremden, die jetzt die Herren im Lande sind, ist es etwas anderes. Ich sage euch, ihr wißt nicht, wie viele davon da sind! In Diego Suarez, in Tamatave, in Antananarivo und noch näher, in Fianarantsoa. Ihr wißt auch nicht, wie viele Gewehre sie haben. Und keiner von euch hat die ganz großen Gewehre, die Kanonen, gesehen. Ihre Stimme ist wie der Donner in den Bergen. Ein einziger Schuß läßt ein Dorf in die Luft fliegen wie Reishülsen im Wind. Daß ihr schließlich den Sergeanten verjagen könnt, daran zweifelt niemand. Aber alle die anderen, die dann an seiner Stelle kommen, mit Gewehren und Kanonen, die könnt ihr niemals verjagen. Gott segne euch, meine Freunde, ihr könnt mir glauben — ich war in ihren Städten und habe alles gesehen — es ist, wie ich euch sage. Wenn ihr nun schon einmal mit dem weißen Teufel da oben hausen müßt, ist es besser, ihr macht ihn euch zum Freund und helft ihm das Fort bauen. Je früher es fertig ist, desto eher bekommt ihr Ruhe. Das ist es, was ich euch sagen wollte."

Als Kutavu geendet hatte, erhob sich ein großes Geschrei. Die bösesten Geister und die entsetzlichsten Krankheiten wurden inständig beschworen, den Sergeanten und alle Fremden zu vernichten. Man spuckte in das Feuer und warf Kot in den Wind, in der Richtung des Forts. Aber es half nicht sofort!

Als das Geschrei wieder zu Reden abflaute, wurden es Dauerreden. Wer einmal das Wort hatte, übte Obstruktion. Endlich ging man dazu über, das Problem mit dem Schweinebraten zugleich durchzukauen. Da vernahm man schon einzelne Stimmen, die Kutavu recht gaben.

Das war der Augenblick für ihn, seinen besten Trumpf auszuspielen. Er versprach die Freilassung der Gefangenen und noch dazu die Widerholung der Wildschweinjagden in regelmäßigen Abständen.

Zuerst stimmten natürlich die Frauen diesem Vorschlag zu, die ihre Männer als Gefangene im Fort sitzen hatten. Dann willigte die Jungmannschaft ein, die für Kutavu schwärmte und mehr an die versprochenen Jagden als an die drohende Arbeit dachte.

Wie es in solchen Fällen meistens zu gehen pflegt, wirkten die Zauderer und Kopfschüttler bald langweilig und wurden überstimmt.

Kutavu tat in der gewohnten Weise das seinige, um der Sache einen amüsanten Anstrich zu geben. Er brachte den jungen Leuten die ersten Exerzierkünste bei, ließ sie mit den Gewehren schießen und zog schließlich unter militärischen Allüren mit seiner Kolonne von Dorf zu Dorf. Die Kinder liefen voraus und die jungen Mädchen hinterdrein. Es war nicht viel anders als bei uns, wenn die Rekruten zur Musterung zogen. Soldatenspielen gehört nun einmal zum Vergnügen der Männer.

So kam es, daß Kutavu, als die Woche um war, an der Spitze eines stattlichen Zuges ins Fort marschierte und sich bei dem erstaunten Sergeanten meldete:

„Korporal Kutavu mit hundert Freiwilligen zur Stelle."

Nenesse sah aus, als ob er mit Grünspan überzogen wäre, aber der Sergeant konnte seine Befriedigung nicht verhehlen. Nur als Kutavu um die Freilassung der Gefangenen bat, zeigte er noch einen Rest von Mißtrauen und sagte, er wolle die Freiwilligen erst bei der Arbeit sehen.

In den nächsten Tagen entwickelte sich im Fort ein bis dahin unerhörtes Leben. Kutavus Freunde machten es nicht anders als die Holzfäller des Paters Benediktus. Steine, Baumstämme und Bretter gerieten in Bewegung, als hätten sie eigenes Leben. Kutavu war überall, und der Sergeant hatte nichts mehr zu tun, als möglichst weit vom Schuß zu bleiben, denn seine anfänglichen Versuche, persönlich das Kommando zu übernehmen, waren von keinerlei Erfolg gekrönt. Die übermütige Gesellschaft ließ immer irgend etwas Schweres gerade nach der Richtung fallen, wo er stand, so daß er sich nur durch Seitensprünge retten konnte, die mit der Würde eines Festungskommandanten schlechterdings unvereinbar waren.

Als die Dächer sich über die Neubauten zu breiten begannen und der Tag der erwarteten Inspektion naherückte, befahl Vinay, die Gefangenen freizulassen. Er kannte das Leitmotiv von der „Pénétration pacifique" und legte keinen Wert darauf, vor dem inspizierenden Herrn ein halbverhungertes Gefangenenkorps defilieren zu lassen.

Die alten Leute ließen es sich nicht zweimal sagen und kugelten mehr, als sie liefen, den Berg hinunter, mit dem festen Vorsatz, nie im Leben wieder in Reichweite des Forts zu geraten.

Kutavus Lob wurde in allen Hütten gesungen. Das Fort begann seinen Schrecken zu verlieren. Die Waldleute kümmerten sich kaum mehr um den Sergeanten und sprachen nur noch von seinem Korporal.

XII. Des Sergeanten Glück.

„Mon cher Vinay," sagte der Hauptmann am Tage der Inspektion, „ich bin aufs angenehmste überrascht von allem, was ich hier gesehen habe. Die Wege und Brücken, die Bauten, die Einrichtung des Forts sowie der Verteidigungsanlagen sind mustergültig. Aber den größten Wert messe ich — und, wie ich weiß, auch das Generalgouvernement in Antananarivo — dem Umstand bei, daß es Ihnen gelungen ist, dies alles auf so vollkommen reibungslose Weise zu schaffen. Ja sogar mit der freiwilligen Hilfe der eingeborenen Bevölkerung. Dies setzt ein ungewöhnliches Maß an Takt und Geschicklichkeit in der Behandlung der Bergvölker voraus. Sie haben sich hierdurch nicht nur den Dank der Kolonie, sondern auch den von ganz Frankreich verdient. Ich werde an geeigneter Stelle dafür sorgen, daß Ihre Pionierarbeit an einem so schwierigen und exponierten Platz die gebührende Anerkennung findet. Ich werde überdies vorschlagen, daß das Fort künftighin nicht mehr Amparihy, sondern Fort Vinay heißen soll, damit Ihr Name für alle Zeit mit Ihrem Werk verknüpft bleibe!"

Ja — der Silo war unter aufgehäuftem Baumaterial wohlversteckt, und Kutavu war nur ein brauner Soldat, der mit den anderen stramm stand, als der Hauptmann die Front abschritt. Auch zweifelte der Sergeant selbst keinen Augenblick an der Richtigkeit dessen, was der Hauptmann zu seinen Gunsten feststellte. Er schrieb sogar das begeisterte Lob, das sein hoher Vorgesetzter Rasuas goldbraun gebratenen Perlhühnern spendete, auf sein eigenes Konto.

Beim Dessert wurde der Hauptmann gemütlich. Da ihm das Budget dieses Abschnittes der Kolonie unterstand, rechnete er sich aus, wieviel durch die Arbeit der Freiwilligen an Ausgaben erspart worden war, und nahm im Geist eine Buchung vor, die nicht ganz ohne Zusammenhang war mit seiner geplanten Urlaubsreise nach Paris und den Bedürfnissen der ihn dort sehnsüchtig erwartenden Mademoiselle Suzette.

„A votre santé", sagte der Hauptmann und erhob sein Glas.

„A la vôtre, mon Capitaine!" erwiderte geschmeichelt der Sergeant. Da in der französischen Armee die Offizierslaufbahn auch verdienten Unteroffizieren offen steht, sah Vinay bereits die Goldstreifen des Souslieutenant auf seinen Ärmeln glänzen und war nicht weit davon entfernt, sich als Kameraden des Hauptmanns zu betrachten. — — —

(Fortsetzung auf Seite 914.)

Schnell — um das flüchtige Wort festzuhalten
Klar — um ein Bild Ihrer Persönlichkeit zu geben

Für den verwöhnten Geschmack — der Luxushalter „Perl in Schwarz."

Das patentierte Kugelgelenk des Parker-Füllhalterständers ermöglicht es, den Parker Duofold nach jeder Richtung frei zu bewegen.

Der Parker Duofold bringt Ihnen eine neue, eine leichtere Art des Schreibens!

Unter den Federtypen des Parker Duofold finden Sie bestimmt die Feder, die Ihrer Schreibgewohnheit entspricht, die Feder, durch die Ihre Handschrift zum klarsten Ausdruck Ihrer persönlichen Eigenart wird. Von der Parker-Feder werden Sie sagen: „Ja, sie schreibt leicht und elegant, es ist die Feder, die ich schon lange suchte." Mit der Parker-Feder können Sie schnell schreiben, wenn es gilt, einen flüchtigen Gedanken schnell aufs Papier zu bringen — und klar und charakteristisch, wenn im Brief oder Gesuch Ihre Handschrift ein richtiges Bild Ihrer Persönlichkeit dem Empfänger vermitteln soll.

Es ist nebensächlich, ob Sie eine schwere Hand haben oder ob Ihre Handschrift ganz drucklos ist, da die hochgradige Elastizität der Parker-Feder ausgleichend wirkt. Die Feder schreibt schon bei druckloser Berührung mit dem Papier und ermöglicht ein Schreiben ohne Absetzen, das in einer Handschrift so angenehm auffällt. Die Grösse des Halters lässt den Parker Duofold gut in der Hand liegen, die günstige Gewichtsverteilung beugt der Ermüdung Ihrer Hand vor.

Was verlangen Sie von einem modernen Füllhalter? Leichtes Füllen: Den Parker Duofold füllen Sie in wenigen Sekunden. – Haltbarkeit: Die Federspitze ist aus Osmiridium gefertigt und zeigt noch nach Jahrzehnten keine merkliche Abnutzung, die Hülse des Halters ist unzerbrechlich.

Gehen Sie in ein einschlägiges Geschäft und erproben Sie den Parker Duofold. Sie werden erstaunt sein, wie leicht er schreibt. Seine geschmackvolle Ausstattung werden Sie bewundern und Sie werden zu der Ueberzeugung gelangen, dass der Parker Duofold eine wirkliche Schreiberleichterung bringt.

Preise der 4 Grössen:

35 Mk — 30 Mk — 25 Mk — 20 Mk

Füllhalterständer in Vitrolit, Portor, Onyxgelb u. -grün einschliesslich Verlängerer kosten Mk. 25,– bis 40,–. Für 2 Halter einschliesslich Verlängerer Mk. 38,– bis 85,–.

Parker Duofold

PARKER A.-G., HEIDELBERG-DOSSENHEIM

Nach der Abreise des Inspektionsoffiziers war Sergeant Vinay kein Sergeant mehr. Er nahm die erhoffte Beförderung vorweg. Aber da er nicht genau wußte, wie man sich als Leutnant benimmt, benahm er sich einstweilen wie Nero. Er kommandierte nicht mehr — er herrschte.

Trotzdem befiel ihn eine grenzenlose Langeweile.

Jetzt, da alle Ziele erreicht waren, fehlte seinen Tagen ein treibender Inhalt. Er meinte an dem ewigen Regen, den nassen Wäldern und triefenden Felsen zu ersticken. Am schlimmsten waren die endlosen Abende, an denen es totenstill in seinem Hause war.

Vorher hatte er sich oft die Zeit in Gesellschaft von Nenesse mit Absinthtrinken und Kartenspielen vertrieben. Das war gut genug für den Sergeanten Vinay. Aber für eine historische Persönlichkeit, nach der ein Fort benannt werden sollte, kam solche Promiskuität nicht mehr in Frage. Es blieb nichts anderes übrig, als den Absinth allein zu trinken, und das macht ihn bekanntlich am gefährlichsten.

Es war an solch einem bleiernen, regnerischen Abend. Er saß ganz allein hinter dem grün opalisierenden Glas. Die Azetylenlampe erschien ihm bald groß wie ein Leuchtturm, bald klein wie ein Glühwurm, der in Bogenlinien um den Tisch schwebte. Dabei fiel ihm plötzlich ein Feuerwerk ein, das er einmal bewundert hatte, und dazu ein Gassenhauer, in dem von einer Rakete die Rede war.

AUCH EIN WILLKOMM!
RADIERUNG VON OTTO NÜCKEL
(Bavaria-Verlag, München.)

Er suchte mühsam die Melodie und begann zu singen:

„Hisse — moi, Ferdinand,
Que je vois la fusante.
Ferdinand m'a hissé,
Mais je n'ai plus vu la fusée."
Ferdinand heb' mich in die Höhe,
Daß ich die Rakete sehe.
Ferdinand hat mich gehoben,
Aber die Rakete war zerstoben.

Darüber befiel ihn abgrundtiefe Traurigkeit. Er sang den Vers immer wieder. Aber sobald er zu Ende war, fiel die Stille über ihn her, vor der er so große Angst hatte.

Die Rakete war zerstoben.

Da hörte er, wie Rasua draußen die Hühner versorgte und den Stall gegen die Wildkatzen dicht machte.

Das gab seinen Gedanken eine neue Richtung. Die Rakete stieg wieder auf.

Er rief: „Rasua!" Und als sie nicht gleich kam, brüllte sein ganzer Körper: „Rasua!"

Sein Instinkt hatte recht. Rasuas urweltliche Kraft und Frische wäre wohl geeignet gewesen, ihn von sich selbst zu erlösen und festes Land in seinen Sumpf zu bauen.

Aber Rasua hatte gar kein Bedürfnis, irgend jemand zu erlösen.

Sie kam unbefangen hereingelaufen und fragte, was ihm fehle.

„Rasua," sagte der Sergeant, „komm her — trink mit mir!"

Er versuchte sich zu erheben und streckte ihr sein Glas entgegen. Aber er schwankte und verschüttete den Inhalt über den Tisch.

„Rasua," sagte er weinerlich, „komm, sei nett. Ich schenke dir einen neuen Schal und fünf Meter rote Seide!"

(Fortsetzung folgt.)

WISSEN UND LEBEN

Giftige Tiere und tierische Gifte.

Unter den giftigen Tieren stehen die Schlangen voran. Auch andere Amphibien sind giftig, doch ist ihre Zahl beschränkt, während die Schlangen zahlreiche Vertreter aufweisen, deren Organismus eine giftige Masse erzeugt, die durch eigens hierzu eingerichtete Werkzeuge auf andere Lebewesen übertragen werden kann. Die Schlangen haben zu diesem Zweck bekanntlich Giftzähne, die mit den Wurzeln auf in den Kiefern befindlichen Drüsen haften, welche die Giftsammler und -behälter bedeuten. Beim Beißen der Schlange üben die röhrenartigen Zähne, die bei den meisten Giftschlangen mit Rinnen versehen sind, auf die Drüsen einen Druck aus, so daß das Gift durch die Röhre oder die Rinnen in die Bißwunde eindringt. Die amphibischen Gifte wirken wahrscheinlich nur durch die Übertragung auf das Blut des Opfers. Während verschiedene Tiere, wie z. B. der Iltis und der Igel, auch manche Egel und Schnecken, immun gegen Schlangengift sind, besteht eine Immunität des Menschen gegen das Gift der Schlangen nicht. Das Äußere des Giftes sowie die Kraft der Giftwirkung sind bei den einzelnen Schlangen verschieden. Bei einigen ist es ölig gelb, bei der Klapperschlange weiß bis grünlich und gummiartig zäh. Schlangengift erhält sich sehr lange und ist auch nach Jahren selbst im Fäulniszustand noch wirksam. Eine der giftigsten Schlangen ist die Brillenschlange. Schon 0,03 Gramm ihres Giftes wirken tödlich. Der Biß einer satten Giftschlange soll gefährlicher sein als der einer hungrigen. Die Äußerung des Giftbisses an dem getroffenen Körper ist verschieden. Oft sind nur örtliche, oft aber auch Allgemeinerscheinungen bemerkbar, die dann ein rasches Ende herbeiführen. Kalter Schweiß bedeckt das Opfer, die Bißstelle wird brennend rot, der Herzschlag beginnt zu stocken. Auch Erbrechen kann eintreten. Blutungen aus Nase, Mund und Ohr und Zuckungen wie Krämpfe sind häufig Begleiterscheinungen. Unter den vielen Mitteln zur Bekämpfung giftiger Schlangenbisse ist das nächstliegende ein Aussaugen der Wunde und die Abbindung des betroffenen Körperteils. Das Auswaschen mit Alkohol fördert die Wirkung dieser Maßnahme. Den sichersten Erfolg aber verspricht das Ausbrennen der Wunde mit glühendem Eisenstab. — Zu den giftigen Amphibien zählt auch der in ganz Europa vorkommende Feuersalamander. Er beißt zwar nicht wie die Schlangen, um sein Gift zu übertragen, aber sein Körper scheidet ein Giftsekret aus, das sich in Hautdrüsen ansammelt. In den Salamandern ist das Salamandrin nachgewiesen, ein in Wasser lösliches Alkaloid. Im Körper des Wassersalamanders befindet sich dagegen ein flüchtiger, sauer reagierender Stoff. Der Wassersalamander verendet, wenn man ihm sein eigenes Gift in die Bauchhöhle einflößt. Giftige Tiere sind, wie der Feuersalamander, bisweilen sehr auffällig gefärbt, so daß man hier von einer Warnfarbe sprechen kann. Krähen und Häher sollen Feuersalamander nicht aufnehmen, während die Ringelnatter sie angreift und ohne Schaden verzehrt. Das Gift des Feuersalamanders macht sein Fleisch für Lurche fressende Tiere sonst allgemein ungenießbar, vermag kleinere sogar zu töten. Für seine Artgenossen selbst ist das Sekret unschädlich. Es ist festgestellt, daß größere Feuersalamander in Gefangenschaft oft kleinere verzehren, ohne sich zu schädigen. Im Westen der Kordilleren lebt eine buntfarbige Echse, die wie die Schlangen Giftzähne hat und damit eine Ausnahme unter allen Echsen bedeutet. Ihr Gift vermag Hunde und Katzen zu töten, hat aber beim Menschen nur eine mäßige Wirkung. — Unter Fischgift versteht man im allgemeinen das in sich zersetzenden Fischen erzeugte Gift, das tödlich wirken kann. Es gibt indessen auch lebende Fische, die Giftträger sind. An den stachligen Rückenflossen verschiedener Seefische befinden sich längliche häutige Säckchen, die Giftdrüsen enthalten. Hier wirkt ein Stachelstich ähnlich wie bei der Giftschlange der Biß, nur daß die Giftkraft geringer ist. An den Meeresküsten des Fernen Ostens kommt eine Fischart vor, deren Fleisch im Magen des Menschen schwere Vergiftungserscheinungen hervorruft, wie z. B. das des gefleckten Stachelbauchs, mit dessen Hilfe auch viele Selbstmorde verübt werden.

Wilhelm Hochgreve.

Der Staub in der Atmosphäre.

Die uns umgebende Luft ist in erheblichem Maße von Verunreinigungen durchsetzt, deren Gesamtheit wir als „Staub" bezeichnen. Die Zahl dieser kleinen Fremdkörper ist außerordentlich groß; in Städten fand man durchschnittlich 100000 Teilchen im Kubikzentimeter. In „reiner" Luft, also auf Bergen oder über dem freien Meer, ist die Anzahl der Staubpartikel natürlich viel geringer; doch wurden auch unter solchen Bedingungen mindestens ein paar hundert Staubteilchen gefunden. — Die Entstehung des atmosphärischen Staubes läßt sich auf verschiedene Ursachen zurückführen. So verdankt ein beträchtlicher Teil davon sein Dasein den vulkanischen Eruptionen, durch deren elementare Gewalt Milliarden feinster Ascheteilchen Tausende von Metern hoch in die Atmosphäre geschleudert werden. Auch durch die abschleifende Tätigkeit der Winde werden Staubteilchen erzeugt. Schließlich muß noch die Verbrennung organischer Stoffe erwähnt werden, die die Bildung von Ruß- und Ascheteilchen zur Folge hat; in Industriestädten ist deshalb die Luft ganz besonders staubreich (in Edinburg z. B. rund 250000 Teilchen je Kubikzentimeter). — Die außerordentlich geringen Dimensionen der Staubteilchen bewirken natürlich auch ein sehr geringes Gewicht; deshalb kommt es, rein zahlenmäßig, zu extremen Gegensätzen, wenn man die Anzahl der vorhandenen Staubteilchen auf deren Gesamtgewicht umrechnet. Man kann z. B. den Staubgehalt eines Kubikzentimeters Zimmerluft zu 100000 Teilchen annehmen; demgegenüber beträgt jedoch das Gewicht der in einem Kubikmeter (1 cbm = 1 Million ccm) Luft enthaltenen Staubmenge nach wissenschaftlichen Feststellungen nur etwa 1,6 Milligramm! Hieraus erklärt es sich auch ohne weiteres, daß die einzelnen Partikel nicht sofort zu Boden sinken, sondern lange Zeit in der Luft zu schweben vermögen. Im Zimmer kann man dies sofort wahrnehmen, wenn das Licht von außen nur durch eine kleine Öffnung einfällt; wohl jeder hat schon Gelegenheit gehabt, das graziöse Spiel dieser im Lichtstrahl auf und ab tanzenden Zwerge zu beobachten. Die Hausfrau allerdings steht dieser Romantik meist mehr ablehnend gegenüber; sie betrachtet den Zimmerstaub als lästigen Gegner, dem sie, ausgerüstet mit Putztuch und Staubsauger, in immerwährender Fehde zu Leibe rücken muß. Sie hat natürlich von ihrem Standpunkt aus vollkommen recht, aber sie ahnt wohl kaum, eine

wie wichtige Rolle dieser verachtete Staub draußen in der Natur spielt. Als atmosphärische „Verunreinigung" ist der Staub, ungeachtet solcher geringschätzigen Bezeichnung, sogar direkt unentbehrlich. Ohne seine Mitwirkung würde unser Tageslicht eine weitgehende Änderung erfahren, und da vom Lichte alles biologische Werden und Vergehen entscheidend beeinflußt wird, so würde — kleine Ursachen, große Wirkungen! — das Fehlen jener winzigen Staubteilchen eine Wandlung unseres gesamten organischen Lebens überhaupt bedingen! Zieht man nicht so weitgehende Schlüsse, sondern beschränkt sich auf die nächstliegenden Änderungen im Naturgeschehen, die jene Voraussetzung nach sich ziehen würde, so muß vor allem des Vorgangs der Wolkenbildung gedacht werden, der in engstem Zusammenhang mit dem atmosphärischen Staube steht. Dies soll im folgenden etwas näher dargelegt werden. Werden warme, feuchte Luftmassen in höhere Schichten getragen, so kühlen sie sich ab. Dies geht zunächst ohne sichtbare Anzeichen vor sich. Wird jedoch der Sättigungspunkt überschritten — das ist jener Temperaturpunkt, an dem die in einem gewissen Luftvolumen vorhandene Feuchtigkeitsmenge gerade noch in Dampfform existieren kann — so erfolgt eine Kondensation des Wasserdampfes zu flüssigen Tröpfchen. Zu dieser Verdichtung bedarf es jedoch eines „Kerns", an dem sich die Dampfmoleküle festklammern können, genau wie sich solche Dämpfe an einer festen (und dazu noch kühlen) Fläche, etwa einer Fensterscheibe, niederschlagen. In der Atmosphäre sind es nun die festen Staubteilchen, die jene wichtige Funktion übernehmen; an ihnen kondensiert sich bei Abkühlung der in der Luft vorhandene Wasserdampf, und es entstehen feinste Wassertröpfchen. Sinken diese infolge ihrer Schwere nach unten, so gelangen sie in wärmere Luftschichten, deren Temperatur nun eine Verdunstung des Tröpfchens bewirkt. Nun beginnt das Spiel von neuem: die aufsteigenden Dämpfe schlagen sich in kühleren Luftschichten wieder an Staub-Kondensationskernen nieder, worauf die gebildeten Tropfen wieder zu sinken beginnen. In einer Wolke herrscht demnach ein immerwährendes Auf und Ab, ein fortdauernder Zustandswechsel der atmosphärischen Feuchtigkeit. Der Staub aber bildet das ordnende Prinzip in diesem andauernden Kreislauf; nur die Anwesenheit seiner Teilchen bewirkt einen Zusammenhalt jener zerfließlichen, unbeständigen Feuchtigkeitsmengen. Die neuesten Forschungen haben übrigens erwiesen, daß es auch bei relativ staubfreier Luft zur Kondensation kommen kann; jene Kondensationskerne können nämlich auch von einigen chemischen Verbindungen gebildet werden, die in flüssiger Form in der Atmosphäre vorhanden sind. Doch spielen solche Erscheinungen, deren Zustandekommen von ganz speziellen äußeren Bedingungen abhängig ist, gegenüber der überragenden Bedeutung des atmosphärischen Staubes eine nur untergeordnete Rolle. Von nicht minder großer Wichtigkeit ist die Mitarbeit des Staubes an der Umwandlung der uns von der Sonne zugeführten Strahlung. Die Staubteilchen besitzen nämlich die Fähigkeit, die von der Sonne kommenden Strahlen auf ihrem Wege abzulenken, das Sonnenlicht zu zerstreuen. Am augenfälligsten zeigen sich diese „Brechungserscheinungen" in den zarten Farben des Himmels, die wir in der Dämmerung, also bei tiefem Sonnenstand, beobachten können. Je staubreicher die Atmosphäre ist, desto herrlichere Farben können entstehen; so hat man beispielsweise im Sommer 1883 beim Ausbruch des Krakatau, durch den ungeheuere Mengen feinster Staubteilchen in die Atmosphäre geschleudert wurden, wundervolle Dämmerungserscheinungen beobachten können. Unser Tageslicht selbst ist eine aus ihrer geradlinigen Bahn abgelenkte Sonnenstrahlung. In dieser „diffusen Reflexion" haben wir die gleiche Erscheinung, wie wir sie an dem ins Zimmer fallenden Lichtstrahl beobachten konnten; auch dort wurde das Licht an jedem einzelnen Staubteilchen „diffus reflektiert". Wohl ist auch bei diesen Lichterscheinungen der Staub nicht der allein maßgebliche Faktor — so erfolgt in großen Höhen die Ablenkung der Strahlen durch die Luftteilchen selbst — doch kommt ihm auch hier, genau so wie bei der oben geschilderten Wolkenbildung, eine überragende Bedeutung zu. Dr. Sandro Limbach.

Jägerlatein.

Von alters her pflegen Laien die Berichte des Weidmanns über seine Erlebnisse mit Mißtrauen aufzunehmen. Gewiß, es gibt Jäger, deren lebhafte Phantasie gelegentlich mit ihnen durchgeht, und deren Versuche, den vielen unvermuteten Wendungen, die sich bei der Jagd einstellen — es sei nur an das manchmal so überraschende Verhalten des Wildes und des Hundes, an merkwürdige Schußwirkungen u. dgl. erinnert — eine Deutung zu geben, der Logik des gesunden Menschenverstandes widersprechen. Aber man darf ruhig behaupten, daß die tollen Aufschneidereien, wie sie uns die Witzblätter auftischen, genau so gut frei erfunden sind wie die beliebten Schwiegermutterwitze und die nun schon der Vergangenheit angehörenden „Kasernenhofblüten". Wer selbst Weidmann ist, weiß, daß auf der Jagd gewöhnlich „alles anders kommt, als man denkt", und daß es dabei an Überraschungen niemals fehlt. Schreiber dieses hat z. B. selbst erlebt, daß während eines Gewitters ein Rehbock auf einen Büchsenschuß durchaus nicht zeichnete, sondern ruhig äsend etwa zwanzig Schritt auf der Wiese weiterzog und dann erst stürzte. Beim Aufbrechen stellte sich heraus, daß der untere Teil des Herzens glatt durchschossen war. Ein andermal, bei einem Waldtreiben, blieb ein Reh, das der Nachbar des Verfassers beschossen hatte, in voller Flucht mit gespreizten Läufen stehen. Als wir uns nach Beendigung des Treibens dem noch immer stocksteif dastehenden Stücke näherten, zeigte es sich, daß es längst verendet war. Solche Fälle, für die die medizinische Wissenschaft überzeugende Erklärungen hat, werden vom großen Publikum meist nicht geglaubt, sondern für Ausgeburten einer überreizten Phantasie gehalten und als „Jägerlatein" belächelt. Aber auch wenn es sich hierbei wirklich um Aufschneidereien handelte, wäre die Bezeichnung „Jägerlatein" durchaus unangebracht, denn unter diesem Ausdruck versteht man etwas ganz anderes. Das echte „Jägerlatein" ist eine weidmännisch-epische Kunstform, die eine dialogische Behandlung erfordert und bei den Vortragenden ungewöhnliche Talente und die genaueste Kenntnis des Wildes und der Jagdtechnik, außerdem aber noch ein hohes Maß von Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung voraussetzt. Meister des Jägerlateins sind nicht häufig; sie können überdies nur dann mit ihrer Kunst glänzen, wenn sie einen gleichwertigen Partner finden, was natürlich auch nur selten geschieht. Bei einem solchen „lateinischen" Redeturnier muß der erste der beiden Partner ein frei erfundenes Jagderlebnis mit verblüffender Pointe zum besten geben, bei dem alle jagdtechnischen Einzelheiten durchaus korrekt behandelt sind. Der andere muß beim Anhören dieser Münchhauseniade ebenso ernst bleiben wie der Erzähler, muß sich den Anschein geben, als zweifle er an der Wahrheit des Gehörten keinen Augenblick, und dann den Gegner mit einem ähnlichen, aber noch ungeheuerlicheren Erlebnis übertrumpfen. Dann kommt der erste wieder an die Reihe, der nun an die Erzählung des Partners anknüpft und mit einer noch unglaublicheren Geschichte aufwartet usw. Der Reiz für die meist vor Lachen erstickende Korona der Zuhörer liegt zum großen Teil in dem vollkommenen Ernst, den beide Matadore bei ihren Aufschneidereien bewahren. H—s.

ZUM NACHDENKEN

Schachaufgabe.

Von Dr. Egbert Delpp, Leipzig.
(Urdruck.)

(10—7)
Weiß zieht und setzt Matt in vier Zügen.

Kreuzworträhmen.

Bei richtigem Eintragen der Buchstaben:
a a a a c c d d
d d e e e e e e
e e h i i i i m
m m m n n n n
n o p p r r s s
s s s t u
in die Felder des Quadrats sind die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend. Die Wörter bedeuten: 1 See in Oberbayern, 2 asiatisches Reich, 3 Männername, 4 Giftstoff, 5 Strafpredigt, 6 Gegenstücke.

Rösselsprung.

	der	digt			leicht	gen	
der	ob	und	be	kommt	der	rasch	noch
rührt	lei	der	er	ist	bes	viel	we
	reizt	net	ser	führt	wer	und	
	fort	geb	und	schei	bern	ge	
wem	dran	gen	wei	ent	wort	sie	du
le	ben	doch	nig	winnst	gen	zart	mein
	we	ge			auf	ge	

Kontraste.

Jetzt, außen, überall, schmal, weit, ideal, oben, nahe, himmlisch, früh, klar, hell, neu, leicht, glatt, wohl, heidnisch, gerade, fein, eckig, bürgerlich, feucht, hochmütig, diebisch, bitter, traurig, scherzhaft, gut, glühend, hoch, weiß.

An Stelle dieser Wortbegriffe sind die Gegenteilswörter zu setzen. Die Anfangslaute dieser Kontrastwörter ergeben ein Sprichwort.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — bein — bur — de — der — e — e — el — el — fen — ge — ge — gramm — gun — iff — ke — land — lei — lip — lis — lo — ly — mas — mie — no — nu — pi — pi — ra — recht — sa — se — thar — ut — va sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen deutschen Dichter und eines seiner Werke bezeichnen. Die Wörter bedeuten: 1 Dichtungsart, 2 Heilmittel, 3 Pflanzengattung, 4 deutscher Dichter, 5 Stadt in Holland, 6 Volkskrankheit, 7 männlicher Vorname, 8 Stadt in Italien, 9 Elefantenprodukt, 10 Schauspieler, 11 Weinsorte, 12 geometrische Figur, 13 Musikinstrument.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4398.

Stufenrätsel.

Es sind Wörter zu finden, die dadurch entstehen, daß jedem vorhergehenden ein Buchstabe zugesetzt wird. Die Buchstaben dürfen bei jeder Wortbildung beliebig verstellt werden. Die Wörter bedeuten: 1 Vokal, 2 Ausruf des Erstaunens, 3 Ausruf der Klage, 4 Teil des Kanals, 5 Haustier, 6 Ruhe des Körpers, 7 dickwollenes Zeug, 8 Gartengerät.

Zahlenrätsel.

An Stelle der Ziffern sind entsprechende Buchstaben zu setzen. Die erste und dritte Buchstabenreihe, senkrecht gelesen, nennen sodann ein deutsches Sprichwort.

1.	1	2	3	4	1		Duft
2.	5	6	7	1	8	9	deutscher Dichter
3.	10	5	11	12			Musikstück
4.	10	5	13	13	12	2	Tiernahrung
5.	7	14	12	9			sangbares Gedicht
6.	5	2	15	1	8		männlicher Vorname
7.	13	14	15	12	2		Strom in Italien
8.	10	14	12	15	12	2	Krankheitserscheinung

Lösungen der Rätsel in Nr. 4396.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Hosea, 5 Hammer, 6 Menzel, 9 Semester, 12 Leona, 14 Ratte, 15 Aufgebot, 16 Raster, 17 Orla, 19 Makel, 20 Guatemala, 23 Nero, 24 Riga, 25 Matrone; senkrecht: 1 Linse, 2 Homer, 3 Amen, 4 Inserat, 5 Hamster, 7 Zelle, 8 Kanaster, 10 Meteor, 11 Hängematte, 13 Orakel, 18 Lagune, 19 Malaga, 21 Aroma, 22 Marine, 26 Trope.

Geheimschrift:

wurm e p f e g
a l u i u a
u c t n l u
star hase kalb esel

Merkrätsel: Schwerpunkt, Rotwild, Ellwangen, Kaserne, Teekanne, Federnfächer, Washington, Kranich, Leichtsinn, Zuversicht, Angebot, Irrlicht, Johannes. — Wer will, was er kann, / fängt nichts vergeblich an.

Die Sanduhr:

BERLIN
BIRNE
BIER
IRE
EI
E
ES
SIE
REIS
STIER
TRIEST

Rösselsprung:

Schweres Leid, das wir empfunden,
Wird vom Glück nicht überwunden,
Die Erinn'rung bleibt zurück;
Aber jahrelanges Glück
Ist in wenig Leidensstunden
Wie ein flücht'ger Traum entschwunden.
(Fr. v. Bodenstedt.)

Denksportaufgabe:

Technische Ausbildungskurse. Besitzer von Studebaker- und Erskine-Wagen werden gewiß die Nachricht begrüßen, daß die Studebaker Automobil-Korporation besondere Maßnahmen zur weiteren Vervollkommnung ihres Kundendienstes getroffen hat. Es handelt sich um die Einrichtung besonderer Lehrkurse zur Ausbildung des technischen Personals der Vertreter in der Behandlung von Studebaker- und Erskine-Automobilen. In Hamburg beginnt demnächst der erste derartige lehrreiche Kursus. Derselbe wird von der amerikanischen Autorität auf diesem Gebiete, Mr. C. G. Tate, geleitet, der ähnliche Schulen in Amerika mit großem Erfolg abhielt. Diese Einrichtungen sind heute zu einer nutzbringenden und unentbehrlichen Gewohnheit geworden. Für den Kursus in Hamburg ist eine besonders große Auswahl modernster Werkzeuge eingetroffen, die die Teilnehmer darin unterrichten, wie Reparaturen und Wagendurchsicht mit modernsten Hilfsmitteln schnellstens und gründlich ausgeführt werden können.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 9, 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

K. STRATIL

LEIPZIG
VERLAG I·I·WEBER

NR·4398 ☆ 27·JUNI·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

In Paris findet man unsere „Illustrirte Zeitung" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., 9., 94, Rue Saint-Lazare, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann.

Illustrirte Zeitung

LEIPZIG · BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN · BUDAPEST

NR. 4398 / 172. BAND

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

27. JUNI 1929

AUS IN- UND AUSLÄNDISCHEN BÄDERN UND KURORTEN.

Bad Neuenahr. Das neue im Lennepark am Fuße des Johannisberges und des Neuenahrer Berges geschützt gelegene Strand-Licht- und Luftbad ist unlängst eröffnet worden. Es hat eine Länge von 75 m und eine Breite von 50 m und ist rundherum mit einer 7 m breiten Anlage umgeben, der sich wiederum in einer Breite von 8 bis 10 m Rasenflächen anschließen. Für die ärztlich verordneten Liegekuren ist hier hervorragend Gelegenheit geboten. Mit diesem Strandbad sind die Arbeiten des im vorigen Jahre angelegten Lenneparkes beendet, in dem sich außerdem die Tennisplätze, ein Terrassencafé und Restaurant mit einer großen Tanzfläche im Freien befinden. Der Besuch hat in verstärktem Maße eingesetzt, so daß bereits jetzt die Frequenzziffer gegenüber dem vergangenen Jahr bedeutend überschritten ist; ein Zeichen, daß Bad Neuenahr seinen alten Ruf als Heilbad gegen Zucker-, Gallen-, Magen-, Darm-, Nieren- und Leberleiden aufrecht erhält.

Überlingen. Der größte deutsche See, auch das „Schwäbische Meer" genannt, entsendet in westlicher Richtung zwei Ausläufer, den flachen Untersee und den tiefen Überlingersee. Dieser Seeteil trägt seinen Namen nach der Stadt Überlingen und ist von eigenartiger Schönheit. Die Überlinger Landschaft erinnert durch ihre sanft geschwungenen Buchten, deren vorspringende Landzungen und Vorgebirge mit ihren lichten Hängen und Gärten, ihrem milden, gegen die rauhen Nordwinde geschützten Klima stark an die oberitalienischen Seen oder an die Riviera. Überlingen ist deshalb schon oft „das deutsche Nizza" oder „die Rivierastadt am Bodensee" genannt worden. Es liegt abseits vom großen Verkehrsstrom, was seinen Reiz noch erhöht und vor allem als Kurort für wirklich erholungs- und ruhesuchende Gäste besonders geeignet macht. Beim Gang durch die Stadt begegnet man auf Schritt und Tritt einer alten reichen Stadtkultur und Geschichte. Der mittelalterliche Charakter der einstigen freien Reichsstadt ist in großem Umfange erhalten. Als Sitz des alemannischen Herzogs Gunzo wird Überlingen bereits im Jahre 615 erwähnt. Im 12. Jahrhundert wurde Überlingen zur Stadt erhoben. In den Nachkriegsjahren entwickelte es eine äußerst rege Tätigkeit und jedem wird außer der bekannten Schönheit die große Sauberkeit und Ordnung der Stadt auffallen. Der Fremdenverkehr hat wesentlich zugenommen. Auch die sonstigen vielfachen Fortschritte lassen das Aufwärtsstreben erkennen.

Ostseebad Warnemünde. Die Saison hat voll eingesetzt, das Bade- und Kurleben entwickelt sich in günstigster Weise. Zahlreiche Anfragen und Anmeldungen lassen erkennen, daß Warnemünde, in dem sich die heilkräftigen Faktoren eines klimatischen Seebades mit ländlicher Schönheit und reichem Gesellschaftsprogramm vereinigen, wieder das Ferienziel von Tausenden sein wird, die Erholung und Zerstreuung in der Freiheit, der Sonne und des Meeres suchen. Die Orts- und Badeverwaltung haben während des Winters viele Verbesserungen und Verschönerungen durchgeführt. Neu eingelegte D- und Eilzüge vom In- und Ausland verkürzen den Reiseweg. Ein steinfreier Strand, neuzeitliche Kalt- und Warmbadanlagen, eine kilometerlange Strandpromenade, die 500 m ins Meer hinausgebaute Mole, Kur- und Konzertgarten, zahlreiche Ausflüge zu Wasser und zu Lande, tadellose Unterkunft und Verpflegung für alle Preisansprüche, sind einige der anerkannten Vorzüge dieses beliebten Ostseebades. Der Prospekt 1929 wird von der Badeverwaltung kostenlos versandt.

St. Moritzer Automobilwoche. Vor wenigen Jahren noch war Graubünden auf der Automobilkarte der ominöse „schwarze Fleck", ein Stück Erde, das sich mit einer chinesischen Mauer gegen alles umgab, was irgendwie zur Gattung Motorfahrzeug gehörte. Besserer Einsicht weichend fielen diese Schranken, und heute hat der Automobilverkehr so festen Fuß gefaßt, daß St. Moritz den Zeitpunkt für gekommen erachtet, mit einer großzügig aufgemachten Automobilwoche auf den Plan zu treten. St. Moritz hat damit einen glücklichen Griff getan; sein Name bedeutet nicht nur beste sportliche Tradition, er weckt auch das Bild einer Hochgebirgslandschaft, von der ein Nietzsche sagte, sie sei zum Erschauern schön. Bunt und mannigfaltig ist das Programm dieser Automobilwoche. Jeder findet etwas nach seinem Sinn. Es werden stattfinden am 19. August: Anfahrt der Teilnehmer: 20. August: Training für den Kilometer lancé auf der Straße Samaden — Punt Muraigl; 21. August: Kilometerrennen auf der Straße Samaden-Punt Muraigl; 22. August: Geschicklichkeitsprüfung und Training für das Bergrennen Poschiavo — Bernina-Hospiz; 23. August: Training für das Bergrennen; 24. August: Schönheitskonkurrenz und Training für das Bergrennen; 25. August: Bergrennen Poschiavo — Bernina-Hospiz, Preisverteilung. — Nicht weniger denn 200000.— Franken stehen für die Herrichtung der Straße Samaden-Punt Muraigl zur Verfügung. Damit läßt sich eine Rennbahn schaffen, wie sie bisher wohl kein schweizerisches Kilometerrennen besaß. Kenner behaupten, daß die Berninastraße von Poschiavo bis zum Bernina-Hospiz für eine derartige Konkurrenz geradezu prädestiniert sei, die an Fahrer wie Wagen gleichhohe Anforderungen stelle. Bei der Sektion Graubünden des Schweizerischen Automobil-Clubs, Ortsgruppe St. Moritz ist die Organisation in ausgezeichneten Händen. Das Rennsekretariat befindet sich im Bureau des Kur- und Verkehrsvereins in St. Moritz.

Karersee, jetzt Carezza al Lago (1670 m ü. M.) ist Höhenstation und Luftkurort ersten Ranges und liegt nur 30 km von Bozen entfernt an der herrlichen Dolomitenstraße. Täglich verkehren Auto-Postkurse in jeder Richtung. Im Privatauto ist es über vorbildliche Alpenstraßen bequem zu erreichen. Das Karerseegebiet liegt unvergleichlich schön auf sonnigem, windgeschütztem Hochplateau, umgeben von ausgedehntem Hochwald und blumigen Alpenmatten. Seine klimatischen Vorzüge und eine reiche Alpenflora sind sehr geschätzt. Das Grand Hotel Carezza besitzt eine erstklassige und in jeder Hinsicht gediegene Ausstattung und ist das führende Alpenhotel der Dolomiten, das mit seinem reichhaltigen Komfort selbst den verwöhntesten Ansprüchen genügt. Garagen für 90 Automobile sind vorhanden. Ihm ist ein Touristenhaus und Touristenrestaurant mit bescheidenen Preisen angegliedert. Auskünfte und Wegbüchlein, Reliefkarten usw. sind von der Direktion des Grand Hotel Carezza in Carezza al Lago (Prov. Bozen, Italien) jederzeit erhältlich.

Allgemeine Notizen.

Aufruf für ein Lienhard-Denkmal. Freunde des vor kurzem verstorbenen Dichters Friedrich Lienhard gründeten ein Komitee an dessen Spitze der frühere Statthalter von Elsaß-Lothringen, Exzellenz Schwander, steht. Dasselbe ruft zu einer Sammlung auf, um Friedrich Lienhard auf dem Eisenacher Friedhof ein würdiges Denkmal zu errichten. Außerdem wird eine Lienhard-Buchspende geschaffen werden, die sich für die Verbreitung der Werke des Dichters namentlich in den Volksbibliotheken einsetzen soll.

Russische Goethe-Ausgabe. Vom Russischen Staatsverlag in Moskau wurde eine Jubiläumsausgabe gesammelter Schriften Goethes in vorwiegend neuen russischen Übersetzungen in Angriff genommen. Dieses Unternehmen leitet ein besonderer Redaktionsstab. Eine Reihe junger russischer Literarhistoriker sind als Übersetzer verpflichtet worden. Im Januar 1932 sollen die ersten Bände dieser neuen russischen Goethe-Ausgabe erscheinen. Band 17 und 18 bleiben für die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes vorbehalten.

Wäschewaschen auf Reisen ist ein Kapitel, das viel Kopfzerbrechen, Ärger und Geldverlust verursacht. In einem fremden Ort weiß man nur selten, wem man seine teure Wäsche zum Reinigen anvertraut und in welchem Zustand sie zurückgeliefert wird. Wäschewaschen ist aber auf Reisen nicht ganz zu umgehen. Viele Damen waschen deshalb ihre Wäsche, um sie zu schonen, selbst. Bei farbigen Kleidern und Herrenwäsche hat das nicht geringe Schwierigkeiten. Die bunten Kleider, die farbigen Herrensachen, die man während der Reise nicht selbst waschen kann, sind ganz besonders empfindlich gegen unkontrollierbare Waschmethoden. Keinerlei Schwierigkeiten machen bei vernünftiger Behandlung indanthrenfarbige Stoffe, deren unübertroffene Waschechtheit bekannt ist. Damit verbinden sie noch die höchste heute erreichbare Licht- und Wetterechtheit, sodaß sie als ideales Bekleidungsmaterial auf Reisen bezeichnet werden können. Wer indanthrenfarbige Kleider und Wäschestücke auf der Reise mit sich führt, hat zudem den Vorteil, daß er sich nicht mit allzuviel Vorräten zu belasten braucht. Denn die indanthrenfarbigen Stücke vertragen eine häufige Wäsche, ohne im geringsten an Schönheit zu verlieren.

Tante Frieda, die beste Hausfrau im Ort, sagt .....

als meine Nichte heiratete, sagte ich zu ihr: Jeder macht dir ein Luxusgeschenk, aber ich gebe dir nur ein kleines Buch in einfachem Einband, das mich selber nichts gekostet hat — das Maizena-Kochbuch. Es enthält die besten Rezepte für Suppen, Saucen und Gemüse, Flammeris, Puddings, Torten und Gebäck. Mache guten Gebrauch von diesen Rezepten, und du wirst einen zufriedenen Mann haben und nicht in Verzweiflung nach deiner Tante rufen!

Das Maizena-Kochbuch wird Ihnen auf Verlangen gratis zugesandt!

DEUTSCHE MAIZENA G. M. B. H.
HAMBURG 15P. • MAIZENAHAUS

Continental-Qualität bringt Höchstleistung

Continental

Reisen Sie und Photographieren Sie, aber — nicht ohne den

Preis RM. 13.50

Lios

Ihr Photohändler wird Ihnen zeigen, wie man mit dem *Lios* durch eine einzige Drehung die richtige Belichtungszeit bestimmt.

Und Sie wissen: Nur richtig belichtete Aufnahmen bereiten Freude!

Verlangen Sie unsere Gratis-Prospekte!

DR. W. SCHLICHTER
G. m. b. H., FREIBURG i. Br., Barbarastr. 22.

NIEVOLL ORIGINAL REVELATION

14× verstellbar

Der NIEVOLL-REVELATION wird von uns in allen Größen zu Originalpreisen geführt. In **Vulkan-Fibre** ab Mk. **25.-**. In **Leder** von Mk. **75.-** bis Mk. **200.-**. Auf das NIEVOLL-REVELATION-Patent leisten wir volle Garantie.

Von uns zuerst in Deutschland eingeführt, erfreut sich der NIEVOLL-REVELATION bei allen, die ihn besitzen, besonderer Bevorzugung. Derselbe NIEVOLL-REVELATION automatisch 14 × verstellbar, daher immer für kurze und lange Reisen passend, beschränkt das ganze Gepäck auf nur einen Koffer.

Hauptkatalog Nr. 7 gratis und franko
Handschrankkoffer von **40** Mk. an. **Schrankkoffer** von **98** Mk. an.
Alleinige Verkaufsstelle der bekannten amerikanischen
HARTMANN-Schrankkoffer.

ROSENHAIN
Leipziger Str. 72-74 • BERLIN • Kurfürstendamm 232

Franz. Privat-Institut Sommer in **DIEPPE** Winter in **NIZZA**

Aufenthalt für junge Studenten (Knaben). Ausgez. Verpfleg., gewissenh. Aufsicht. Franz. Sprachunterricht. Familienleben. Aller Komfort. Sport (Tennis, Golf, Schwimmen, Billard usw.). Wenden Sie sich gefl. an **Herrn u. Frau DADIAN** (Ex-Dir. der Ober-Realschule), 36 bis, Faubourg de la Barre, **DIEPPE-Frankr.**

Unerläßliche Voraussetzung des Insertionserfolges ist die ständige Beeinflussung eines wahrhaft kaufkräftigen Leserpublikums, wie es in sonst unerreichtem Maße die

LEIPZIGER ILLUSTRIRTE ZEITUNG

aufzuweisen hat.

Kohlen gänzlich überflüssig

wenn man die transportable, unzählige Male erprobte und stets ausgezeichnet bewährte, ges. gesch. Marke

„Kronprinz" Petrolgasmaschine

im Haushalt hat: sie kocht, bratet, bäckt und heizt Ihre Wohnung.

70 Prozent Brennstoffersparnis!
Lieferung zoll-, fracht- und packungsfrei!

Verlangen Sie Preis- und Referenzen-Katalog.

Kronprinz-Werke Li., Kimpink
Guntramsdorf bei Wien.

1 Füllfederhalter gratis! (2 Jahre Garantie)
Fragen Sie beim Einkauf der Kaliklora-Zahnpasta

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

EIN PROMINENTES PAAR VERLÄSST NACH DER TRAUUNG DIE KIRCHE

GEMÄLDE VON ALBERT GUILLAUME

(Zu dem Hochzeits-Beitrag auf den folgenden Seiten.)

(Zu dem Hochzeits-Beitrag auf den folgenden Seiten.)

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier....

HOCHZEIT — EINE KULTURHISTORISCHE PLAUDEREI VON VALERIAN TORNIUS.

Die Hochzeit des Simson. Gemälde von Rembrandt. (Dresdener Gemäldegalerie.)

Nirgends haben Brauch und Herkommen einen so festen Bestand wie bei jenem Ereignis, das zwei Menschen zu einer Lebensgemeinschaft verbindet. So schnell sonst Anschauungen sich ändern, Geschmack und Modeerscheinungen wechseln, die Hochzeitssitten vererben sich mit ungeheuerer Zähigkeit durch die Jahrhunderte von Generation auf Generation. Das Einladen der Gäste durch den Hochzeitsbitter, der dem denkwürdigen Tag vorausgehende Polterabend, die Bekränzung der Braut, ihre Einholung, die Trauungszeremonien, das Festmahl, der anschließende Tanz — alles das sind Dinge, die namentlich unter der Landbevölkerung sich einer unerschütterlichen Stetigkeit erfreuen, womit nicht gesagt werden soll, daß der fortschrittliche Städter wandelbar sei. Aber in der schnellebigen Großstadt ist man eher geneigt, manchen alten Brauch abzustoßen.

Wenn wir nun auch über einen „eisernen" Bestand geschichtlich eingebürgerter Gewohnheiten verfügen, so gibt es doch eine Menge für unser Empfinden wunderliche Sitten, die einstmals das notwendige Zubehör des Hochzeitsritus bildeten, und die in den Anschauungen ihrer Zeit ihre Erklärung finden. Schon die Art der Freite hat im Laufe der Jahrhunderte häufig ihr Gesicht verändert. Auf die Zeit, da das Recht des Stärkeren hemmungslos regierte und das erkorene Weib einfach geraubt wurde, folgte die auffallend lange anhaltende Periode des Brautkaufs, d. h. die kommerzielle Methode der Werbung löste die faustrechtliche ab. Die Braut war ein Handelsobjekt, das meistbietend verschachert wurde. Sie selbst durfte weder ja noch nein sagen. Die Heiratspraktik des Rokokos erscheint ohne diese Methode kaum denkbar. Die Stecherkunst, die damals das Leben mit seiner ganzen Gestaltungsfülle wiederzugeben liebte, hat uns solche Zeugnisse des Brautkaufs hinterlassen. Und was berichten uns erst die Memoiren? Wie ergötzlich weiß Frau von Epinay von der Verheiratung der kleinen Mimi Bellegarde mit dem Grafen Houdetot zu erzählen! Die Verwandten der künftigen Brautleute versammeln sich in dem Hause des Herrn von Rinville, der die Vermittlerrolle übernommen hat. Nach dem Diner ergreift er das Wort und bringt die Heiratsangelegenheit der beiden Menschenkinder, die sich kaum kennen, aufs Tapet. Mimi soll weiter nichts sagen, als nur, ob ihr der Bräutigam nicht mißfalle. Die Kleine wird verlegen, eine mitleidige Dame kommt ihr zu Hilfe und erfleht für sie eine Atempause. Man überläßt die jungen Leute sich selbst, damit sie einander liebgewinnen, und eröffnet ungeniert die Verhandlungen. Nachdem man sich darüber geeinigt hat, wieviel Rente der Graf seinem Sohn und wieviel Mitgift der Herr von Bellegarde seiner Tochter zu geben habe, wird der Vertrag unterzeichnet und der Hochzeitstag in kürzester Frist festgesetzt. Noch bezeichnender ist, was der Fürst von Ligne, der letzte Grandseigneur der galanten Zeit, über seine Vermählung berichtet: „Ich komme in ein Haus, wo eine Menge allerliebste Frauen waren; verheiratet oder zum Heiraten, das wußte ich nicht. Ich kam an die Seite der allerjüngsten . . . Acht Tage darauf heiratete ich. Ich war zwanzig, meine kleine Frau fünfzehn Jahre. Wir hatten kein Wort miteinander gesprochen. So tat ich den Schritt, der als der ernsteste im Leben gilt. Ein paar Wochen lang war sie mir amüsant, nachher gleichgültig."

Da die Freite eine so formelle und materielle Angelegenheit war, brauchte der Bräutigam nicht selbst seine Werbung vorzutragen. Im Mittelalter gehörte das sogar zum guten Ton, daß der Bräutigam seinen Vater oder seinen Freund zum Fürsprecher wählte. Dieser ritt, von einer Schar Genossen begleitet, zum Hofe der in Aussicht genommenen Braut. Der Freite fehlte demnach in früheren Zeiten aller romantischer Zauber, den phantasiereiche Sänger ihr angedichtet haben; und nur da, wo geheimnisvolle Kräfte eine unbezwingbare Leidenschaft entfachten, wie im Falle der Werbung Tristans um die schöne Isolde für seinen Oheim König Marke, wächst sie über den Charakter eines nüchternen Vorgangs hinaus. Allmählich wurde der Liebende selbst der Anwalt seines Herzens. Aber jetzt hatte er wieder andere Schwierigkeiten zu überwinden, die eine für alles Gezierte und Zeremonielle schwärmende Zeit ihm durch ihre Anstandsvorschriften bereitete. Man höre, wie ein Kavalier aus vornehmem

Am Wendepunkt des Lebens. Von F. Brunery.

Die Braut geht schlafen. Französischer Kupferstich von Moreau d. J. nach A. Baudouin. (Nationalbibliothek, Paris.)

Am Hochzeitstage. Von Henri Rousseau.

Moskauer Bräute. Von S. Soudeikine.

Ein ungleiches Paar. Von C. Léandre.

Das Paar naht! Gemälde von A. Guillaume.

der Vermählten zum Schlafgemach schließt das Hochzeitszeremoniell.

Die Unmäßigkeit, die alle damaligen Genüsse kennzeichnet, nahm bei den Hochzeitsschmäusen geradezu groteske Formen an. Oft übertrafen die Kosten einer solchen Völlerei die der Tochter gegebene Mitgift. Als der Bäckermeister Veit Gundlinger in Augsburg 1496 die Hochzeit seiner Tochter ausrichtete, dauerte die Feier acht Tage, während der die 720 anwesenden Gäste 10 Rinder, 30 Hirsche, 40 Zicklein, 46 Kälber, 95 Schweine, 25 Pfauen, 1000 Gänse, 505 Wildvögel, 1500 Fische und Krebse verzehrten. Kein Wunder, daß schon am siebenten Hochzeitstage 270 Gäste „wie tot" fortgetragen werden mußten. Überhaupt haben die Hochzeiten bis tief in das 18. Jahrhundert selbst in bescheidenen Bürgerhäusern ein prahlerisches Gepräge. Man will damit seine Wohlhabenheit zeigen, will von sich reden machen und will vor allen Dingen, wenn mehrere Töchter vorhanden sind, durch den Aufwand, die Großartigkeit und Fülle der Geschenke Freier herbeilocken; denn nicht nur, daß man Gaben empfing, man teilte auch solche an die Gäste aus. Am kostbarsten aber war das Präsent, das der junge Ehemann am Morgen nach der Hochzeitsnacht seiner Frau verehrte, die sogenannte Morgengabe. Sie galt so ziemlich als der Maßstab der Liebe des Mannes. Der brave Ritter Hans v. Schweinichen, dessen Hochzeit der Fürst von Liegnitz ausrichtet, beklagt sich darüber, daß die eingeladenen fürstlichen Personen keine Geschenke gemacht hätten. „Ich gab der Braut", fügt er hinzu, „zur Morgengabe ein Halsbändlein, das mich 50 Taler kostete, mit einem Portogaleser daran, 60 flor. ungarisch an Wert."

Gegen Ausgang des Mittelalters war es Brauch, daß das Brautpaar mitsamt den Gästen in einer städtischen Badeanstalt badete, ehe die Hochzeitsfeierlichkeiten begannen. Dann tauschten Braut und Bräutigam durch Vermittlung einer Matrone von Kabine zu Kabine ihre Hemden aus. Nun erst wurden beide hochzeitlich geschmückt. Später kam die Sitte auf, daß das Hemd, das ein Geschenk der Braut war, von irgendeiner hochangesehenen Person dem Bräutigam bei dem Geleit in das Schlafgemach gereicht wurde. Doch man war insofern taktvoller, als man sich nach der Zeremonie diskret zurückzog und die Vermählten sich selbst überließ. Zwei Jahrhunderte früher mußte sich noch das Brautpaar angesichts aller Gäste und Verwandten zu Bett begeben und dabei die nicht gerade delikaten Bemerkungen der vorbeidefilierenden Witzbolde über sich ergehen lassen. Aber die Morgenvisite der Neugierigen, die sich nach dem Befinden der von Hymen Verbundenen erkundigen kommen, geht als Erbteil in das Rokoko über und gewinnt hier im Lever einen besonderen Reiz. Das junge Paar, gehüllt in eine weiße Wolke von Kissen, umstanden von einer Schar feiertagsmäßig geputzter, in Komplimenten und Schmeicheleien miteinander wetteifernder Kavaliere und Damen ist ein entzückendes Hochzeitsfinale, wie es eben nur der galante Geist des Rokokos zu ersinnen vermag.

Die unvermeidliche Hochzeitsaufnahme. Von M. Sauvayre.

Hause um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Wien freite. Erst bittet er die Eltern, wenn er mit der Dame schon bekannt ist und sich ihrer Zuneigung versichert hat, ob er ihr aufwarten darf. Nun schreibt er jeden Morgen an sie und fragt an, was sie tue, was ihr geträumt habe, wohin sie ausfahre, und wo sie speisen werde. Jede derartige Anfrage begleitet er mit einem Blumenstrauß. Hat er erfahren, wo sie speist, so ladet er sich ebenfalls in das Haus zu Gast, reicht ihr das Handwasser bei der Tafel, rückt ihr den Stuhl zurecht, legt ihr vor, bietet ihr den Trank, wenn sie danach begehrt, und unterhält sie. Nach dem Tisch werden die Zeremonien wieder fortgesetzt. So geht das drei Monate lang fort, bis der Hochzeitstag naht. Dieser wird natürlich mit großem Pomp gefeiert. Der Bräutigam fährt, ganz weiß in Silberstück, wie die Braut, gekleidet, mit einem Kranz von Diamanten, in einem Wagen — hinter ihm die männlichen Hochzeitsgäste — zur Kirche, wo die Braut erwartet wird. Nach der Trauung begibt man sich ins Hochzeitshaus, wo das Festmahl stattfindet. Nach dem Mahl beginnt der Tanz, den die Brautführer mit der Braut eröffnen. Dann tanzt das junge Paar allein, worauf sich die übrigen anschließen. Mit dem Geleit

Die Hochzeitsgesellschaft. Von Jacques Denier.

Wiederauferstandenes Rokoko: Während des im Rahmen der Berliner Festspiele veranstalteten Rokoko-Konzerts in der Goldenen Galerie des Charlottenburger Schlosses.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von R. Duschek.

Unter der Leitung des Generalmusikdirektors Dr. Erich Kleiber kamen in dem akustisch ausgezeichneten Raume die Symphonie Nr. 2 von Friedrich dem Großen, die Symphonie in A-Dur von Mozart und die Abschieds-Symphonie von Haydn durch das Kammerorchester der Staatskapelle zum Vortrag (12. Juni). Diese glänzende musikalische Darbietung wurde auch auf den Berliner und den Deutschland-Sender übertragen.

Der Elefant im Leben der Inder

TEXT UND BILDER VON HANNAH ASCH

Indien und der Elefant sind zwei untrennbare Begriffe. Die bedeutende Rolle, die der Elefant im Leben der Inder spielt, wird nur dem, der Indien selbst sieht, ganz klar. Im Straßenbild der großen Hafenstädte Bombay, Kalkutta oder Madras ist der Elefant allerdings eine ebenso große Seltenheit wie im Straßenbild von Berlin oder Leipzig. Doch in den vielen kleinen Staaten der indischen Fürsten, die sie, wenn auch mit von England stark beschnittener Macht, nach den Bräuchen ihrer Vorfahren weiterregieren, lebt auch der Elefant wie in alter Zeit mit ihnen, für sie und für das Volk.

Den Hindus ist der Elefant heilig. In der Anbetung des „Ganesha“ bezeigen sie dem Elefanten göttliche Verehrung. Dieser Elefantengott, ein Sohn Sivas, erfüllt vielseitige Aufgaben. Er gilt als Gott der Gelehrsamkeit und der Weisheit, aber er ist auch der Gott des Handels. Zu Beginn aller Handelsabmachungen steht der Name „Ganeshas“. In fast allen Läden und Bureaus der Hindus ist sein Bild vorhanden, ja sogar auf die innere Tür der Geldschränke ist er zuweilen aufgemalt.

Es gibt kaum einen Tempel, eine Höhle, eine Kultstätte der Hindus, in der nicht „Ganesha“ in irgendeiner Form angebracht ist.

„Ganesha“, der indische Elefantengott.
Bei den Hindus genießt der Elefant göttliche Verehrung. Der von ihnen angebetete „Ganesha“ (die hier dargestellte Statue befindet sich im Museum für Völkerkunde in Berlin) gilt als Schützer der Gelehrsamkeit und Weisheit sowie des Handels.

Dargestellt ist der Elefantengott als ein grotesk aussehender, dickbäuchiger Mann mit Elefantenkopf. Meist sieht man ihn mit angezogenen Beinen auf einer Lotosblume sitzen, oft auch auf einer Ratte reitend oder eine Ratte zu seinen Füßen angebracht. Eine der heiligsten „Ganesha“-Statuen aber, die in dem berühmten Tempel von Madura in Südindien, stellt ihn stehend mit einer mitraförmigen Kopfbedeckung dar. Zu dieser Statue kommen jährlich Hunderttausende von Pilgern und verrichten ihre Andacht.

Die Heiligsprechung des Elefanten stammt erst aus der Zeit der Einführung des Hinduismus. In den meisten, besonders südindischen Tempeln werden lebende Elefanten gehalten und angebetet. Die Kostspieligkeit ihrer Ernährung wird reichlich aufgewogen durch die Opfergaben der Pilger und Besucher, denn diese Elefanten sind zu geschickten Bettlern abgerichtet. Niemand kann ihnen widerstehen, wenn sie ihre kleinen Kunststücke zeigen, und niemand geht weiter, ohne seine Münze in die Öffnung am Ende des verlangend ausgestreckten Rüssels versenkt zu haben. —

Das Halten von Elefanten war früher ein Vorrecht der Fürsten. In Hinterindien hatte im alten Königreich Birma der König das alleinige Jagdrecht auf Elefanten, von denen er damals 6000 gezähmte besessen haben soll, mit deren Hilfe er wilde Elefanten fangen ließ. Der hochtönende Titel des birmanischen Königs noch um 1800, der mit „Herr der Erde und der Luft, Bruder der Sonne“ usw. begann, lautete weiter „Herr aller weißen Elefanten und aller Elefanten des Erdbodens“. Das birmanische Königreich ist längst dahin, und niemand wird sich wohl jemals wieder erkühnen, sich als „Herr aller Elefanten des Erdbodens“ zu bezeichnen. Aber in Vorderindien gehört der Elefant noch heute genau so zum höfischen Fürstenprunk wie in alten Zeiten. Jeder Maharadscha hat seine Elefantenställe und Elefantengärten. Bei allen Festlichkeiten religiöser und privater Art, bei Prozessionen und Schaustellungen erscheint der modernste Maharadscha, der schon einen großen Autopark sein eigen nennt, immer noch hoch zu Elefant. Bei solchen Anlässen werden die Elefanten mit einer Pracht und einer Kostbarkeit geschmückt, von der der Abendländer sich kaum eine Vorstellung machen kann. Eine Fülle von Gold und Edelsteinen, schwere, mit echtem Gold gestickte Decken, prächtige Thronsessel aus Gold, aus Silber und geschnitztem Elfenbein zieren die Parade-Elefanten. Erstaunlich ist es, mit welcher Geduld und Langmut die grauen Ungeheuer sich das Schmücken und Bemalen gefallen lassen. Sie schreiten mit einer Würde und Ruhe in der von Hunderttausenden umdrängten und umjubelten Prozession, als wüßten sie genau, welche Rolle sie dabei zu spielen haben.

Elefanten zum Privatvergnügen zu halten, ist wegen der enormen Futtermengen, die jedes dieser riesenhaften Tiere täglich konsumiert, eine sehr kostspielige Angelegenheit. Außerdem ist mindestens ein „Mahout“ für jeden Elefanten nötig, der ihn leitet und ihm die in der Gefangenschaft notwendige sorgfältige Körperpflege angedeihen läßt.

Sosehr nun auch der Inder in dem Elefanten eine Gottheit anbetet und sich seiner zur Schaustellung von Prunk und Würde bedient, so steht er doch nicht an, sich seine gewaltige Kraft dienstbar zu machen. Als Träger von schweren Lasten, als Reittier durch die Dschungel, als Helfer beim Holzfällen und Wurzelroden in den Wäldern, beim Transportieren und Stapeln von schweren Holzbalken in den Sägemühlen wird seine Kraft ausgenutzt. Seine Geschicklichkeit und sein schnelles Begreifen, um was es sich handelt, und was er zu tun hat, sind so groß, daß man fast mit Ehrfurcht seiner Arbeit zusieht. Manchen in den Sägemühlen arbeitenden Elefanten wird ein Haken auf den Rest eines Stoßzahnes aufmontiert. Ist der Balken, den das Tier zu transportieren hat, zu schwer, um vom Rüssel getragen zu werden, oder kann es ihn wegen seiner Länge nicht durch die Gänge zwischen den Holzstapeln bugsieren, dann legt der Elefant mit Hilfe seines Rüssels eine Eisenkette um den Balken, hängt die Schlinge über den Haken an seinem Zahn und schleift auf diese Art die riesige, unhandliche Last davon.

Einer besonders liebevollen Pflege bedürfen die Elefanten, die den Holzfällern in den Dschungeln Trägerdienste leisten und die Wurzeln herauszureißen haben. Wenn irgend möglich, werden sie jeden Tag ins Bad geführt. Wie übermütige Knaben kommen diese Kolosse dann zum Fluß getollt. Tapsig springen sie im Wasser umher, schlagen mit den unförmigen Beinsäulen auf die Wasserfläche, bespritzen sich gegenseitig, legen sich dann still nieder und lassen die Strömung über sich wegrieseln. Die Wärter gehen mit ins seichte Wasser, schrubben und waschen die mächtigen

Dolce far niente! Badender Elefant im Mahavelli-Fluß auf Ceylon.

Tiere, heben ihre Füße, untersuchen sie nach Dornen, reiben ihnen Rüssel und Ohren und säubern sie unter dem Schwanz. Wie Babys lassen sich die Riesentiere verwöhnen. Sie *blinzeln* vor Behagen, denn in die rissige Haut der Dickhäuter *setzt* sich allerhand Ungeziefer, das ihnen Jucken und Unbehagen verursacht. Deshalb sind sie ihrem Wärter dankbar für die Pflege. Andererseits aber sind sie auch sehr empfindlich gegen Quälerei und Hänselei. Wehe dem, der sie mißhandelt! Elefanten sind nachtragend in ihrem Haß. Sie haben ein gutes Gedächtnis und rächen sich oft noch nach langer Zeit, wenn es nicht gelungen war, sich bei Verübung der Quälerei sogleich zu wehren.

Dagegen bewahrt der Elefant seinem Wärter und dessen Familienmitgliedern, die ihn gut behandeln, besonders aber den Kindern, die neben ihm aufwachsen, rührende Liebe und Zuneigung, für die zahlreiche Geschichten Zeugnis ablegen. So wird erzählt, daß eines Tages einer der gewaltigsten Elefanten eines Maharadschas in Zentralindien auf dem Wege durch die Stadt plötzlich wild wurde und seinem Wärter, ehe dieser ihn zurückhalten konnte, entlief. Mit lautem Trompetengetön raste er durch die schmalen Straßen der alten Stadt und zerstörte, was ihm in den Weg kam. Kreischend flohen die Menschen. Eine Gruppe auf der Straße spielender Kinder brachte sich schreiend in Sicherheit. Doch eins davon, ein zierliches kleines fünfjähriges Mädchen erkannte in dem daherkommenden Tier den Elefanten seines Vaters, den es über alles liebte, und der auch ihm sehr zugetan war. Das Kind rief den Elefanten an, als er in ihre Nähe kam. Er stutzte, blieb stehen und sah sich um. Das Kind sprach zu ihm, schalt ihn wegen seiner Wildheit und redete ihm gut zu, wieder verständig zu sein. Der Elefant hatte mit gesenktem Kopf zugehört und ließ sich von dem winzigen braunen Kinde gehorsam zurückführen.

In manchen Familien, die einen Elefanten halten, sieht dieses langlebige Tier oft Generationen kommen und gehen und vererbt sich vom Vater auf den Sohn.

Auch heute noch gehört in Vorderindien der Elefant zum höfischen Fürstenprunk.
Zwei Elefanten aus dem Besitz eines Maharadschas, fertig zum Ausritt; links der Elefant (mit goldenem Thron) für den Maharadscha, rechts (mit Perlmutter-Sessel) für den Minister. Die Elefanten tragen edelsteinbesetzte Kappen, an den Zähnen Goldverzierungen, goldene Ketten um den Hals, Decken mit schwerer Goldstickerei auf rotem Atlas, an den Füßen Ketten mit silbernen Glöckchen.

Jumbo schäkert!
Der Elefant ist in Indien mit seinen Wärtern oft so vertraut, daß sie sich ruhig einen Spaß mit dem Riesen erlauben dürfen. (Phot. W. Gircke.)

Auch im Tode noch geehrt: Grabmal für einen Elefanten in Indien.

Der Elefant im alltäglichen Straßenleben von Jaipur (Zentralindien).

DAS SPANISCHE DORF
AUF DER WELTAUSSTELLUNG IN BARCELONA

Die Straße „Prinzipe de Viana" im Spanischen Dorf. Jedes der alten Herrenhäuser repräsentiert ein Beispiel ländlicher spanischer Architektur.

Eine typische spanische Dorfgasse im heiteren andalusischen Baustil mit den weißgetünchten Häusern, den vergitterten Fenstern und den blumengeschmückten Balkonen.

Das „Spanische Dorf", eine große Sehenswürdigkeit der Sonderschau „Die Kunst in Spanien" auf der Internationalen Ausstellung in Barcelona, ist eine geschickte Zusammenstellung typischer regionaler Bauten und eine lebensechte Darstellung des Treibens auf dem Lande zu den verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Gegenden Spaniens. Hohe Steinmauern umschließen den kleinen Ort, zu dem der Besucher durch das mächtige Tor von Avila Zutritt hat. Nur wenige Schritte trennen ihm vom Marktplatz, auf dem während der Dauer der Ausstellung Volksfeste, Konzerte, Lanzenstechen, Ritterturniere und Trachtenfeste stattfinden, eine gute Gelegenheit für den Fremden, alte, bunte Trachten und unverfälschte spanische Sitten und Gebräuche kennenzulernen. Im Hintergrunde der Plaza Mayor steht das berühmte Rathaus von Valderrobres, ihm gegenüber aber ragt der prächtige Mosaikturm der San-Mateo-Kapelle aus Castellon über die Reihe der alten, reichverzierten Herrenhäuser. Immer ist der Marktplatz von einer geschäftigen Menge belebt, wie überhaupt das Spanische Dorf kein Museum ist, sondern ein richtiger Landort, in dem der Handwerker seinem Berufe nachgeht, der Händler seine Waren feilhält. Adlige Damen haben in mehreren alten Bauten Fondas und Speisehäuser eingerichtet, wo man die spanischen Nationalgerichte, besonders aber das Cocido, kosten kann. Am Ende des Dorfes, mitten in den herrlichen Anlagen des Montjuich-Parks, liegt ein einsames Kloster im römisch-katalanischen Baustil mit einem herrlichen säulengeschmückten Patio. — Freilich, dies alles ist nur ein Abglanz der Schönheiten, die den Besucher in den Landorten selbst erwarten. E. Brunnert.

Teilansicht des Spanischen Dorfes mit reichverzierten Häusern aus verschiedenen spanischen Provinzen. Die Wappen der einzelnen Aristokratenfamilien schmücken die Fronten.

Weiße Eleganz

Neue Modelle für Sport und Spiel.

Wenn Maria Grete Ehrenstein segeln geht, trägt sie weißen Plisseerock, weißen Pullover, ebensolche Kappe und ein buntes Tuch.

Der schicke weiße Segelanzug: Leinenhose, Pullover und Südwester, getragen von der Operettensoubrette Lizzi Natzler.

Maria Grete Ehrenstein in zweckmäßigem Tennisdreß, bestehend aus kurzen weißen Hosen und weißem Pullover mit bunter Stickerei.

Unten links:

Es wirkt gut, wenn Herr und Dame zum Weißen Spiel die gleichen Farben am Dreß tragen: Der Pullover von Ernst Jung sowie Gürtel und Haarbandeau Elli Zeiningers sind blau-rot gestreift.

Unten rechts:

Die Schauspielerin Marion Mill (links) mit ihrer Tennispartnerin. Beide sind nach neuestem Schick gekleidet, tragen weiße Faltenröcke, dazu Jumper in den Klubfarben und kleine weiße Kappen.

Alle Modelle: Sporthaus Lazar, Wien.

Alle Photos: Kitty Hoffmann, Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Originell
in Formen und Farben

Abendkleid aus roter Seide; apart sind die Rückengarnitur mit Straßstickerei und der lange weite Rock.

Oben rechts:
Elegantes Abendcomplet, dessen Cape aus gold-rot durchwirkter schwarzer Gaze mit Spitzen besteht.
Trägerin: Fritzi Bub.

Rechts nebenstehend: Chiné-Seide in einer Musterung von hellstem Rosa bis zu tiefstem Rot wurde zu dieser Abendtoilette verwendet und erhält eine besondere Wirkung durch den weiten, aus großen Schleifen gebildeten Rock.
Trägerin: Trude Brionne.

Kostbare Chiné-Seide ist das Material zu diesem eigenartigen Gesellschaftskleid, das in Farben und Schnitt wundervoll harmoniert. Getragen von Trude Brionne.

Nebenstehend: Die Tänzerin Poldi Steininger in einem geschmackvollen Chiné-Taftkleid. Interessant ist die durch eine große Schleife unterbrochene Rückenlinie mit dem bis fast zur Erde verlängerten Rock.

Alle Modelle Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Alle Photos: Kitty Hoffmann, Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Die Leute von Nossimena

Eine Erzählung aus Madagaskar von Max Mezger

(8. Fortsetzung.)

Rasua begriff die Situation ohne Schwierigkeit. Sie legte, wie alle Madegassen, den natürlichen Lebensäußerungen der Menschen, wozu selbstverständlich auch die erotischen gehören, keine übertriebene Bedeutung bei und multiplizierte sie nicht mit moralischen Begriffen wie gut und böse. Sie war deshalb weder sittlich entrüstet noch persönlich gekränkt. Sie hatte nur gar keine Lust, Kutavu mit Vinay zu vertauschen. Wenige Frauen würden diese Lust gehabt haben, wenn ihnen Gelegenheit gegeben gewesen wäre, die beiden Männer zu vergleichen. Der wirre braune Bart, die hervorquellenden Augen und der vor Begierde und Trunkenheit hangende Unterkiefer des Sergeanten wären bei diesem Match keine Pluspunkte für ihn gewesen.

„Herr Sergeant," sagte sie sanft und eindringlich, „es ist nicht gut, so viel zu trinken. Du solltest ins Bett gehen."

„Ja — Bettgehen", lallte er. „Komm, Rasua, wir wollen ins Bett gehen!"

So hatte es Rasua nicht gemeint. Sie lachte und fragte, ob sie Nenesse holen solle. Sie wußte gut, daß die Beschaffung von Scheherezaden in sein Gebiet gehörte.

„Nein", brüllte der Sergeant in plötzlicher Angst, wieder mit den zerstobenen Raketen allein gelassen zu werden.

„Dich will ich haben, Rasua. Du sollst dableiben."

Er taumelte auf und stellte sich vor die Tür. Rasua dachte, er wird sich schon wieder beruhigen, und machte sich zu schaffen. Sie wischte den Tisch ab, räumte Glas und Flasche beiseite und achtete nicht weiter auf ihn.

Das benutzte Vinay, um sich hinter sie zu schleichen und sie mit beiden Armen zu umfangen.

Aber es ist nicht so leicht, eine Frau zu etwas zu zwingen, das sie nicht will. Wie ein Fisch schnellte sich Rasua mit einer einzigen Bewegung los.

Der trunkene Mann geriet ins Stolpern und landete zu Kutavus Füßen, der gerade in diesem Augenblick — ob ganz zufällig, ist ungewiß — in der Tür erschien.

Kutavu stellte den Sergeanten sorgfältig auf die Füße, grüßte militärisch und machte seinen Abendrapport, während Rasua hinter ihm ins Freie entwischte.

Nach beendetem Rapport grüßte er wieder militärisch und machte vorschriftsmäßig kehrt. Aber dann drehte er sich noch einmal um und sagte:

„Herr Sergeant, ich bitte um fünf Tage Urlaub, damit ich Rasua in unsere Heimat nach Nossimena bringen kann."

„Scher' dich zum Teufel, du schwarzes Schwein!" brüllte der Sergeant und versuchte den Stuhl nach ihm zu werfen. Aber Kutavu hatte diesen Bescheid gar nicht erst abgewartet, und der Stuhl polterte gegen die bereits geschlossene Tür.

In seiner blinden Wut tappte der Sergeant nach weiteren Wurfgeschossen und stieß dabei die Lampe um, die nun statt Licht nur noch einen infernalischen Gestank von sich gab.

Mühsam und lästerlich fluchend kroch Vinay in sein Bett, wo er, ohne sich auszuziehen, bald mit offenem Munde schnarchte — von kaltem Azetylenrauch und schwirrenden Moskitos umzogen.

So lag er noch, als Kutavu und Rasua am nächsten Morgen schon weit unten in der sonnigen Ebene wanderten.

Sie waren mehr als Liebesleute — sie waren gute Kameraden. Sie waren zwei so prächtige Exemplare ihrer Rasse, daß es jedem von ihnen schwergefallen sein würde, für den andern Ersatz zu finden. Das hielt sie zusammen.

Und nun wanderten sie am hohen Ufer des Flusses, warfen Steine nach den schlafenden Krokodilen und freuten sich auf Nossimena.

Sie dachten gar nicht mehr an die gelbgraue Wolke, die hinter ihnen lag und Ampariby verhüllte.

Am zweiten Abend standen sie am Ufer der Lagune und sahen den Rauch aus den Hütten von Nossimena gerade in die Höhe steigen. Der Monsun war schon schlafen gegangen.

Wenn man seine Heimat liebt und unerwartet nach Hause kommt, so kann man die letzten Augenblicke vor der Ankunft kaum noch aushalten. So ging es auch Kutavu und Rasua. Ihr Ruf zum Überholen klang so laut und hell, daß jeder im Dorf spürte, es kommt etwas Besonderes.

Das Fährboot schoß wie ein schwarzer Pfeil durch den Lichtkegel der untergehenden Sonne. Braune Gestalten sammelten sich am jenseitigen Ufer. Sie hörten die Hunde bellen und die Ochsen brummen.

„Tsara mena", sagte Kutavu.

„Tsara mena indrindra", sagte Rasua. Dann waren sie wieder daheim.

Ingila war groß und schlank geworden. War das überhaupt noch ihr Junge? Oder war das ein Vazaha? Pater Benediktus war deutlich in seiner Sprache und in seinen Bewegungen zu spüren. Aber seine Augen waren voll von leidenschaftlicher Bewunderung für Kutavu und von kindlicher Zärtlichkeit für Rasua.

Jabankutavu kam ihnen ruhig und würdevoll entgegen. Überschwenglichkeiten gehören nicht zum guten Ton in Madagaskar. Aber seine rote, perlengestickte Lamba hatte er doch in der Eile ein wenig schief umgewickelt, so daß ein langer Zipfel im Sande nachschleifte.

Das Herdfeuer flackerte hell unter dem hohen Spitzgiebeldach in Großvaters Haus. Es roch behaglich nach Holzrauch, Reis und Fisch. Die Wanderer spürten die gesunde Müdigkeit des Hundert-Kilometer-Marsches und genossen die Ruhe der schönen, runden, friedlichen Insel Nossimena. Das Fährboot war auf den Strand gezogen. Es kam nichts mehr von außen und ging nichts mehr hinaus — nicht einmal ihre Gedanken. Es ist schön, wenn man eine Lagune zwischen sich und die Welt legen kann.

Der nächste Tag — der einzige für Kutavu — ging rasch vorbei. Man konnte gar nicht mit Reden und Erzählen fertig werden.

Natürlich besuchten sie alle zusammen Pater Benediktus. Kutavu sah ihn mit anderen Augen an, seit er vom Sergeanten Vinay kam.

Benediktus und das Dorf waren nicht mehr zu trennen — noch weniger Benediktus und Ingila. Das konnte Kutavu deutlich spüren.

Der Großvater und der Pater wurden beide besorgt, als sie hörten, was Kutavu und Rasua von Ampariby erzählten. Der Pater lobte Kutavu, weil er sich so ruhig und beherrscht benommen hatte, und freute sich über Rasuas Rückkunft.

Jabankutavu hätte es am liebsten gesehen, wenn auch sein Sohn nicht wieder nach Ampariby zurückgekehrt wäre, aber Kutavu wollte kein Deserteur werden, und darin gab ihm der Pater recht.

Am Abend versammelten sich die Dorfleute auf dem Platz vor Jabankutavus Haus. Es wurde getanzt und getrunken, bis die Hähne krähten. Dann nahm Kutavu Abschied. Es fiel ihm diesmal schwer. Drüben über der Lagune blieb er stehen und sah nach Nossimena zurück, das sich im ruhigen Schatten seiner Bäume vom morgenhellen Wasserspiegel abhob.

XIII. Des Sergeanten Ende.

Als Kutavu am folgenden Abend ins Fort zurückkam, erwartete ihn eine böse Überraschung.

Der Sergeant hatte die zwanzig Freiwilligen, die zurückgeblieben waren, zu Gefangenen gemacht und ließ sie jede Nacht in den Silo sperren, wie er es vorher mit den Fronarbeitern gemacht hatte.

Das war so gekommen: In Kutavus Abwesenheit hatte Nenesse das Kommando über die jungen Leute erhalten, und er ließ sie dafür büßen, daß sie ihm bisher unter Kutavus Schutz keine allzu große Ehrfurcht erwiesen hatten. Er schikanierte sie mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen. Anfangs zog er dabei den kürzeren, denn sie hatten eine besondere Art, seine Befehle mißzuverstehen oder sie so auszuführen, daß etwas Lächerliches dabei herauskam.

Da steckte sich Nenesse hinter den Sergeanten und hetzte ihn gegen die Arbeiter auf. Bei dieser Gelegenheit fiel mancher Seitenhieb für Kutavu ab.

Ohne von dem Vorfall mit Rasua etwas zu wissen, merkte Nenesse bald, daß der Sergeant Groll gegen Kutavu hegte. Da sah Nenesse freies Feld und strebte tüchtig vorwärts. Er log und gab Kutavus Einfluß auf die Arbeiter, die Mannschaften und die Waldleute die Färbung heimlicher Wühlarbeit. Er tat geheimnisvoll, als ob er vieles wüßte, was er nicht sagen wollte, und ließ Gefahren vermuten, ohne sie beim Namen zu nennen.

Es hätte gar keines so großen Eifers bedurft, denn Kutavu war dem Sergeanten schon lange unbequem geworden. Er glaubte, seiner nicht mehr zu bedürfen, und ärgerte sich über die stolze und eigenwillige Haltung seines Korporals.

Schon am dritten Tage von Kutavus Abwesenheit war die Lage für die Freiwilligen unerträglich geworden. Sie versammelten sich vor Vinays Haus und erklärten, daß sie nach Hause gehen wollten.

Der Sergeant befahl ihnen unter heftigen Drohungen, die Arbeit sofort wiederaufzunehmen. Es gab Streit und einen kleinen Tumult, den der Sergeant nur zu gern als Revolte auslegte. Er befahl, die Tore zu schließen, rief die Mannschaft unter Gewehr und erklärte die Freiwilligen zu Gefangenen.

Der Silo wurde wieder bereitgemacht und die jungen Leute am Abend hineingetrieben. Er war zum Teil mit Bauschutt angefüllt und so eng geworden, daß die Gefangenen nur aufrecht, dicht aneinandergedrängt, die Nacht verbringen konnten.

Es war schon dunkel, als sich Kutavu am Abend des fünften Tages beim Sergeanten zurückmeldete, der wie gewöhnlich hinter seiner Flasche saß — zufrieden mit sich selbst und seiner straffen Regierung.

Nach erstatteter Meldung sagte Kutavu:

„Herr Sergeant, ich bitte dich darum, laß die Arbeiter frei. Sie sind freiwillig gekommen, weil du versprochen hast, daß sie nur unter meiner Führung arbeiten sollen."

„Warum bist du weggelaufen!" antwortete der Sergeant höhnisch. Aber sein Versuch, Kutavu imponierend anzusehen, endete in einem unsicheren Blinzeln.

Es war nicht der Blick eines gehorsamen Soldaten, der ihm antwortete.

„Herr Sergeant, die Leute werden unter meiner Führung die Arbeit willig vollenden — ich verspreche es dir!"

„Mach', daß du hinauskommst!" schnitt der Sergeant kurz ab. „Hier befehle ich und sonst niemand! Wenn du noch ein Wort sagst, du schwarzer Dreck, dann lasse ich dich krumm schließen!"

„Herr Sergeant..."

„Geh, geh!" brüllte Vinay und stieß mit dem Fuß nach ihm.

Kutavu nahm sich sehr zusammen und wandte sich langsam zum Gehen. Jetzt war Krieg zwischen ihm und Vinay, aber Kutavu wußte, daß im Krieg wie auf der Jagd alles auf die richtige Wahl des Augenblicks ankommt.

Aber es kam anders, und zum Wählen war keine Zeit.

Draußen drückte sich Nenesse herum und kontrollierte die beiden Posten, die mit geladenem Gewehr beim Silo aufgestellt waren. Man hatte die Öffnung mit Brettern bedeckt und noch schwere Balken darübergewälzt.

Kutavu hörte, wie die Gefangenen riefen und baten, den Deckel zu öffnen, weil sie keine Luft bekamen.

Aber Nenesse verbot den Posten, an die Balken zu rühren.

Kutavu ging zu seinen Kameraden in den Mannschaftsraum. Sie erzählten ihm, wie alles gekommen war, und wie widerwillig sie die Befehle des Sergeanten ausgeführt hatten. Aber was blieb ihnen übrig? Sie waren Fremde hier im Bergwald und in den Augen der Bevölkerung nur die Gehilfen des Bedrückers. Es gab keine höhere Instanz, die eingreifen konnte. Hier waren sie alle dem Sergeanten ausgeliefert und der Sergeant dem Absinth. Eigentlich hätte die grüne Flasche an Stelle der Trikolore am Flaggenmast hangen sollen.

Während sich Kutavu mit der Mannschaft beriet, vernahm er laute Stimmen im Hof.

Er lief hinaus und hörte, wie die Posten am Silo Nenesse in größter Aufregung beschworen, die Grube öffnen zu lassen.

Die Gefangenen erstickten! Sie hatten zu rufen aufgehört! Es war nur noch ein Röcheln, das aus der Grube drang!

Kutavu stieß Nenesse zur Seite, stürzte sich auf die Balken und begann sie wegzuzerren.

Er achtete nicht darauf, daß Nenesse zum Haus des Sergeanten lief und schrie: „Meuterei, Meuterei!"

Sinnlos vor Trunkenheit und Wut rannte der Sergeant herbei und stand plötzlich mit erhobenem Revolver vor Kutavu.

Der riß mit einem Griff dem nächsten Posten das Gewehr aus der Hand, faßte es mit beiden Händen am Lauf, schwang es in einem furchtbaren Wirbel hoch über seinem Haupt und ließ es im selben Augenblick, als der Revolverschuß krachte, auf des Sergeanten Schädel niedersausen.

Vinay sackte lautlos in sich zusammen — sein Schädel war eine blutige Masse.

Kutavu warf das Gewehr von sich und sah nicht einmal nach dem Sergeanten hin. Mit übermenschlicher Wucht stemmte er sich gegen die Balken und Bretter und brachte sie endlich zum Weichen.

Zu spät!

Zwanzig junge Leute standen aufrecht in der Grube, den Mund offen vom letzten Schrei, die Augen weiß verdreht, die Hände am Hals verkrallt, die Gesichter im Krampf nach oben gebogen.

Der, der noch vor wenigen Sekunden die Macht hatte, solch namenloses Grauen zu erzwingen, lag jetzt als ein seltsam belangloser Haufen am Rande der Grube. Einer für zwanzig.

Einen Augenblick war Totenstille. Die Laternen flackerten. Scheue Schatten huschten über die Toten und die Lebenden.

Dann füllte ein gellender Ruf das Fort, den Wald und die Berge:

„Maty ny Sergeant! — Der Sergeant ist tot!"

„Maty ny Sergeant — maty — maty!"

Die Mannschaft stürzte herbei.

„Aiza, aiza? — Wo, wo ist er?"

„Avy aty ananreo! — Kommt hierher!"

„Maty ny Mpiassa rehetra! — Alle Arbeiter sind tot!"

Wirres Durcheinander — Laufen — Rufen.

Die einen begannen die Toten aus der Grube zu ziehen. Die anderen drehten den Sergeanten um und ließen ihn entsetzt wieder fallen, als sie den zerplatzten Schädel sahen.

Der erste, der mit voller Überlegung handelte, war Nenesse.

Als der Sergeant fiel, stieg eine Welle siedender Angst in sein Hirn. Vinay war die Wand, hinter der er sich versteckt hatte. Die lag jetzt als schmutziger Schutthaufen vor ihm. Nun würden ihn alle sehen, und sie würden ihn zerreißen!

Wahnsinnige Angst um das unsaubere Gemisch seines eigenen Blutes gab ihm blitzartige Erleuchtung. Als Ablenkung war selbst der tote Sergeant noch zu gebrauchen.

Er stürzte sich auf den Kadaver und schrie:

„Izy ny kafiry! — Er ist der Mörder! Kafiry anao — kafiry anao — du Mörder, du Mörder!"

Er gab dem blutigen Bündel einen Fußtritt, daß es weit in den Hof rollte. Dann sprang er mit beiden Füßen darauf und führte einen dämonischen Tanz auf.

Das wirkte ansteckend. Alle haßten den Sergeanten. Es war etwas Neues, daß man auf ihm herumtrampeln konnte. Irgendwie mußte die Erregung sich Luft machen — jetzt war ihr eine Richtung gegeben.

Alle stürzten sich über den toten Sergeanten. Wie ein Fußball flog er hoch in die Luft und verschwand wieder unter stampfenden Sohlen.

Wer nicht in dem wild sich balgenden Knäuel war, tanzte und schrie zum Rhythmus klatschender Hände:

„Kafiry, kafiry — kafiry, kafiry."

Der Zyklon war entfesselt, und Nenesse hatte sich in sein Zentrum gerettet.

Kutavu allein stand bewegungslos. Er hatte schwere Gedanken zu bewältigen.

Niemals würden die Franzosen eine Schuld des Sergeanten zugeben. In wenigen Tagen konnten sie hier sein, und ihre Rache würde ihn, die Mannschaft und das ganze Waldvolk treffen.

An Flucht dachte er keine Sekunde — nur an Kampf.

Er — Kutavu — wird gegen Frankreich kämpfen. Ihm würden alle folgen — die Kameraden und die Waldleute. Die ganze Insel wird sich erheben und die Fremden aus dem Land jagen.

Man wird sie mit ihren eigenen Waffen bekämpfen. Es waren viele Gewehre und große Munitionsvorräte im Fort. Er war ein tüchtiger Soldat und hatte von ihnen gelernt, damit umzugehen. Es gab noch mehr Forts, die man erobern konnte. Alles gab es, nur kein Zurück!

Er wußte, daß es schwer war, aber er wußte, daß er der Mann dazu war.

Mit klarer Stimme rief er einige Kameraden zu sich und trug mit ihnen die Toten aus der Grube in den Schuppen. Dabei machte er ihnen mit knappen Worten die Lage klar.

Sie waren froh, daß einer da war, der die Zukunft auf sich nahm, und schlossen sich ihm begeistert an.

Sobald sie mit der traurigen Arbeit fertig waren, schickte er die Helfer in die Dörfer, um zu verkünden, was geschehen war, und um die Waldleute aufzurufen.

Dann stellte er sich auf die Treppe zu des Sergeanten Haus und gebot Ruhe.

Nenesse war der erste, der ihn hörte und seinen Ruf mit unterwürfigem Eifer weitergab. Er war klug genug, zu wissen, daß Kutavu sein Schicksal in der Hand hielt.

Sie folgten alle. Sie freuten sich, Kutavu dort oben zu sehen, und jubelten ihm zu. Er war ja der Befreier.

„Kutavu Mpanjaka — Kutavu soll Herr sein", rief einer.

„Kutavu Mpanjaka", wiederholten alle.

„Freunde!" begann Kutavu mit heller und weitklingender Stimme. „Freunde! Wir waren gute Soldaten, sonst stünde das Fort nicht hier. Wir haben es gebaut, nicht der Sergeant. Und die Freiwilligen haben es gebaut. Dafür hat uns der Sergeant gequält und beschimpft, und die Freiwilligen hat er getötet!

Seine Landsleute sind nicht besser als er. Sie werden kommen und furchtbare Rache nehmen. Wollt ihr als Gefangene in Gruben ersticken wie unsere Freunde, die dort im Schuppen liegen, oder wollt ihr kämpfen?"

„Miaty — kämpfen wollen wir! Und du sollst der Führer sein — Kutavu Mpanjaka!"

„Freunde!" rief er von neuem. Dabei reckte er sich auf und warf die Arme in die Höhe. „Wir wollen kämpfen und nicht aufhören, bis wir die Fremden aus dem Lande gejagt haben.

Die Waldleute werden uns helfen. Der Wald und die Berge werden uns helfen. Alle Madegassen werden uns helfen.

Morgen werden wir den Kampf beginnen. Aber heute nacht wollen wir ein Fest feiern, wie noch keines war!

Das Fort und was darin ist, gehört euch!"

Er riß die Tür zu des Sergeanten Haus auf und trat mit einer einladenden Handbewegung zur Seite.

Rasende Begeisterung antwortete ihm aus siebzig Kehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Rose

Eine Königin unter Königinnen: Die warmfarbige Duchess of Southerland.

Eine gute alte Bekannte: Leuchtend rosarote Blüten der Hermosa, einer schon seit 1840 gezüchteten Bengalrose.

Die Rose als malerische Belebung im Parkbilde: Ein Busch der üppigen, karmoisinrot blühenden Marie Henriette Gräfin Chotek am Baumstamm.

Blütenwunder im Rosengang.

(Aufnahmen der „Gartenschönheit“.)

VON DEN BÜHNEN

Mittelalter im modernen Drama.

Szene aus der Uraufführung des Dramas „Der Trommler“ von Leo Weismantel im Aachener Stadttheater am 15. Juni. Gerhard Bünte als Bischof von Würzburg und Kurt Arndt als „Trommler“ Hans Böhm. — Dem Stück liegt der Bauernaufruhr im Jahre 1476 unter dem fränkischen Hirten Böhm zugrunde. (Phot. Preim.)

Rechts oben:

Festspiele im Goethe-Theater zu Lauchstädt.

König Aridäus (Georg Gaedeke) hat dem gefangenen Philotas (Hermann Kupfer) das Schwert übergeben; links der Feldherr des Königs, Strato (Franz Schlaeger). Szene aus dem Trauerspiel „Philotas“, das neben Lessings Jugendwerk „Der junge Gelehrte“ aus Anlaß des Lessing-Gedenkjahres vom Braunschweigischen Landestheater in Lauchstädt (8.—10. Juni) aufgeführt wurde. (Phot. König.)

Links nebenstehend:

Hugo Thimig 75 Jahre alt.

Der Senior der bekannten Wiener Schauspielerfamilie Thimig feierte am 16. Juni seinen 75. Geburtstag.

Die rasenden Reporter.

Szene (II. Akt) mit Kurt Gerron (rechts) und Rudolf Forster aus dem amerikanischen Sensationsstück „Reporter“ (The Front Page) von Ben Hecht und Charles Mac Arthur, das am „Berliner Theater“ in Berlin seine Erstaufführung erlebte. (Phot. Zander & Labisch.)

Was man in einer Pension erleben kann!

Schlußbild mit (von links aus) Rosa Pategg, Hans Leibelt, Julius Falkenstein und (ganz rechts) Elsa Wagner (als Inhaberin der Familienpension) und Renate Müller in Hans Meisels „Störungen“, aufgeführt im Staatlichen Schauspielhaus in Berlin. (Phot. Zander & Labisch.)

Rechts: Max Devrient †.

Max Devrient, eines der ältesten und berühmtesten Mitglieder des Wiener Burgtheaters, verstarb am 14. Juni bei einem Urlaubsaufenthalt in Chur (Schweiz), 71 Jahre alt. Er war ein Nachkomme der alten deutschen Schauspielerdynastie Devrient und gehörte 47 Jahre lang dem Burgtheater an. — Unser Bild zeigt den Künstler in seiner letzten Rolle als Prinz von Courtenay in den kürzlich aufgeführten „Leoniden“ von Romain Rolland. (Phot. Dietrich.)

WER IST DAS?

FILMGROSSEN ALS GROTESKFIGUREN

VON BETTERWAY

Achtung, ich schieße! — Tom Mix, der treffliche Cowboy.

Der elegante Herr im Frack — natürlich Adolph Menjou.

Douglas Fairbanks versucht sich an einem Straußenei.

Dem Schrecken noch die Stirne bieten — das kann nur sein der Buster Keaton!

Der mechanische Mensch

Ein seltsamer Zechgenosse.
Automat der arabischen Brüder Benu Musa. (Um 860.)

Jahrhundertelang war der vornehmste unter den Maschinenbauern der „Automatarius", ein Mann, der es verstand, Menschen oder Tiere, Schiffe oder Wagen so zu bauen, daß sie sich von selbst bewegten. Viel Witz und Nachdenken wurde auf solche Aufgaben verwendet, man kann sogar sagen: verschwendet.

Der Sage nach hat schon ein chinesischer Kaiser, der vor vier Jahrtausenden lebte, einen hölzernen Automaten besessen, der ein Brettspiel spielen konnte, und bereits der weise Aristoteles spricht von einer automatischen Venus. Der römische Kaiser Claudius ließ anläßlich eines großen Wasser-Schauspiels ums Jahr 50 unserer Zeitrechnung einen Tritonen, der mitten aus einem Bassin durch eine Maschinerie emporgehoben wurde, eine Trompete zum Angriff blasen, aber er pflegte auch — wie Sueton berichtet — Männer des Schmiedehandwerks zum Lustmordkampf zu verurteilen, wenn ihnen ein Automat, den sie ausführen sollten, nicht gelang!

Das Mittelalter kennt mehrere Automaten-Figuren, die Lampen auslöschen konnten, und eine ganze Reihe, die irgendein Musikinstrument spielten. Meist dienten diese technischen Spielereien zur Verherrlichung höfischer Feste.

Auch im religiösen Leben spielt damals der künstliche Mensch eine große Rolle. So befindet sich z. B. im Museum zu Dachau eine Christusfigur am Kreuz, die die Augen, den Mund und den ganzen Kopf bewegen kann.

Im Barock tauchen auf den öffentlichen Schaustellungen automatische Figuren auf, die vom Volk gebührend angestaunt wurden.

In den Jahren 1748 bis 1752 erweiterte Lorenz Rosenegger in Hellbrunn ein riesiges Automatenwerk, ein Theater mit mehr als 113 beweglichen Figuren und über 140 unbeweglichen Figuren. Es ist das größte Automatenwerk der Welt.

Am berühmtesten wurden im 18. Jahrhundert die Automaten des Franzosen Jacques de Vaucanson: ein lebensgroßer Flötenspieler, eine Ente, die fressen, schnattern, den Hals bewegen, trinken und noch etwas anderes (!) konnte, und eine ebenfalls lebensgroße zweite Figur, die gleichfalls die Flöte spielte.

Das Geheimnis um den automatischen Schachspieler (1789) des Freiherrn v. Racknitz:
Oben: Das Triebwerk unter dem Spieltisch mit dem wirklichen Schachspieler. — Nebenstehend: Der Mechanismus der Figur.

Sehr bekannt sind auch die schreibenden Figuren zweier sitzender Kinder, die der Schweizer Theologe Pierre Jacquet Droz anfertigte. Sie konnten die Feder eintauchen, ausspritzen und drei Zeilen schreiben. Droz mußte 1783 zu Sevilla vor dem Inquisitionsgericht erscheinen und beweisen, daß seine Automaten keine Zaubereien seien. Die Automaten stehen heute im Museum zu Neuchâtel.

Als die Leute, die mit solchen Automaten umherzogen, viel Geld verdienten, kamen pfiffige Faulenzer auf den Gedanken, schwindelhafte Automaten zu bauen. Am berüchtigtsten wurde der Schachspieler von Kempelen, darin ein kleiner Zwerg verborgen war. Aber auch zu diesen Automaten, die keine Automaten waren, gehörte eine recht beträchtliche Geschicklichkeit in den mechanischen Künsten. Das zeigt unser Bild sehr klar.

Nach der Zeit des Spätbarocks ließ das Interesse an diesen gewissermaßen überflüssigen Automaten-Figuren stark nach, weil inzwischen die Spinnereimaschinen, die Dampfmaschinen usw. bewiesen hatten, daß man mit gleichem Aufwand von Geist und Arbeit nützlichere Maschinen bauen konnte.

Durch mehrere Automaten, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts gezeigt wurden, wurde E. T. A. Hoffmann 1814 angeregt, eine Erzählung „Die Automaten" zu veröffentlichen. Diese Erzählung und einige andere Stellen aus den Dichtungen Hoffmanns bilden den Inhalt der prächtigen Offenbachschen Oper „Hoffmanns Erzählungen", in der ja eine automatische Mädchenfigur eine der Hauptrollen spielt. Auch in dem weniger bekannten Märchen „Tulifäntchen" von Immermann ist von einem automatischen Dampfmann und seiner Dampffrau die Rede. Als dritte Stelle über Automaten in der Literatur sei hier noch das Märchen „Die Nachtigall" von Andersen erwähnt.

Sehr lustig ist folgende Geschichte des lebensgroßen mechanischen Trompeters, den der österreichische „musikalische Kammermaschinist" Mälzel, ein aus Regensburg stammender Mechaniker, konstruiert hatte: Mälzel wäre in der Revolution des Jahres 1848 in Wien wahrscheinlich um sein Leben, bestimmt aber um seine ganze Reihe beachtenswerter Automaten gekommen, als die zerstörungslustige Menge sein Haus stürmen wollte, da er ja Anhänger seines Herrn, des Kaisers von Österreich, war, wenn ihm nicht in letzter Minute der Gedanke gekommen wäre, diesen Trompeter, der die Uniform eines kaiserlichen Soldaten trug, hinter den Gardinen seines Hauses eine Fanfare schmettern zu lassen. Vor Schreck lief die Menge auseinander, denn sie glaubte, daß dort, wo ein Trompeter wäre, wohl ein ganzes Regiment nahe sein müsse. Ist diese Geschichte bisher auch nicht bewiesen, so immerhin recht lustig und bezeichnend. Der Trompeter steht jetzt in München im Deutschen Museum.

Wenn auch in der heutigen Zeit die automatischen Figuren künstlicher Menschen nur zur Unterhaltung dienen — ich erinnere an den Film

Der Tabakraucher.
Von dem Helmstedter Abt Schmid um 1700.

„Psycho", der Kartenspieler.
Von J. A. Clarke und J. N. Maskelyne in Amerika, 1873.

Dr. Motor, der „Löwe der künstlichen Menschen“.

Der Konstrukteur, der ungarische Ingenieur Tarjan Ferencz, bezeichnet seinen „Dr. Motor“ als den vollkommensten künstlichen Menschen. Sobald der Elektromotor in dem Kasten unter ihm in Tätigkeit gesetzt wird, schlägt der Motormann die Augen auf, blickt um sich, spricht und verbeugt sich, hebt die Arme und bewegt die Finger.

„Metropolis“ und an die Kunstwerke „Dr. Motor“ und „Bur“ — so haben sie doch in der Entwicklung der Technik eine bedeutende Stellung, weil die Mechaniker ungeheuer viel neue Erfahrungen machten, die der übrigen Technik zum Nutzen wurden.

Gilbert W. Feldhaus, Berlin.

Auch er erhebt sich, verbeugt sich und „spricht“.

Der Robot — die Konstruktion eines mechanischen Menschen von den Engländern Captain Richards und A. H. Reffell. Zeichnung von G. H. Davis.

Der Schreiber-Automat des Schweizers Pierre Jacquet Droz aus dem Jahre 1760 und sein Mechanismus (Abbildung rechts).

Der zuverlässige Kassierer.

Spottbild aus dem Jahre 1853.

„Der Cassirer, unfehlbar im Rechnen; er ist zwar nicht cautionsfähig, gewährt dagegen durch ein Paar geschickt angebrachter Schrauben vollständige Sicherheit gegen das Durchgehen, muß alle 6 Stunden aufgezogen werden und hat ein besonderes Sicherheits-Ventil gegen falsche Kassenscheine. — Ehrlichkeit wird auf 3 Jahr garantirt.“

Kommerzienrat Johann Winkelhofer,
Begründer der Wanderer-Werke A.-G. in Schönau bei Chemnitz, bedeutende Persönlichkeit der Fahrzeug- und Maschinenindustrie, konnte am 23. Juni seinen 70. Geburtstag begehen.

Rennen und Mode.
Links: Elegante Besucher des großen Rennens in Ascott (England), auf dem, wie stets, außer den Pferden auch neue Modeschöpfungen starteten. — Rechts: Auch eine Sehenswürdigkeit: Zwei Damen auf dem Rennplatz in Chiffonroben, die bis zu den Füßen heruntergehen. — Wie gefällt Ihnen das?

Frau v. Reznizek spricht über das Tennisspiel.
Die bekannte Tennisspielerin bei ihrem Vortrag im Rot-Weiß-Klub während der Frauen-Turn- und Sporttagung in Berlin (12.—15. Juni).

Der Herr und sein Hund.
Direktor Winter, Berlin, mit seinen mehrfach prämiierten Barsois bei der Hunde-Schönheitskonkurrenz auf der Grunewald-Rennbahn in Berlin am 17. Juni.

Tagung des Weltparlaments der Frauen in der Reichshauptstadt.
Reichsinnenminister Severing bei der Eröffnung der Jubiläumstagung des Weltbundes für Frauenstimmrecht und staatsbürgerliche Frauenarbeit in Berlin am 17. Juni. — Rechts neben ihm Frau Corbett Ashby, die Vorsitzende des Weltbundes, mit den Vertreterinnen des In- und Auslandes.

Direktor Hermann Zetzsche,
Vorstand der Stromversorgung Altenburg A.-G., außerdem Vorstand und zugleich Gründer der Altenburger Land-Kraftwerke A.-G., Altenburg, vollendet am 29. Juni sein 60. Lebensjahr.

60-Jahrfeier u. Fahnenweihe der Wiener Sicherheitswache.
Die Weihe der neuen Polizei-Fahne durch Kardinal-Fürsterzbischof Piffl; am Tisch Frau Schober als Fahnenpatin; dahinter ihr Gatte, Polizeipräsident Schober, mit der gesamten Regierung. (16. Juni.)

Ein Denkmal für Johann Nestroy.
In Wien wurde vor kurzem ein Denkmal für den berühmten Wiener Komödiendichter Johann Nestroy (1801—1862) in der Nähe des Karltheaters, seiner einstigen Wirkungsstätte, enthüllt. Die Statue, entworfen von dem Bildhauer Oskar Thiede, zeigt Nestroy als Blasius Rohr in seiner Posse „Die Geheimnisse des grauen Hauses".

Rechts: Der Lautsprecher im Universitätsunterricht.
Im Geographischen Institut an der Universität Berlin wurde zum erstenmal bei der Vorlesung eine Lautsprecheranlage benutzt, die es ermöglicht, die Vorlesung für mehrere Räume zugleich abzuhalten, da ein einzelner Saal dem Andrang der Hörer nicht mehr gewachsen ist.

John Davison Rockefeller,
der amerikanische Petroleumkönig, Begründer des Öltrusts, einer der reichsten Männer Amerikas, kann am 8. Juli seinen 90. Geburtstag feiern.

Ferdinand Schulz,
der bekannte Weltrekord-Segelflieger, der am 16. Juni bei einer Kriegerdenkmalweihe über Stuhm (Westpreußen) tödlich abstürzte.

Prälat Wurm,
der zum evangelischen Kirchenpräsidenten von Württemberg ernannt wurde.
(Phot. A. Hirrlinger, Stuttgart.)

Der Wiener Magistrat besucht Berlin.
Bürgermeister Seitz, Wien (stehend), während seiner Rede bei dem Festessen zu Ehren der Gäste im Berliner Rathaus am 19. Juni.

Links: General Dawes als neuer amerikanischer Botschafter in London.
Während des Festessens für General Charles Dawes, den Vater des „Dawes-Planes". (Von links aus) Der frühere Außenminister Sir Austen Chamberlain; Dawes; Lord Desborough und Außenminister A. Henderson.

Die schöne Gülmah und der Hagestolz

Eine lustige Geschichte aus bayrisch-türkischer Kriegszeit

VON CARRY BRACHVOGEL

An einem Vorfrühlingstag des Jahres 1688 saß Herr Rochus von Vachenlueg in dem Gärtlein seiner Burg bei Vachendorf, unfern der Grenze zwischen Salzburg und Bayern, und war „grantig", was sich mit dem hochdeutschen Wort „schlechtgelaunt" deckt. Er hatte auch einigen Grund zu solchem Gemütszustand, denn er befand sich in einer verflixten Lage, die er, zum Teil wenigstens, selbst verschuldet hatte. Er fluchte alle Flüche vor sich hin, die einem ältlichen, stacheligen Hagestolz jener Tage nur einfallen konnten, und zwar galten sie insgesamt jener Hälfte des Menschengeschlechts, die man im allgemeinen „die schönere" oder auch „die schwächere" nennt, für die aber Herr Rochus ganz andere Beinamen wußte, denn er war ein Weiberfeind.

Dieser tadelnswerten Anschauung zum Trotz saßen aber seit des Herrn Rochus' Heimkehr aus der Schlacht am Berge Harsan zwei Türkinnen mit tiefverhüllten Gesichtern auf Vachenlueg und gaben durch ihre bloße Anwesenheit der frommen Bevölkerung rundum reichlich Anlaß zu Klatsch und Ärgernis, ganz zu schweigen von der ehrsamen Entrüstung des Burggesindes, die am heftigsten und wortreichsten in der alten Schaffnerin Emerentia tobte.

Wie waren nur zwei Weibsen, noch dazu zwei ausländische, heidnische, in die Behausung des weiberfeindlichen Herrn Rochus gelangt? Er fragte sich's selbst zuweilen, und die Antwort, die er sich erteilte, lautete zumeist: „Ich muß ein großes Rindvieh und obendrein schwer besoffen gewesen sein, als ich mir solch Geziefer als Kriegsbeute aufschwatzen ließ! Schöne Beute, von der ich nur Ärger und Schererei hab'! Da war mein Kurfürst, der Max Emanuel, gescheiter — der hat sich das Prachtzelt vom Großwesir genommen, und das soll bei der nächsten Fronleichnamsprozession mit umhergetragen werden, hat er gesagt! Der kann lachen! Ich aber mit dem zweifachen Geziefer bin ein geschlagener Mann! Nicht einmal bei den alten Weibern könnten's mitlaufen in der Prozession."

Wie war nun Herr Rochus zu den beiden Türkinnen gekommen, mit denen ihn doch (man merkt es aus seinem fluchenden Gedankengang!) kein zärtliches Band einte? Das war einfach und seltsam auf folgende Weise zugegangen:

Am Abend nach der Schlacht am Harsaner Berg hatten die bayrischen, österreichischen und lothringischen Herren den Sieg über die Türken mit einem Trinkgelage gefeiert, bei dem Herr Rochus, wie stets bei solchen Gelegenheiten, seinen Mann stellte. Mitten in die schon recht lärmend gewordene Weinfreudigkeit hinein stieß mit einem Male irgendein Wachtmeister zwei türkische Frauen, die er bei einer Streife aufgegriffen hatte und für Kundschafterinnen der Heidenhunde hielt, denn wie kämen sonst türkische Weiber dazu, nachts außerhalb des Harems angetroffen zu werden! Ging ihresgleichen doch nicht einmal bei Tag auf den Markt oder in den Basar!

Da standen nun vor den weinheißen Zechern zwei Frauen, von denen die eine jung, schön und vornehm war — das merkte man trotz des golddurchwirkten Schleiers, der ihr Antlitz barg. Ein dunkler Mantel, der ihr von den Schultern geglitten war, zeigte kostbare Kleidung, und die Hände, die nach ihm langten und ihn wieder um die zierliche, feingliedrige Gestalt werfen wollten, waren kinderhaft-jung. Die zweite Türkin war ein gut Stück größer, weit gröber von Knochenbau und unscheinbar, wie eine Sklavin gekleidet. Sie trug auch keinen lichten Schleier vor dem Gesicht, sondern nach Art der fellachischen Weiber ein undurchsichtiges, schwarzes Gewebe, das zipflig bis zur Erde reichte und nur durch zwei Schlitze die Augen frei ließ. So war nicht zu unterscheiden, ob sie schön oder garstig, bejahrt oder jung, doch mutmaßten die Herren, daß sie wohl eine alte Duenna sei, die ihrer jungen, schönen Herrin zu einem gefährlichen Streich hatte verhelfen wollen.

„Ein schiaches Trumm!" sagte Herr Rochus bayrisch und grob. Herr Jürg von Brandenstein aber, ob zahlreicher Liebschaften in Heimat und Feindesland laut gescholten und insgeheim bewundert, faselte hingerissen:

„Um die Junge da möcht' man wohl ein anderer Graf von Gleichen sein und sie sich vom Papst zur Nebenfrau erbitten!"

Mit Kopfnicken, Worten und Gebärden stimmten ihm die anderen bei, und manch verwegene Hand wollte schon nach dem golddurchwirkten Schleier greifen. Herr Rochus aber, den es verdroß, daß mit den Weibsen so viel Wesens gemacht wurde, schrie dem Wachtmeister zu:

„Bring sie wieder hin, wo du sie hergenommen hast! Weiber sind keine Kriegsbeute, sondern eine Strafe Gottes!"

Da war etwas Unerwartetes geschehen. Die beiden Frauen, die bislang stumm, die junge Schöne auch zitternd, auf die Männer geblickt hatten, warfen sich plötzlich Herrn Rochus zu Füßen, hoben bittend die Hände zu ihm empor, stammelten türkische Worte, die der Angeflehte natürlich nicht verstand, und die ihm auch der Wachtmeister nur unvollkommen verdeutschen konnte, denn um richtig türkisch zu lernen, braucht der Mensch neun Jahre, und so lange kämpfte man noch nicht mit den Heidenhunden.

So viel aber wurde aus türkischem Gestammel und deutschem Gegacke klar: die gefangenen Frauen waren keine Kundschafterinnen, sondern dem Harem eines alten grausamen Paschas entflohen, der Gülmah (so hieß die junge Schöne) erst vor wenigen Wochen gekauft hatte. Sie hatten gehofft, ihre Spur im Kriegsgetümmel zu verwischen, und waren nun voll Angst, daß sie am Ende zu dem alten Pascha zurückgebracht würden.

„Der läßt sie dann gleich ersäufen oder erdrosseln", sagte der Wachtmeister. „Hierzuland macht man nicht viele Umständ mit davongelaufenen Weibern!"

Herr Rochus nickte zustimmend, und sein Gesicht drückte Zufriedenheit aus — ob mit dem Bericht des Wachtmeisters oder mit osmanischen Ehe-Gepflogenheiten, blieb ungeklärt.

„Aber jetzt marsch fort mit dem Weiberzeug! Ist schon zu viel über sie geredet worden!"

Die Frauen, die aus dem barschen Ton seiner Stimme zu entnehmen meinten, daß er ihnen seinen Schutz versage, rutschten näher zu ihm hin, streckten heftiger flehend die Hände empor, und Gülmah schluchzte, während die Duenna mit einer tiefen Stimme, die ihr Alter zu bestätigen schien, leidenschaftlich allerlei Unverständliches zu Herrn Rochus hinschrie.

Die zechenden Herren fanden es mit Recht drollig, daß just der ärgste Weiberfeind von Gülmah und ihrer Duenna um Schutz angefleht wurde. Herr Rochus jedoch lachte nicht, denn es verdroß ihn, daß er nun mit hineingezerrt wurde in eine Weibergeschichte, und daß, seit die beiden da waren, gar nicht mehr das Trinken die Hauptsache war, sondern das „Weibsgeziefer". Darum brüllte er plötzlich mit erschröcklichem Stimmaufwand, daß er jetzt genug habe von dem albernen Geschwätz, daß er die beiden Weibsen als seine Kriegsbeute betrachte, geradeso wie der Herr Kurfürst das Zelt des Großwesirs, und daß er keine Lust verspüre, seine Kriegsbeute weiter diskutieren und den angenehmen Abend in einem Weibertratsch enden zu lassen. Ein gebieterischer Wink an den Wachtmeister, die Heidinnen wegzuführen und achtzuhaben, daß ihnen nichts geschehe — dann trank er beruhigten Gemüts einen Becher nach dem andern, auf das Wohl der Kaiserlichen Majestät in Wien, auf das Wohl von Kurfürstlichen Gnaden, Herrn Max Emanuel von Bayern, auf das Wohl Seiner Herzoglichen Gnaden von Lothringen, auf das Wohl... Ja, wer hätte sie alle zu zählen vermocht, die Becher und Trinksprüche, die durch und aus Herrn Rochus' Mund gingen! Zuletzt hätte er beinahe noch auf „Seiner Kurfürstlich Gnaden glorreich erobertes Zelt" getrunken, da verriet ihm aber ein letzter lichter Augenblick, daß es so nicht weitergehen könne, weshalb Herr Rochus in leidlichem Zickzack und mit der Miene eines dräuenden Löwen nach seinem Quartier schritt... Und nunmehr saß er mit seinen zwei Türkinnen auf Vachenlueg und schalt sich „großes Rindvieh!"

Zu Anfang war alles ganz gut gegangen. Er war im Glorienschein eines Siegers heimgekehrt, der mitgeholfen hatte, das Kreuz über dem Halbmond zu erhöhen, und jeder Christenmensch im weiten Umkreis von Vachendorf erblickte in ihm mit Recht einen Helden. Noch dazu packte ihn, kaum daß er wieder auf Vachenlueg saß, ein Feind, der noch grimmiger war als der Heide, das Zipperlein — und weil er wirklich arge Schmerzen litt und außerdem gleich den meisten Griesgramen groß Wesen darum machen konnte, einte sich der Bewunderung für sein Heldentum das Mitleid, und jedem erschien er als ein Märtyrer, der arg Wehdam an seinem Leib erleiden mußte, obschon er für den Herrn Jesum gefochten hatte.

Doch das Zipperlein verging und leider auch die Gloriole des Gottesstreiters, denn der Mensch wirkt nicht immerfort wie ein Held, besonders dann nicht, wenn er so stachelig und so trinkfreudig ist, wie Herr Rochus war. Darum holte man jetzt nach, was über Heldengloriole und Zipperlein vergessen worden war. Man entsetzte sich ob der beiden Türkinnen und des sündhaften Treibens auf Vachenlueg. Man entsetzte sich auf allen benachbarten Edelsitzen, man entsetzte sich im Pfarrhof und im Bürgermeisteramt von Vachendorf, man entsetzte sich sogar im Gemach des hochwürdigen Abtes von Kloster Höglwörth, obgleich dies fromme Haus so weit entfernt von Vachenlueg lag, daß das Gerücht von dem Heidinnengreuel nur wie durch ein Wunder dorthin gedrungen sein konnte.

FÜCHSE

LITHOGRAPHIE VON C. H. JUNGNICKEL

(Linden-Verlag, München.)

Doch der Teufel hat mancherlei Schliche, seine unheiligen Werke kundzutun, und Entrüstung ob der Frevel des Nächsten ist zu allen Zeiten gern geübt worden. Daß sie auch in den Gesindestuben von Bachenlueg nicht fehlte, ist schon an anderer Stelle erwähnt worden.

Nun gab es aber auf Bachenlueg gar kein „sündhaftes Treiben", denn die schöne Gülmah bewohnte ein verlassenes Turmzimmer, das Herr Rochus niemals betrat, dafür aber jeden Abend eigenhändig abschloß. Hatte er doch schon gemerkt, daß die junge Heidin gewaltig in den Gemütern seiner Mannsleute rumorte, obgleich bis zur Stunde kein Mensch je ihr Gesicht erblickt hatte. Niemals legte sie den Schleier ab, wenn sie ihr Turmzimmer verließ. Behielt ihn auch dann, als sie ihr kostbares Seidengewand um der Wärme willen mit Stoffen vertauschen mußte, die ihr armselig und rauh erschienen wie die Schmalzkücheln und das Surfleisch der Burgküche, die sie anfänglich krank gemacht hatten, so daß sie wochenlang nur Hafersüpplein zu sich nehmen konnte, die ihr die alte Emerenz trotz heftigen Widerstrebens auf Befehl des Herrn Rochus bereiten mußte; denn Hafersüpplein für Kranke waren Emerenz' Meisterstück. Doch es empörte sie, daß ihre Kunst der Heidin zugute kommen sollte, und dies Hafersüpplein auf höheren Befehl nebst dem golddurchwirkten Schleier und dem spürbaren Rumor in den Mannsgemütern erbitterte nicht nur die alte Emerenz, sondern auch das ganze weibliche Burggesinde derart, daß es die Türkinnen mied, als wären sie der böse Feind. So fand sich für die alte Duenna, Hilal, kein Platz am Gesindetisch und auch keine Lagerstatt bereit, und darum schlief die Getreue nachts auf der Schwelle von Gülmahs verriegeltem Gemach, denn sie dachte, daß irgendein begehrlicher Mann doch am Ende Mittel und Wege finden könnte, den Schlüssel des Herrn Rochus unwirksam zu machen. Solches wurde auch eines Nachts von einem kecken Jägerburschen versucht, der gemeint hatte, es sei ein leichtes Ding, „das schiache Trumm" (wie Hilal kraft Herrn Rochus' Beispiel rundum hieß!) mit ein paar kräftigen Fäusten beiseitezuschieben. Doch als er noch zwei Schritt von der Tür entfernt stand, hoben ihn schon zwei sehnige Arme empor, um ihn alsbald mit kraftvollem Schwung zu Boden zu schleudern, daß ihm Hören, Sehen und jegliche zarte Regung verging und er nur schmerzbewegt am nächsten Tag im Sattel sitzen konnte, um mit seinem Gebieter zur Jagd zu reiten. In der Gesindestube, bei Mägden sowie bei den Männern, ging seitdem die Märe um, „das schiache Trumm" stünde im Bund mit dem Gottseibeiuns, sofern nicht gar er selbst in ihrer unholden Gestalt auf Bachenlueg eingezogen sei. Denn warum lege sie nie das schwarze Zipfeltuch ab, das schon so unheimlich-höllisch aussah? Sie war doch wahrhaftig nicht so jung und schön, daß sie es nötig hatte, sich vor den Blicken der Mannsen zu verbergen! Das merkte man, wenn man auch nichts von ihr sah als ein paar tüchtige Hände und Füße. Nein, in ihr steckte gewiß der Böse oder wenigstens ein ihm verwandter Geist. —

Die alte Emerenz zögerte nicht, auch Herrn Rochus diese wohlbegründete Vermutung vorzutragen, denn da sie schon bei Herrn Rochus' Vater Schaffnerin gewesen, durfte sie sich mancherlei herausnehmen. Sie zischte ihm also durch ihre zahlreichen Zahnlücken hin, daß der selige Herr Vater („Unser Herrgott schenk' ihm die ewige Ruh und fröhliche Urständ!") sich im Grabe umdrehen müßte, wenn er wüßte, wie es jetzt auf Bachenlueg zuging. Daß man bald kein ehrliches Weibsstück mehr zur Arbeit bekäme, wenn die gottlose Zucht weiterdauere mit der verschleierten Heidin und der anderen, die (Emerenz schlug drei Kreuze über sich) noch schlimmer sei. „Die mit ihrem grauslichen schwarzen Zipfeltuch, das ist eine Hex'!"

Herr Rochus, sonst stets zum Stimmaufwand bereit, war Emerenz gegenüber nicht nur heute, sondern auch an vielen anderen Tagen milde, um nicht zu sagen, zaghaft. Auch Vollbluthelden versagen Schaffnerinnen gegenüber, die schon beim Herrn Vater waren und erklären, daß er sich im Grabe umdrehen würde, wenn er wüßte...

Herr Rochus zwang sich also zu einem gütig-überlegenen Ton, obgleich es in ihm zu kochen begann:

„Schau, Emerenz, das ist halt bei den Türkinnen so Sitte, daß sie sich von keinem Mann unverschleiert sehen lassen. Das mußt' begreifen!"

„Ich begreif' schon! Schleier sind ja auch nicht festgenagelt, und wenn der Richtige kommt, nachher darf er ihn schon lupfen."

Dabei hatte die Emerenz so diabolisch gelacht und so unverschämt mit den Augen gezwinkert, daß Herr Rochus sich seines gerngebrauchten Stimmaufwands erinnerte und ein unartikuliertes Gebrüll ausstieß, vor dem Emerenz zwar entsetzt, aber dennoch pfiffig-grinsend entfloh.

Herr Rochus wußte, daß überall so gegrinst wurde, wenn die Rede auf ihn und die Türkinnen fiel. Wußte es, da man es ihn deutlich merken ließ. Kam er zu Gast auf einen benachbarten Edelsitz, so boten ihm die Damen nur die Fingerspitzen zum Gruß, ließen die jungen Töchter nicht von der Seite und verschwanden mit ihnen, sobald es der Anstand zuließ, als wäre Herr Rochus mit eins der gewissenloseste Verführer geworden. Waren die Damen gegangen, fragten die Männer eifrig nach Gülmah und nannten Herrn Rochus einen heimtückischen Schlingel, der nach außen den Weiberfeind spiele und sich daneben einen kleinen Harem eingerichtet habe. Aber es hülfe ihm nichts, man wisse jetzt, wie man mit ihm daran und warum er eigentlich in den Türkenkrieg gezogen sei. Der Seelenhirte von Bachendorf aber machte sich schweren und auch etwas zaghaften Herzens (Herrn Rochus' Gebrüll war bekannt und unbeliebt!) nach Bachenlueg auf den Weg, um dem Burgherrn ins Gewissen zu reden. Herr Rochus war ja niemals ein hocherfreuliches Beichtkind gewesen, hatte immer viel zu viel getrunken, geflucht, prozessiert, aber es hatte bei ihm nie Weibergeschichten gegeben, und wer bayrische Art kennt, weiß, was das heißen will, damals genau so wie in späteren Zeiten! Mit beredtem Munde mahnte der würdige Mann den Burgherrn, abzulassen von der sündigen Lust, in die der Teufel ihn, den stets Tugendhaften, noch in seinen späteren Jahren verlockt habe — aber weil der Seelenhirte eben nur der Seelenhirte und nicht die zungenfertige alte Emerenz war, betrug sich Herr Rochus zunächst stachelig, lachte dann bitter auf, als das Wort „sündige Lust" fiel.

„Hochwürdiger Herr, ich möchte Euch die ‚sündige Lust' anwünschen, die ich von dem Weibsgezifer zu schmecken krieg'! Drei Jahre großer Ablaß wären nicht zuviel dafür!"

Der Seelenhirte war entsetzt ob solcher Verstocktheit und Lästerung. Er entfernte sich mit der betrüblichen Erkenntnis, daß Herr Rochus mit Riesenschritten der höllischen Verdammnis zueile, war auch nicht abgeneigt, der alten Emerenz bezüglich ihrer Beelzebub-Vermutungen recht zu geben.

Dem Besuch dieses würdigen und erfolglosen Mannes folgte ein wunderschöner Brief des hochwürdigen Abtes von Höglwörth, mit dem Herr Rochus einmal einen langwierigen und erbitterten Rechtsstreit geführt hatte. Doch der Abt vergaß willig alle irdische Zwietracht, da es sich um eine bedrohte Seele handelte, und sein Brief mahnte, bat, beschwor, alles im Ton eines sorgenden Vaters, der einen Sohn auf gefährlichem Wege sieht. Doch Herr Rochus, dem das Gerede um seine angebliche „sündige Lust" schon zum Halse heraushing, empfing das Schreiben des Abtes in grimmiger Stimmung, warf nur zwei schräge Blicke hinein, schleuderte es dann mit einem Fluch auf den Tisch und befahl seinem Leibknappen, Fidebusse daraus zu schneiden, aus welcher Respektlosigkeit man unschwer zu ersehen vermag, daß sein Gemüt bedenklich verstört sein mußte.

Immerhin hatten all diese Reden und Ermahnungen ein Ergebnis: Herr Rochus fand, daß mit den Türkinnen etwas geschehen müsse. Er konnte doch wirklich nicht in alle Ewigkeit dies Weibsgezifer auf der Burg halten, auf die es nie hätte kommen sollen! Nichts als Scherereі und dummes Gerede hatte er davon und zuletzt noch den Ruf eines Liederjahns, was ihn besonders verdroß, denn er war allzeit auf seine Weiberfeindlichkeit sehr stolz gewesen, die ihn so merklich von den edlen Nachbarherren unterschied.

Die Türkinnen mußten fort! Darüber war er schnell im klaren. Fort — aber wohin mit ihnen?

Herr Rochus war bei aller Weiberfeindlichkeit doch ein Christenmensch, und darum bedachte er, daß er Gülmah und Hilal nicht ohne weiteres auf die Straße setzen konnte. Da fiel ihm zum Glück ein, daß sowohl der Seelenhirte von Bachendorf als auch der hochwürdige Abt von Höglwörth neben dem „sündigen Treiben" auch betont hatten, daß es angemessen wäre, die Heidinnen in den Schoß der Kirche zu führen, und schon war sein Entschluß gefaßt. Ganz aufgeräumt wurde er davon und stieß in seiner Freude halblaute Töne aus, die er für Gesang hielt.

Eben huschten die beiden (sie huschten immer!) ins Burggärtlein, das Herr Rochus längst verlassen hatte. Der Tag war hell, und darum hatte Gülmah ihr winterliches Gewand, das ihre blütenzarte Haut kratzte, wieder gegen das seidene Pumphöschen und das goldbestickte Jäckchen vertauscht, denn sie wußte nicht, daß man in nördlicheren Breiten auch unter strahlender Sonne tüchtig frieren kann. Neben ihr ging Hilal, unscheinbar gekleidet wie immer, das schwarze Zipfeltuch fest vor dem Gesicht, über dem Arm ein wärmendes Tuch für die Herrin, die in feinen Saffianschuhen Beete umtrippelte, aus denen nur da und dort ein kleiner Krokus schüchtern hervorblinzelte, als traue er der ganzen Frühlingsbotschaft nicht recht. Draußen auf den Wiesen stand vereinzelt ein verschlafenes Gänseblümchen oder ein blaues Leberblümchen, die es offenbar nicht erwarten konnten, vom Märzenwind zerzaust zu werden. An Büschen und Hecken glänzten silbrige Kätzchen, die Sonne stand freundlich und prall an einem blaßblauen Himmel, und so war es nach bayrischen Gebirgsbegriffen ein schöner Frühlingstag, obgleich es von den Bergen her schauernd wehte. Die beiden Türkinnen aber blickten ratlos auf dies Land, das ihnen auch heute noch unwirtlich-winterlich erschien, und wie sie unter dem blaßblauen Himmel im wehenden Märzenwind standen, Gülmah in ihrer glänzenden Tracht und dem golddurchwirkten Schleier, Hilal mit dem schwarzen Zipfeltuch, waren sie wie ein Stück rätselhaftes Morgenland, durch einen Zauber in diese karge, deutsche Landschaft versetzt. Herr Rochus aber, der sie von ferne so sah, merkte von diesem Zauber nichts, denn er dachte nichts anderes mehr, als daß die beiden fort sollten.

(Schluß folgt.)

MOTOR-SPORT

Berlin im Zeichen des Motors.
Die Auffahrt der 200 Privatwagen zur Schönheitskonkurrenz des Deutschen Auto-Clubs auf der Grunewald-Rennbahn am 16. Juni.

Vom Motorsport-Turnier des Berliner Automobilklubs im Stadion am 16. Juni.
Im Oval: Fräulein Hanni Köhler, die auf ihrer Stock-Maschine eine Fahrt von Riga nach Meißen (1300 km) unternahm, als Teilnehmerin des Motorradrennens. – Rechts: Fräulein Emma Lucke auf Opel, die Siegerin in der Automobil-Gymkhana, an einer Station der Geschicklichkeitsprüfung.

Links:

Der Sturz beim Rennen.
Der Fahrer Frentzen, Köln, beim Sturz während des Motorrad-Straßenrennens „Rund um Schotten" (Hessen) am 16. Juni.

Die Hauptsieger der internationalen Motorrad-Länderfahrt.
Die Team des Motorradklubs von Deutschland: Kittner, Namslau (Mitte) Weichelt, Berlin (links), und v. Krohn, Berlin, die auf Zündapp mit Continentalreifen fuhren. Ganz links: Der Fahrleiter, Richard Dörnke, Hannover; ganz rechts: Dr. Stüber, der Geschäftsführer der Obersten Motorradsport-Behörde.
Der ADAC führte in der Zeit vom 17. bis zum 29. Mai die internationale Motorrad-Länderfahrt durch, die von Nürnberg aus über die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und zurück über Oberschlesien nach Hannover führte. Von 104 Fahrern bewältigten nur 37 die 4000 km lange Strecke bis zum Ziel.

Ein Auto-Hotel in Rom.
Links: Die spiralförmige Auffahrt, auf der man ohne Aufzug in die oberen Stockwerke gelangt. — König Viktor Emanuel im ersten Wagen bei der Besichtigung der Anlage.
Oben: Außenansicht der neuen „Casa dell' Automobile", die 1000 Kraftwagen Platz bietet, Reparaturwerkstätten und Chauffeur-Unterkunftsräume enthält.

ZEUGEN EINER GROSSEN VERGANGENHEIT: ALTÄGYPTISCHE KULTURDENKMÄLER

Der Amontempel zu Karnak bei Luxor mit Standbildern Thutmosis' III. (1501—1441 v. Chr.).

WISSEN UND LEBEN

Verner von Heidenstam,

schwedischer Lyriker und Romanschriftsteller von Weltruf, Träger des Nobelpreises für Literatur 1916, wird am 6. Juli 70 Jahre alt. (Vgl. beistehenden Beitrag.)

Verner von Heidenstam.

(Hierzu nebenstehendes Porträt.)

Heidenstams Geburtstag? Lebt er denn wirklich noch, der Freund und Zeitgenosse von Strindberg und Fröding? Gehört er nicht in das Zeitalter Ibsens und Björnsons? Seit Jahrzehnten ist es still geworden um den Dichter. Gewiß, noch immer klingt in Schweden Heidenstams Lied „Sverige" mit Stenhammars Tönen wohl am mächtigsten von allen Vaterlandshymnen; in allen Schulen liest man seine historischen Romane, und Heidenstams lyrische Dichtung enthält unbestritten das Wertvollste schwedischer Lyrik. Auch im Ausland kennt nicht nur der Gebildete den Namen Verner von Heidenstams, sondern auch jeder, der in der Weltliteratur mitfolgt. Doch er ist schon längst ein Klassiker geworden — wir haben die lebende Verbindung mit dem Dichter verloren, von dem seit langen Jahren kein Werk mehr erschienen ist, der sich — ohne menschenscheu zu sein — nach seinem seltsamen, weltentlegenen Klosterschloß Övralid am Vätternsee zurückgezogen hat. — Einen Greis hatte ich in dem 70jährigen Nobelpreisträger anzutreffen erwartet und stehe betroffen einem geistig wie körperlich ungebrochenen, jugendlich lebhaften Manne gegenüber. Verner von Heidenstam, dessen Geschlecht vor zwei Jahrhunderten aus Holstein einwanderte, der mütterlicherseits Blüchersches Blut in den Adern hat, spricht fließend deutsch. „Warum ich seit dem Kriege nichts mehr geschrieben habe? Ich konnte nicht arbeiten, wenn ich daran dachte, daß draußen Millionen mit dem Tode kämpften. Was sollte ich am Schreibtisch schaffen, wenn draußen

Deutsche Forscher in Idi auf Sumatra bei der Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis am 9. Mai.

Die Bemühungen der verschiedenen wissenschaftlichen Expeditionen, von denen unser Bild die des Potsdamer Meteorologischen Instituts zeigt, waren nur teilweise vom Wetter begünstigt. Wir sehen die Gelehrten Geheimrat Süring (rechts im Bild) und Prof. Albrecht, unterstützt von ihren Frauen, damit beschäftigt, Strahlungsmessungen auszuführen. Erst in den letzten Jahren hat man die Bedeutung der Durchlässigkeit der Lufthülle für die verschiedenen Strahlengattungen erkannt, und die hier wiedergegebenen Messungen sind die ersten neuzeitlichen in den Tropen zur Zeit einer Sonnenfinsternis. Neben den Strahlungsmessungen wurde auch mittels eines Aspirationsthermometers (links) die Temperaturschwankung verfolgt, die während der etwa fünf Minuten dauernden Totalität auffallend gering war; sie betrug nur anderthalb Grad, da die Sonne durch Schäfchenwolken verschleiert war. Den größten Erfolg hatte die Potsdamer astronomische Expedition in Takengon (Sumatra), während die Kieler auf der Malaiischen Halbinsel durch Wolkenschleier beschränkt blieb und auch die Hamburger auf den Philippinen nicht ganz freien Himmel hatte. (Phot. W. T. Uhlenhuth, Medan.)

Sammeln Sie
Pixavon-Flaschenkapseln und
Pixavon-Shampoonbeutel,
man kann nie wissen ....

Die Frau im Beruf ...

Wie das Gesicht des Werktags sich gewandelt hat, seit Frauen neben den Männern wirken! In Amtsstuben und Kontore haben sie Glanz und Helle getragen, an Schaltern strahlt ihr freundliches Lächeln, ihr Da-Sein erfrischt, ihre Arbeit erzwingt Respekt. — Wenn wir ihnen nach Dienstschluß begegnen, in Theatern und Restaurants, an den Stätten des Sports oder auf Urlaubsreisen, dann bemerken wir, angenehm überrascht, daß sie den Damen der großen Welt in jeder Hinsicht gleichen, — das macht, weil sie, gleich diesen, streng auf sich achten, den Körper mit Sorgfalt pflegen. — Fragst Du sie einmal von ungefähr, mit bewunderndem Blick auf ihr Haar, erhältst Du die lächelnde Antwort: „Ganz einfach, mit Pixavon!“

Ernst Schneider, Berlin

Keine der gewöhnlichen flüssigen Haarwaschseifen hat auch nur annähernd die Wirkungen von Pixavon. Bestehen Sie fest auf „Pixavon“ (nur in geschlossenen Originalflaschen), sowohl für die häusliche Haarwäsche, wie auch für die im Frisiersalon.

PIXAVON

PIXAVON

jetzt auch Pixavon-Shampoon!

die Geschichte geschrieben wurde? Eine Epoche ist vorüber, eine neue im Anzug. Aber ich finde, daß noch alles zu sehr in der Luft schwebt, daß das Neue noch keine greifbaren Formen besitzt. Auch in der Literatur ist der Zeitabschnitt, der Großes hervorbrachte, vorüber — und der Leerraum noch nicht überwunden.“ Vor fast einem halben Jahrhundert hat Verner von Heidenstam selbst einer neuen Zeit, einer neuen Geistesrichtung die Bahn gebrochen. Er war es, der im Norden am überzeugtesten und am erfolgreichsten gegen den Naturalismus, gegen die Photographie des grauen Alltags zu Felde zog, der die Freiheit der Phantasie und die Rückkehr einer dichterischen Renaissance forderte. Auf der Höhe seiner Kunst angelangt, setzte Verner von Heidenstam einen Strich unter seine Dichterarbeit und zog sich von der Welt zurück. Doch der größte nationale Dichter Schwedens ist nicht vergessen. Das Schönste zwar, was er geschaffen — seine lyrischen Gedichte — sind nur dem zugänglich, der sie im Urtext zu lesen vermag. Aber Heidenstams Prosawerke, an der Spitze „Karl XII. und seine Krieger“ und „Der Stamm der Folkunger“, gehören für immer der Weltliteratur an.

Dr. Paul Graßmann,
Stockholm.

Das Zweite Gesicht.

Als das rätselhafteste Gebiet in der gesamten neuen Wissenschaft der Parapsychologie darf man wohl das sogenannte „Zweite Gesicht“ bezeichnen, eine Form des Hellsehens, die sich entweder auf die Gegenwart erstreckt oder in Vergangenheit und Zukunft hineinreicht. Im besonderen hat man der zeitlichen Vorausschau diesen Namen gegeben. Diese im übrigen durchaus nicht angenehme supranormale Fähigkeit, Zukünftiges, was meist trüber Art ist, wie den nahen Tod von bekannten Personen oder andere tragische Ereignisse, mit dem geistigen Auge zu erkennen, finden wir nicht allzuselten bei nordischen Völkern, bei den Skandinaviern, den Schotten und Iren (dort als second sight bekannt) und in den nördlichen Teilen Deutschlands. Im Plattland bezeichnet man sie als: Schicht to kiken; in Westfalen sind es die Spökenkiker, also die Spukseher, und dort besonders nervös krankhaft Veranlagte, die die Gabe selbst als etwas Quälendes empfinden und beglückt sind, wenn sie, gesundheitlich erstarkt, von ihr wieder befreit werden. Eine rein experimentelle Erforschung des übersinnlichen Phänomens ist bis jetzt noch nicht möglich geworden. Daher fehlt uns auch eine Erklärung dafür. Es handelt sich dabei um Wahrnehmungen, die allen Gesetzen, unter denen menschliches Erkennen sonst steht, direkt hohnsprechen. Die Begriffe von Raum und Zeit sind aufgehoben. Es gibt kein Gestern und kein Morgen. Im Moment seines Geschehens scheint ein unterbewußter Zusammenhang zwischen dem Sehen und dem Wissen der gesamten Umwelt einzutreten, seine seelischen Kräfte in das „Weltbewußtsein“ hineinzufließen, in dem alles, was je ein Mensch erlebt hat oder erleben wird, gleichsam eingeschrieben ist. Wer müßte dabei nicht an die platonische Welt der Ideen denken? Eine derartige Fähigkeit einfach zu verneinen, ist sehr bequem, aber eines denkenden Menschen unwürdig. Wunder, denn ein solches ist das „Zweite Gesicht“ noch für uns, verstoßen nicht gegen die Natur, sondern nur gegen die uns noch unbekannte Natur, hat schon der große Kirchenvater Augustinus erklärt. Dogmatische Skeptiker haben gesagt, die zeitliche Vorschau sei Unsinn, denn Ursache und Wirkung ließen sich nicht so vertauschen, wie man z. B. einen Film rückwärtslaufen lassen kann. Das ist aber unlogisch, weil es sich hier überhaupt nicht um die Umstellung von Ursache und Wirkung handelt, sondern um das Vorhersehen eines Ereignisses, ebenso wie wir ja auch sonst in der Astronomie und Meteorologie viele Ereignisse voraussehen. Der Unterschied besteht bloß darin, daß es sich dabei um die oberbewußte Durchschauung eines ursächlichen Zusammenhangs handelt, während sich beim Zweiten Gesicht ein unter der Bewußtseinsschwelle liegendes Wissen auswirkt. Schon eine einzige brutale Tatsache wirft aber die schönsten Theorien über den Haufen und bläst sie wie ein Kartenhaus um. Wir werden also die Tatsachen entscheiden lassen. Der

Praktisches Gepäck — eine wichtige Vorbedingung für angenehmes Reisen.

Für große Land- und Seereisen bedeutet der Schrankkoffer (siehe Bild oben links, geöffnet und geschlossen) ein unentbehrliches Requisit. Wie zu Hause im Schrank, so übersichtlich geordnet hangen und liegen darin die Kleidungsstücke. Mühelos gepackt, verwahrt der Schrankkoffer seinen Inhalt, ohne daß etwas zerdrückt und unansehnlich wird. Ebenso hat sich der Handschrankkoffer (unten links) als überaus praktisches Reisegepäck erwiesen. Er kann bequem mit ins Abteil genommen werden und faßt doch mehrere Anzüge und Kleider, Schuhe und Wäsche für mindestens 14 Tage. Auch an weiterer Reiseausrüstung bietet heute die Kofferindustrie eine reiche Auswahl, wie Einrichtungskoffer, Reisesäcke, Hutkoffer und -schachteln, Schreibköfferchen, Reisenecessaires, Reiseapotheken u. a. m.; für alle Wünsche ist in zweckmäßiger Weise gesorgt. — Unser Bild zeigt eine Reihe neuester Originalmodelle der Firma Moritz Mädler in Leipzig.

75 Jahre Gebrüder Schoeller, Düren (Rhld.)

Am 1. Juli dieses Jahres feiert die Teppichfabrik Gebrüder Schoeller in Düren (Rhld.), die Herstellerin der bekannten Anker-Teppiche, ihr 75jähriges Jubiläum. Ein aus diesem Anlaß von der Firma verfaßtes Werk gibt zunächst kurze Lebensbilder der Mitglieder der Familie Schoeller, die in vier Generationen das Unternehmen von der Gründung zu seiner heutigen führenden Stellung in der Deutschen Teppichindustrie gebracht haben.

Diesem persönlichen Teil folgt die Geschichte des Werkes, das am 1. Juli 1854 mit der Teppichherstellung begann und sich nach Überwindung großer Schwierigkeiten im Laufe der Jahrzehnte zu dem entwickelte, was es heute ist.

Gleichzeitig mit der Schilderung der einzelnen Fabrikationsabteilungen wird anschließend die Fabrikation von Druck- und Jaquardteppichen genau beschrieben, sodaß auch der Laie sich ein Bild von den interessanten und vielseitigen Arbeitsvorgängen machen kann. Erläutert wird dieses Kapitel durch eine große Anzahl von Photographien, Skizzen und künstlerischen Radierungen.

Allgemeines Interesse verdient auch der Abschnitt über die Fürsorgeeinrichtungen des Werkes.

In einem besonderen Kapitel „Die Entwicklung der Muster“ wird ein Rückblick auf die zahlreichen Geschmacksänderungen in den verflossenen drei Menschenaltern gegeben. Durch eine große Anzahl typischer Teppichmuster sind die einzelnen Geschmacksrichtungen illustriert.

So stellt das Werk einen bemerkenswerten und erfreulichen Beitrag zur deutschen Industrie- und Wirtschaftsgeschichte dar, das sicherlich auch außerhalb des Kreises der zunächst Beteiligten großes Interesse und weiteste Beachtung finden wird.

Ansicht der gesamten Fabrikationsanlagen.

prägnanteste Fall des Zweiten Gesichts aus älterer Zeit ist die auch von Kant bestätigte Ansage Swedenborgs vom Brande Stockholms. Am 19. Juli 1759 war es, als Swedenborg in Gotenburg nachmittags in großer Gesellschaft plötzlich die Vision einer in dem 50 Meilen entfernten Stockholm wütenden furchtbaren Feuersbrunst überfiel, die er genau von ihrem Beginn bis zu ihrem Ende beschrieb, genau so, wie sie zwei Tage später durch den Bericht eines von dort kommenden Kuriers geschildert wurde. Obgleich diese merkwürdige Tatsache auch von Kant erwähnt wird, hat man sie doch von anderer Seite geleugnet. Jede Skepsis muß aber vor den zahlreichen Berichten über die Beobachtung des Zweiten Gesichts haltmachen, die in den letzten Jahrzehnten mit kriminalischer Strenge geprüft worden sind. Fast alle verdanken wir der berühmten englischen Gesellschaft für Seelenforschung, zu deren Präsidenten auch der Leipziger Philosoph Hans Driesch wiederholt gewählt worden ist. Man darf ohne Übertreibung behaupten, daß diese Vereinigung von Gelehrten, der viele Koryphäen der Wissenschaft angehören, alle Fälle unter erbarmungsloser Kritik gesichtet und lieber das „Vielleicht Echte" ohne letzten Beweis abgelehnt als „Möglicherweise Unechtes" zugelassen hätte. Der Schluß ist unabweislich, daß es in der Tat das Phänomen des Zweiten Gesichts gibt.

Dr. G. Zenker.

Krankheitszeichen am weichen Gaumen.

Für die Diagnose von krankhaften Veränderungen im Organismus sind von besonderer Bedeutung die Erscheinungen, die der direkten Betrachtung zugänglich sind. So kann man durch einfache Betrachtung des weichen Gaumens, also des rückwärtigen Abschnittes vom Munddach, sich rasch orientieren über Erkrankungen im Bereich des Magendarmkanals oder seiner Anhangsdrüsen. Charakteristisch ist, daß die Schleimhautveränderungen des weichen Gaumens niemals am harten Gaumen auftreten. Diese Tatsache ist zurückzuführen auf entwicklungsgeschichtliche Vorgänge. Der weiche Gaumen wird vom inneren, der harte Gaumen vom äußeren Keimblatt gebildet. So erklärt sich auch, daß Veränderungen des Darmschlauches nur am weichen Gaumen zum Ausdruck kommen. Die Abweichungen des gut durchbluteten, fleischroten Gaumens können sich äußern als Veränderungen der Farbe, der Blutfüllung und des Wasserfettgehalts. Derartige krankhafte Veränderungen verursachen aber keine lokalen Krankheitserscheinungen. Sie zeigen sich bereits oft vor Ausbruch der auslösenden Erkrankungen und können sogar nach Abklingen der Krankheit als dauernde Spur zurückbleiben. Es handelt sich also bei den pathogenen Veränderungen am weichen Gaumen um ein Zeichen einer krankhaft veränderten Physiologie. So beruht die Farbenveränderung von hellem Zitronengelb bis Goldgelb auf Leber- und Gallenwegsleiden, z. B. Gelbsucht (Ikterus), während bräunliche oder Bronze-Verfärbungen oft auf Krankheiten der Bauchspeicheldrüse hinweisen. Eine Blutfüllung (Hyperämie) ist ein Begleitsymptom bei Zwölffingerdarmerkrangen, z. B. Geschwür, ferner oft bei Zuckerharnruhr (Diabetes mellitus) und bei Erhöhung der roten Blutkörperchen (Polyzythämie). Die ungenügende Durchblutung (Anämie) des weichen Gaumens findet sich bei Tuberkulose und Krebs, ferner bei gewissen Nervenleiden, Rückenmarksschwindsucht (Tabes dorsalis) sowie bei Blutkrankheiten. Eine Vermehrung des normalen Fettlagers deutet auf Störungen im Lipoidstoffwechsel hin, wie es vorkommt z. B. bei Krebs, Syphilis, Nierenentzündung, Nebennierenerkrankung u. a. Besonders deutlich prägt sich eine Verminderung des Fettlagers aus als Folge von Tuberkulose, Recklinghausenscher Krankheit, Überfunktion der Schilddrüse (Basedowsche Krankheit) und anderen Zehrkrankheiten. Der weiche Gaumen sieht dann aus wie lackiert und zeigt einen äußerst zarten Bau. Die geschilderten Veränderungen können alle als unspezifische Feststellungen von gewissen Stoffwechselstörungen verwertet werden. Allerdings ist es für den geübten Arzt gelegentlich möglich, aus dem gleichzeitigen Bestehen mehrerer Abweichungen das Grundleiden genauer zu bestimmen, wie ein Beispiel zeigen mag. Sowohl bei Krebs als auch bei innerer Syphilis und Zuckerharnruhr zeigt sich eine Fettvermehrung, jedoch ist die Blutverteilung bei diesen Krankheiten verschieden. Bei Krebs besteht eine Anämie, bei Zuckerharnruhr eine Blutfülle und bei innerer Syphilis eine teilweise Blutfülle, die dem weichen Gaumen ein eigentümlich fleckiges Aussehen gibt. Die Veränderlichkeit des weichen Gaumens zeigt also deutlich, daß alle Organe des Organismus in Wechselwirkung stehen. Der Wiener Arzt Paul Neuda hat das große Verdienst, auf die Bedeutung des weichen Gaumens als Trägers von Krankheitszeichen aufmerksam gemacht und die Symptomatik dieser Erscheinungen erforscht zu haben.

Dr. Karl Frz. Hoffmann.

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK / VON DR. EGBERT DELPY

Im Zeichen der „Neuen Sachlichkeit" hat sich jene rückblickende Tatsachenschilderung vollzogen, die den deutschen Büchermarkt mit einem Schlage mit jener Hochflut von Weltkriegsberichten überströmt hat, die ich kürzlich hier charakterisiert und in ihren Höhepunkten besprochen habe. Inzwischen ist die Woge weitergerollt und hat neue Bücher aufgeworfen, in denen die Sachlichkeit der Tatsachenschilderung bereits ein anderes, neues Gesicht zeigt. Vom Weltkrieg selbst beginnt sie sich schon zu entfernen und nimmt im selben Maße, wie sie sich uns nähert, wieder leidenschaftlichere, persönlich hitzigere Farben an. Auf der Grenzscheide zwischen grauer Sachlichkeit und dem Schrei aufgewühlter, blutender, nach Befreiung ringender Seele steht das ergreifende Buch „Prisonnier Halm" von Karl Wilke (Koehler & Amelang, Leipzig). Es ergänzt die Schützengraben-Impressionen durch die Schilderung des Kriegsgefangenen-Leids in der von französischem Haß vergifteten Atmosphäre des Feindeslands. Was Wilke von den Körper- und Seelenqualen deutscher Gefangener in französischen Lagern nach persönlichem Erlebnis erzählt, ist für den Leser noch aufregender und erschütternder als die Schilderungen wildester Frontqual, da das Moment des Kämpfens, des Sich-Wehren-Könnens hier wegfällt und sich die blanke sadistische Gemeinheit und Freude am Quälen des wehrlosen Gegners furchtbar enthüllen. Man fühlt, was es bedeutet, wenn diese in den „Vergeltungs"-Lagern fast verrückt gewordenen Gefangenen sich nach der „guten Front" zurückwünschen, und schaudert in tiefster Seele darüber.

Das alles wirkt um so tiefer, als der Erzähler sich von tendenziöser Übersteigerung und Einseitigkeit durchaus frei hält und keinen noch so kleinen Lichtblick im Dunkel dieser Hölle verheimlicht. Aber das Beste, das Entscheidende in dem Buche ist die Entschlossenheit, mit welcher der Held der Erzählung, der Gefreite Halm, von Beruf Handwerker, Buchbinder, den seelischen Kampf gegen die Not solcher Gefangenschaft aufnimmt. Hier erlebt man, was man bei Remarque vergeblich sucht, die aller Qual zum Trotz immer wieder aufleuchtende seelische Widerstandskraft, die sich den Glauben an den tieferen Sinn und die höheren Mächte des Lebens durch kein Kriegselend und keine Gefangenenqual rauben läßt. Hier ist wirkliches Heldentum, das in aller Schlichtheit und Selbstverständlichkeit aus sich selbst heraus die Mittel findet, Grauen und Verzweiflung zu paralysieren und zu überwinden. Was die Seele vermag, sagt dies Buch den pessimistischen Zeitgenossen und Berichtschreibern endlich einmal mit befreiender Eindringlichkeit. Ein besserer Epilog zu den Weltkriegsbekenntnissen der Gegenwart hätte nicht geschrieben werden können.

Den Spuren dieser Tatsachenberichte, die meist von Männern geschrieben wurden, denen die Literatur bisher Neuland war, beginnen nun aber auch die Literaten selbst zu folgen. Freilich auf ihre Weise. Ein eklatantes Beispiel dafür gibt Arnolt Bronnen mit seiner neuen Roman-Sensation: „O. S." (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin). Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, wie dieser neben Bert Brecht bekannteste Wortführer der jungdeutschen Moderne, hier die Kämpfe um Oberschlesien im Mai 1921 zum siedenden Brennpunkt einer wild aufgepeitschten Romanhandlung macht, deren nirgendwo verhüllter Endzweck es ist, den unerhörten tragischen Kampf der deutschen Freischaren um deutsches Land und deutschen Besitz gegen die polnischen Insurgenten, die interalliierten Kommissionen, Besatzungen und nicht zuletzt gegen die deutsche Regierung in Berlin als großen Akt nationaler Selbstbehauptung zu legitimieren und ihn anklägerisch wider das undankbare Deutschland, das jene Kämpfer im entscheidenden Moment im Stiche ließ, verriet, unter Anklage stellte, in Schutz zu nehmen. Ob Bronnen in der Hitze des Parteiergreifens die politischen Tatsachen richtig sieht und bewertet, mag dahingestellt bleiben. Sehr bedeutsam und von außerordentlicher Wirkung bleibt die Tatsache, daß hier ein junger Intellektueller sich rückhaltlos zum nationalen Gedanken bekennt und mit heißer Jugendlichkeit gegen die bitteren Farcen, Erbärmlichkeiten, Ungeheuerlichkeiten internationalen Völkerschachers Sturm läuft. Deutsche Schmach und deutsches Leid sieden in heftigen Wellen durch das seltsame Buch, das in jedem Punkte, im Menschlichen wie im Künstlerischen, quält und fesselt zugleich. Technisch völlig Produkt der Zeit, chaotisch und zerrissen, in phantastisch atemraubendem Rhythmus dahinjagend, alles sagend, vor nichts zurückschreckend, wirkt es wie ein funkensprühendes, wild entfesseltes Phänomen, dessen gellende nationale Fanfare hoch über dem quirlenden, turbulenten, überschäumenden Chaos des Geschehens man nicht wieder aus dem Ohr verliert... In jedem Sinn ein flammendes, unheimliches, widerspruchsvolles Dokument aus Gegenwart und jüngst vergangener Zeit, das über den Durchschnitt der literarischen Produktion mit kühner Geste und wildem Schrei hinwegfegt...

Noch näher an die Gegenwart heran drängt das neue Buch Otto Nebelthaus: „Kapitän Thiele" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg), das sich im Untertitel „Geschichtlicher Roman aus unseren Tagen" nennt. Hier ist die noch in aller Gedächtnis haftende Berliner Pressekampagne gegen einen hohen Marineoffizier wegen angeblicher Veruntreuung von Reichsgeldern zum Fundament einer Romanhandlung gewählt, die sich zu einem Kulturporträt des neuen Deutschlands von unheimlicher, atemversetzender Schärfe auswächst. Auch in diesem, grelle Tatsachen mit blendendem Geschick künstlerisch verwirkenden Buch lebt die Auflehnung gegen den alles zersetzenden Geist eines sich fortschrittlich gebärdenden intellektuellen Deutschtums, dem jede Regung nationalen Geistes von Grund aus verhaßt und verächtlich ist. Mit verblüffender Kenntnis und erstaunlichem Freimut porträtiert der Verfasser die führenden Drahtzieher dieses Internationalismus in Berlin, gibt zugleich einen Querschnitt durch die ganze „tonangebende" Berliner Gesellschaft, zeichnet mit unheimlicher Anschaulichkeit das Panorama des quirlenden Chaos über dem Abgrund, eine tolle Welt entwurzelter Literaten, Politiker, Amüseure, die aus dem Unglück Deutschlands ihren Honig saugen... Auf solchem Hintergrund zeigt er die Tragödie jener Männer, denen Deutschlands Ehre und Wiederaufrichtung zum heiß und zäh verteidigten Lebensinhalt geworden ist, enthüllt speziell in einer in großartigen Spannungen fortschreitenden Handlung den aufregenden Kampf des Kapitäns Thiele um eine große Tat nationaler Aufrüttelung der Volksmassen durch das Mittel des Films, die schließlich am Haß der Internationalen scheitert. Ein teuflisch geschickt geführter Pressefeldzug bringt den Bestes wollenden Offizier zur Strecke. Das tonangebende Berlin triumphiert und mit ihm der dämonische Drahtzieher im Hintergrund, Larenski, Sowjetrußlands Geheimagent... All das ist glänzend erzählt und mit fast virtuosenhaft überlegener Darstellungskunst vorgetragen, deren scheinbare Kühle im schimmernden Reichtum ihrer Nuancen unwiderstehlich in Bann schlägt. Die künstlerische Kraft, die hier ein Zeitdokument über die vergiftete Atmosphäre des Stofflichen hinaus in die reinere Luft des menschlich Erschütternden hob, spricht außerordentlich für diesen jungen Hamburger Erzähler, der in verheißungsvollem Aufstieg begriffen scheint.

Wenn man nach dem Genuß von so viel Aktualität ein bißchen sehnsüchtig Ausschau hält nach Büchern, die wieder nur das ewige Kaleidoskop des Lebens buntschillernd aufschütteln rings um den Pseudohelden Mensch herum, so stößt man auf den neuen Roman „Der Mann, der nie genug hat" von Hans Natonek (Paul Zsolnay Verlag, Berlin und Wien) und findet ein mit subtiler schriftstellerischer Kultur geschriebenes Buch, das die nie zu stillende innere Unruhe, Sehnsucht, Gier des Menschen nach dem Unbekannten, Unerhörten, ihn endlich ganz Erfüllenden und Sättigenden im amüsant staffierten Kostüm der Zeitmode ironisch-sachlich und doch mit ernstem, zuweilen leidenschaftlich durchbrechendem Unterton eigener Unruhe darstellt. Ein kleiner Bankbeamter, jung, glücklich verheiratet, bricht aus quälender Angst vor dem Alltag jäh aus der bürgerlichen Hürde aus, verläßt die allzu korrekte Frau, verschleudert in der sogenannten großen Welt das defraudierte Vermögen, taumelt durch alle Hohlheit des Genusses, findet neue Spannkräfte im tollkühnen sportlichen Wagen eines Ozeanflugs, trinkt Ruhm und Reichtum in gierigen Zügen, um endlich doch, enttäuscht von allen Abenteuern, zu ihr, der Verlassenen, einzig Geliebten, heimatsehnsüchtig zurückzukehren... Dieser Kreislauf der Lebensgier vom kleinen Glück durch die brandenden Sensationen des Lebens zurück zum kleinen Glück, ungezählte Male dargestellt in allen Literaturen der Welt, gewinnt seine besondere Bedeutung durch die Verschmelzung zweier kontrastierender Welten, die in der Moderne sonst peinlich getrennt gehalten werden. Die Hüterin der Korrektheit und aller verbrieften Ideale behauptet sich dem alle Bande sprengenden Manne gegenüber siegreich als Inbegriff der Erfüllung. Das ergibt innerhalb der durchaus modernen geistigen Struktur des Buches einen eigenartigen Sonderklang, wie man ihm nicht häufig begegnet. Die ewige Tragikomödie des Mannes findet damit eine tiefere und ehrlichere

Auf Grund der uns schon jetzt täglich zugehenden Bestellungen und Anfragen geben wir bekannt, daß die

Einbanddecke zu Band 172 (Januar bis Juni 1929) der Jllustrirten Zeitung

im September nach Drucklegung des Inhaltsverzeichnisses zur Ausgabe gelangt. Der Preis ist der gleiche wie bei den vorher erschienenen Einbanddecken und beträgt Reichsmark 4.—, zuzüglich Versandspesen.

GESCHÄFTSSTELLE DER JLLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER) IN LEIPZIG C 1, REUDNITZER STRASSE 1–7.

Beleuchtung, als das gewerbsmäßige literarische Übermenschentum unserer Zeit dafür bisher aufzubringen vermochte.

Wer ein Gegenbild zu diesem typischen Mannesbuch sucht, der lese des Dänen Einar Christiansen großangelegtes Doppelgemälde „Ottilie“ (Georg Westermann, Braunschweig). Hier wird das Frauenschicksal von Urgroßmutter und Enkelin innerhalb eines dänisch-deutschen Kaufmannsgeschlechts in interessante Parallele gestellt. Die entscheidende Wirkung der Zeit und ihrer differierenden Ströme auf die gleichen großen menschlichen Anlagen zweier durch ein Jahrhundert getrennter Frauen tritt ungemein fesselnd, fast mit dramatischer Wucht in die Erscheinung. Dort eine Gefangene des Familienbegriffs, gezwungen, reiches eigenes künstlerisches Blühen zu vergraben, aber doch als Mutter weitreichende Herrin eines ausgefüllten Lebens. Hier eine Befreite, Kind unserer Zeit, sich lösend vom Familienbann, dem Phantom der Kunst folgend und darüber in der Fremde zerbrechend, verzehrend. Im so verschiedenartigen Schicksal beider Ottilien spiegelt der Autor das Problem, die Tragödie des Weibes, die um so schärfer in die Erscheinung tritt, je stärker der Persönlichkeitswert mit dem natürlichen Zentrum des Frauenlebens, der Familie, in Konflikt gerät. Was Frauen in diesem letzten Jahrhundert ihres Befreiungskampfes erstrebt, erlitten und erfahren haben, lebt in dem breit aufgebauten Roman des Dänen, durch dessen Seiten das wirkliche Leben tendenzlos, aber beredt genug dahinströmt. Frauen werden dies Buch mit besonderem Griff festhalten.

Freunden volkstümlichen Humors sei noch das amüsante Buch Gottfried Kölwels „Volk auf alter Erde“ (Georg Müller, München) empfohlen. Aus heller Freude am Volkshaften und im natürlichen Hindrängen zu den stärkenden Urquellen aller dichterischen Imagination hat der Münchener Schriftsteller diese Schnurren, Burlesken, Eulenspiegeleien aus dem bayrischen Volksleben gesammelt und künstlerisch gestaltet. Daß er sie im behäbig sachlichen Tonfall des augenzwinkernden, aber sonst sich durchaus ernst haltenden Chronisten vorträgt, erhöht ihre Wirkung. Man folgt schmunzelnd und glaubt sich manchmal bei Schelm Boccaccio zu Gast ... Ein zweiter Band, der hauptsächlich die tragische Seite des Volkes aufzeigen soll, ist als Gegenstück geplant. Man darf gespannt sein, wie sich die beiden kontrastierenden Sammelbände zum Ganzen runden werden.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

aar — bo — bu — burg — bus — ce — dar — de — di — dor — dro — e — e — e — e — e — es — gau — ge — gel — gen — glo — her — i — i — i — i — ka — kor — kor — la — lan — lend — lin — lot — me — me — mit — mo — nat — ne — ni — no — now — pa — phä — pist — qui — ri — rin — ro — sa — sau — sol — spi — tam — te — ten — tog — tom — trap — tro — un — us — wa — wald — war

sind 24 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben. Die Wörter bedeuten: 1 Kamel, 2 russischer Name, 3 Gefährt, 4 Teil der Wohnung, 5 Held von Artus' Tafelrunde, 6 Symphonie von Beethoven, 7 Stacheltier, 8 Meßvorrichtung, 9 Gemüse, 10 Lostrommel, 11 biblische Gestalt, 12 Nachbildung der Erdkugel, 13 Wassernixe, 14 Schellentrommel, 15 Stadt im Harz, 16 Schweizer Ritter, 17 Schweizer Kanton, 18 Mönch, 19 weiblicher Vorname, 20 Teemaschine, 21 Siegeszeichen, 22 Ort in Oberbayern, 23 militärisches Geleit, 24 Pelzwerk.

Quadraträtsel.

I

			N
		D	
	R		
E			

II

H			
	F		
		A	
			E

III

K			
	A		
		L	
			N

IV

			N
		L	
	R		
T			

Die Buchstaben A A A A A A C D E E E E E E F G G H I I I L L L L L M M N N N N O O O O O O O P R R R R S S S T U Ü Y sind noch so in die Quadrate zu setzen, daß die wagerechten Reihen folgende Wortbegriffe ergeben: I 1 Waldpflanze, 2 Planet, 3 Farbe, 4 Geweihtier. II 1 Wäldchen, 2 Kletterpflanze, 3 Kalif, 4 Hafenbauwerk. III 1 Düngemittel, 2 Teilzahlung, 3 Stadt in Norwegen, 4 Holzsplitter. IV 1 Stadt an der Rhone, 2 Fischart, 3 Fluß in Italien, 4 tierischer Fettstoff. — Werden die vier Quadrate in eins zusammengezogen, so nennen die beiden Diagonalreihen eine Komposition von Joh. Strauß.

Homonym.

Hier wechseln sie in Liedern, in Fugen und Kantaten;
Dort werden sie gewechselt von klugen Diplomaten.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4399.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4397.

Kreuzwortrahmen: 1 Chiemsee, 2 Indien, 3 Eduard, 4 Miasma, 5 Sermon, 6 Pendants.

Stufenrätsel: 1 a, 2 ah, 3 ach, 4 Fach, 5 Schaf, 6 Schlaf, 7 Flausch, 8 Schaufel.

Kontraste: Einst, innen, nirgends, breit, eng, real, unten, fern, irdisch, spät, trüb, dunkel, alt, schwer, rauh, übel, christlich, krumm, grob, rund, adelig, trocken, demütig, ehrlich, süß, lustig, ernst, bös, eisig, niedrig, schwarz. — Ein Beruf ist das Rückgrat des Lebens.

Schachaufgabe: 1. Lf8—a3, Ke5—f4. 2. La3—c1!, Kf4—e5. 3. Sd4—e2, d3×e2. 4. d2—d4 ‡.

Rösselsprung: Geh den Weibern zart entgegen, / Du gewinnst sie, auf mein Wort. / Und wer rasch ist und verwegen, / Kommt vielleicht noch besser fort. / Doch wem wenig dran gelegen / Scheinet, ob er reizt und rührt, / Der beleidigt, der verführt.

Zahlenrätsel: 1 **Aroma**, 2 **Uhland**, 3 **Fuge**, 4 **Futter**, 5 **Lied**, 6 **Urban**, 7 **Tiber**, 8 **Fieber**. — „Auf Flut folgt Ebbe.“

Silbenrätsel: 1 **Epigramm**, 2 **Massage**, 3 **Akelei**, 4 **Novalis**, 5 **Utrecht**, 6 **Epidemie**, 7 **Lothar**, 8 **Genua**, 9 **Elfenbein**, 10 **Iffland**, 11 **Burgunder**, 12 **Ellipse**, 13 **Lyra**. — Emanuel Geibel — Meister Andrea.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.